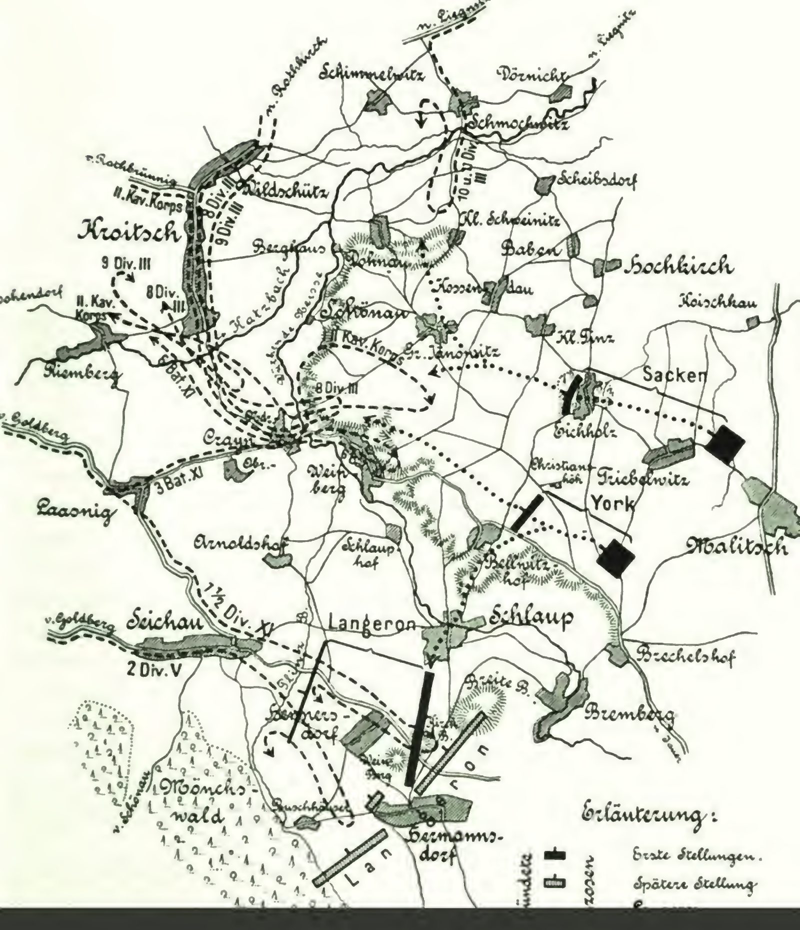


Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde

Prussia (Kingdom). Armee. Grosser Generalstab





Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

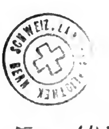
Herausgegeben

vom

Großen Generalstabe

1904

Erster Jahrgang



Mit 20 Kartenbeilagen und 71 Textskizzen

Berlin 1904

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.





Zur Einführung.

Die Zeitschrift wird Aufsätze taktischen und kriegsgeschichtlichen Inhalts sowie Nachrichten über interessante Truppenübungen und Mitteilungen über fremde Armeen enthalten. Bei letzteren wird vor allem Gewicht gelegt werden auf die Wiedergabe des für die Organisation, Ausbildung und Führung Wesentlichen und Lehrreichen und zwar nicht in der Form bloßer Zusammenstellungen, sondern abgeschlossener Aufsätze. Der Generalstab hat sich hierbei von der Absicht leiten lassen, das ihm zufließende reichhaltige Material einem größeren Leserkreise innerhalb der Armee zugänglich zu machen.

Die Aufsätze werden bemüht sein, den Leser fortlaufend über alle innerhalb der fremden Armeen beobachteten Bestrebungen und Erscheinungen auf militärischem Gebiet zu unterrichten, sowie auch zur Klärung wichtiger operativer und taktischer Fragen im allgemeinen beizutragen suchen. Die Abhandlungen kriegsgeschichtlichen Inhalts sollen die Erfahrungen der neueren Kriegsgeschichte für die Truppenführung nutzbar machen.

Die Schriftleitung der Zeitschrift liegt in Händen der Kriegsgeschichtlichen Abteilung I.

Als Mitarbeiter kommen zunächst die Offiziere des Großen Generalstabes, die Lehrer an der Kriegsakademie und die Offiziere des Truppen-Generalstabes sowie der Festungsstäbe in Betracht. Eine spätere Beteiligung weiterer Kreise der Armee ist in Aussicht genommen.

Die Hefte erscheinen im ersten Monat eines jeden Vierteljahres. Der Umfang des ganzen Jahrganges beträgt 50 Druckbogen einschließlich der Textskizzen und Kartenbeilagen.





Der gegenwärtige Stand der taktischen Ansichten in Frankreich.

In Frankreich haben, ebenso wie in Deutschland, die überraschenden Erscheinungen des Burenkrieges Anlaß zu lebhaften Erörterungen über die den modernen Waffen entsprechende Taktik, insbesondere über das Angriffsverfahren der Infanterie, gegeben. Der Streit der Meinungen erregt dadurch ein besonderes Interesse, daß in ihm Offiziere von hohem Ansehen, vor allem eine Reihe von Mitgliedern des obersten Kriegsrates, das Wort ergriffen haben. Dieser oberste Kriegsrat, der in Frankreich dem Kriegsminister beratend zur Seite steht, erhält eine besondere Bedeutung dadurch, daß sein Vizepräsident der im Kriegsfalle als Oberkommandierender des gegen Deutschland bestimmten Heeres vorgesehene General ist, während die einzelnen zukünftigen Armeeführer ihm als Mitglieder angehören. Sowohl der jetzige Vizepräsident, General Brugere, wie auch die Armeeführer de Negrier und Langlois und der frühere Armeeführer, der inzwischen verabschiedete General Keßler, haben ihre Ansichten teils mündlich, teils schriftlich zum Ausdruck gebracht. In dem dadurch entstandenen Streit haben sich im allgemeinen zwei große Parteien herausgebildet, von denen die eine die Schlachtentscheidung im napoleonischen Sinne durch den Stoß geschlossener Reserven herbeiführen will, während die andere die Bedeutung des Feuers und die Wirkung der Umfassung in den Vordergrund stellt.

Zunächst erschien 1901 im Septemberheft der Revue des deux mondes ein Aufsatz „Les tendances nouvelles de l'armée allemande", der anscheinend von General de Negrier herstammt und als der Vorbote der größeren, ein Jahr darauf erschienenen, Veröffentlichungen betrachtet werden kann.

Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß Taktik und Kampfverfahren eng mit der Disziplin zusammenhängen. In einer Armee, in der der Gehorsam nur durch Drohung und Strafe erzwungen werden kann, muß man die Truppen im Gefecht in geschlossenen Formationen zusammenhalten, in denen sie beständig unter der Aufsicht ihrer Vorgesetzten sind. Dagegen bedürfen Truppen, die auf Grund einer gesteigerten Moral aus freiem Antrieb sich der Disziplin unterwerfen, nur der Führung und ge-

statten die Anwendung derjenigen Taktik, die dem Stande der Bewaffnung am besten entspricht. Ihre Kampfform ist vornehmlich das Schützengefecht, ihre Ausbildung muß hauptsächlich die Entwicklung der Individualität erstreben. Eine solche Armee wird der andern stets überlegen sein.

Der Verfasser des Artikels will nun beobachtet haben, daß sich in der deutschen Armee neuerdings der Übergang von der alten Form der „Strafdisziplin" zu der neuen „Moraldisziplin" vollziehe und eine neue auf Entwicklung der Individualität und gegenseitigem Vertrauen begründete Taktik im Gefolge habe. Insbesondere die großen Manöver des Jahres 1900 hätten diese Umwälzung erkennen lassen.

Zum Beweise seiner Behauptung beschränkt sich der Verfasser darauf, auf die Fechtweise der friderizianischen Zeit und auf die seiner Ansicht nach mißlungenen Angriffe am 18. August 1870 hinzuweisen, mit denen er die Ereignisse bei Plewna in Vergleich stellt. „Meine Maschinen sind bereit", habe bis vor wenigen Jahren noch der Kompagniechef seinem Kommandeur gemeldet, wenn die Rekrutenausbildung beendet war. Für ihn sei also noch der Soldat nur eine Maschine ohne freien Willen und ohne eigene Gedanken gewesen. Erst seitdem der militärische Geist der Nation sich hinreichend entwickelt habe, um die neue Taktik auf der Initiative des einzelnen Mannes zu begründen, sei man seit dem Jahre 1898 allmählich zu einem neuen Verfahren übergegangen. Statt sich vor der Schlacht zusammenzuziehen, wie man es überall sonst für nötig erachtet, marschieren die Deutschen in breiter Front an, um die Umfassung vorzubereiten. Wirkung wird heute nur durch Feuer erreicht. Es handelt sich daher für die Infanterie hauptsächlich um starke Feuerentwicklung. Ohne vorherigen Aufmarsch gehen die Marschkolonnen gleich zum Schützengefecht über. Von vornherein werden dichte Schützenlinien entwickelt; diese führen später auch den Sturm aus, nicht aber geschlossene Reserven. Überhaupt werden keine Reserven zurückgehalten.

Im Juni 1902 erschien nun in derselben Revue des deux mondes von einem ungenannten Verfasser ein Aufsatz „Quelques enseignements de la guerre sud-africaine", der großes Aufsehen erregte und wohl als der Ausgangspunkt des seitdem in der französischen Militärliteratur entbrannten lebhaften Streites betrachtet werden kann. Bald wurde allgemein bekannt, daß der Verfasser General de Negrier war. Sowohl mit Rücksicht auf die Bedeutung dieser Persönlichkeit wie auch wegen der in dem Aufsatz niedergelegten radikalen Anschauungen ist es erforderlich, auf den Inhalt näher einzugehen. Es handelt sich um die auch bei uns so viel umstrittene Frage, welche Lehren aus dem südafrikanischen Kriege für die kontinentalen Heere gezogen werden können. Negriers Schlußfolgerungen sind folgende:

Gewisse Lehrer der Kriegskunst sehen noch immer in den napoleonischen Feldzügen das Evangelium nicht nur der Strategie, sondern auch der Taktik und wollen auch

jetzt noch mit den neuen Waffen das alte Verfahren anwenden. Noch immer sieht man bei den meisten großen europäischen Manövern, wie nach einer mehr oder weniger langen Feuervorbereitung die Infanterie in dichten Massen mit klingendem Spiel und schlagendem Tambour mitten auf den Feind zum sogenannten „entscheidenden Angriff“ (attaque décisive) antritt. Entscheidend sind diese Angriffe allerdings, aber, wie wir seit dem 18. August 1870 wissen, für den Angreifer: sie werden mit einer blutigen Niederlage enden.

Vor allen in den alten Armeen ist die Tradition noch heute ein Hemmnis für jeden Fortschritt, wie sie 1806 die preußische Armee ins Unglück gestürzt hat. Wie alles, was uns umgibt, ist auch die Kriegskunst in einer beständigen Umwälzung; sie ist keine abgeschlossene Wissenschaft. Selbst die großen Meister, wie Hannibal und Napoleon, sind nur bewundernswerte Beispiele dessen, was mit den damaligen Mitteln und unter den damaligen Verhältnissen erreicht werden konnte, aber sie können heute, bei gänzlich veränderten Kriegsmitteln, keineswegs ohne weiteres nachgeahmt werden.

Diejenigen Umwälzungen, die durch die neuen Verhältnisse gefordert werden, vollziehen sich in Friedenszeiten nur schwer. Um so wichtiger ist es, wenn ein Krieg, wie der südafrikanische, Gelegenheit zu Beobachtungen und Schlußfolgerungen gibt. Wenn dieser Krieg sich auch unter ganz besonderen Verhältnissen vollzog und somit zu einer endgültigen Lösung der taktischen Fragen und zur Feststellung einer Zukunftstaktik nicht ausreichenden Anhalt gibt, so zeigt er doch, daß unser bisheriges Kampfverfahren nicht ausreicht.

Wenn man die Verhältnisse des heutigen Gefechts zergliedert und von dessen Anforderungen sich Rechenschaft ablegt, so wird man in der Lage sein, die Ausbildung der Truppe auf eine neue Grundlage zu stellen. Die Engländer wurden durch die modernen Schnellfeuerwaffen zum Aufgeben ihres veralteten Verfahrens gezwungen und nahmen um den Preis schwerer Opfer im Laufe des Feldzugs eine neue, improvisierte Taktik an, die von derjenigen der meisten europäischen Heere grundverschieden ist. Weder das Offizierkorps noch die Truppe, die beide vorzüglich waren, sind an den anfänglichen Mißerfolgen schuld gewesen, sondern nur die Anwendung eines überlebten Kampfverfahrens.

Um die Erfahrungen dieses Feldzuges nutzbar zu machen und um die Umwälzung der Taktik zu erkennen, die sich daraus ergibt, ist es erforderlich, das Kampfverfahren beider Gegner einer Untersuchung zu unterziehen.

Der Bur, auf dem Lande aufgewachsen, gewohnt, weite Räume, den Karabiner in der Hand, zu Pferde zu durcheilen, ein geborener Jäger und in zahlreichen Kriegen mit den Kaffern erprobt, war für den Feldzug in besonderer Weise vorbereitet. Vom europäischen Standpunkte aus betrachtet, war seine militärische Ausbildung allerdings fast gleich Null. Aber unbehindert durch die Fesseln der Tradition fand er mit Hilfe seiner natürlichen Eigenschaften sich zurecht.

Taktisch verhielten sich die Buren grundsätzlich defensiv. Sie entfalteten ihre Schützen in einer langen Linie, ohne Unterstützungen dahinter zurückzuhalten. Kamen Verstärkungen heran, so verlängerten diese rechts oder links die Front. Flankenangriffen begegneten sie, indem sie Kräfte aus der Front schnell hiergegen herauszogen. Solche Bewegungen waren nur möglich, weil sie ihre Pferde in kleinen Gruppen nahe hinter den Schützen bereithielten.

In gut gedeckten Stellungen ließen die Buren die Engländer in der Regel nahe herankommen, um dann plötzlich das Feuer zu beginnen. Die wenigen Geschütze, die sie besaßen, brachten sie meist einzeln und so gedeckt in Stellung, daß die weit überlegene englische Artillerie sie nur selten niederzukämpfen vermochte.

Ihre Schützengräben bestanden nicht aus langen, zusammenhängenden Linien, sondern aus einzelnen kurzen, durch Zwischenraum voneinander getrennten Teilen. Um die Umfassung zu verhindern, war die Front ihrer Stellung im Verhältnis zu ihrer Zahl außerordentlich ausgedehnt. Ihre Feuertaktik bestand hauptsächlich im Schnellfeuer auf kurzen Entfernungen. Um hierfür freies Schußfeld zu haben, richteten sie sich öfters auf dem vorderen Abhang der Höhen ein. Die Front verteidigten sie auf diese Weise mit großer Hartnäckigkeit. Sowie sie aber umfaßt wurden, lief alles in Unordnung zu den Pferden und rettete sich.

Vom Sommer 1900 ab führt der Parteigängerkrieg eine Änderung in der Taktik herbei: die Buren gewinnen Vertrauen und greifen an. Mit Hilfe ihrer Pferde legen sie große Entfernungen hauptsächlich in der Nacht zurück. In der Nähe ihres Ziels angekommen, teilen sie sich in eine Anzahl kleiner Gruppen, die sich allmählich noch in der Nacht dem Feinde nähern. Von Tagesanbruch ab benutzt man nur die Deckungen zum Vorgehen, wenn man infolgedessen auch große Umwege machen muß; das freie Gelände bleibt leer, so daß manchmal große Zwischenräume zwischen den einzelnen Gruppen entstehen. Muß man notgedrungen einmal freies Feld überschreiten, so geschieht dies in ganz kurzen Sprüngen kleiner Gruppen von drei bis sechs Leuten, so daß das englische Feuer immer zu spät eintritt. Solange die Buren vorwärtskommen, ohne gesehen zu werden, feuern sie nicht. Wenn ihre Annäherung aber bemerkt wurde, so unterstützten sie ihr Vorgehen von 600 bis 700 m ab durch das Feuer ganz kleiner Gruppen, die abwechselnd schossen und einige Schritte vorkrochen. So ging jede Gruppe für sich vor, so daß der Angriff nur sehr ungleiche Fortschritte machte. Im letzten Teil des Angriffs nahm dieser in offenem Gelände den Charakter eines stehenden Feuergefechtes an, während da, wo Deckung vorhanden war, die Buren bis auf 50 m kriechend an den Gegner herankamen. War das Gelände günstig und konnten sie von mehreren Seiten aus angreifen, so erlangten sie trotz des Mißverhältnisses ihrer Kräfte die Feuerüberlegenheit und hatten einen überwältigenden Erfolg. Die Engländer konnten nicht mehr den Kopf in ihrer Stellung hochheben, während die rückwärtigen Abteilungen außerstande waren, heranzukommen.

Die große Ausdehnung des Angriffs bezweckte, das Gelände möglichst auszunützen und konzentrisches Feuer zu erreichen.

Welches war nun demgegenüber das Verfahren der Engländer?

Bei den großen englischen Manövern des Jahres 1899 konnte man beobachten, daß die Kampfweise der Engländer ungefähr dieselbe war wie in allen europäischen Armeen. Die Artillerie neigte zu großen, zusammenhängenden Stellungen, die Kavallerie manövrierte in Masse, alle Regimenter sahen vortrefflich aus.

Bald darauf sollte dies Verfahren die Probe auf dem Schlachtfelde bestehen. Die Engländer griffen nach den reglementarischen Grundsätzen an. Nach einem längeren Artilleriekampf trat die Infanterie mit Schützenlinien, Unterstützungstrupps und Reserven an, die Kavallerie deckte die Flanken. Aber man erlitt eine Niederlage nach der andern. Die Truppen stießen unmittelbar auf den Feind, ohne sich durch ein Einleitungsgefecht Klarheit über die Lage verschafft zu haben. Ihre tiefen Formationen dienten dem Gegner als Scheibe und gerieten überraschend ins wirksamste feindliche Feuer.

Allmählich beginnt man die Fechtweise zu ändern. Die vordersten Bataillone formieren sich in langen, dünnen Linien und gehen sprungweise vor. Aber die Truppen verstehen noch immer nicht anzugreifen, und die Angriffe scheitern.

Erst Lord Roberts zeigte einen andern Weg; unter ihm vollendet sich die taktische Umwälzung. Um die blutigen Lehren, die man bei den bisherigen Angriffen erhalten hat, zu vermeiden, entschließt sich Lord Roberts, in zahlreichen Kolonnen und in breiter Front zu marschieren. Jede Kolonne wird so stark gemacht, daß sie dem Feind überlegen ist, dem sie begegnen kann. Trifft eine davon auf den Gegner, so hält sie ihn fest, ohne entscheidend anzugreifen, während die anderen Kolonnen, die auf keinen Widerstand stoßen, den Gegner umfassen oder zum Rückzug nötigen. So wurde Kronje bei Paardeberg zur Kapitulation gezwungen.

Auch der taktische Verlauf des Gefechtes wird ein anderer. Die vorausgehende Kavallerie und berittene Infanterie erzwingt die Aufklärung nur durch das Gefecht zu Fuß und durch die beigegebene Artillerie. Die Unsichtbarkeit des Gegners macht eine andere Art der Aufklärung unmöglich. Es geht eine lange Zeit des Abwartens, des vorsichtigen Tastens und Erkundens vorher, bevor man sich dazu entschließt, näher an den Gegner heranzugehen. Dies geschieht in langen, dünnen Linien mit drei bis vier Schritt Zwischenraum zwischen den einzelnen Mannschaften, ohne Unterstützungstrupps und Reserven dahinter. Das Vorgehen wechselt mit dem Feuer, offenes Gelände vermeidet man. Ein entscheidender Angriff wird nicht beabsichtigt, sondern man wartet während langer Stunden die Umfassung ab. Diese vollzieht sich zu Pferde, unter Umständen in weiten Umwegen, bis man, am richtigen Punkt angekommen, wieder zum Fußgefecht absitzt.

Vielfach genügte diese Tätigkeit der berittenen Truppen, um den Weg für die

nachfolgenden Infanterie-Divisionen frei zu machen. Gelang dies nicht, so entwickelten sich in der Front die Kolonnen und warteten, bis die Flügelkolonnen zur Umfassung einschwenkten.

Nachdem man somit zu Anfang des Krieges nur in der Front angegriffen hatte, kam man später durch die Erfahrung dazu, den Frontalangriff so viel als möglich zu vermeiden und gegen Flanke und Rücken des Feindes zu wirken. Diese neue Taktik erforderte weit ausgreifende Bewegungen und daher große Beweglichkeit; hauptsächlich berittene Truppen waren hierfür geeignet. Vor allem die berittene Infanterie mußte stark vermehrt werden. „Wir werden die Buren mit ihren eigenen Mitteln schlagen", sagte man.

Wir kommen nun zu dem letzten und wichtigsten Abschnitt der Negrierschen Auseinandersetzungen, in denen er diejenigen Lehren zusammenfäßt, die man in der englischen Armee aus den bitteren Erfahrungen des Feldzuges gezogen habe. Da hierin der Schwerpunkt liegt, so müssen wir genauer darauf eingehen.

Diese Lehren sind nach Negrier folgende:

Der Krieg der Massen, der aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammt und augenblicklich noch in den meisten europäischen Heeren in Ansehen steht, muß durch den Kampf dünner Linien und durch die kombinierte Operation zahlreicher Kolonnen ersetzt werden.

Die Wirkung des Gewehrs und die Unsichtbarkeit der Ziele erschweren den Frontalangriff außerordentlich. Die Entscheidung muß daher durch die Verbindung von frontalem und flankierendem Feuer erstrebt werden. Oft wird die von weither eingeleitete Umfassung und das konzentrische Vorgehen allein genügen. Wenn aber der Gegner der Umfassung neue Kräfte entgegenstellt, so muß der Angreifer notgedrungen die Entscheidung im Frontalkampfe suchen.

In diesem Kampfe ist die Überlegenheit der Zahl nicht mehr der entscheidende Umstand, sondern die zweckmäßige, gedeckte Annäherung, unterstützt durch Infanterie- und Artilleriefeuer. Gelangt man in den Bereich des wirksamen Feuers, so tritt der Wert des Einzelkämpfers, seine Initiative und sein Mut, die sich frei und ohne Aufsicht entfalten, ausschlaggebend in den Vordergrund. In kleinen Abteilungen möglichst dicht an den Gegner vorkriechend, griffen die Buren die feindlichen Stellungen an, niemals aber versuchten sie den gewaltsamen Angriff.

Sicherer und schneller wirkend als der Frontalangriff ist jedenfalls der Flankenangriff. Vor allem die Kavallerie und die berittene Infanterie finden hier ein Feld der Tätigkeit.

Die K a v a l l e r i e ist die Waffe der schnellen, umfassenden Bewegungen, der Verfolgung und der Arrieregarde geblieben. Ihre Bedeutung hat sich nur noch vermehrt, aber die Art ihrer Tätigkeit hat sich vollständig verändert. Die Zeit der großen Attacken ist vorbei; sie war es schon 1870. Diejenigen Attacken, die damals versucht

wurden, waren nichts als unnütze Hekatomben. Innerhalb des Bereiches des wirksamen Gewehr- und Geschützfeuers kann keine geschlossene Kavallerie, selbst nicht in geringer Stärke, mehr erscheinen. Die Aufklärungstätigkeit wird durch die Tragweite und Feuergeschwindigkeit der modernen Waffen schon auf weite Entfernungen aufgehalten. Man weiß nicht einmal, woher das Feuer kommt. Man kann nur feststellen, wo der Gegner zu einer bestimmten Zeit nicht gewesen ist.

Diese Tatsache hatte man beim Beginn des Feldzuges nicht erkannt, sondern versucht, die Kavallerie in der gewohnten Weise zur Aufklärung vorzuschicken. Da dies völlig mißlang, mußte die Infanterie ohne irgend welche Nachrichten zum Angriff vorgehen. Später verzichtete man ganz auf diese Art der Aufklärung durch die Kavallerie.

Die Reiterei ist außerstande, den Schleier, mit dem sich der Gegner umgibt, durch den Kampf mit der blanken Waffe zu durchbrechen. Die wichtigste Art ihrer Tätigkeit ist vielmehr das Fußgefecht, bei dem sie durch ihre Geschütze und Maschinengewehre unterstützt wird. Die englische Kavallerie ist von dieser Notwendigkeit so vollkommen überzeugt, daß sie den Karabiner und die Lanze abgelegt hat, um das Infanteriegewehr zu nehmen. Auch ihre Bekleidung ist dieselbe wie die der Infanterie, mit dem einzigen Unterschied, daß sie Sporen an den Schnürschuhen trägt.

Die Artillerie braucht Geschütze von großer Wirkung und leichte Schnellfeuergeschütze. Die großen Artilleriemassen muß man zerlegen. Die Batterien müssen auf eine große Front verteilt werden, aus der sie durch konzentrisches Feuer gegen ein bestimmtes Ziel zu wirken vermögen. Das Beschießen von Infanterie, die hinter Schützengräben gut gedeckt ist, durch schwere Artillerie hatte keinen Erfolg. Das Artillerieduell, das man in der Regel als den ersten Akt der Schlacht betrachtet, kann diese Rolle nicht mehr spielen. Der Verteidiger wird, wie das Verfahren der Buren gezeigt hat, sein Feuer häufig so spät wie möglich eröffnen, um seine Stellung nicht zu verraten.

Die Infanterie kann nur noch liegend feuern. Sie muß in schnellen Sprüngen von Deckung zu Deckung zu gelangen suchen und kann auf den nahen Entfernungen nur kriechend vorwärtskommen. Dementsprechend darf sie keinen Tornister tragen, sondern einen Beutel, Kochgeschirr und Decke. Die Patronen werden an einem Band über die Schulter getragen. Die Farbe des Anzugs ist Khaki, als Kopfbedeckung dient ein Filzhut; blinkende Knöpfe sind zu beseitigen. Die Offiziere sind wie die Mannschaften zu bekleiden und mit einem Gewehr zu bewaffnen.

Die Unsichtbarkeit des Gegners ist ein neues Element im Kampfe. Das ganze Schießverfahren beruhte bisher auf der Beobachtung des Gegners. Was wird nun aus den Vorschriften, wenn man vom Gegner nichts sieht? Diese Unsichtbarkeit des Feindes wird auch eine viel frühere Erschöpfung der Nerven herbeiführen: der Schütze, der seinen Feind nicht erblicken kann, sieht ihn überall; er wird unsicher, und von da zur Furcht ist nur ein Schritt.

Von der Stärke des Gegners wird man sich keinen Begriff machen können. Die Erfahrung zeigt, daß man ihn in der Regel überschätzt.

Ein weiterer, wichtiger Umstand, der sich in allen Gefechten geltend machte, war die Anziehungskraft der Deckung und das Kleben am Boden, zwei große Feinde, die den Angriff lähmen. Erziehung und Ausbildung müssen dahin wirken, daß der Soldat vorwärts zu bringen ist.

Der Einfluß der Führer auf die im ernsten Feuergefecht liegenden Schützen ist nur gering, er erstreckt sich höchstens auf die drei oder vier nächsten Leute. Das Gefecht liegt in den Händen des Einzelkämpfers, auf dessen Tüchtigkeit es mehr als je ankommt. Mag die Heeresleitung die Operationen noch so geschickt geleitet und die überlegene Zahl ins Gefecht gebracht haben, der Sieg wird ihr entgehen, wenn der einzelne Soldat nicht aus eigenem Antriebe, ohne überwacht zu sein, handelt, wenn er nicht von dem Triebe beseelt ist, zu siegen oder zu sterben. Die alte Massenattacke, die ihn aufrecht erhalten könnte, gibt es nicht mehr. Früher ließ ihn das bange Warten geradezu den Gewaltstoß herbeiwünschen, der zwar gefährlich, aber kurz war. Jetzt aber werden während langer banger Stunden seine Nerven unausgesetzt angespannt, und nichts hilft ihm dabei als die Festigkeit seines Herzens.

Das ganze Volk muß von dem Willen durchdrungen sein, lieber zu sterben als ein fremdes Joch auf sich zu nehmen. Es muß die Last der persönlichen Dienstpflicht im Frieden willig auf sich nehmen. Dadurch allein wird eine Nation groß und mächtig, nicht durch die Ziffer der Bevölkerung. Das heutige England mit seinen 41 Millionen Einwohnern, das mit seinem Lebensbedarf auf das Ausland angewiesen ist und daher der freien Meere und des immer weiter sich ausdehnenden Handels bedarf, ist nicht mächtiger als das England vor 50 Jahren, dessen Produktion für seine 27 Millionen Einwohner zur Not genügte. Mit einem Heere von 240 000 Mann und mit seinen unermeßlichen Hilfsquellen vermochte es kaum, das schwache Burenvolk niederzuwerfen. Mit Gold läßt sich eben eine Armee, wie man sie heute braucht, nicht beschaffen: Aufopferung ist eine Tugend, die sich nicht kaufen läßt. Wie schon Machiavelli sagte: Gold ist nicht der Nerv des Krieges; nicht mit Gold, sondern mit Eisen führt man Krieg.

Zu allen Zeiten war der Franzose ein ausgezeichneter Schütze: intelligent, gewandt und kühn. Freilich wird die Erziehung des Soldaten für seinen Beruf heute durch das gesteigerte Wohlleben, durch den Aufenthalt in den großen Städten und durch eine raffinierte Zivilisation erschwert. Die Mutter muß in der Familie, der Lehrer in der Schule dazu mitwirken, die Jugend zur Opferwilligkeit zu erziehen. Während der Dienstzeit läßt sich dieser Geist nicht durch den Unterricht beibringen, sondern hier kann er nur weiterentwickelt und durch die technische Ausbildung vervollständigt werden.

Die neuen Waffen sind fast ohne Wert in den Händen von Kämpfern, deren Herz schwach ist, mag ihre Zahl noch so groß sein. Die mächtige und demoralisierende Wirkung der schnellfeuernden und rauchfreien Waffen auf den Gegner äußert sich umsomehr, je größer die Tüchtigkeit und kaltblütige Energie jedes Kämpfers ist. Das Ziel, nach dem man vor allem streben muß, ist daher die Entwicklung der moralischen Kräfte der Nation. Diese allein werden später den Soldaten in der angstvollen Stunde der Schlacht aufrecht erhalten, wenn der Tod unsichtbar ihn bedroht.

Dies ist die wichtigste Lehre des südafrikanischen Krieges. Diejenigen Nationen, die nur eine geringere Bevölkerung haben, finden darin den Beweis, daß sie ihre Freiheit dann sicher bewahren, wenn sie ihre Jugend zur Soldatenpflicht und zur Opferfreudigkeit erziehen. Aber nur dann!

Soweit der Negriersche Aufsatz, der hinsichtlich der Verwendung der Kavallerie noch eine Ergänzung und Verschärfung in einem weiteren, „Cavaliers et dragons" überschriebenen Aufsatz erfuhr, der in der Revue des deux mondes Ende 1902 erschien und anscheinend auch von Negrier herrührt. Hierin zieht er aus seinen Ausführungen die letzten Folgerungen in bezug auf die Organisation dieser Waffe. Es darf nur noch eine Art von Kavallerie geben, nämlich Dragoner. Kavallerie-Divisionen hält er für unnütz, da sie weder in der Schlacht zweckmäßig zu verwenden noch in bezug auf die Aufklärung von Vorteil sind. Das beste Mittel zur Aufklärung wie auch zum Eingreifen in die Schlacht sei der Karabiner.

Die Negrierschen Ausführungen haben auf den ersten Blick viel Bestechendes, sowohl inhaltlich wie auch durch ihre gewandte Form. Es war nicht zu verwundern, daß sie, schon mit Rücksicht auf die Persönlichkeit des Verfassers, großes Aufsehen erregten und den Anstoß zu einem literarischen Streit von großer Heftigkeit gaben.

Viele der von Negrier vorgetragenen Ansichten sind keineswegs neu und können nicht als Lehren des Burenkrieges hingestellt werden. Trotzdem werden wir aus den Darlegungen seiner Gegner, die wir später zu Worte kommen lassen werden, ersehen, daß er seinen guten Grund hatte, wenn er den napoleonischen Angriff für längst veraltet erklärte und demgegenüber auf die Bedeutung des Feuers als des heute vorwiegend entscheidenden Faktors hinwies. Wenn aber Negrier zum Beweise seiner Behauptung, daß das heutige Kampfverfahren nicht mehr zeitgemäß sei, auf das Vorgehen der Engländer im ersten Teile des Krieges hinweist und dieses mit der in den europäischen Armeen heute üblichen Gefechtsform identifiziert, so irrt er. Im Gegenteil sind die schweren Niederlagen der Engländer zum Teil gerade durch ihre Verstöße gegen allgemein anerkannte Grundsätze verschuldet. Ebensowenig läßt sich aus den anfänglichen Erfolgen der Buren sowie aus dem später von Lord Roberts mit offenbarem Erfolg angewandten eigenartigen Verfahren ohne weiteres die Grundlage für eine neue Taktik gewinnen. In ersterer Beziehung lagen

ganz besondere Verhältnisse vor, und das Verfahren des Feldmarschalls Roberts hat zu einem bedenklichen Trugschluß verleitet. Wenn den Buren gegenüber die Wirkung der Umfassung allein genügte und der als so überaus verlustreich erkannte Frontalangriff gänzlich vermieden werden konnte, so dürfte dasselbe Verfahren einem ebenbürtigen europäischen Gegner gegenüber völlig versagen: ohne gleichzeitigen Angriff der Front ist eine wirksame Umfassung nur in Ausnahmefällen denkbar. Die dünnen Linien (rideaux), mit denen Negrier die feindliche Front beschäftigen will, werden in Wirklichkeit den Gegner schwerlich dazu zwingen können, die Umfassung über sich ergehen zu lassen. Die Vorteile eines operativen Vorgehens in breiter Front sind im übrigen nicht erst im Burenkriege hervorgetreten, sondern längst erkannt.

Manches an sich bereits Bekannte trat allerdings durch den Verlauf des Burenkrieges so packend zutage, daß der Negriersche Hinweis darauf wohl berechtigt erscheint. Daß die Artillerie allein durch ein einseitiges Duell mit der feindlichen Artillerie und durch ein Beschießen der Schützengräben den Angriff der Infanterie nicht hinreichend vorzubereiten vermag, wenn diese nicht gleichzeitig auch an den Gegner herangeht, statt den Erfolg der Artillerie abzuwarten, trat mit überzeugender Deutlichkeit zutage. In diesen zwei getrennten Akten kann sich in Zukunft der Kampf nicht mehr abspielen. Auch wird auf der deckungslosen Ebene kein Versuch mehr gemacht werden, einen Exerzierangriff sich abrollen zu lassen. Große, regelmäßig sich folgende Sprünge langer Linien sind in solchem Gelände auf mittleren Entfernungen nicht mehr angängig. Daß die zersetzenden Einflüsse des heutigen Gefechts erhöhte Anforderungen an den einzelnen Schützen, an seine Selbsttätigkeit und moralische Kraft stellen, und daß man diese Eigenschaften daher durch Erziehung und Ausbildung fördern muß, ist ebenfalls allerwärts anerkannt.

Die radikalen Ansichten Negriers über die zukünftige Rolle der Kavallerie decken sich zwar annähernd mit den Folgerungen, die Lord Roberts aus dem südafrikanischen Kriege gezogen hat. Auch dieser ist der Ansicht, daß der Karabiner in Zukunft die Hauptwaffe der Kavallerie ist. Doch wird sich schwerlich eine kontinentale Armee diesen aus einem durchaus eigenartigen Kriege gezogenen einseitigen Folgerungen anschließen.

Es war zu erwarten, daß gerade in Frankreich selbst der General Negrier auf heftigen Widerspruch stoßen würde. Einer der schärfsten Gegner, die ihm erstanden, ist der General Langlois, ebenfalls Mitglied des obersten Kriegsrats und Armeeinspekteur, ein Offizier von hohem Ansehen und geachteter Militär-Schriftsteller. In seinem Werke „**Enseignements de deux guerres récentes**“ tritt er den Gegenbeweis gegen die Negrierschen Lehren an.

Nach dem südafrikanischen Kriege erhoben sich, so führt Langlois aus, unter dem Eindruck einerseits der ersten englischen Niederlagen, über deren Gründe man sich nicht völlig klar war, andererseits des später mit Erfolg von Lord Roberts an-

gewandten Verfahrens zahlreiche heftige Angriffe gegen die sogenannten „Taktik-Professoren" und Theoretiker, für die in strategischer wie in taktischer Beziehung Napoleon noch immer als Muster gilt.

Die falschen Lehren, die diese Neuerer aus dem Burenkriege ziehen, beginnen bereits in der Armee Wurzel zu fassen und den Glauben an die Reglements zu zerstören. Dies ist der Grund, warum Langlois zur Feder greift, um zu beweisen, daß die allgemeinen Grundsätze der napoleonischen Kriegführung noch immer gültig sind, und daß nur das taktische Verfahren sich, der fortschreitenden Bewaffnung entsprechend in einem dauernden Änderungsprozeß befindet. Die französischen Reglements, insbesondere die in der allgemeinen Felddienstordnung enthaltenen Grundsätze für das Gefecht der verbundenen Waffen, beruhen auf den Erfahrungen der Kriege von 1866, 1870/71 und 1877/78 und sind durch die Vorgänge des südafrikanischen Krieges in keiner Weise erschüttert. Dies aus dem Verlaufe des russisch-türkischen Krieges von 1877/78 sowie des Burenkrieges zu beweisen, ist die Aufgabe, die sich Langlois steckt.

Im ersten Teil behandelt er die drei Schlachten von Plewna am 20. und 30. Juli und 11. September 1877.

Der erste Angriff der Russen scheiterte, weil er ohne jede vorherige Aufklärung, weder durch Kavallerie noch durch Avantgarden, also ohne jede Kenntnis vom Gegner, unternommen wurde. Alle Kräfte wurden vom Führer von vornherein in zwei getrennten Angriffen eingesetzt, ohne eine Reserve zurückzubehalten. Beide Angriffe wurden ohne Einleitung und Vorbereitung, ohne Tiefe durchgeführt. Man ging vielmehr sofort zum entscheidenden Stoß vor. Der eine von beiden Angriffen konnte zudem von der Artillerie weder vorbereitet noch unterstützt werden.

Trotzdem — und dieser Nachweis Langlois' ist sehr interessant — wurden beide russische Angriffe durch das moderne türkische Schnellfeuergewehr nicht aufgehalten, die feindlichen befestigten Linien wurden genommen. Aber statt sich nunmehr in der eroberten Stellung zuerst festzusetzen, drang die russische Infanterie weiter vor und lief ins Verderben.

Der Erfolg der Türken wurde durch den Gegenstoß erreicht, für den starke Reserven bereitgehalten waren.

Die Türken waren etwa 15 000 Mann stark gewesen, die Russen hatten nur mit der 5. Division angegriffen und etwa ein Drittel (rund 3000 Mann) verloren. Die russischen Verluste waren weniger beim Angriff als beim Rückzug entstanden.

Beim zweiten Angriff am 30. Juli hatte sich das Verhältnis verschoben. General Krüdener hatte etwa 35 000 Mann zur Verfügung gegen etwa 20 000 Türken. Wiederum fehlte die vorherige Erkundung auf seiten der Russen. Auf unbestimmte Nachrichten hin wird ein Angriffsplan entworfen und alles eingesetzt bis auf eine unbedeutende Reserve. Diese ist zu schwach, um irgendwo eine Entscheidung herbeizuführen,

sondern wird bruchstückweise hier und da zur Unterstützung eingesetzt. Hier liegt nach Langlois' Ansicht der Hauptfehler: er vermißt die einheitlich nach dem Willen des obersten Führers zum entscheidenden Stoß, zum „Faustschlag" vorgeführte „Masse", die man für diesen Zweck in Reserve bereithalten muß. Krüdener hatte sich von vornherein für einen bestimmten Hauptangriffspunkt entschieden und in der Wahl dieses Punktes, wie sich nachher herausstellte, getäuscht. Man kann eben diese Wahl nicht vorher treffen, da sich erst aus dem langen und hartnäckigen Vorbereitungskampf die Stelle ergeben wird, wo der Führer den Stoß ansetzen kann. Diese Stelle darf nicht der stärkste, sondern muß der schwächste Punkt des Gegners sein, über den man durch den Vorbereitungskampf Klarheit gewonnen hat.

Die sich ergebenden Schlußfolgerungen sind also folgende: kein vorgefaßter Plan, überall anpacken, starke Reserven zurückhalten, um sie zum Stoß gegen den schwachen Punkt des Gegners einzusetzen, wenn er durch das Gefecht erkannt worden ist. Wir sehen also hier völlig den bekannten napoleonischen Grundsatz der Schlachtleitung auferstehen, allerdings zunächst im Kampfe gegen eine vorbereitete Stellung.

Wiederholt beruft sich Langlois auf die Autorität Dragomirows, insbesondere auf dessen Ausspruch bei einer Manöverkritik: „Wenn man einen entscheidenden Schlag führen will, muß man die geschlossene Faust bereithalten, um im richtigen Augenblick zuzuschlagen. Mit der flachen Hand stößt man nichts ein, sondern zerbricht sich nur die Finger."

Gänzlich verfehlt war ferner nach Langlois' Ansicht beim zweiten Angriff auf Plewna der Gedanke der Artillerievorbereitung. Man verstand darunter fälschlich einen besonderen, von dem nachfolgenden Infanterieangriff getrennten Gefechtsakt, in dem die Artillerie durch ihr Feuer den Weg für den späteren Infanterieangriff bahnen sollte. Die Ereignisse von Plewna haben aber klar erwiesen, daß ein Bombardement weder die Verteidigungsanlagen noch den sich deckenden Verteidiger vernichtet. Um den Verteidiger mürbe zu machen, bedarf man vielmehr der gemeinschaftlichen gleichzeitigen und fortdauernden Wirkung der Infanterie und Artillerie. Geht die Infanterie gleichzeitig vor, droht sie mit dem Angriff, und greift sie schließlich an, so muß der Verteidiger hinter seinen Schützengräben zum Vorschein kommen: dann erreicht ihn die Artillerie. Hiervon hatte man aber in der russischen Armee damals ebensowenig eine Ahnung, wie zwanzig Jahre später die Engländer bei ihren Angriffen in Natal.

Während ihres Vorgehens bedarf die Infanterie dauernd der Unterstützung durch ihre Artillerie gegen die feindliche Artillerie und Infanterie. Der sogenannte Vorbereitungskampf der Artillerie vollzieht sich somit gerade während dieses Vorgehens. Seine Wirkung erstreckt sich aber nicht auf die Verteidigungsanlagen, auf die toten Hindernisse, gegen die sie nicht viel auszurichten vermag, sondern gegen den Verteidiger. Diese Wahrheit wurde von den Russen wie von den Engländern hauptsächlich verkannt.

Auch beim zweiten Angriff auf Plewna fehlte der Vorbereitungskampf auf der ganzen Front, aus dem sich erst der Angriffspunkt ergeben konnte. Nach einem nutzlosen Bombardement, während dessen die Infanterie ruhig wartete, folgte unvermittelt der entscheidende Infanterieangriff. Trotzdem wird auch diesmal der Angriff durch das auf weite Entfernung abgegebene türkische Feuer nicht aufgehalten; auf dem östlichen Angriffsabschnitt werden die vordersten türkischen Schützengräben genommen, die Russen kommen bis dicht an das Angriffsobjekt, die Redoute von Griwitza, heran, und erst die Angriffe hiergegen scheitern. Im südlichen Abschnitt werden sogar die beiden Redouten, gegen die sich der russische Angriff richtete, genommen. Aber wiederum stürmen die Russen darüber hinaus vor, stoßen auf eine neue Verteidigungslinie und fallen, von ihrer eigenen Artillerie ohne Unterstützung gelassen und ohne Reserven hinter sich zu haben, dem Gegenstoß der türkischen Reserven zum Opfer. Mehr als ein Fünftel der Stärke betrug der Verlust bei diesem Angriff.

In der dritten Schlacht von Plewna standen rund 35 000 Türken etwa 100 000 Russen gegenüber. Von den drei unternommenen Angriffen der Russen gelingt der Ostangriff gegen die Redoute von Griwitza, wenn auch unter schweren Verlusten, während der in der bisherigen unzweckmäßigen Form durchgeführte Südangriff mit einem Verlust von 27 bis 28 vH. abgeschlagen wird. Im südwestlichen Abschnitt gelang es ferner, dank der Tatkraft und den zweckmäßigen Anordnungen Skobelews, den Russen, sich der gegenüberliegenden türkischen Redouten zu bemächtigen und sich 24 Stunden lang in deren Besitz zu behaupten. Dann aber unterlag, vom obersten Führer ohne Unterstützung gelassen, auch dieser Angriff dem Gegenstoß der vereinigten türkischen Kräfte. Die Verluste Skobelews beliefen sich auf etwa 35 vH. der ins Gefecht getretenen Truppen, aber sie entfallen weniger auf den Angriff als auf den langen Verteidigungskampf, den er nachher führen mußte, und auf den Rückzug.

Wiederum hatte das Oberkommando den Fehler begangen, fast alle seine Kräfte auf die drei Angriffsabschnitte zu verteilen und nur eine schwache Reserve zurückzuhalten. So war es nicht imstande, den im Ost- und Südwestabschnitt errungenen Erfolg auszubeuten: der Sieg entwand sich seinen Händen.

Daraus, daß der Angriff Skobelews Erfolg hatte, zieht Langlois vor allem die Lehre, daß der Frontalangriff — denn ein solcher war der Skobelewsche Angriff — auch heute noch möglich ist, wenn er zweckmäßig angesetzt und mit der Energie eines Skobelew durchgeführt wird. Die falsche Lehre von der Unangreifbarkeit der Front wirke demoralisierend. Zum Beweis dieser Lehre führe man immer die Ereignisse des 18. August 1870 an. Daß der Angriff der preußischen Garde bei St. Privat scheiterte, hatte aber dieselben Ursachen, wie das Mißlingen der russischen Angriffe bei Plewna: nach einem Artilleriekampfe trat die Garde in dichter Masse zum entscheidenden Angriff an. Und trotzdem war dieses Opfer nicht vergebens: die Garde, die dicht vor dem Verteidiger liegen blieb, fesselte diesen so, daß der Angriff

des 12. Armeekorps gelang. Es sei eine Erscheinung, die sich nach jedem Feldzug wiederhole: Geblendet durch die Ereignisse, untersuche man deren Ursachen nicht genau und komme zu Schlüssen, die sich im nächsten Feldzuge als falsch erweisen mußten, wenn ein überlegener Geist und ein energischer Wille gegenübertreten.

Wie muß nun nach den Erfahrungen des russisch-türkischen Krieges ein Angriff geführt werden, um Aussicht auf Erfolg zu haben? Langlois faßt diese Bedingungen folgendermaßen zusammen:

Auf der ganzen Front muß der Gegner energisch angefaßt und gefesselt, nicht aber durch demonstratives Gefecht beschäftigt werden, wie man früher vielfach sich fälschlich ausdrückte. Ein Teil der Artillerie hält die feindliche Artillerie im Schach, ein anderer unterstützt den Kampf der Infanterie. Diese Artillerie wirkt nicht durch ein langsames, andauerndes Feuer, sondern durch stoßweises Schnellfeuer, durch eine Reihe von „rafales“ in denjenigen Augenblicken, in denen die Infanterie dessen besonders bedarf, und in denen die große Feuergeschwindigkeit des modernen Materials voll ausgenutzt werden muß. Dem Feuer des Verteidigers muß der Angreifer mit überlegenem Feuer antworten, dann wird die Infanterie ebenso vorwärts kommen wie früher. Die Fortschritte der Bewaffnung dienen vor allem demjenigen, der sie am besten nutzbar zu machen versteht. Dies ist aber dem Angreifer ebenso oder vielleicht noch eher möglich als dem Verteidiger, da jener die Freiheit hat, überraschend seine mächtigen Mittel dort zu entfalten, wo er die Feuerüberlegenheit erreichen will.

Das Ergebnis dieses langen Vorbereitungskampfes wird darin bestehen, daß die Infanterie überall an den Gegner herangekommen ist, daß die beiderseitigen Infanterien verbraucht werden, und daß der Führer den Punkt erkennt, wo er den großen Schlag führen kann. Sowie der Zeitpunkt gekommen ist, daß beide gegenüberstehenden Linien moralisch und materiell verbraucht sind, tritt ein allgemeiner Schwächezustand ein: keiner der Gegner ist mehr zu einer großen Anstrengung befähigt. Wie groß muß dann die moralische Wirkung sein, wenn plötzlich eine mächtige Reserve von frischen Truppen, unterstützt von dem Feuer zahlreicher, überraschend auftretender Batterien, erscheint, wenn die aufgepflanzten Bajonette und die Tiefe der Truppen den festen Willen zum Angriff zeigen! Im Manöver freilich würde ein solcher Angriff für eine Torheit gehalten werden, da die moralischen Elemente nicht zur Geltung kommen.

Wie soll nun diese „Masse“ vorgehen? Sie muß nach der Tiefe gegliedert sein, um unausgesetzt einen Druck von hinten nach vorn auszuüben, indem die einzelnen bei der vordersten Linie eintreffenden Staffeln diese nicht nur verstärken, sondern vorreißen. Die Staffeln folgen mit einem Abstand von 200 bis 400 m wellenförmig hintereinander. Jeder einzelne Mann darf nur den einen Gedanken haben, die vor ihm befindlichen Teile vorwärts zu treiben. Daß diese Art des Vorgehens möglich ist, hat Skobelew am 11. September gezeigt. Schützenlinien, die nichts hinter sich

haben, werden zu einem energischen Angriff nicht befähigt sein. Die Masse aber übt eine mächtige moralische Wirkung aus, erhebend auf die eigenen, niederdrückend auf die feindlichen Truppen. Wer seine taktischen Gedanken allerdings nur auf den Schießplatzergebnissen aufbaut, wird dies nicht verstehen, und auf den Manövern kann man solche Eindrücke nicht zum Ausdruck bringen.

Die Formation, in der die einzelnen Staffeln vorgehen sollen, ist viel umstritten. Linienformationen sind schwer in der Hand zu behalten und bieten der Artillerie vollständige Scheiben dar. Auch die Erfahrungen des Burenkrieges haben gezeigt, daß schmale, tiefe Formationen leichter in der Bewegung zu erhalten sind: man brauchte nur einige entschlossene Leute an die Spitze zu stellen und einige energische Aufpasser hinten folgen zu lassen, um die Kolonne vorwärts zu bringen. Für die französische kriegsstarke Kompagnie würde die Formation in Halbzügen (die einzelnen Halbzüge in Sektionskolonne mit Zwischenräumen nebeneinander) geeignet sein. Die ganze Masse muß hinter der letzten Deckung der Sicht entzogen bereitgestellt werden, um überraschend aufzutreten. Daß man damit zu den napoleonischen Angriffskolonnen von Wagram und Waterloo komme, wie man ihm vorwerfe, könne doch, meint Langlois, nicht behauptet werden. Aber der Grundsatz, daß man an einer Stelle einen Gewaltstoß anwenden müsse, sei unverändert geblieben, nur die Form müsse den Verhältnissen angepaßt werden.

Im zweiten Teil seines Werkes zieht Langlois die Erfahrungen des Burenkrieges zum Beweise seiner Lehre heran.

Im ersten Abschnitt dieses Feldzuges ist das Verfahren der Engländer ebenso fehlerhaft, wie dasjenige der Russen im Anfange des Feldzuges von 1877: ungenügende Aufklärung und Sicherung, gleichmäßiges Einsetzen aller Kräfte ohne starke Reserve, daher die Unmöglichkeit, an einer bestimmten Stelle die Entscheidung zu erzwingen, keine gemeinsame Tätigkeit der Infanterie und Artillerie, sondern unnützer Artilleriekampf, nach dem die Infanterie in veralteten Formationen ohne Vorbereitungskampf angreift. Man kann daraus nur lernen, wie man es nicht machen muß.

Im zweiten Abschnitt wird nach Ankunft des Feldmarschalls Roberts eine andere Methode angewendet, die den besonderen Umständen vorzüglich angepaßt ist. Aus dem Erfolg ist der irrige Schluß gezogen worden, daß dies die Taktik der Zukunft sei, die den Forderungen der modernen Bewaffnung entspreche. Tatsächlich aber paßt diese Taktik für einen europäischen Krieg ganz und gar nicht. An die Stelle des verlustreichen Angriffs setzt Roberts, gestützt auf seine erdrückende Überlegenheit, das Manöver. Aus der glücklichen Operation Roberts gegen Cronje aber kann man nur die Lehre entnehmen, daß man dem Manöver nur durch das Manöver, aber nicht durch passive Verteidigung begegnen darf. Wie, wenn Cronje, statt in seiner Stellung zu verharren, dem ihm gegebenen Rat gefolgt und sich rechtzeitig der Umklammerung entzogen hätte! Schritt für Schritt sich zurückziehend, hätte er dann seine Unter-

nehmungen gegen die rückwärtigen Verbindungen der Engländer richten müssen. Vielleicht hätten diese es dann sehr bereut, daß sie sich so weit von der Eisenbahn entfernt hatten.

Nach der Gefangennahme Cronjes bietet der Feldzug für uns wenig Lehrreiches. Auf seiten der Buren kämpfen nur noch zusammenhanglose Detachements, die sich völlig auf die Defensive beschränken und die Flucht ergreifen, wenn sie umgangen werden. Demgegenüber vermeiden die Engländer den frontalen Angriff, sondern gehen in zahlreichen Kolonnen in einer enormen Breite vor und veranlassen den Gegner durch Umfassung zum Rückzug, eine Art des Vormarsches, die einem europäischen Gegner gegenüber unmöglich wäre und daher in keiner Weise für uns eine Lehre abgeben kann.

Nach diesen Betrachtungen faßt Langlois die aus dem südafrikanischen Kriege zu ziehenden Schlüsse folgendermaßen zusammen: Man habe sich außerordentlicher Übertreibungen schuldig gemacht, indem man behauptete, die neuen Waffen bedingten nicht nur ein anderes Kampfverfahren der Truppen, sondern eine völlige Umwälzung der Kriegskunst. Dieselbe Beobachtung könne man aber nach jeder wichtigen Änderung in der Bewaffnung machen, ohne daß die ewigen Grundsätze des Krieges tatsächlich jemals geändert worden seien. Ein solcher Grundsatz bestehe darin, daß man einen standhaften Gegner gewaltsam dazu zwingen muß, sich als besiegt zu bekennen. Die Form, in der man diese Gewalt anwendet, muß sich der Bewaffnung anpassen, aber die Forderung selbst bleibt stets dieselbe. Durch langes Bombardement von weit her einen Gegner aus seiner Stellung vertreiben zu wollen, sei ein großer Irrtum. Gefahr und Verluste dürfe man nicht scheuen: allzeit sei der Sieg teuer gewesen und nur durch den Angriff errungen worden.

Eine der gefährlichsten Schlußfolgerungen, die man aus dem Burenkriege gezogen, sei diejenige, daß die Front unangreifbar sei. Die Angriffe der Engländer seien gescheitert, weil sie mit unzureichenden Kräften angesetzt und nicht mit aller Energie durchgeführt worden seien. Die schweren Verluste erklärten sich durch ihre fehlerhafte Taktik, vor allem durch die Überraschung, der sie so häufig zum Opfer fielen, weil es an jeder Aufklärung und Sicherung fehlte, und weil man den Begriff „Avantgarde" gar nicht kannte. Der Erfolg des Angriffs hänge von der Feuerüberlegenheit ab. Um diese an dem entscheidenden Punkt, sei es in der Front oder an einem Flügel, zu erringen, müsse man diesem Punkt gegenüber überlegene Kräfte entfalten, in zweckmäßiger Weise einsetzen und entschlossen zur Geltung bringen. Gerade dies aber hätten die Engländer unterlassen.

Überall da, wo Infanterie und Artillerie in gemeinsamem Kampfe die Feuerüberlegenheit errungen hätten, sei auch der Frontalangriff gelungen.

Aber noch andere Gründe, außer den Fehlern der Engländer, erklären das Scheitern ihrer Angriffe. In diesem Feldzug kämpfte ein europäisches Heer gegen

eine Armee, deren Verhältnisse völlig eigenartig waren. Jeder Bur war ein geborener Schütze, der jede Deckung im Gelände gewandt zu benutzen verstand. Die Eigenart des Kriegsschauplatzes kam den Buren dabei erheblich zustatten. Daraus, aber nicht aus einem Unterschied in der Bewaffnung, sind die geringen Verluste der Buren zu erklären.

Ein weiterer Trugschluß, den man, so fährt Langlois fort, nach dem Feldzuge machte, war der, daß die Kavallerie ihre Rolle ausgespielt habe und durch berittene Infanterie ersetzt werden müsse. Die englische Kavallerie hat in bezug auf Aufklärung in der Tat außerordentlich wenig geleistet. Wenn man nun auch zugeben muß, daß gegenüber den modernen Waffen die Aufklärung allgemein erheblich behindert ist, so wurde doch im Burenkrieg der englischen Kavallerie ihre Aufgabe durch die eigenartigen Verhältnisse noch in besonderem Maße erschwert. Die Buren befanden sich in der Regel in Stellung; sie waren alle beritten und sehr beweglich, sie waren gewandte Schützen und benutzten geschickt das Gelände; keine Uniform unterschied sie von friedlichen Farmern, so daß Langlois die Frage aufwirft, ob die Engländer nicht berechtigt gewesen wären, ihren Gegnern das Recht einer kriegführenden Partei abzuerkennen. Jedenfalls lag für die englische Kavallerie eine Reihe bedeutender Schwierigkeiten vor, die in einem europäischen Kriege nicht vorkommen. In diesem brauchen wir für die Aufklärung eine tüchtige Kavallerie, die zu reiten versteht, und keine berittene Infanterie.

Auch in das Gefecht vermöge die Kavallerie trotz der vervollkommneten Waffen noch immer mit Erfolg einzugreifen. Gerade die modernen Waffen hätten eine so demoralisierende Wirkung, daß eine Truppe, die überraschend ins feindliche Feuer geraten ist, der Kavallerie leicht zum Opfer fällt. Wären die Buren nicht nur eine berittene Infanterie gewesen, sondern hätten sie eine Anzahl gut berittener und entschlossen geführter Eskadrons zur Verfügung gehabt, so wären ihnen bei Colenso und bei Magersfontein die englischen Bataillone, die in geschlossener Formation auf nahe Entfernungen überraschend in das feindliche Gewehrfeuer gerieten, eine leichte Beute gewesen. Ebenso wurde nur selten auf englischer Seite ein Versuch gemacht, die Kavallerie zur Verfolgung auszunutzen.

Die Hauptwaffe des Kavalleristen ist und bleibt sein Pferd, was nicht ausschließt, daß er ohne Zögern zum Karabiner greift, wo die Lage es erfordert. Die Fortschritte der Bewaffnung kommen auch der Kavallerie zugute, sie erweitern ihren Wirkungskreis, aber sie begründen keine völlig neue Taktik, sondern nur eine weitere Entwicklung in ihrer Verwendung. Geben wir der Kavallerie erweiterte Schießplätze und mehr Patronen, um eine bessere Schießausbildung zu ermöglichen, geben wir ihr eine erleichterte Ausrüstung, damit sie mehr Patronen tragen kann, an Schnelligkeit gewinnt und bequemer zu Fuß fechten kann, so wird sich schon zeigen, ob sie dem Fußgefecht so abhold ist, wie man sagt.

Die Erfahrungen desselben Krieges haben ferner zu der Behauptung geführt, das **Bajonett** sei nur noch ein Sinnbild, das man abschaffen müsse. Allerdings, so führt Langlois demgegenüber aus, hatten die Buren kein Bajonett, aber gerade darin lag einer der Gründe, warum sie niemals, selbst nicht nach einem Siege, offensiv wurden. Freilich vermindert sich die Bedeutung der blanken Waffe, je mehr die Feuerwaffen vervollkommnet werden. Trotzdem ist es schließlich die Furcht vor der blanken Waffe, die den Verteidiger zur Flucht bestimmt, wenn der Angreifer auf nahe Entfernung herangekommen ist. Das Bajonett mag hierbei tatsächlich nicht zur Verwendung kommen, aber sein Anblick allein wird die beabsichtigte Wirkung erreichen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wendet sich Langlois insbesondere gegen die Folgerungen, die der General Keßler in seiner später genauer zu besprechenden „Taktik der drei Waffen" aus dem südafrikanischen Kriege gezogen habe.

Zunächst verwirft Langlois die Ansichten des Generals Keßler in bezug auf die Tätigkeit der Avantgarden. Keßler weist diesen, wenn sie auf den Feind stoßen, eine vorsichtige, mehr defensive Rolle zu, um den Aufmarsch des Gros zu ermöglichen.

Langlois meint, dies bedeute, die Avantgarde zur Untätigkeit verurteilen. Das Gefecht der Avantgarde sei das einzige Mittel, um etwas zu erfahren, da die Nachrichten der Kavallerie nur sehr unvollkommen sein würden. Je weiter bei der heutigen Bewaffnung die Kampfentfernungen sich gestalten, um so eher könne man das Gefecht abbrechen. Wiederholt sei dies den Engländern ohne Mühe gelungen.

Hier müssen wir aber doch die Ausführungen Langlois' durch eine Einwendung unterbrechen. Das Abbrechen gelang den Engländern doch nur, weil die Buren nicht die Offensive ergriffen, und die Behauptung, daß die Tragweite der heutigen Waffen ein Loslösen aus dem Gefecht erleichtere, ist doch nur zum Teil richtig.

Im weiteren tadelt Langlois, daß Keßler als hauptsächliche Angriffsform die Umfassung hinstelle. Dies führe zu viel zu großen Ausdehnungen; das Einsetzen aller Kräfte, ohne daß der Führer sich eine starke Reserve zur Verfügung halte, bedeute die völlige Aufhebung der obersten Leitung. Daß auch in größeren Verhältnissen Keßler alle Korps nebeneinander marschieren lassen will, um dadurch die Umfassung zu erleichtern, fordert natürlich den heftigen Widerspruch Langlois' heraus. Lediglich wenn die Lage unsicher sei, räume Keßler die Zweckmäßigkeit des tief gegliederten Vormarsches einer Armee ein, wobei dieser eine starke Reserve für unvorhergesehene Fälle folgt. Damit wäre Langlois einverstanden, wenn nicht diese Reserve von Keßler auch gleich in die vorderste Linie vorgezogen werden sollte, sowie man mit dem Gegner zusammenstößt, statt daß sie im Langloisschen Sinne auch dann noch zur Verfügung des obersten Führers zurückbehalten wird, um mit ihr im gegebenen Augenblick und an dem gewollten Orte die Entscheidung gewaltsam herbeizuführen.

Hier scheiden sich die Ansichten der beiden angesehenen französischen Taktiker in scharfer Weise. Keßler glaubt, daß die Tätigkeit des Oberbefehlshabers sich vornehmlich in der Zeit vor der Schlacht, also durch deren operative Einleitung, durch den Anmarsch der Armeekorps, zur Geltung bringe, während der Schlacht aber bei den heutigen Ausdehnungen nicht mehr den entscheidenden Einfluß ausüben könne, wie in früherer Zeit in kleineren Verhältnissen. Im Kampfe selbst gehe die Leitung in die Hände der Korpsführer über. Wir wissen bereits, daß Langlois auf dem entgegengesetzten Standpunkt steht. Er leugnet nicht die Vorteile der Umfassung, aber sie sei nicht immer ausführbar und dürfe daher nicht zum Schema werden. Was werde daraus, wenn beide Gegner, von demselben Gedanken beherrscht, sich gegenseitig zu umfassen suchten? Die Schlachtlinie würde endlos in die Breite gezogen wie ein Gummifaden. Aber der Faden springe, wenn er zu sehr gespannt werde, und ebenso ergehe es einer Armee, wenn der Gegner mitten ins Zentrum stieße.

Somit wird die Keßlersche „Schlacht, die einzig und allein die Umfassung erstrebt, ohne Reserven und folglich ohne Nachdruck an einem Punkt", verworfen.' Negrier scheine doch wenigstens Reserven verwenden zu wollen und nur die „entscheidenden Attacken in dichten Massen" zu verwerfen, unterlasse aber die Erklärung, wie er sich denn die Verwendung der Reserve zur Herbeiführung der Entscheidung denke.

Dagegen erklärt sich Langlois mit den taktischen Grundsätzen, die Lord Roberts in seinem nach dem Burenkrieg erschienenen Reglement niedergelegt hat, im allgemeinen einverstanden bis auf die Vorschriften für das Verhalten der Avantgarden. Indem sich Lord Roberts hierin den deutschen Vorschriften anschließe, weise er den Avantgarden nur eine sichernde Aufgabe zu und schreibe ihnen eine verschiedene Haltung vor, je nachdem der Feind stärker oder schwächer ist, je nachdem man auf eine Verteidigungsstellung oder auf Vortruppen trifft. Wie könne die Avantgarde dies aber erfahren, ohne sich ins Gefecht einzulassen? Ohne Gefecht könne man die vorgelagerte Wolke nicht vertreiben und liefe Gefahr, sich blind entschließen zu müssen. Der Grundsatz stehe heute fest: „Es ist schwieriger, die Fühlung zu gewinnen; die hierzu dienenden Mittel müssen daher stärker sein."

Zum Schluß faßt Langlois alle aus seinen Erörterungen sich ergebenden taktischen Lehren und Grundsätze kurz zusammen.

Der stetige Fortschritt in der Bewaffnung bedingt auch eine ununterbrochene Entwicklung der Taktik. Doch muß man sich hüten, aus den einzelnen, überraschend auftretenden Fortschritten und Erscheinungen übereilte Schlüsse zu ziehen, wie es nach den letzten Feldzügen wiederholt geschehen ist. Folgendes aber steht fest:

1. Der Angriff in der Front ist heute schwieriger. Die Infanterie des Angreifers muß daher weniger dichte und schmiegsamere Formen, eingliedrige Linien und lose Schützengruppen (essaims), annehmen. Daß die Engländer ihre Gefechts-

formen den neuen Forderungen nicht anpaßten, mußten sie teuer bezahlen. Der einzelne Soldat ist mehr sich selbst überlassen, seine Moral und seine Intelligenz spielen eine größere Rolle.

2. Die Vervollkommung der Handfeuerwaffen begünstigt die Umfassung und den Flankenangriff, und diese wiederum erfordern Manövrierfähigkeit.

3. Die gesteigerte Wirkung der Artillerie erleichtert jeden Angriff, den Frontalangriff wie den Flankenangriff. Im Gegensatz zur Infanterie kann nämlich die Angriffsartillerie, dank ihrer Beweglichkeit, im gegebenen Augenblick und an jedem beabsichtigten Punkte überraschend in überlegener Stärke vereinigt werden; sie kann auch überall ihre ganze Kraft zur Geltung bringen, durch Überschießen der eigenen Truppen, durch Etagenfeuer, durch ihre elastische Front und durch die Möglichkeit, das Feuer bis zum letzten Angriff fortzusetzen. Bei dieser Gelegenheit hält es Langlois für nötig, auf eine Erscheinung hinzuweisen, die den Angriff sehr erleichtere, aber nicht hinreichend beachtet werde. Die starke Raucherscheinung, die das heutige Geschoß beim Springen entwickele, ermögliche es, den Gegner völlig in eine Wolke einzuhüllen, ihn blind zu machen und am gezielten Feuer zu verhindern. So könne den eigenen Truppen der Weg zum Angriff gebahnt werden. Auf diese Weise gewinne auch die Kavallerie die Möglichkeit, beim entscheidenden Angriff mitzuwirken. Er, Langlois, könne der Ansicht gewisser Militärkritiker durchaus nicht beitreten, die in den bei den deutschen Manövern zum Schluß auftretenden, vom Kaiser selbst geführten Kavalleriemassen nur ein Parademanöver oder höchstens ein Mittel, den Reitergeist anzuregen, erblicken. Im Gegenteil sehe er darin einen durchaus kriegsgemäßen, reiflich überlegten Gedanken.

4. Die Ausdehnungen werden immer größer. Aber, so folgert Langlois, um so nötiger wird es, durch eine gewaltsame Handlung auf einem Teil der Front die Entscheidung herbeizuführen.

5. Die Verteidigung kann und muß immer mehr aus der Tiefe fechten. Da es für den Angreifer immer schwieriger wird, die Fühlung zu gewinnen, so muß der Verteidiger bestrebt sein, diesen Umstand auszunutzen, die Periode der Einleitung des Gefechts in die Länge zu ziehen, den Angreifer zu täuschen und zu falschen Maßnahmen zu verleiten, die Hauptkräfte seiner Infanterie aber sorgfältig zurückhalten, um sie im entscheidenden Augenblick, d. h. wenn der Angreifer hinreichend erschöpft ist, als „mächtige Masse“ einzusetzen.

Um diesen Zweck zu erreichen, sollen gemischte Detachements in Form eines Netzes weit vorgeschoben werden und sich beim Anmarsch des Gegners langsam zurückziehen, ihm das Gelände Schritt für Schritt streitig machend. Folgt der Angreifer unvorsichtig nach, so wird er schwer bestraft, indem er überraschend auf die vorderste Verteidigungslinie (avant-ligne) stößt, die aus starker Artillerie, gedeckt durch möglichst wenig Infanterie, besteht. So erging es Methuen, als er unerwartet auf die

Modderstellung traf, nachdem er die vorgeschobenen Burendetachements zurückgedrängt hatte.

6. Demgegenüber muß der Angreifer diejenigen Organe, die bestimmt sind, die Fühlung aufzunehmen, vervollkommnen und verstärken. So viele taktische Neuerer, die seit dem Transvaalkriege aufgetreten sind, vergessen völlig, daß die Avantgarde nicht nur zur Sicherung, sondern auch zur Aufklärung bestimmt ist, um dem Gros vorzeitige Entwicklungen, falsche Richtungen und Luftstöße zu ersparen.

Interessant ist die Auseinandersetzung Langlois', wie er sich die Ausführung der Aufklärung denkt. Zunächst muß der Angreifer suchen, auf der ganzen Front die Berührung mit dem Gegner aufzunehmen, immer mit dem Bestreben, ihn zu umfassen. Die Kavallerie vermag dieser Aufgabe nicht gerecht zu werden. Zersplittert man sie, wird sie von schwacher, vorgeschobener Infanterie aufgehalten; hält man sie geschlossen in der Division zusammen, so durchbricht sie vielleicht diesen Schleier, doch nur an einem einzigen Punkt, und stößt dann auf eine Avantgarde. Mit schweren Opfern wird sie somit wenig erreichen. Also braucht auch der Angreifer gemischte Detachements, die aber auch nur langsam und vorsichtig vorwärtskommen können. Sie müssen daher nicht nur einige Kilometer, sondern mehrere lieues (4,4 km) weit vorgeschoben werden, damit eintretende Stockungen sich nicht immer auf die nachfolgenden Kolonnen übertragen, und damit diesen ihr Marschziel zugewiesen werden kann. Diese Detachements entbinden jedoch die Kolonnen nicht von der Verpflichtung, außerdem noch Avantgarden zu bilden. Ebenso wie der Verteidiger muß sich somit auch der Angreifer nach der Tiefe gliedern. Doch beziehe sich seine Forderung nur auf größere Verhältnisse, auf eine Armee oder allenfalls ein Armeekorps. Sie sei im Keime schon enthalten in dem bekannten Moltkeschen Telegramm, in dem er zu Anfang des Feldzuges von 1870 empfahl, die Kavallerie weit vorzuschicken und sie auf große Entfernung durch Avantgarden zu unterstützen, um so der Armee Zeit zur Versammlung zu verschaffen.

7. Die Fortschritte in der Bewaffnung vermindern die Widerstandskraft permanenter Werke und erhöhen diejenigen der Feldbefestigung. Bei dieser aber empfehlen sich statt Stützpunkte mit starkem Aufzug vielmehr niedrige Schützengräben, die im Gelände zerstreut und in mehreren Linien hintereinander (also auch wieder nach der Tiefe gegliedert) anzulegen sind.

Überblickt man zum Schluß die Summe der Langloisschen Lehren, so muß man feststellen, daß er im großen und ganzen in bezug auf die Schlachtleitung auf dem napoleonischen Standpunkt steht, wenn er auch im einzelnen den aus der modernen Bewaffnung entspringenden Forderungen gerecht zu werden sich bemüht. Damit steht er zugleich, wie wir später sehen werden, im wesentlichen auf dem Boden der offiziellen, in den Reglements zum Ausdruck gelangten Gefechtslehre. Er verwirft mit Fug und Recht ein lediglich auf Umfassung aufgebautes Angriffsschema. Gestützt

auf die Erfahrungen bei Plewna, hält er den Frontalangriff auch heute noch für möglich, wenn auch für schwierig. Den Gegenbeweis, den man aus den Ereignissen des Burenkrieges zu führen versucht habe, hält er mit Recht nicht für stichhaltig. Die Erfahrungen dieses Feldzuges schätzt er überhaupt richtiger ein als Negrier, der sich von Übertreibungen keineswegs frei hält. In bezug auf die Notwendigkeit einer gegenseitigen, ununterbrochenen Unterstützung der Infanterie und Artillerie im Kampfe, ebenso wie in bezug auf die Schwierigkeit der Aufklärung stimmen beide Generale überein. Dieser Schwierigkeit will Langlois durch gemischte Detachements, Negrier durch seine berittene Infanterie abhelfen.

In der Hauptsache aber stehen sich in den Ansichten Negriers und Langlois' zwei grundverschiedene Gefechtslehren gegenüber: Die eine will die Entscheidung durch Feuer und Umfassung allmählich herbeiführen, die andere sie durch den Massenstoß an einem Punkt gewaltsam erzwingen.

Es ist daher von besonderem Interesse, zu verfolgen, wie Langlois in einem anderen, 1903 erschienenen Werke (Conséquences tactiques des progrès de l'armement) an einem in zwei Parteien praktisch durchgeführten Beispiel die Richtigkeit seiner Theorie zu beweisen sucht.

Er stellt darin zwei gleich starke und gleichmäßig zusammengesetzte Armeen einander gegenüber, von denen die eine nach den von ihm vertretenen Grundsätzen, die andere entsprechend der Ansicht der taktischen Neuerer verfährt.

Letztere, die Ostarmee, geht in zahlreichen Kolonnen in großer Breite vor, um unmittelbar aus dem Anmarsch die Umfassung einzuleiten, von der man nach den Erfolgen des Feldmarschalls Roberts allein das Heil erwartet. Langlois ist aber der Ansicht, daß dies Verfahren die große Gefahr vorzeitiger Entwicklung in sich schließe und die Verneinung jeglichen „Manövers“ bedeute, das unbedingt Tiefengliederung zur Voraussetzung habe. Die einzelnen, in breiter Front nebeneinander vorgehenden Kolonnen entziehen sich der Leitung, so daß an die Stelle einer einheitlichen, von dem Willen der obersten Leitung beherrschten, Gefechtshandlung eine Reihe von Einzelhandlungen tritt, die ohne Zusammenhang und ohne Übereinstimmung sind.

Demgegenüber marschiert die Südarmee in starker Tiefengliederung vor, indem sie ein Armeekorps als Avantgarde vorausschickt und eins dem Gros als Reserve folgen läßt. Hierdurch erhält sie nach Langlois' Ansicht Bewegungsfreiheit und wird manövrierfähig.

Gleichzeitig will Langlois an diesem Beispiel das Verhalten der gemischten Detachements erläutern, deren Verwendung einen wichtigen Teil seiner Lehre bildet.

Dieselbe Wirkung der neuen Waffen, die der Kavallerie ihre Aufklärungstätigkeit erschwert, gibt uns auch die Mittel an die Hand, die Aufklärung durch stärkere Mittel, nämlich durch gemischte kleine Detachements, zu erzwingen. Diese sind anderseits leicht und beweglich genug, um sich rechtzeitig dem Gegner entziehen zu können. Bei

der geringen Tragweite der früheren Waffen hätten solche Detachements ihre Schwäche nicht verbergen können und wären entweder wirkungslos geblieben oder gleich mit dem Gegner handgemein geworden. Heute aber sind sie widerstandsfähig genug, um ihre geringe Stärke nicht erkennen zu lassen. Dem Verteidiger sind sie in gleicher Weise von Nutzen wie dem Angreifer, sie dienen gleichmäßig zur Sicherung wie zur Aufklärung, nehmen die Fühlung mit dem Gegner auf und können ihn auf sich ziehen oder aufhalten. Der Einfachheit halber nennt sie Langlois: détachements de couverture.

Mit diesen Detachements will Langlois ein bewegliches Sicherungsnetz vor der Front und in der bedrohten Flanke der Armee ausbreiten. Sie werden je nach der Marschordnung von den einzelnen Armeekorps gestellt und gehen in der Front den Avantgarden voraus. Die Zwischenräume zwischen ihnen sind natürlich je nach dem Gelände verschieden, immer aber derart bemessen, daß größere Abteilungen zwischen ihnen nicht durchzudringen vermögen. Mit der vorausgegangenen Kavallerie halten sie Verbindung. Wird diese in ihrem Vormarsch aufgehalten, so kommen die Detachements zu ihrer Unterstützung heran und sind dann im Verein mit ihr imstande, selbst überlegener feindlicher Kavallerie Herr zu werden, vielleicht sogar dieser eine Niederlage beizubringen.

Ist die Fühlung demnächst aufgenommen, so haben die Detachements den doppelten Zweck, einerseits die Front der eigenen Armee zu verschleiern, dem Gegner die Aufklärung zu verwehren, vielleicht auch ihn zu täuschen und zu vorzeitigen Entwicklungen zu verleiten, andererseits durch die Berührung mit den feindlichen Kolonnenspitzen über deren Stärke und Marschrichtung Nachrichten zu bringen. Leicht wird es möglich sein, daß ein solches Detachement in der Stärke von einem Bataillon, einigen Geschützen und etwas Kavallerie sich eines guten Stützpunktes bemächtigt, selbst eine starke feindliche Kolonne zum Halten und zu einer gewissen Vorsicht nötigt. So entsteht für den Gegner mindestens Zeitverlust, wenn er nicht gar stärkere Kräfte einsetzt. Dann entzieht sich das Detachement rechtzeitig einem ernsteren Gefecht, um dasselbe Spiel weiter rückwärts zu erneuern, bis es schließlich von der Avantgarde aufgenommen wird. Aus den Nachrichten aller dieser Detachements wird auf diese Weise der Armeeführer die Umrisse des Gegners in einem Umfange erkennen können, der sich nicht, wie bisher, nur auf eine beschränkte Front gegenüber der Avantgarde, sondern auf die ganze Front des Gegners erstreckt, und der somit ein sichereres Urteil über dessen Stärke erlaubt. Gleichzeitig bereiten diese Detachements dadurch, daß sie die wichtigen Stützpunkte in der Hand behalten, den Übergang der Armee aus dem Marschverhältnis in die Gefechtsfront und die Entwicklung der Armeekorps vor.

Besonders wertvoll wird ihre Mitwirkung gegenüber einem Feind, der nach Umfassung strebt. Langlois verkennt nicht die Gefahr, in der bei seiner tiefgegliederten

Marschordnung der Armee das als Avantgarde vorausgehende einzelne Armeekorps sich einem solchen Gegner gegenüber befindet. Das Korps kann leicht gezwungen werden, zurückzugehen oder sich zum Gefecht gegen den überlegenen Feind in übermäßiger Breite zu entwickeln. Auch hiergegen hilft das Langloissche Universalmittel, wenigstens in der Theorie: Die Detachements, die von den Korps der zweiten Linie vorausgeschickt sind, decken die Flanken des Avantgardenkorps, wehren die Umfassung ab und erleichtern ihren Korps das Eintreten ins Gefecht, indem sie deren Front einnehmen.

Daß solche Detachements gewandte Führer erfordern, ist klar: aber gerade das französische Offizierkorps ist nach Langlois' Ansicht besonders dazu geeignet. Der General v. Werder habe an der Lisaine bereits ein solches Verfahren angewendet; sieben Detachements hätten etwa 12 km vor der Stellung eine Front von 48 km von Ronchamp bis Delle gedeckt.

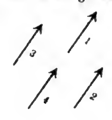
Gehen wir nun zu dem praktischen Beispiel über.

Die Südarmee in der Stärke von vier Armeekorps und einer Kavallerie-Division ist in nordwestlicher Richtung im Vormarsch begriffen. Außer zwei zu einer Kavallerie-



Division vereinigten Korpskavallerie-Brigaden geht ein Armeekorps als Avantgarde voraus, das drei kleine Detachements in einer Breite von etwa zwei Meilen vorgeschickt hat. Im Gros folgen, rechts und links gestaffelt, zwei Armeekorps, von denen jedes eine Avantgarde, das rechte außerdem mehrere Detachements nach der bedrohten rechten Flanke entsendet hat, in der sich auch die zwei noch übrigen Korpskavallerie-Brigaden befinden. In dritter Linie, mit dem Anfang in die Höhe der mittleren Korps etwas hineinreichend, folgt ein viertes Armeekorps. Die Korps können, wenn das Wegenetz es erlaubt, in zwei Kolonnen marschieren. Die Tiefe der Armee vom vordersten Detachement bis zum Ende des letzten Korps beträgt rund 50 km, also zwei volle Tagemärsche.

Die Nachrichten vom Feinde veranlassen nun die Armee, die Front nach Nordosten zu nehmen. Langlois will dadurch zeigen, daß bei seiner Marschordnung jede Frontveränderung leicht auszuführen, daß somit die Armee manövrierfähig ist. Das 1. Armeekorps bildet nunmehr die Avantgarde, das 2. und 3. die Mitte, das 4.



die Reserve. Leider unterläßt Langlois eine Angabe darüber, wie die infolge der tiefen Marschordnung an sich schon überaus schwierigen Bewegungen der Bagagen, Kolonnen und Trains bei der Frontveränderung geregelt werden sollen. Das entstehende Knäuel dürfte nicht leicht zu entwirren sein. Nunmehr decken das 1., 2. und 3. Armeekorps die ganze Front in einer Breite von 36 km mit zusammen 9 Detachements, denen die gesamte Kavallerie, nunmehr in zwei Kavallerie-Divisionen gegliedert, in der neuen Richtung voranseilt. In dieser Gliederung stößt die Armee auf den Feind.

Dieser, die Ostarmee, ist ebenso stark, marschiert aber in breiter Front divisionsweise in einer Linie nebeneinander und entschließt sich sofort, die Südarmee frontal und beiderseits umfassend anzugreifen. Langlois hält diesen Entschluß für voreilig, kann aber nicht leugnen, daß das Avantgardenkorps von Süd dadurch eine Zeitlang dem Angriff überlegener Kräfte ausgesetzt ist.*)

Aber diese Gefahr beseitigen schnell die vortrefflichen Detachements von Süd: während das Avantgardenkorps hält, um das Herankommen der mittelsten Korps rechts und links davon zu erwarten, decken sie Front und Flanke des Avantgardenkorps und erleichtern das Eintreten der mittelsten Korps in die Gefechtsfront. Aber noch mehr, sie verhindern die Umfassung, die Ost auf seinem rechten Flügel mit einem Armeekorps, auf seinem linken Flügel mit einer Division zu unternehmen im Begriffe ist. Das Gelände kommt ihnen allerdings im Langloisschen Beispiel in überraschender Weise zu Hilfe: links finden sie Anlehnung an einen sumpfigen Wald und einen Fluß, während der umfassende rechte Flügel von Ost gerade außen um diesen großen Wald herumgehen muß und sich dadurch gänzlich von der Armee trennt. Ost hat nach Langlois' Ansicht keine Wahl, keine Manövrierfähigkeit mehr; es kann nur geradeaus vorgehen; Frontveränderungen wären nur schwer und langsam auszuführen. Wenn der Erfolg seines Manövers nicht unmittelbar eintritt, ist es überall verwundbar, da es der Tiefe entbehrt.

Wie steht demgegenüber die Südarmee da! Die Fühlung ist überall hergestellt, das Gros ist noch völlig Herr seiner Bewegungen und in der Lage, nach allen Seiten beliebig sich zum Angriff zu entwickeln.

Nachdem Langlois in dieser Weise eingehend die Herstellung der Fühlung erörtert hat, greift er aus dem weiteren Verlauf hauptsächlich die Herbeiführung der Entscheidung heraus. Wir wissen, daß er ein Anhänger des entscheidenden Angriffs (attaque décisive) ist, der mit einer starken, bis dahin zurückgehaltenen, Truppenmasse gegen den von der obersten Führung gewählten Angriffspunkt und zu einer von ihr bestimmten Zeit geführt werden soll.

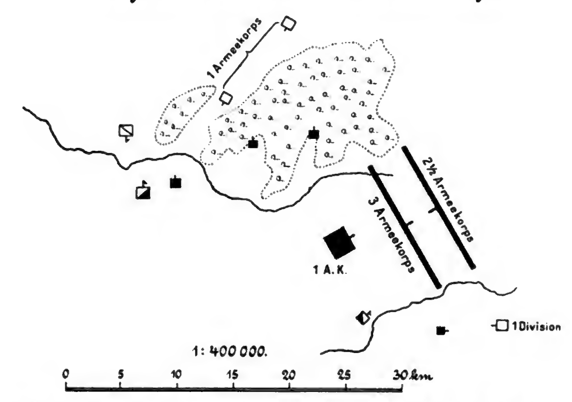
Wo man den Angriffspunkt wählt, ob in der feindlichen Front oder auf einem Flügel, hängt von den Verhältnissen ab. Einem Gegner, der, wie die Ostarmee,

*) Vgl. die umstehende Skizze.

nach Langlois' Ansicht, in übermäßiger Breite vorgeht, um zu umfassen, der daher in der Front schwach ist und keine Reserven hat, darf man nicht ebenfalls durch Umfassung begegnen wollen, sondern man stößt mitten in seine Front hinein, während die kleinen Detachements in den Flanken, gestützt auf günstige Geländeabschnitte, die Umfassung des Feindes aufhalten.

Am Vorabend des ersten Schlachttages sind bei der Südarmee die beiden Korps des Gros rechts und links neben das Avantgardenkorps in die erste Linie eingerückt, während das hinterste Korps in Reserve hinter der Mitte aufschließt. Die linke

Lage am Abend des ersten Schlachttages.



Flanke der Armee ist an den bereits erwähnten sumpfigen Wald, die rechte an einen tief eingeschnittenen Wasserlauf angelehnt. Der Wald wird durch zwei Detachements gesperrt; weiter links vom Walde sichert eine Kavallerie-Division mit einer Infanterie-Brigade und vier Batterien des linken Flügelkorps gegen die jenseits des Waldes ausholende feindliche Umfassung. Die andere Kavallerie-Division und ein Detachement des rechten Flügelkorps sichern jenseits des Wasserlaufes in einem für ihre Aufgabe günstigen durchschnittenen und bedeckten Gelände.

Auf der feindlichen Seite hat sich die Ostarmee mit $2^1/_2$ Armeekorps in einer Linie in der Front entwickelt. Auf ihrem rechten Flügel ist das zur Umfassung vorgehende Armeekorps im Laufe des Tages nur um ein geringes vorgerückt; seine beiden Divisionen, die bisher nebeneinander marschierten, folgen sich sogar hinterein-

ander, so daß die hintere Division im ganzen nur 5 km mit dem Anfang im Laufe des ganzen Tages vorwärtsgekommen ist. Der Grund, warum das Korps so verfährt, obwohl es so schnell wie möglich mit den beiden Divisionen nebeneinander vorzubringen bestrebt sein mußte, ist nicht ersichtlich. Die Flügeldetachements der Südarmee standen erst weiter rückwärts zum Widerstand bereit.

Am darauffolgenden ersten Schlachttage verläuft der Kampf in der Front ohne Entscheidung. Die Südarmee zieht das Reservekorps näher hinter die Mitte heran. Bei der Ostarmee marschiert von dem auf dem rechten Flügel zur Umfassung vorgehenden Korps die vordere Division nur um 6 km vor, während die hintere völlig untätig auf demselben Fleck stehen bleibt wie Tags zuvor. Als Grund wird angegeben, daß das Korps zwischen dem großen und einem weiter westlich liegenden kleineren Wald nur Entwicklungsraum für eine Division gehabt habe. Auch auf dem linken Flügel der Ostarmee kommt die zur Umfassung vorgehende Division nicht erheblich vorwärts.

So ist am Abend des ersten Schlachttages die Lage reif: Die Südarmee will die übertriebene Ausdehnung des Gegners ausnutzen, um am andern Morgen seine Front zu durchstoßen.

Hierzu stehen am zweiten Schlachttage frühmorgens das Reservekorps und eine Kavallerie-Division dicht hinter dem mittelsten Korps der vorderen Linie gedeckt bereit. Die Artillerie dieser beiden Korps sowie die Korpsartillerie der beiden Flügelkorps der vorderen Linie werden zur Unterstützung des Angriffs unter einen Befehl gestellt.

Zunächst soll nach dem Angriffsbefehl die vorderste Brigade des Reservekorps vorbrechen, um sich eines Stützpunktes zu bemächtigen, dessen Besitz zur Sicherung der rechten Flanke des Angriffs für erforderlich gehalten wird. Sowie dies geschehen ist, tritt eine Division (die 7.) zum Angriff an; die vier Regimenter, jedes in Linie, hintereinander, derart, daß jedes Regiment über das vordere um eine Bataillonsbreite links hinausragt. Auf diese Weise soll der Schutz der linken Flanke während des Angriffs gewährleistet werden. Die Kavallerie-Division folgte der 7. Division, um je nach den Umständen einzugreifen. Die noch übrige Infanterie-Brigade dient als Reserve.

Der Angriff richtet sich gegen eine starke Höhe mitten in der Front des Gegners. Aber Langlois meint, daß diese Höhe nicht hinreichend Raum biete, um eine dem Angriff ebenbürtige Artillerie zu entfalten. Außerdem soll die Angriffsartillerie gegenüber der Einbruchsstelle überraschend auftreten. Das Gelände begünstigt diese überraschende Entwicklung einer überlegenen Artillerie ebenso wie das gedeckte Heranziehen des Reservekorps.

Auf welche Kräfte kann nun der Angreifer stoßen? Zunächst nur auf diejenigen, die ihm bereits in diesem Abschnitt gegenüberstanden, d. h. in dem gegebenen Beispiel innerhalb einer Breite von 6 km zwei Divisionen, die seit zwei Tagen im Kampfe mit an sich schon gleichstarken Kräften stehen, völlig erschöpft sind, ihre Munition

verbraucht haben und keiner großen Anstrengung mehr fähig sind. Gegenüber dem entscheidenden Stoß kann hiervon auf einer Breite von 2 km nur etwa eine Division in Betracht kommen. Dem Angriff steht somit eine überwältigende Überlegenheit in bezug auf Feuerwirkung und Zahl zur Seite; er tritt mit frischen Truppen und frischer Munition ins Gefecht.

Ist nun ein solcher Angriff möglich? Die Gegner eines solchen Verfahrens, die alles nur durch das Feuer erreichen wollen, bestreiten die Möglichkeit eines solchen Vorgehens im feindlichen Feuer. Aber, so meint Langlois, der Verteidiger steht fast nie auf einem solchen Glacis wie bei St. Privat; er muß sich in der Regel vorwärts des deckenden Höhenrandes aufstellen, um das Angriffsfeld unter Feuer nehmen zu können, und bietet dadurch selbst ein günstiges Ziel. Immerhin bleibt noch ein Einwand bestehen: wie, wenn der Verteidiger, wie die Buren, ruhig den Angreifer bis auf 200 m herankommen läßt, um dann plötzlich Schnellfeuer abzugeben? Hierzu, bemerkt Langlois, braucht man reichliche Munition und kaltes Blut. Die Verhältnisse bei den Buren lagen ganz anders. Sie waren hinter Felsen völlig gedeckt, sie waren, da kein Vorbereitungskampf vorhergegangen war, in keiner Weise verbraucht, sie hatten von der feindlichen Artillerie nichts zu befürchten, die ohne Verbindung mit ihrer Infanterie kämpfte, kurz, sie waren im Augenblick des Angriffs frische, gegen Artillerie gedeckte Truppen.

Daß der Durchbruch in dem Beispiel Langlois' gelingt, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Das ganze Beispiel ist ein lehrreicher Beweis dafür, wie wenig solche Übungen geeignet sind, eine vorgefaßte Meinung praktisch zu beweisen.

Das ganze Gebäude Langlois' ist künstlich, wenn man einen kleinen Stein herausnimmt, fällt es zusammen. Sowie die kleinen Detachements der Südarmee den auf beiden Flügeln umfassenden Gegner nicht hinlänglich aufhalten, ist es mit der Verwendung des Reservekorps zum frontalen Durchbruch vorbei; man braucht es eiligst zur Abwehr und ist aus der Initiative in die Verteidigung gedrängt. Daß den Detachements ihre Aufgabe aber gelingen muß, ist eine doktrinäre Annahme. Auf seiten der Ostarmee haben die Umfassungstruppen das größte Interesse daran, energisch anzugreifen. Wie soll ein ganzes Korps sich tagelang derartig aufhalten lassen? Das ist nur möglich, wenn es so zurückhaltend wie in dem Beispiel verfährt. Die ganze Anlage der Schlacht ist überhaupt bei der Ostarmee verfehlt. Sie erstrebt mit einem Korps auf ihrem rechten Flügel die Umfassung, obwohl ein großer, zwei Meilen breiter, sumpfiger Wald sich auf diesem seinem Flügel befindet. Um diesen herumgehend, trennt sich das Umfassungskorps völlig von seiner Armee und, um die Trennung zu einer dauernden zu machen, geht es so langsam als möglich vor, setzt — angeblich im Entwicklungsraum beengt — nur eine Division ein, läßt die andere einen vollen Tag rückwärts stehen, obwohl größte Eile geboten war, um den groben Fehler in der Anlage gut zu machen. So hat die Ostarmee am Vor-

abend vor der Entscheidung mit ihrer Infanterie eine Ausdehnung von 35 km erreicht und verdient allerdings, am andern Morgen geschlagen zu werden.

Merkwürdig glücklich ist die Südarmee in der Auswahl des Geländes, obwohl es sich um einen Begegnungskampf handelt; beide Flanken sind, wie erwähnt, gut im Gelände angelehnt. Es gehört ein außergewöhnliches Geschick und ein seltenes Glück dazu, um im Begegnungskampf eine solche Aufstellung zu finden.

Auch sonst mißt Langlois mit ungleichem Maße. Während den Detachements von Süd der Widerstand gegen weit überlegene Kräfte andauernd gelingt, weil die moderne Bewaffnung die Gefechtskraft außerordentlich gesteigert hat, erringt der frontale, massierte Durchbruch, zwar mit überlegenen Kräften, aber gegen einen immerhin starken Gegner in guter Stellung, Erfolg. In dieser stehen 2½ Armeekorps in einer Ausdehnung von 15 km, die durchaus nicht übertrieben erscheint. Scheitert der Angriff hiergegen, so ist die Südarmee, trotz der schweren Fehler der Ostarmee, verloren.

Was die Gegenüberstellung von Umfassung und Durchbruch anbetrifft, so steht eines jedenfalls fest: Die Umfassung, wenn sie auch auf eine neue Front trifft, ist immer noch eines der sichersten Mittel, durch konzentrisches Feuer die Überlegenheit zu erringen. Der frontale Durchbruch aber ist einer starken Stellung gegenüber bei der heutigen Waffenwirkung sehr erschwert, wenn auch — bei fehlerhaftem Verhalten des Gegners und unter günstigen Verhältnissen — keineswegs unmöglich.

Daß das Vorgehen in breiter Front und ohne Reserven (es handelt sich hierbei natürlich nur um Reserven des Armeeführers) seine Nachteile haben kann, ist richtig. So wie der Kampf eingeleitet ist, muß er auslaufen, und der Führer wird wesentliche Verschiebungen unter großen Verhältnissen nicht mehr eintreten lassen können. Gelingt der Schlag nicht von vornherein, so ist er verfehlt. Daß dies die Verneinung der Leitung überhaupt bedeute, kann aber keineswegs zugegeben werden. Nur findet sie ihre höchste und schwierigste Aufgabe in der operativen Einleitung zum Gefecht.

Viel größer sind aber sicher die Gefahren, die eine grundsätzlich in Langloisscher Tiefengliederung vorgehende und kämpfende Armee laufen kann. Wie leicht kann sie operativ und auf dem Schlachtfelde in eine zentrale Lage kommen, in der ihr kein Massenstoß helfen wird, um den sie umgebenden Feuerkreis zu durchbrechen. Daß es ferner in großen Verhältnissen für die oberste Führung äußerst schwierig sein wird, starke Reserven von vornherein richtig aufzustellen und rechtzeitig an den entscheidenden Punkt zu bringen, bedarf keines Beweises.

Völlig kann man sich dagegen mit dem Schlußsatz des Langloisschen Buches einverstanden erklären: „Solange es Krieg gibt, wird es in letzter Linie auf einen Akt brutaler Gewalt ankommen, der nicht ohne große Opfer verlaufen wird. Aber diese Opfer werden auf seiten der Verteidigung nicht geringer, zugleich aber meistens

unnütz sein. An diesen Verhältnissen hat die Vervollkommnung der Waffen nichts geändert. Der Vorteil liegt auf der Seite der Initiative, der Offensive."

Nur muß die Form, in der die „brutale Gewalt" sich äußert, sorgfältig den Verhältnissen, insbesondere der Waffenwirkung, angepaßt sein. Daß die Langloissche Form dieser Forderung entspricht, muß lebhaft bestritten werden.

In Frankreich jedoch scheint sich die Mehrzahl der maßgebenden Persönlichkeiten und die allgemeine Stimmung entschieden auf die Seite Langlois' zu stellen. Kein Geringerer als der augenblickliche Generalissimus des gegen Deutschland bestimmten Heeres, General Brugere, Vizepräsident des obersten Kriegsrates, äußerte sich in demselben Sinne.

Im September 1902 erschienen im Anschluß an die großen Manöver mehrere Aufsätze im Figaro, in denen ein ungenannter, anscheinend aber gut unterrichteter Verfasser die Ansichten Brugeres über das moderne Kampfverfahren auseinandersetzte. Zunächst wird dagegen Verwahrung eingelegt, daß Brugere sich den aus der neuen Bewaffnung zu ziehenden Folgerungen gänzlich verschlösse, jeglichen Neuerungen abhold wäre und starr an einem veralteten Verfahren und an dichten Formationen festhielte.

Allerdings sei er ein Gegner der Neuerer, die die Möglichkeit des Sturms (assaut) bestreiten und den Erfolg lediglich durch Umfassung und Feuerwirkung erreichen wollen. Gerade der Burenkrieg habe gezeigt, daß keine der Schlachten eine volle Entscheidung gebracht habe, weil keine der beiden Parteien zu einem entscheidenden Angriff befähigt war. Um dieser Strömung entgegenzuwirken, lege der General besonderen Wert darauf, die Notwendigkeit und Möglichkeit des entscheidenden Angriffs zu betonen, nur müsse diesem ein gründlicher Vorbereitungskampf vorhergegangen sein.

Über das Verfahren, das bei diesem Vorbereitungskampf eingeschlagen werden muß, sind die Ansichten Brugeres folgende:

Die Vorbereitung ist vollständig, wenn der Gegner auf seiner ganzen Front und auf naher Entfernung durch eine mächtige Feuerlinie eingeschlossen ist, die seine vorderste Linie mürbe macht und seine Reserven durch die fortgesetzte Drohung mit dem Angriff fesselt. Man erreicht diesen Zweck durch entsprechende Form des Anmarsches, der Entwicklung und des Gefechts.

Der Anmarsch (marche d'approche) muß mit Rücksicht auf die Tragweite der modernen Waffen so lange als möglich der Sicht des Gegners entzogen werden. Geeignete Annäherungswege von Deckung zu Deckung sind durch die vorauseilenden Führer sorgfältig zu erkunden. Naturgemäß werden sich dabei die Truppen dort, wo das Gelände Deckung bietet, stärker massieren. Die Gestalt der Annäherungswege bestimmt die Formation der Truppen. Diese Formationen müssen daher hinreichend geschmeidig sein, um sich dem Gelände anpassen und je nach Erfordernis nach der Breite oder Tiefe ausdehnen zu können. Ungedeckte Räume muß man in kleinen Ab-

teilungen durcheilen, um in der nächsten Deckung die geschlossene Ordnung wieder herzustellen.

Die **Entwicklung** der Infanterie geschieht nur, um zu schießen. Sie darf sich erst so spät als möglich und mit nicht mehr Kräften vollziehen, als durchaus erforderlich ist. Das Feuer wird erst auf wirksamer Entfernung eröffnet.

Wenn das vereinigte Feuer der Artillerie und der Schützenlinien den Gegner niedergekämpft hat, dann tritt die Angriffsmasse an, um mit aufgepflanztem Bajonett unaufhaltsam gegen das Angriffsziel vorzudringen. Aber diese Truppen treten selbstverständlich erst aus der Deckung heraus, wenn der Vorbereitungskampf beendet, d. h. wenn das Feuer des Gegners niedergekämpft ist.

Hier liege nun hauptsächlich der Streitpunkt. Die einen behaupten, daß man das Feuer eines hartnäckigen Gegners nicht derartig unterdrücken kann, daß nicht doch im Augenblick des Sturmes noch eine Anzahl Schützen das Feuer fortsetze. Ein solches Feuer würde dann jede ungedeckte Angriffstruppe zwingen, sich hinzuwerfen. Die anderen dagegen sind davon überzeugt, daß beim Gegner ein Augenblick eintreten wird, in dem er, durch das Feuer stark geschwächt, durch den langen Kampf erschöpft, derartig demoralisiert ist, daß man ihm, ohne zu große Verluste befürchten zu müssen, mit der blanken Waffe auf den Leib gehen und ihn aus seiner Stellung vertreiben kann.

Brugere ist der Ansicht, daß ein solcher Sturm möglich und nötig ist, daß aber die dünnen Schützenlinien, die wohl den Vorbereitungskampf führen können, nicht imstande sind, dem Angriff das erforderliche Gefühl der Kraft zu geben. Auch kann man nicht auf der ganzen Front angreifen, in der Hoffnung, daß irgendwo der Erfolg eintritt. Das hieße, die Führung verneinen. Der Sturm muß daher sich gegen einen bestimmten Teil der Front richten, dessen Auswahl vom Führer je nach der Möglichkeit gedeckter Annäherung oder nach der Stärke und Schwäche der feindlichen Stellung getroffen werden muß. Da man nun einererseits in Ausnutzung des Raumes beschränkt ist, anderseits aber starker Truppenmassen für den beabsichtigten Zweck bedarf, so muß man notwendigerweise die hierzu bestimmten Truppen geschlossen zusammenhalten. Wenn die Vorbereitung des Angriffs vollständig war — aber nur unter dieser Bedingung —, dann wird der Angriff gelingen.

Im Manöver, wo der Verteidiger nicht niedergekämpft werden kann und bis zum letzten Augenblick schießt, werden solche Angriffe immer verfrüht und unwahrscheinlich erscheinen.

In diesen Ansichten Brugeres ist ein gewisser Unterschied gegenüber den Auseinandersetzungen Langlois' und auch gegenüber den noch zu erörternden reglementarischen Bestimmungen zu erkennen: Der Erfolg des Angriffs ist ausdrücklich an die Bedingung geknüpft, daß vor dessen Beginn die Feuerüberlegenheit erkämpft worden ist. Dann kann aber der Stoß auch nur an dem Punkt angesetzt werden, wo diese Bedingung erfüllt ist. Wie ist damit aber in größeren Verhältnissen die Forderung zu

vereinbaren, daß der oberste Führer allein diesen Punkt bestimmt und hier seine geschlossenen Reserven rechtzeitig bereitstellt? Fraglos wird man mit Feuer allein einen tüchtigen Gegner nicht aus seiner Stellung vertreiben, sondern muß ihm zu Leibe gehen. Es handelt sich aber darum, ob dies an einem bestimmten Punkt und mit massierten Reserven geschehen muß, oder ob die mit der Einleitung und Durchführung des Kampfes beauftragten einzelnen Truppenverbände mit ihren eigenen Staffeln und an dem Punkt dazu imstande sind, wo es ihnen gelungen ist, den Gegner durch Feuer niederzuringen.

Wir kommen auf diese Fragen zum Schlusse im Zusammenhang zurück.

Sehr beachtenswert ist die Stellung, die der General Bonnal zu derselben Streitfrage genommen hat. Bonnal war zuletzt Direktor der Kriegsakademie und für den Kriegsfall als Generalstabschef Brugeres bestimmt, als er vor nicht langer Zeit wegen privater Verhältnisse zur Disposition gestellt wurde.

In seinem 1903 erschienenen Buche „La récente guerre sud-africaine et ses enseignements“ wendet sich Bonnal hauptsächlich gegen den in der Revue des deux mondes erschienenen Aufsatz Negriers. In auffällig scharfer Form weist er die Folgerungen, die Negrier aus dem Burenkriege gezogen hat, als übertrieben und einseitig zurück und stellt sich auf den Standpunkt Gilberts, des im Jahre 1901 verstorbenen bekannten Militärschriftstellers, der sich in folgender Weise geäußert hat:

„Der südafrikanische Krieg, der auf einem Schauplatz und mit Mitteln geführt worden ist, die von einem europäischen Kriege sehr verschieden sind, kann offenbar kein volles Licht über die Geheimnisse des zukünftigen Krieges verbreiten. Zwischen dem Zusammenstoß zweier großer Nationen, vor dem die Einbildung zurückschreckt, und dem heldenmütigen Widerstand einer Handvoll Bauern besteht ein noch größerer Unterschied, als zwischen den Kriegen der Vendee und denen des ersten Kaiserreichs. Die Verwendung der vervollkommneten Waffen geschah in einem zu kleinen Maßstabe und mit zu großer Unerfahrenheit, die Feststellung der Ergebnisse ist noch zu wenig sicher, als daß man daraus mit Bestimmtheit taktische Schlüsse ziehen könnte.“

Wir können den Auseinandersetzungen Bonnals nicht im einzelnen folgen, zumal die Frage bereits besprochen ist, inwieweit die Negrierschen Folgerungen aus dem südafrikanischen Kriege berechtigt sind. Die Schlüsse, die er selbst aus dem Burenkriege zieht, faßt Bonnal folgendermaßen zusammen:

Aus dem fast gänzlichen Mangel an Artillerie auf seiten der Buren entstanden so eigenartige Gefechtsverhältnisse, daß man sich danach keine genaue Vorstellung vom Kampfe zwischen europäischen Mächten machen kann.

Die Wirkung des gegenwärtigen Gewehrs schiebt die normale Gefechtsentfernung der Infanterie auf etwa 800 m hinaus, während sie 1870 400 m und bei dem französischen Gewehr M/1874 600 m betrug.

Die geringe Sichtbarkeit des Gegners, die eine Folge des rauchschwachen Pulvers und der gesteigerten Anwendung der Feldbefestigung ist, bewirkt, daß die Annäherung an den Feind länger dauert und schwieriger wird. Hierdurch, wie auch infolge der größeren Stärken, werden Einleitung und Durchführung des Gefechts sehr viel mehr Zeit beanspruchen.

Die Wirkung der modernen Waffen führt dazu, die Avantgarden in kleinere Abteilungen zu zerlegen, um sie dem wirksamen Artilleriefeuer zu entziehen. Diese Abteilungen sind dazu bestimmt, auf der ganzen Front die Fühlung mit dem Gegner aufzunehmen und das Gefecht einzuleiten.

Infolge der verkürzten Dienstzeit, der geringen Sichtbarkeit der Ziele und der gesteigerten Waffenwirkung wird die Erschöpfung der Nerven im Gefecht schneller eintreten. Die Feuerlinie muß daher von Zeit zu Zeit durch frische Kräfte verstärkt werden, die zurückgehaltenen Truppen müssen unter sorgfältiger Ausnutzung aller Deckungen der Sicht und dem Feuer des Feindes entzogen und vor unnützen Verlusten bewahrt werden.

Die aufgelöste Gefechtsform, die Notwendigkeit, jede Deckung auszunutzen, sowie die Schwierigkeit der Leitung durch die Offiziere haben zur Folge, daß vom einzelnen Schützen eine erhöhte moralische Kraft gefordert werden muß.

Die Front ist fast überall unangreifbar. Doch wird eine geschickte Führung entweder günstige Annäherungswege oder aber schwache Punkte beim Feinde, z. B. einen vorspringenden Winkel oder einen schlecht angelehnten Flügel, finden, um den Angriff ansetzen zu können.

Nach gründlicher Vorbereitung muß die Entscheidung durch eine überraschende, mächtige Wirkung am günstigsten Punkt erzielt werden. Hierzu müssen nahe dem Angriffspunkt stärkere Kräfte, als sie der Feind gegenüber entfalten kann, unbemerkt bereitgestellt werden. Diese Angriffsmasse ist dazu bestimmt, den Erfolg der Schützenlinie auszubeuten, sobald diese, fortgesetzt verstärkt und durch die Artillerie unterstützt, den Angriffspunkt genommen hat.

Über die Ausführung des Angriffs spricht sich Bonnal leider nicht aus. Deutlich ist aber aus seinen Ausführungen zu entnehmen, daß er, im Gegensatz zu Langlois, die „Angriffsmasse" weniger zum Angriff selbst als zur Ausnutzung des Erfolges verwendet wissen will. Der Angriff selbst wäre Sache der vorderen Linie. Leider läßt auch Bonnal die Frage unerörtert, wie es in großen Verhältnissen der Führung möglich ist, rechtzeitig den entscheidenden Punkt zu erkennen und diesem nahe gegenüber unbemerkt überlegene Kräfte zu versammeln.

Im übrigen aber wird man sich in vielen Punkten den Bonnalschen Ausführungen anschließen können. Die beliebten gemischten Detachements scheinen auch ihm als zweckmäßiges Mittel zur Aufklärung vorzuschweben. Sie werden uns bei Besprechung der Manöver des Jahres 1903 noch beschäftigen.

Unter den literarischen Erscheinungen, die auf die bisher erörterten Fragen Bezug haben, verdient noch das im Jahre 1902 erschienene Werk des Generals Keßler, „Tactique des trois armes" besonderes Interesse. Keßler war ebenfalls Mitglied des obersten Kriegsrates und einer der im Kriegsfalle vorgesehenen Armeeführer, als er Ende 1901 nach erreichter Altersgrenze den Abschied nahm.

Der Standpunkt, den Keßler einnimmt, nähert sich im allgemeinen mehr demjenigen Negriers als Langlois', wenn auch im einzelnen die allzu radikalen Schlußfolgerungen, die Negrier aus dem Burenkriege zieht, vermieden worden sind. Keßlers Schrift enthält mehr eine Zusammenfassung der Erfahrungen, die er in seiner langen Dienstlaufbahn gemacht, und die er mit den Forderungen der modernen Bewaffnung in Einklang zu bringen sucht. Es ist keine einseitig auf die Erfahrungen des südafrikanischen Krieges begründete Tendenzschrift. Wir heben aus ihr nur dasjenige hervor, was für die Beleuchtung der besprochenen Gegensätze von Wichtigkeit ist.

Im scharfen Widerspruch zu Langlois steht Keßler in seinen Ansichten hinsichtlich der Ausdehnung und Gliederung einer Armee. Mehr als je gilt heute der Grundsatz: getrennt marschieren, vereint schlagen. Schon um leben zu können, muß man sich im Marsche auseinander ziehen. Man darf es auch mit Rücksicht auf den Kampf, da die heutige Waffenwirkung eine Ausdehnung der Gefechtsfront gestattet. Die grundsätzliche Bedingung ist nur die, daß die Front einer Armee am Vorabend des Kampfes nicht mehr als das Anderthalbfache der Gefechtsfront betrage, um die Armeekorps rechtzeitig zusammenziehen zu können. Es sei schwer zu verstehen, wie sich in der französischen Armee die Neigung zum massierten Vormarsche noch immer erhalten habe. Man wolle damit augenscheinlich eine Zersplitterung vermeiden und alle Kräfte geschlossen in der Hand behalten. So entständen die falschen Bilder bei den großen Manövern, bei denen man schmale Fronten und große Tiefe erstrebe, um die vordere Linie lediglich durch den Druck der Masse von hinten aus vorwärts zu treiben und so den Erfolg zu erringen. Ob es sich um eine Division, ein Armeekorps oder eine Armee handele: immer wolle man mit einem Blick die ganze Entwicklung übersehen, immer handle es sich in erster Linie um ein schönes Bild. Die gewaltigen Heeresstärken, so folgern die Massentaktiker, erfordern die Versammlung und somit auch die taktische Verwendung großer Massen auf engem Raume. Demgegenüber weist Keßler darauf hin, daß die Taktik nicht von der Stärke, sondern von der Bewaffnung abhängt. Wenn auch die Überlegenheit der Zahl eine der wichtigsten Bedingungen des Erfolges ist, so muß doch diese Überlegenheit in einer Weise zur Geltung gebracht werden, daß sie wirksam wird: alle Truppen, die ihre Waffe nicht verwenden können, sind aber unnütz und erleiden nur unnötige Verluste. Eine übermäßige Anhäufung von Truppen ist schädlich für die Erhaltung der Armee und beeinträchtigt die Operationsfähigkeit. Im Gefecht sind die Bewegungen massierter Truppen querfeldein

zeitraubend und schwierig; das geringste Geländehindernis verursacht Aufenthalt und stört die Ordnung: man marschiert, aber man kommt nicht vorwärts.

Der Erfolg des Angriffs beruht hauptsächlich auf der Umfassung. Damit alle Korps einer Armee zum Angriff mitwirken können und den erforderlichen Entwicklungsraum haben, muß man vorher schon in breiter Front anmarschieren. Die Ausdehnung der Marschfront gibt den Flügelkolonnen die Möglichkeit, zu umfassen.

Eine bestimmte Marschordnung für eine Armee gibt es nicht. In den selteneren Fällen, in denen man über die Lage beim Feinde hinreichend aufgeklärt ist, kann man mit allen Korps in einer Linie marschieren und auf diese Weise am besten zur Umfassung gelangen. Ist die Lage aber unsicher, so geht besser ein Armeekorps (außer der Kavallerie-Division) als Avantgarde voraus, während ein Armeekorps hinter dem Gros als Reserve für unvorhergesehene Fälle folgt.

Die Tätigkeit des Führers liegt vornehmlich in der Leitung der Operationen während der Zeit vor der Schlacht. In der Schlacht selbst kann der Führer nicht mehr den Einfluß ausüben, den er früher in kleineren Verhältnissen hatte, sondern er muß sich darauf beschränken, den allgemeinen Zusammenhang zu wahren.

In der Offensive wird er die Umfassung erstreben, doch wird sich, zumal bei einem plötzlichen Zusammenstoß, nicht immer die Gelegenheit dazu bieten. Man muß sich dann mit der Lage abfinden, wie sie sich bietet, und hat dann in dem Reservekorps ein Mittel, den ursprünglichen Plan den Umständen anzupassen. Die Widerstandsfähigkeit des Gegners ist infolge der neuen Waffen so gewachsen, der Kampf dauert so lange, daß Zeit genug zum Vorziehen des Reservekorps bleibt.

Bewegung ist das Lebenselement des Heeres, nur durch Bewegung lebt und wirkt es. Bewegung ist aber nur möglich beim Marsch in großer Breite, in zahlreichen und daher beweglichen Kolonnen, durch den sich eine Armee Operationsfreiheit bewahrt.

Allerdings können auf diese Weise bei den Heeresstärken, wie sie heute mobil gemacht werden, derartige Ausdehnungen entstehen, daß die Truppen des einen Flügels keinen Einfluß mehr auf die Ereignisse haben werden, die sich auf dem andern Flügel vollziehen. Zwanzig entwickelte Armeekorps nehmen eine Gefechtsfront von mindestens 100 km und daher eine vorhergehende Marschbreite von wenigstens 150 km ein. Solche Massen sind aber zu schwerfällig. Eine tüchtig einmarschierte Armee von 4 bis 5 Armeekorps, die von einem gewandten General geführt wird, würde dagegen den Kampf bis zur völligen Vereinigung der nationalen Streitkräfte aufzunehmen imstande sein, indem sie an einem Punkte mit ihren versammelten Kräften doch die Überlegenheit erlangt und sie zur Geltung bringt, bevor die anderen Teile der feindlichen Linie Zeit haben, einzugreifen.

Wie sich Keßler im einzelnen die Ausdehnungen denkt, geht aus einem Beispiel hervor. Eine Armee von vier Armeekorps kann am Tage vor der Schlacht eine

Ausdehnung von etwa 45 km haben. Zu Beginn des Kampfes wird sie noch eine Breite von etwa 30 km einnehmen, die sich im Laufe des Gefechtes auf eine Front von 16 km verengt.

In bezug auf die Ausdehnung einer selbständigen Division beim Angriff nimmt er an, daß die im Reglement hierfür angegebene Zahl (2500 m) sich auf die anzugreifende Front beziehe, für die Ausdehnung der Division aber zu Beginn des Kampfes viel zu eng sei. Eine größere Frontbreite gestatte die Umfassung, den konzentrischen Angriff und die Entwicklung einer größeren Zahl von Gewehren.

Auch in der Verteidigung muß die Division ihre Front so viel als möglich ausdehnen, um die Umfassung zu verhindern, den Feind zu einer übertriebenen Ausdehnung zu veranlassen und die Einheitlichkeit des Angriffs zu gefährden. Anderseits muß sie eine starke Reserve zum Gegenstoß bereithalten. Diejenigen Truppen, die zur Besetzung der Stellung verwendet werden, haben keinen andern Zweck, als diese zu behaupten, und können in der Regel nicht aus der Defensive zur Offensive übergehen. Sie dienen als Drehpunkt für die Reserve, die, gestützt auf diese feste Linie, Freiheit der Bewegung für ihren Gegenangriff erlangt. In der Front braucht man mehr eine Reserve an Munition als an Mannschaften. Die Division kann somit eine Brigade zur Besetzung der Front bestimmen, die sich bis zu 4 km ausdehnen kann. Wenn die Stellung gut ausgesucht ist, werden diese Kräfte zur Verteidigung ausreichen. Die andere Brigade dient als Reserve und wird hinter einem Flügel zurückgehalten, um im geeigneten Augenblick zum Gegenangriff gegen einen feindlichen Flügel vorzugehen. Aber auch diese Reserve soll durch ihr Feuer und nicht als Stoßtruppe wirken, sie darf daher nicht massiert aufgestellt werden, sondern mit Abstand und Zwischenraum, um manövrierfähig zu sein.

Für die Ausdehnung eines selbständigen Armeekorps gibt Keßler als ungefähren Anhalt die Zahl von 8 bis 10 km für den Beginn des Kampfes an. In der Verteidigung wird man in der Regel eine Division als Reserve ausscheiden.

Einer besonderen Erwähnung bedürfen noch die Ansichten Keßlers über die Tätigkeit der Avantgarden, zumal er in dieser Beziehung, wie schon erwähnt, von Langlois scharf angegriffen wird. Die französische Felddienstordnung gestattet dem Avantgardenführer, in gewissen Fällen anzugreifen, wenn es sich z. B. darum handelt, einen vorteilhaften Geländeabschnitt in die Hand zu bekommen oder den Feind zu veranlassen, seine Kräfte zu zeigen. Keßler ist der Ansicht, daß eine allein kämpfende Division von dieser Berechtigung nur mit Vorsicht Gebrauch machen dürfe, weil deren Avantgarde zu schwach für einen Angriff sei. Bei der Wirkung der modernen Waffen finden solche Teilgefechte eine so schnelle Lösung, daß die schwache Avantgarde leicht geschlagen werden kann, ehe das Gros ins Gefecht tritt. Wie stark der Feind ist, wird man sehr häufig erst im Verlaufe des Gefechts selbst erfahren und kann daher selten vorher bestimmen, ob man nach Maßgabe der Stärkeverhältnisse in der Lage

ist, zum Angriff zu schreiten. Ist die Avantgarde einmal ins Gefecht getreten, so muß sie es durchführen; die Infanterie, die auf mittleren Entfernungen eingesetzt ist, kann nicht mehr ohne weiteres aus dem Gefecht gezogen werden. Dadurch wird das Gros gezwungen, einzugreifen. Soll somit dem Führer Freiheit des Handelns gewahrt bleiben, so muß die Avantgarde sich defensiv verhalten und die Sicherung als ihre Hauptaufgabe betrachten. Das beste Mittel gegen ein Durchgehen der Avantgarde ist die Gegenwart des Divisionskommandeurs bei ihr.

Bestehen die Avantgarden in größeren Verhältnissen aus stärkeren Gefechtskörpern, aus Divisionen oder Korps, so können sie eher von der Berechtigung zum Angriff Gebrauch machen, die ihnen die Felddienstordnung gibt. Keßler warnt davor, die Kavallerie-Divisionen zu weit voraus zu schicken, damit nicht die Verbindung mit ihnen verloren gehe. Eine Entfernung von 40 bis 50 km sei bei Beginn der Operationen das Äußerste. Die Kavallerie-Division bedarf der Unterstützung durch nachfolgende Infanterie; als solche dient ihr die Armee-Avantgarde, die der Armee um einen Tagemarsch vorausgeht und imstande ist, längere Zeit ein selbständiges Gefecht zu führen, wenn man auf den Feind stößt. In diesem Falle handeln die Kavallerie-Division und das Avantgardenkorps gemeinsam und verschaffen dem Armeeführer die erforderliche Zeit, seine Armee für den folgenden Tag zur Schlacht zusammenzuziehen.

Wenn eine solche Armee-Avantgarde gebildet ist, dann bedürfen die einzelnen Armeekorps nicht mehr einer starken, aus allen drei Waffen gemischten Avantgarde, wie sie heute üblich ist. Wenn diese in solcher Weise zu selbständigem Gefecht befähigt ist, läßt sie sich auch nur zu leicht in einen Kampf ein und zieht dadurch die ganze Armee wider den Willen des Führers hinein. Es genügt daher, die einzelnen Avantgarden nur so stark zu machen, daß sie zur Sicherung und Aufklärung hinreichen. Keßler schlägt daher vor, sie aus der Korpskavallerie-Brigade, einer oder mehreren Batterien, einem Infanterie-Bataillon, einer Pionierabteilung und einem leichten Sanitätsdetachement zusammenzusetzen. Die Hauptwaffe dieser Avantgarde ist somit die Kavallerie. Artillerie ist ihr beigegeben, damit sie nicht durch jedes Hindernis aufgehalten wird und im Verein mit ihr imstande ist, den Feind bis zu einem gewissen Grade zu zwingen, seine Infanterie zu zeigen, damit sie seine Kolonnenspitzen aufhalten und sich rechtzeitig einem ernsthaften Gefecht entziehen kann. Die übrigen Teile der Avantgarde sind keineswegs dazu bestimmt, der vorauseilenden Kavallerie unmittelbar zu folgen. Insbesondere soll das Bataillon nur als Rückhalt dienen und gewissermaßen als zweite Staffel der Avantgarde mit seiner gewöhnlichen Marschgeschwindigkeit auf etwa 6 bis 12 km nachfolgen. Radfahrerabteilungen sind hierzu weniger geeignet, weil sie zu sehr an die Wege gebunden sind.

Dieser Vorschlag Keßlers, die üblichen starken gemischten Avantgarden durch eine „leichte" Avantgarde zu ersetzen, ist bekanntlich auch anderwärts vielfach in der

Literatur aufgetaucht. Im übrigen bleibt aber auch Keßler der französischen Gewohnheit treu und will eine besondere, starke Armee-Avantgarde beibehalten. Es ist nur nicht abzusehen, inwiefern ein so starker Gefechtskörper nicht noch in viel höherem Maße allen den Gefahren unterliegen sollte, wie die gewöhnlichen Avantgarden der einzelnen Kolonnen. Wird das vorausgehende Armeekorps nicht auch leicht durch ein vorzeitiges Gefecht die ganze Armee in unbeabsichtigte Bahnen fortreißen, und kann nicht dieses zunächst doch vereinzelte Korps vor dem Eintreffen der übrigen in eine ungünstige Lage kommen? Wenn Keßler solche Gefahren vermeiden will, wäre es folgerichtig, sich auf die Voraussendung der Kavallerie-Divisionen und „leichten Avantgarden" überhaupt zu beschränken. Es scheint ferner, als ob Keßler die vorausgehende Kavallerie-Division zu sehr an das Avantgardenkorps bindet und ihre Bewegungsfreiheit fesselt. Nur muß die Kavallerie natürlich ausreichend für die Verbindung mit der Armee Sorge tragen, wie sie jetzt auch überall bemüht ist.

In bezug auf die Taktik der einzelnen Waffen ist folgendes in den Keßlerschen Ausführungen bemerkenswert:

Bei der Infanterie besteht die schwierige Kunst des Angriffs darin, eine dem Gegner überlegene Feuerlinie auf wirksame Schußweite an diesen heranzubringen. Dieses Vorgehen erfordert schmiegsame Formen, die sich dem Gelände anpassen. Noch immer aber sieht man bei den großen Manövern dieselben Bilder: dichte Linien, hinter denen in geringer Entfernung Bataillonskolonnen folgen, führen den Angriff durch. Durch das eifrige Studium der napoleonischen Feldzüge, das nach dem Kriege von 1870 begonnen habe, sei eine neue Schule entstanden, die für „dichte Formationen", „Angriffsmassen" und dergleichen schwärme. Das Feuer in seiner brutalen Wirklichkeit wird, so meint Keßler, sehr bald die Frage richtigstellen und alle diese schönen Theorien von der Verwendung der Massen in Rauch aufgehen lassen. Das taktische Verfahren des Ersten Kaiserreichs ist heute nicht mehr anwendbar. Von zwei Dingen ist nur eines möglich, entweder wird der Verteidiger durch das Angriffsfeuer zerschmettert und gibt seine Stellung auf, dann ist es unnötig, Massen vorzuführen, um die Stellung zu gewinnen, oder es ist noch eine Anzahl Gewehre und Geschütze des Verteidigers in Tätigkeit, dann werden die Angriffskolonnen unweigerlich aufgehalten. Die vorderste Linie erreicht vielleicht die Stellung, aber die nachfolgenden Massen bedeuten keinen Zuwachs an Stärke, sondern führen vielleicht durch ihre außergewöhnlichen Verluste sogar eine Katastrophe herbei.

Keßler findet auch die reglementarischen Formen gegenüber der heutigen Waffenwirkung in offenem Gelände nicht anwendbar. Offenes und ebenes Gelände kann die Infanterie im feindlichen Feuer nicht mehr durchschreiten. Wie soll nun die Truppe eine 4 km lange Strecke im feindlichen Feuer so zurücklegen, daß sie hinreichende moralische Kraft besitzt, um den Widerstand des Gegners zu brechen? Nur so, daß sie gegen Sicht gedeckt vorgeht, so langwierig dies auch sein mag, und

daß sie die reglementarischen Formen dabei aufgibt. Die Infanterie geht lediglich so vor, wie es für die Deckung am günstigsten ist. Innerhalb der wirksamen Schußweite gibt es keine eigentliche Infanterietaktik mehr, die einzige wirkliche Taktik besteht in dem „Mir nach!" des Führers. Dessen Sache ist es, dasjenige Verfahren zu finden, das sich den Geländeformen am besten anpaßt, ohne Rücksicht auf Umwege und auf die lange Dauer. Ist die Infanterie so auf 400 m an den Feind herangekommen, so ist sie in der Hand des Führers, kann den Gegner durch Feuer niederkämpfen und dann zum Sturme schreiten. Keßler betont, ebenso wie Negrier, die erhöhte Bedeutung, die im heutigen Infanteriekampfe der Wert des Einzelkämpfers, seine moralische Kraft, seine Initiative und Gewandtheit besitzen.

Viel zu sehr klebt man in der Praxis und in den Reglements noch an den starren, zusammenhängenden Gefechtsformen einer früheren Zeit; noch immer will man die einzelnen Gefechtseinheiten eng nebeneinander halten und so eine zusammenhängende Angriffslinie herstellen, statt den einzelnen Teilen eine große Freiheit der Bewegung zu gewähren. Bei der Tragweite der heutigen Waffen ist es unbedenklich, wenn Lücken zwischen den größeren Einheiten entstehen.

In bezug auf die Kavallerie steht Keßler keineswegs auf dem extremen Standpunkte Negriers. Er will im Aufklärungsdienst die Kavallerie-Division möglichst geschlossen behalten, damit sie in der Lage ist, die feindliche Kavallerie zu bekämpfen, wenn sie ihr in Ausübung ihrer Tätigkeit entgegentritt. Doch soll der Kavalleriekampf nicht um seiner selbst willen erstrebt werden; er ist ein Mittel der Aufklärung, aber nicht deren Zweck. Die Zeit, die man dazu verwendet, die feindliche Kavallerie aufzusuchen, um sie zu bekämpfen, geht für die Aufklärung verloren. Es sei gewiß vorteilhaft, wenn man die feindliche Kavallerie zuvor ganz aus dem Felde schlagen und freie Bahn für die Aufklärung schaffen könne. Bis dies Ziel erreicht werde, vergehe aber zu viel Zeit, zuerst käme es auf beiden Seiten zu wechselnden Erfolgen und Rückschlägen, ehe einer der beiden Kavallerien die volle Überlegenheit zufalle. Wie nun aber, wenn die eigene Kavallerie unterliegt? Wenn ferner die feindliche Kavallerie nicht den Kampf sucht, sondern der Aufklärung nachgeht, so kann man auf der Suche nach ihr leicht einen Luftstoß machen und die kostbare Zeit für die Aufklärung verlieren.

Auch ist Keßler nicht der Ansicht, daß der Kavallerie der Zutritt zum Schlachtfeld versagt sei, nur kann man sie gegen Infanterie nicht mehr verwenden wie vor einem Jahrhundert. Attacken gegen unerschütterte Infanterie sind unmöglich. Keineswegs darf nun aber die Kavallerie deshalb den Kampf mit der feindlichen Kavallerie als ihre einzige Gefechtstätigkeit betrachten, sondern sie muß auch ihrerseits sich den Vorteil der modernen Waffen zunutze machen. Ausgerüstet mit einem weittragenden Karabiner und unterstützt durch ihre wichtigste Eigenschaft, die Beweglichkeit, muß sie unerwartet erscheinen, von wechselnden Aufstellungen aus über-

raschend auf große Entfernung das Feuer eröffnen und rechtzeitig verschwinden, um an anderer Stelle das Spiel von neuem zu beginnen. „Eine gewandte, mit einem guten Karabiner ausgerüstete Kavallerie kann alles wagen, sie kann auf unberechenbare Erfolge hoffen."

Was die Artillerie anbetrifft, so steht Keßler im allgemeinen auf dem Boden der reglementarischen Bestimmungen. Ihre Aufgabe ist nicht ein vorhergehender vereinzelter Kampf mit der feindlichen Artillerie, nach dessen Beendigung sie sich erst der Unterstützung der Infanterie zuwenden könnte. Wie später noch zusammenhängend erörtert werden soll, glaubt man in Frankreich, auf Grund der gesteigerten Wirkung und Feuergeschwindigkeit des Rohrrücklaufgeschützes mit einer beschränkten Zahl von Batterien dasselbe Ergebnis erreichen zu können, das man ehemals nur durch die Vereinigung des Feuers einer großen Anzahl von Batterien erhielt. Darauf baut man auch für die Artillerie den Grundsatz der Ökonomie der Kräfte auf und will für 'den Artilleriekampf nicht mehr verwenden, als nötig ist, mit dem Rest der Batterien aber von vornherein die Infanterie in ihrem Vordringen unterstützen. Jedenfalls hat Keßler darin Recht: der Kampf zerfällt nicht in drei sich nacheinander abspielende Akte: Gefecht der Kavallerie, der Artillerie, der Infanterie. Der Kampf ist nur einer, und er wird von der Infanterie geführt. Die anderen Waffen unterstützen sie nur.

Mit diesen Gedanken steht im Zusammenhang, wenn Keßler davor warnt, die Artillerie in allzu großer Stärke und allzu weit nach vorn in die Marschkolonne zu nehmen, um sich von vornherein die Überlegenheit zu sichern. Es entsteht daraus leicht die Gefahr, daß man die Batterien ohne hinreichenden Schutz weit vorwärts des Gros der Infanterie einsetzt. Vielfach wird man auch gar keinen Platz für alle Batterien haben.

Man wird den Ausführungen Keßlers die Anerkennung nicht versagen können, daß sie den modernen Forderungen Rechnung tragen, maßvoll sind und im allgemeinen sich von Übertreibungen frei halten. Seiner ganzen Richtung nach wird man ihn den ausgesprochenen Gegnern Langlois' hinzuzählen müssen. Er will breit marschieren, breit kämpfen und umfassen; er ist Feuertaktiker und kein Massentaktiker. Der Führer kann nicht durch einen Gewaltstoß die Entscheidung dort erzwingen, wo er es will. Die Grundsätze für die Verwendung der drei Waffen erscheinen im allgemeinen einleuchtend.

Wird aber die Infanterie mit der Keßlerschen Gefechtsanleitung auskommen? Die schwierige Frage, wie man auf der Ebene anzugreifen hat, scheidet Keßler einfach dadurch aus, daß er die Ebene für unbetretbar erklärt. Im großen Rahmen wird man sie aber doch „betreten" und so nahe als möglich an den Gegner herangehen müssen. Jedenfalls hat aber Keßler darin recht, wenn er die sorgfältigste Ausnutzung der Deckungen fordert, um die Infanterie gefechtskräftig auf wirksame Entfernung an den

Feind heranzubringen. Die reglementarischen Formen müssen hierzu, wenn nötig, aufgegeben werden, nur die Art der Deckung bestimmt die Form. Der gefährlichste Feind ist das einheitliche, ausgerichtete, zusammenhängende Vorführen, so schön das Bild auch sein mag.

Wenn damit der einheitliche Exerzierplatzangriff fällt und der Langloissche Massenstoß verurteilt wird, so fragt es sich doch auf der andern Seite, ob die Keßlerschen Anweisungen für das Kampfverfahren der Infanterie hinreichen. Überläßt man den einzelnen Abteilungen völlig, wie sie, jede für sich, lediglich nach dem Gelände auf wirksame Schußweite sich heranbewegen, wie sie ihre Gefechtskraft durch heranzuziehende Verstärkungen auf der Höhe erhalten, wann und wie sie schließlich zum Sturme antreten, so ist allerdings der schärfste Gegensatz zu einem im Sinne Langlois' geführten Kampf erreicht.

Hier werden die Gegner dieses Verfahrens einsetzen, um ihm den Vorwurf zu machen, daß es unweigerlich zu einer Zersplitterung der ganzen Gefechtshandlung und zu partiellen Vorstößen führen müsse, die einem großen, entscheidenden Erfolg im Wege stehen.

Gewiß würde dies der Fall sein, wenn man die Keßlerschen Grundsätze übertreiben und bis zu den kleinsten Einheiten hinab durchführen wollte. Schränken wir sie aber auf die höheren Verbände ein, nehmen wir an, daß im großen Rahmen jedem dieser Verbände seine Gefechtsaufgabe zugewiesen wird, so kann und muß die weitere Durchführung des Angriffs ihm überlassen bleiben. Das zusammenhanglose Vorstürzen einzelner Bataillone werden sie zu verhindern und die Einheitlichkeit der Handlung zu wahren wissen, aber nicht durch Richtung und gleichmäßige Formationen, sondern durch Zusammenwirken nach demselben Ziel, dem Feinde.

Bei so widersprechenden Ansichten, wie sie sich aus den bisherigen Darlegungen insbesondere in bezug auf das Kampfverfahren der Infanterie ergeben haben, drängt sich die Frage auf, welche Stellung die französischen Reglements hierzu einnehmen

An die Stelle des früheren Reglements vom Jahre 1894, das ziemlich schematische Gefechtsbestimmungen enthielt, trat im Oktober 1902 ein neues provisorisches Exerzierreglement für die Infanterie. Die Gliederung des Bataillons zum Gefecht, die Entwicklung der Kompagnien in Schützenlinien und Unterstützungstrupps sowie das Feuergefecht, die bis dahin einige charakteristische Sonderheiten aufwiesen, entsprechen jetzt mehr dem deutschen Verfahren. Die Ausdehnungen im Gefecht sind ebenfalls den unsrigen annähernd gleich. Für die Kompagnie werden beim Angriff 150, bei der Verteidigung 200 m, für das Bataillon 300 m und 400 m, für das Regiment 700, die Brigade 1500 und die Division 2500 m als Grenze angegeben.

Das Gefecht innerhalb einer Infanterie-Division gestaltet sich beim Angriff nach dem Reglement folgendermaßen:

Sowie der Divisionskommandeur sich über seine Absichten klar geworden ist, gliedert er seine Truppen zum Gefecht grundsätzlich in folgende Teile:

1. in die für den Vorbereitungskampf (combat de préparation) bestimmten Truppen, die aus den „Bataillonen erster Linie" und „verfügbaren Bataillonen" bestehen;

2. in die Stoßtruppen (troupes de choc), die dazu bestimmt sind, am entscheidenden Punkt mit versammelter Kraft den letzten Stoß zu führen;

3. in die Reserve, die, sorgfältig gedeckt und den Aufregungen des Kampfes entzogen, bis zur Entscheidung zurückbehalten wird; sie kann dann dazu verwendet werden, den Angriff zu unterstützen oder den Erfolg zu vervollständigen oder einen Mißerfolg abzuschwächen.

Hiernach bestimmt der Divisionskommandeur, wieviel die beiden Brigaden zum Vorbereitungskampf verwenden dürfen, und wieviel sie als Stoßtruppe und Reserve zur Verfügung des Divisionskommandeurs abzugeben haben.

Das Verfahren im Vorbereitungskampf ist folgendes: Von den hierzu bestimmten Truppenteilen wird eine Anzahl Bataillone in die erste Linie genommen, während die anderen als „verfügbare Bataillone" in zweiter Linie mit einem Abstand folgen, der nach Lage und Gelände verschieden ist. Die Bataillone der vordersten Linien ziehen sich in der Regel in zwei Treffen auseinander und erweitern im Anmarsch (marche d'approche) Abstände und Zwischenräume, wenn sie in den Bereich der feindlichen Artillerie kommen. Als zweckmäßige Formation der einzelnen Kompagnien bis etwa auf 1200 m vom Feinde wird die ligne de sections (die Züge oder Halbzüge der Kompagnie in Sektionskolonne oder Reihen mit Zwischenraum nebeneinander) empfohlen, von da ab die Formation par files, d. h. die geöffnete Linie (mit einem oder mehr Schritt Zwischenraum zwischen den Rotten). In dieser Weise wird der Marsch so lange fortgesetzt, als es mit Rücksicht auf das feindliche Feuer möglich ist. Dann entwickeln die vordersten Kompagnien Schützenlinien und eröffnen das Feuer, wenn ohne solches ein Vorgehen nicht mehr angängig ist. Die weitere Vorbewegung geschieht in kurzen Sprüngen und unter sorgfältiger Benutzung jeder Deckung, in deckungslosem Gelände, wenn nötig, in kleinen Abteilungen und selbst Mann für Mann. Während des Haltens wird jedesmal nur so viel gefeuert, als es nötig ist, um die Fortsetzung der Angriffsbewegung vorzubereiten. Schließlich erreicht man diejenige Stellung, die man vielfach als Hauptfeuerstation bezeichnet. Je nach dem Gelände liegt sie zwischen 400 und 700 m vom Feinde. Die Schützenlinie wird auf das Höchstmaß verdichtet, indem die noch verfügbaren Kompagnien der vordersten Bataillone sie verstärken. Die Bataillone zweiter Linie sind gefolgt und dienen ebenfalls nach Bedarf zur Verstärkung. „Es handelt sich darum, auf der ganzen Front dem Feinde gegenüber nur das Mindestmaß von Kräften zu entwickeln, dessen man bedarf, um ihn zu fesseln und zu erschöpfen, indem man ihn beständig mit einem

ernstlichen Angriff bedroht." So wird die Aufgabe des Vorbereitungskampfes bezeichnet.

Dieser Kampf kann Stunden dauern. Der Führer hat somit Zeit, die zum Stoß bestimmten Truppen gegenüber dem Angriffsziel bereitzustellen. Der auf der ganzen Front eingeleitete Kampf wird ihn diesen Punkt erkennen lassen, auf dem er die Entscheidung herbeiführen will. Es kann dies in Form eines Durchbruchs, eines Flügel- oder eines Flankenangriffs geschehen. Die dazu bestimmten Truppen müssen bis zum letzten Augenblick der Sicht und dem Feuer des Gegners entzogen bleiben und gedeckt so nahe als möglich bis an den Ausgangspunkt des Angriffs herangeführt werden, damit dieser durch völlig frische Truppen und überraschend erfolgt.

Hält der Führer die Vorbereitung für genügend, dann beginnt der Angriff. Die gesamte Artillerie und Infanterie, die das Angriffsziel sehen kann, bereitet ihn durch ein heftiges Feuer vor. Dann treten die **troupes de choc** an, nach der Tiefe gegliedert, um unaufhörlich einen Druck von hinten nach vorn auszuüben, wenn vorne ein Stocken eintreten sollte. Die einzelnen Bataillone sind in sich in einer oder in zwei Linien formiert, die einzelnen Kompagnien in Linie oder in Kompagniekolonnen oder in der **ligne de sections**, alle mit solchen Abständen und Zwischenräumen, daß „die Masse nicht zu dicht ist".

Währenddessen geht die vorderste Linie sprungweise von der Hauptfeuerstation bis auf Sturmentfernung (etwa 150 m) an den Gegner heran; was an „verfügbaren Bataillonen" noch vorhanden ist, wird zum Verstärken und Vorreißen benutzt. In diesem Augenblick müssen die „Spitzen der Sturmkolonnen" auf 200 bis 300 m herangekommen sein, die Schützen geben Schnellfeuer ab, und dann „stürzt sich die ganze Masse auf den Feind".

„Wenn nötig, werden die Reservetruppen dazu verwendet, den Sturmtruppen den letzten Anstoß zu geben."

Zu diesem Angriffsverfahren ist mehreres zu bemerken.

Zunächst fällt die Gliederung der Infanterie innerhalb der Division auf. Nach dem Reglement können die Brigaden treffen- oder flügelweise verwendet werden. In ersterem Falle bildet die vordere Brigade die zum Vorbereitungskampf bestimmte erste Gefechtslinie (Bataillone erster Linie und „verfügbare" Bataillone), die hintere die Stoßtruppen und die Reserve. In letzterem Falle dagegen behält jede Brigade die zum Vorbereitungskampfe erforderlichen Bataillone zu ihrer Verfügung, gibt aber entweder die Sturmtruppen oder die Reserve ab. Dann wird also der Brigadeverband zerrissen, und die Brigadekommandeure halten sich nach dem Reglement bei demjenigen Regiment auf, bei dem ihre Gegenwart am nötigsten ist, oder sie werden vom Divisionskommandeur mit der Führung der Stoßtruppen oder der Reserve beauftragt. Auf diese Weise nähert sich auch die flügelweise Verwendung bedenklich der Treffentaktik.

Auffallenderweise und im Gegensatz zum deutschen Reglement wird der Erfolg des Angriffs nirgendwo ausdrücklich an die Bedingung geknüpft, daß vorher die Feuerüberlegenheit herbeigeführt ist. Denn was vom Vorbereitungskampf verlangt wird, ist, wie sich aus Vorstehendem ergeben hat, bei weitem weniger. Dementsprechend ist auch der Fall nicht vorgesehen, daß der Anstoß zur Durchführung des Angriffs von der Schützenlinie ausgehen kann. Der Angriff ist vielmehr lediglich dem Führer und den von vornherein hierzu bestimmten, geschlossen vorzuführenden Stoßtruppen vorbehalten.

Denselben Standpunkt wie das neue französische Exerzierreglement für die Infanterie nimmt in bezug auf die hier in Betracht kommenden Fragen bereits die französische Felddienstordnung vom Jahre 1895 ein, in der auch die großen Verhältnisse einer Schlacht berührt werden. Der Vorbereitungskampf kann, so heißt es in dieser Vorschrift, in einer großen Schlacht unter Umständen mehrere Tage dauern. Es sei nicht zulässig, ihn als demonstratives oder hinhaltendes Gefecht zu bezeichnen. Alle Truppen, die ins Gefecht treten, müssen dies mit der Überzeugung tun, daß sie zur Entscheidung beizutragen haben, alle müssen jede Gelegenheit benutzen, vorwärts zu kommen. Doch dürfen sie stets nur auf ihre eigenen Kräfte zählen.

Die Kunst der Führung besteht demgegenüber darin, den richtigen Augenblick und den richtigen Punkt zu erkennen, wo sie mit der Stoßtruppe den entscheidenden Angriff ausführt.

Die Bedenken, die gegen diesen offiziellen Standpunkt geltend zu machen sind, insbesondere die Schwierigkeiten, die einer rechtzeitigen Verwendung einer Reserve am richtigen Punkt unter den großen Verhältnissen einer zukünftigen Schlacht entgegenstehen, sind bereits angedeutet worden. Jedenfalls können sich Langlois und Brugere auf das Reglement stützen, wenn man ihnen Stoßtaktik vorwirft.

Merkwürdigerweise fühlte sich der französische Generalstab veranlaßt, noch während das neue Exerzierreglement im Erscheinen begriffen war, sich in einem Erlaß (anscheinend vom 1. Dezember 1902) über die moderne Fechtweise der Infanterie auszusprechen, der in einer militärischen Zeitung im Februar 1903 veröffentlicht und ausdrücklich als offiziell bezeichnet wurde. Zunächst wird darin der Stand dieser Frage in den einzelnen europäischen Heeren erörtert.

In dem neuen englischen Reglement seien die Grundsätze, die sich aus der modernen Bewaffnung für das Gefecht ergäben, durchaus richtig entwickelt, doch fehle es für die Praxis an genaueren Angaben über das einzuschlagende Verfahren, z. B. über das Verhalten der Unterstützungstrupps und der hinteren Staffeln und dergl.

In Deutschland sei die Lösung der Frage noch weniger fortgeschritten als in England. Bei den Kaisermanövern im Jahre 1901 habe man noch das übliche Verfahren, nämlich starke Schützenlinien mit dahinter folgenden geschlossenen Abteilungen, beobachtet. Erst im Jahre 1902 sei auf dem Tempelhofer Felde die sogenannte

Burentaktik versucht worden. Kleine Gruppen mit großen Zwischenräumen seien nach und nach bis auf etwa 700 m an den Feind herangegangen, wo sie sich allmählich zu einer großen Schützenlinie verdichteten. Diese eröffnete dann das Feuer und ging sprungweise bis zum Sturm vor, ohne verstärkt zu werden. Man habe aber inzwischen erkannt, daß die Leitung hierdurch unmöglich werde, und daß die Schützenlinie in sich allein nicht die Kraft zu einem solchen Vorgehen finde. In den Kaisermanövern desselben Jahres habe man ein anderes Verfahren versucht. Hinter der vordersten Schützenlinie seien eine Anzahl anderer Schützenlinien mit geringen Abständen gefolgt und in derselben Weise vorgegangen wie jene. Hatte die vorderste Linie die Feuerüberlegenheit erreicht, so sprangen alle hintereinander liegenden Linien zugleich auf und schritten zum Sturm, der somit auch nur durch Schützenlinien ausgeführt worden sei. Doch könne auch darin eine ausreichende Lösung der Frage nicht gefunden werden, und somit habe man sich zu einer reglementarischen Änderung in Deutschland noch nicht entschließen können.

In Österreich sei man ebenfalls noch zu keiner bestimmten Ansicht über die zweckmäßigsten Formationen beim Vorgehen der Infanterie im wirsamen Feuer gekommen. Nur neige man zu größeren Ausdehnungen und zur Anwendung kleiner, schmaler Kolonnen statt Linien. Im übrigen aber griffe man noch mit dichten Massen an und nutze die Deckungen des Geländes wenig aus.

In der russischen Armee schienen zur Zeit Neuerungen mit Rücksicht auf die modernen Waffen nicht geplant zu sein. Die vorderste Linie bewege sich in schnellen kurzen Sprüngen halbkompagnieweise vor und schreite dann zum Sturm, gefolgt von Reserven in der geöffneten Doppelkolonne. Der französische Generalstab findet in diesem Verfahren den Ausdruck klarerer Erkenntnis von den Forderungen des modernen Gefechts als bei den meisten übrigen europäischen Armeen, bemerkt aber doch, daß die Halb-Kompagnien vielleicht zu groß für die Sprünge seien, und daß die Reserven in Doppelkolonnen wohl nicht bis in die vorderste Linie vorgelangen könnten.

In Frankreich habe man sich bereits eingehend mit den Folgerungen beschäftigt, die aus den modernen Schnellfeuerwaffen zu ziehen sind. Auf Grund der Berichte, die dem Kriegsminister von den Mitgliedern des obersten Kriegsrates und den kommandierenden Generalen eingereicht worden seien, könne man eine bestimmte Anzahl von Punkten feststellen, über die eine Einigung erzielt sei. Sie bestehen in folgenden Grundsätzen:

Offenes und ebenes Gelände muß innerhalb des Bereiches wirksamen Artillerie- und Infanteriefeuers von der Infanterie vermieden werden.

Wenn die Infanterie in diesen Bereich tritt, muß sie gedeckt vorgehen. Bei diesem Anmarsch (marche d'approche) wählt sie diejenigen Formationen, die sich dem Gelände am besten anpassen und sie der Sicht des Gegners entziehen.

Beim Beginn des Gefechtes wird die Gefechtsfront nicht durch eine zusammenhängende Schützenlinie gebildet. Diese setzt sich vielmehr aus einer Anzahl von Schützengruppen zusammen, die sich je nach den vorhandenen Deckungen entwickeln und voneinander durch mehr oder weniger große freie Strecken getrennt sind. Diese Gruppen gehen ununterbrochen, ohne zu schießen und ohne sich nach ihren Nachbargruppen zu richten, vor, solange sie gedeckt sind. Kommen sie auf wirksame Schußweite an den Gegner heran und können sie nicht weiter vorgehen, so eröffnen sie das Feuer. Um diesem die größtmögliche Stärke zu geben, werden sie durch andere Gruppen verstärkt, die auf denselben Wegen wie die vordersten die Gefechtslinie erreichen. Das Maß dieser Verstärkungen findet seine Grenze nur in der Zahl der Gewehre, die verwendet werden können, denn alle Anstrengungen haben das eine Ziel, die Feuerüberlegenheit zu erringen.

Durch das Eintreffen der Verstärkungen wird die Schützenlinie in der Regel nicht vorgerissen. Nur wenn die Feuerüberlegenheit errungen oder wenn der Feind erschüttert scheint, wird die Vorwärtsbewegung wieder aufgenommen. Die Offiziere und Unteroffiziere bezeichnen die neuen zu erreichenden Punkte und die Formationen oder vielmehr die Art und Weise, wie man dorthin kommt; dann springen sie vor, führen die Truppe an und reißen sie mit sich fort. Das ist die Taktik des „Mir nach!“

Muß man einen deckungslosen Raum überschreiten, so vollzieht sich die Bewegung zugweise oder in kleinen Abteilungen oder sogar Mann für Mann unter dem Feuer der übrigen Züge. Die Mannschaften werfen sich hin, sowie sie halten.

Indem sich auf die Weise die Schützengruppen, zuerst durch die Unterstützungstrupps, dann durch die Truppen zweiter Linie verstärkt, in einer Reihe von Sprüngen dem Gegner nähern, bilden sich Teilangriffe heraus, die voneinander durch Zwischenräume getrennt sind. Diese zu überwachen, ist Aufgabe der rückwärtigen Truppen.

Aus diesen Teilangriffen lassen sich schließlich die schwachen Punkte des Gegners erkennen, der oberste Führer kann die Lage übersehen. Er unterstützt mit seinen Reserven diejenigen Teilangriffe, die in die feindliche Linie eindringen, oder sucht diejenigen Punkte aus, gegen die er seinen entscheidenden Angriff richten will.

Die Reserven, die bis dahin in Deckung gehalten worden sind, gehen auf den bereits benutzten Wegen vor, nehmen diejenigen Formationen an, die geeignet sind, ihre Bewegung zu verdecken, erreichen so die Gefechtslinie und reißen sie zum Sturm fort.

So scheint das Kampfverfahren sich gestalten zu müssen.

Die Grundsätze sind bereits im provisorischen Reglement vom Jahre 1902 enthalten; sie sollen hiermit nur bestimmter ausgedrückt werden, um ihre Anwendung zu erleichtern. Im übrigen bedingen sie in keiner Weise eine Änderung in der allgemeinen Taktik hinsichtlich der Gliederung der Truppen in die vorderste Linie, Unter-

stützungen und Reserve. Die Abstände zwischen den einzelnen Staffeln wechseln je nach dem Gelände. Die Fronten können in der Verteidigung in der Regel, beim Angriff ebenfalls, besonders in der ersten Entwicklung erweitert werden.

Soweit der Erlaß. Der General Langlois dürfte an ihm erheblich weniger Gefallen gefunden haben als der General Keßler. Man wird in ihm kaum noch einen Kompromiß, sondern ein starkes Abschwenken zu der Keßlerschen Lehre erkennen, mit der manches sogar wörtlich übereinstimmt.

Schon aus dem in der Einleitung des Erlasses enthaltenen Überblick über die Taktik der übrigen Armeen läßt sich erkennen, daß man einerseits den Schützenlinien allein nicht die Kraft zur Durchführung des Angriffs zubilligen will, andererseits aber das Heranführen dichter Massen zur Entscheidung ausschließt. Genau, wie es Keßler fordert, soll offenes, ebenes Gelände von der Infanterie vermieden werden. Nur die Deckungen kommen für den Anmarsch in Betracht. Bestimmte Formationen, wie sie das Reglement sowohl für das Vorgehen bis 1200 m als auch von da ab empfiehlt, gibt es nicht. Die Formationen werden lediglich durch die vorhandenen Deckungen bestimmt, wie schon Keßler die reglementarischen Formen nicht für ausreichend erklärt hat.

Keßler hatte auch die einheitlichen, zusammenhängenden Gefechtsentwicklungen verworfen, die die Bewegungsfreiheit hemmen; er hatte Lücken für unbedenklich erklärt. Diesen Gedanken bildet der Erlaß weiter aus, indem er ausdrücklich bestimmt, daß die vorderste Gefechtslinie grundsätzlich nur aus einzelnen Gruppen bestehen soll, die sich den Deckungen anschmiegen und so weit vorgehen, bis sie das Feuer wirksam eröffnen können. Diese Lücken können auch im weiteren Verlauf bestehen bleiben.

Der entscheidende Punkt liegt nun in den weiteren Bestimmungen. Klar wird hier zum ersten Male und im Unterschiede zum Reglement als Ziel des Schützengefechts die Erkämpfung der Feuerüberlegenheit gefordert. Hierzu, nicht zum Vorreißen, dienen die Verstärkungen.

Ist die Feuerüberlegenheit errungen, so beginnt die Vorwärtsbewegung wieder. In bezug auf die Art und Weise, wie sie sich vollzieht, läßt der Erlaß ebenso wie Keßler völlige Freiheit. Teilweise wird man Deckungen benutzen können, teilweise in Sprüngen oder Mann für Mann in die neue Linie gelangen. Es ist lediglich Sache der Führer, zu bestimmen, wie man diese erreicht. So schreiten die Schützenlinien, verstärkt durch die nachfolgenden Staffeln, zum Angriff, ohne daß über die Form, über die Sturmentfernung, über die Annäherung von Sturmkolonnen und dergl., wie es im Reglement geschieht, Bestimmungen gegeben würden.

Diese Art des Vorgehens führt zu einer Reihe von Teilangriffen. Der oberste Führer kann seine Reserven dazu verwenden, einen dieser Angriffe, wenn er gelingt, zu unterstützen oder sie selbst an einen Punkt zum entscheidenden Angriff vorzuführen. Hier liegt offenbar ein starker Gegensatz zum Reglement vor. Ausdrücklich ist

hiermit nunmehr zugestanden, daß der Sturm auch von der vordersten Linie ausgehen kann. Dementsprechend ist auch die ganze Gliederung der Truppen zum Gefecht eine andere. Eine „Stoßtruppe“, die im Reglement die wichtigste Rolle spielt, ist gar nicht mehr erwähnt. Den bisher nur für den in seiner Aufgabe eng begrenzten Vorbereitungskampf bestimmten Truppen ist jetzt eine ganz andere Aufgabe gestellt: Die vorderste Gefechtslinie mit den zu ihrer Unterstützung nachfolgenden Truppen zweiter Linie hat die Feuerüberlegenheit zu erringen und kann den Angriff selbständig durchführen. Die Reserve kann benutzt werden, um diesen Erfolg auszubeuten, sie kann aber auch an anderer Stelle zur Entscheidung eingesetzt werden.

Die Tätigkeit des obersten Führers ist somit auf ein erreichbares Maß eingeschränkt, die Treffentaktik ist beseitigt und die Entscheidung durch den Druck der Masse aufgegeben.

Die Bedeutung dieses Erlasses ist bisher wenig außerhalb Frankreichs beachtet worden. Es kann aber wohl nach dem Gesagten keinem Zweifel unterliegen, daß hier ein grundlegender Umschwung in den taktischen Ansichten vorliegt, der offenbar von den Erfahrungen des Burenkrieges und dem sich daran anschließenden literarischen Streite ausgeht. Es ist schwer verständlich, wie dieser Erlaß zeitlich mit dem Erscheinen des neuen Reglements zusammenfallen konnte, es sei denn, daß der Umschwung ziemlich plötzlich gekommen ist. Allerdings ist ja das Reglement nur ein provisorisches, das noch Versuchen unterliegt, dessen Ansehen aber von Beginn an durch den neuen Erlaß stark erschüttert sein muß. Binnen kurzem tritt bereits eine Kommission zur Beratung der erforderlichen Veränderungen zusammen. An ihre Spitze wird ein General gestellt, der als Anhänger Negriers bekannt ist und sich in den unter dessen Leitung ausgeführten großen Manövern des Jahres 1903 ausgezeichnet hat. Es gewinnt somit den Anschein, als ob die Gegner Langlois' schließlich die Oberhand behalten werden. In dieser Ansicht wird man bestärkt, wenn man die großen Truppenübungen der letzten Jahre miteinander vergleicht.

Dieser Vergleich wird zugleich Gelegenheit geben, zu beobachten, wie sich die Praxis der Truppe im Verhältnis zu den reglementarischen Vorschriften gestaltet hat.

Im Jahre 1900 traten bei den großen Manövern, die General Brugere in der Beauce südwestlich Chartres mit vier Armeekorps und zwei Kavallerie-Divisionen abhielt, neue Bestrebungen nicht zutage. In den Manöverbestimmungen des Leitenden waren, entgegen der Gepflogenheit früherer Jahre, keine besonderen Anordnungen für das Kampfverfahren der einzelnen Waffen enthalten; es wurde darin vielmehr lediglich auf die Vorschriften des Reglements verwiesen. Ausdrücklich sollten die Bewegungen starker, massierter Reserven auf dem Gefechtsfelde geübt werden, und man machte von dem Vorführen solcher Reserven öfters Gebrauch, um die Entscheidung herbeizuführen. Die beiden Parteiführer waren die Generale Negrier und Lucas. Ein besonderer Einfluß des ersteren auf die Taktik ist keineswegs erkennbar.

Dagegen lassen die Manöver des Jahres 1901 einen solchen Einfluß augenfällig erkennen. Wiederum war der Leitende der General Brugere. An den bei Rethel und Reims stattfindenden Manövern nahmen vier Armeekorps und vier Kavallerie-Divisionen teil; die Parteien wurden von dem General Duchesne und dem uns bereits bekannten General Keßler geführt. Allgemein fiel das Bestreben der Führer auf, in größerer Breite vorzugehen, um den Gegner zu umfassen. Selten wurden dichte Massen auf dem Gefechtsfelde bemerkt. Es ist hierbei zu beachten, daß in demselben Sommer 1901 Negrier den von uns erörterten Aufsatz über das angebliche neue deutsche Verfahren veröffentlicht hat, während Keßler nicht lange darauf sein Buch über die Taktik schrieb. Offenbar hatte Brugere, wenn er auch innerlich auf einem andern Standpunkte stand, 1901 den neuen Bestrebungen wenigstens versuchsweise nachgegeben.

Um so bestimmter brachte aber Brugere bei der Leitung der großen Manöver 1902 seine eigenen Ansichten zur Geltung. Obwohl mehrfach die Umfassung in günstiger Weise eingeleitet war, trat die Entscheidung schließlich doch durch einen frontalen Durchbruch ein. Von neuem erschienen auf dem Gefechtsfelde dichte Massen beim Angreifer und Verteidiger, zum Stoß und zum Gegenstoß.

So standen sich im Jahre 1903 die Parteien noch unversöhnt gegenüber: hie Negrier! hie Langlois! Vielfach schlug man vor, beide Systeme dadurch zu erproben, indem man deren hauptsächliche Vertreter im Manöver einander gegenüberstellte. Der Versuch wäre zwar interessant gewesen, würde aber wohl kaum den Beweis für die Richtigkeit der einen oder der andern Ansicht gebracht haben. Es fehlen im Manöver die maßgebenden Faktoren der Wirklichkeit, die Feuerwirkung und die Moral der Truppe. Inzwischen scheint aber diejenige Strömung, die den Erlaß des Generalstabes herbeigeführt hat, auch in bezug auf die Auswahl des Leitenden bei den großen Manövern sich geltend gemacht zu haben. Es wurde nämlich überraschenderweise dem General de Negrier im Herbst 1903 freie Hand gegeben, seine Vorschläge in den großen Manövern des Zentrums zu erproben: er erhielt die Leitung der Manöver des 12. und 13. Armeekorps. Auf diese vereinigte sich daher vorwiegend das militärische Interesse Frankreichs, während die gleichzeitig stattfindenden Manöver des Südostens mehr einen offiziellen Charakter trugen. Diesen wohnte der Präsident bei, und zu ihnen waren auch die fremden Militärattachees zugezogen worden. Ihre Leitung fiel naturgemäß dem General Metzinger zu, dem die beteiligten Armeekorps, nämlich das 14. und 15., im Kriegsfalle, wie allgemein bekannt ist, als Alpen-Armee unterstellt sind. Taktische Neuerungen sind bei diesen Manövern in keiner Richtung versucht worden.

Das erste, was von Negrier im Sommer 1903 über seine Absichten verlautete, war eine Verfügung, in der er merkwürdigerweise Versuche mit den bekannten Langloisschen gemischten Detachements anordnete. Die Ansichten beider Gegner, ebenso

wie diejenigen Bonnals, scheinen sich also in dem Punkte zu berühren, daß der vermehrten Schwierigkeit der Aufklärung durch dieses neue Mittel begegnet werden könne. Die „Bestimmungen über die Verwendung zahlreicher, schwacher gemischter Abteilungen als Avantgarde bei den Herbstübungen“ haben folgenden Wortlaut:

Wenn ein Armeekorps gegen den Feind marschiert, so entsendet es in der Richtung auf diesen mehrere Avantgarden von geringer Stärke, die dem Gros der Kolonnen in einer Entfernung bis zu mehreren Kilometern vorausgehen. Diese Avantgarden bestehen aus gemischten Detachements, deren Zusammensetzung und Zahl von den Umständen und dem Gelände abhängen.

Die einzelnen Detachements sind voneinander unabhängig; jedes erhält sein besonderes Ziel und seinen eigenen Wirkungskreis zugewiesen. Allen gemeinsam ist die Aufgabe, in dem ihnen zugewiesenen Raum die Fühlung mit dem Feinde aufzunehmen und zu erhalten.

Man kann sie als Vortruppen des Angreifers betrachten, die durch Artillerie verstärkt und vorgeschoben worden sind, oder auch als die Spitzen von Angriffskolonnen, die nicht unmittelbar dahinter folgen, denn die Führung muß zwischen den Detachements und dem Gros des Armeekorps sorgfältig so lange einen mehr oder weniger großen Abstand halten, bis sie sich darüber schlüssig geworden ist, wie sie das Gros, entsprechend den durch das Gefecht dieser Avantgarden gelieferten Nachrichten, einsetzen will.

Diese Avantgarden sind daher unabhängig vom Gros, und diese Unabhängigkeit entspringt weniger aus ihrem Abstand vom Gros und noch weniger aus ihrer Zusammensetzung aus allen Waffen als vielmehr aus dem Willen des Führers, der sich erst auf Grund der von den Avantgarden erreichten Ergebnisse entscheidet.

Diese Unabhängigkeit bestimmt die Art des Handelns für die Avantgarden und für das Gros.

Wenn die Avantgarden die Fühlung mit dem Feinde aufgenommen haben, müssen sie sie festhalten, sei es, indem sie vordringen, falls der Gegner zurückgeht, sei es, indem sie so langsam als möglich zurückweichen, wenn sie auf überlegene Kräfte gestoßen sind. Auf alle Fälle werden sich aus dem Zusammenstoß diejenigen Punkte im Gelände ergeben, die die feindlichen Vortruppen innehaben, und der Gegner wird gezwungen, vorzeitig erhebliche Kräfte zu entwickeln.

Ist der Führer auf diese Weise durch den mehr oder weniger großen Widerstand, den die einzelnen Detachements gefunden haben, über die Absichten des Gegners unterrichtet, so trifft er seine Anordnungen zum Angriff.

Das Gros des Armeekorps, das als Manövriertruppe zurückgehalten ist, verfügt vom Beginn des Zusammenstoßes der Avantgarden ab über eine gewisse Zeit, um sich in Masse gegen einen Punkt der Avantgardenlinie oder gegen einen Flügel zu wenden, oder um den Rückzug anzutreten, oder schließlich, wenn das Armeekorps sich

im größeren Verbande befindet, um nach rechts oder links dem Nachbarkorps zu Hilfe zu kommen.

Um die Verwendungsart dieser Detachements zusammenzufassen, so sollen sie also:

1. so schnell als möglich vor dem in Stellung befindlichen Gegner einen Schleier ausbreiten, während das eigene Armeekorps so lange als möglich versammelt zurückgehalten wird;

2. genau die Ausdehnung, Form und Natur des von den feindlichen Vortruppen besetzten Geländes und die Verteilung dieser Vortruppen erkunden. Die Sicherheit des Gros des Armeekorps wird somit während dieser verhältnismäßig langen Zeit weniger durch die Stärke der Avantgarden als Gefechtskörper, als vielmehr durch den Abstand des Gros von diesem Gefecht gewährleistet.

3. Schließlich sollen sie, ohne die moralische Überlegenheit, die der Angriff über die Verteidigung hat, zu beeinträchtigen, dennoch den Angreifer so schnell als möglich materiell in dieselbe Lage bringen wie die Verteidigung: während die entwickelten Avantgarden auf der ganzen Front in Berührung mit dem Gegner sind, werden auf beiden Seiten die Gros den Aufregungen des Kampfes entzogen, für das Manöver aufgespart und bereitgehalten, nach der Absicht des Führers zu handeln.

Im übrigen soll, wenn die Fühlung hergestellt ist, bei dem Vorbereitungskampf und dem entscheidenden Angriff genau nach dem Exerzierreglement und nach der kriegsministeriellen Verfügung vom 1. Dezember 1902 verfahren werden. —

Mit dieser ist wohl der besprochene amtliche Erlaß des Generalstabs bezeichnet (der Große Generalstab bildet in Frankreich einen Teil des Kriegsministeriums). Wie man diese beiden Forderungen in Einklang bringen soll, ist nicht weiter entwickelt, doch geben mündliche Äußerungen des Generals einigen Anhalt.

Bei Gelegenheit der Besichtigungen, die den großen Manövern vorhergingen, nahm nämlich Negrier wiederholt Gelegenheit, in seinen Kritiken sich über das seinen taktischen Ansichten entsprechende Kampfverfahren der Infanterie zu äußern.

Die Infanterie der vordersten Linie kämpft hiernach in Schützenschwärmen, d. h. in kleinen, getrennten Gruppen mit wechselnden Zwischenräumen, die sich beliebig, in kurzen Sprüngen, von Deckung zu Deckung vorbewegen, bis sie sich mit einem letzten Sprung auf den durch ihr Feuer erschütterten Feind stürzen. Das Wort Schwarm (essaim) ist absichtlich gewählt, um damit zu zeigen, daß es sich nicht um ausgerichtete, lange, zusammenhängende Schützenlinien handelt, in denen die Leute gleichmäßigen Abstand voneinander halten sollen. Es wird den Mannschaften das zu erreichende Ziel angegeben, im übrigen aber die größte Freiheit in der Ausnutzung des Geländes gelassen. Etwa 50 m hinter den Schwärmen folgen zur Unterstützung geschlossene Züge in Reihen zu zwei Gliedern. Sowie gehalten wird, wirft sich alles hin. Die Mannschaften müssen dahin unterwiesen werden, daß sie umsoweniger Verluste erleiden, je schmaler der Raum ist, den sie einnehmen.

Das Feuer wird erst von 600 m ab eröffnet und in Form von kurzen heftigen Feuerstößen (rafales) abgegeben, die durch Pfiff unterbrochen werden, sowie der Zweck erreicht ist.

In bezug auf die Formationen, in denen sich die Truppen zweiter Linie bewegen sollen, macht Negrier darauf aufmerksam, daß in der Aufregung des Gefechts viele Leute, zumal bei Beginn eines Krieges, in die Luft schießen. Dieses Feuer wird den vordersten Linien wenig schaden, aber die gefährdete Zone wird dadurch auf 3000 bis 4000 m erweitert. Diesem Umstand muß das Vorgehen der zweiten Linie angepaßt werden. Alle Führer müssen sich von der Truppe losmachen, ihr weit vorauseilen, um zu erkunden, wie sich die Vorbewegung von Deckung zu Deckung am besten ausführen läßt. Da das Gelände der Breite nach bestrichen ist, so muß man schmale Fronten wählen; die Truppe hat dann nur diejenigen Geschosse zu fürchten, die in der ihrer Front entsprechenden Breite kommen. Negrier empfiehlt daher die ligne de sections par quatre oder par deux. In dieser Formation geht die zweite Linie vor, bis sie die vordere Gefechtslinie erreicht, und reißt diese mit fort. Erst um das Verfolgungsfeuer kräftig aufnehmen zu können, marschiert sie zu einem Gliede auf.

Nachdem Negrier durch seine Besichtigungen vor den Manövern die Truppen des 12. und 13. Armeekorps mit seinen Grundsätzen vertraut gemacht hatte, mußte man auf den Erfolg des von ihm vertretenen Verfahrens bei den Manövern gespannt sein. Das hügelige, bedeckte und durchschnittene Gelände, das man für die Manöver ausgesucht hatte, war für den Kampf dünner Linien und kleiner Abteilungen (guerre de rideaux) wie geschaffen, während es sich für eine einheitliche Verwendung großer Massen wenig eignete. Die Kavallerie konnte hier zum Aufklärungsdienst auf weite Entfernungen sowie zum Auftreten in Masse auf dem Gefechtsfelde wenig Gelegenheit finden. Sie schien im wesentlichen auf das Gefecht zu Fuß angewiesen zu sein.

Trotzdem gelang es der Kavallerie, ab und zu den Augenblick zu einer überraschenden Attacke wahrzunehmen; die Anwendung der gemischten Detachements, auf die man so große Hoffnungen gesetzt hatte, scheiterte gänzlich, und auch die Taktik des Schützenschwarms fand starke Anfeindung.

Die Stärke der gemischten Detachements war verschieden; einzelne bestanden aus einem Bataillon mit einem Zuge Artillerie und einer kleinen Abteilung Reiterei, andere aus zwei Eskadrons und einem Zuge Artillerie; manche waren auch stärker und umfaßten ein Bataillon, zwei Eskadrons und eine Batterie unter einem Oberst.

Zunächst wird allseitig zugegeben, daß die vielen Entsendungen solcher Detachements eine Zersplitterung der Truppen zur Folge hatten, ohne daß der damit beabsichtigte Zweck erreicht wurde. Obwohl das Gelände eigens dazu ausgesucht war, um die Vorteile solcher Detachements vor Augen zu führen, wurde gerade das Gegenteil damit bewiesen. Vielfach gingen in dem unübersichtlichen Gelände die feindlichen

Detachements aneinander vorbei, ohne etwas davon zu merken, so daß die dahinter befindlichen Gros leicht den unangenehmsten Überraschungen ausgesetzt gewesen wären.

Mit Recht bezeichnete man die Tätigkeit der Detachements als „gewaltsame Erkundungen", der alle damit verbundenen Nachteile anhaften. Die aus allen drei Waffen zusammengesetzten Abteilungen kämpfen gern auf eigene Faust und ziehen die Führung leicht in eine unbeabsichtigte Richtung. Das Abbrechen eines einmal begonnenen Gefechts, zu dem die Detachements infolge ihrer geringen Stärke befähigt sein sollen, wird sich in Wirklichkeit durchaus nicht so einfach gestalten. Ein Rückzug unter empfindlichen Verlusten wirkt aber nur nachteilig sowohl auf die Detachements selbst, wie auf die Gros.

Dazu kam allerdings, daß es in den Manövern schon deshalb den Detachements schwer geworden wäre, ihren Zweck zu erfüllen, weil die Korps in der Regel einander zu dicht gegenüberstanden. Wie Negrier in seiner Anweisung selbst betont hatte, ist die wichtigste Bedingung für die Wirksamkeit der Detachements, daß die Gros weiten Abstand von ihnen halten, um vor vorzeitigen Entwicklungen, falschen Richtungen und Luftstößen bewahrt zu werden. Bei der geringen Entfernung der beiden feindlichen Hauptkräfte aber kamen ihre Meldungen zu spät und zu einer Zeit an, als der Führer schon längst seinen Entschluß hatte fassen müssen.

Die Einleitung des Gefechts nahm durch den Kampf der Detachements einen verworrenen Charakter an, der durch die Unübersichtlichkeit des Geländes noch gesteigert wurde. Aus dem allgemeinen Kampf, aus den zahlreichen Meldungen war schließlich doch keine Klarheit über den Gegner zu gewinnen, während man die Übersicht über die eigene vorderste Linie ganz verlor. Man erzählte folgende charakteristische Geschichte:

An einem Manövertage suchte Negrier vergebens von einer Höhe aus mit dem Glase das Gelände ab. Schließlich sagte er zu einem Pariser Zeitungsberichterstatter: „Sie verstehen die Sache nicht? Das ist gar nicht überraschend bei dem neuen Verfahren, das wir jetzt anwenden." Es verstand eben niemand „die Sache".

Das ganze System wurde von der Kritik als allzu klug befunden. Ein starker und tätiger Feind wird leicht das dünne Netz an einem Punkt durchstoßen und vorbrechen, während man abwartend dahinter steht und die Zeit mit Tasten verloren hat. Man fand auch, daß man den Detachements Aufgaben stellte, die sie der Natur der Sache nach gar nicht erfüllen konnten. Die Beigabe der Infanterie erschwerte die Bewegung derartig, daß die Kavallerie weder beweglich genug war, um aufzuklären, noch um rechtzeitig das Gefecht abzubrechen. Die doppelte Aufgabe der Aufklärung und Sicherung wäre schon deswegen nicht zu erfüllen gewesen, weil die erstere von Feinde, die letztere von den eigenen Truppen abhängig ist.

Wenn die Aufklärung schwieriger geworden sei, so müsse man dies nicht durch stärkere Mittel, sondern durch größere Gewandtheit, vor allem durch Beweglichkeit ausgleichen.

Es werde daher besser alles beim alten bleiben, und man tue gut, es der Kavallerie allein zu überlassen, mit ihrem Karabiner, ihren Geschützen und Maschinengewehren die Aufgabe der Detachements zu erfüllen. Höchstens könne man ihr Infanterie als Rückhalt folgen lassen.

Auch der Negrierschen Schwarmtaktik wird vorgeworfen, sie leiste nicht das, was man von ihr erwarte, sie sei der bis in Extrem getriebene Individualismus, um die Feuerüberlegenheit zu erkämpfen, brauche man starke Feuerlinien. Kleine vereinzelte Gruppen genügten hierzu nicht und seien auch nicht in der Hand der Führung. Wie wolle man diese Schwärme alle aus ihren Deckungen heraus vorreißen und zur einheitlichen Wirkung bringen! In Deutschland sei die Begeisterung für die „Verstümmelungstaktik“ verflogen, eine starke Reaktion mache sich dagegen bemerkbar und verlange einheitlich vorgeführte, in der Hand der Führung befindliche Truppen für den Angriff.

Was die Tätigkeit der beiden Parteiführer anbelangt, so hatten sie sich, so weit man sich aus den unklaren Berichten ein Bild vom Verlaufe der einzelnen Manövertage machen kann, die Negriersche Umfassungstaktik völlig zu eigen gemacht. Während daher nur schwache Kräfte gegen die feindliche Front vorgingen, wurden die Hauptkräfte des Angreifers grundsätzlich zur Umfassung eines oder auch beider Flügel verwendet. Diese Umfassungen holten zudem öfters sehr weit aus, einmal sogar so weit, daß die dazu verwendete Division einen völligen Luftstoß machte und zur Entscheidung nicht mehr rechtzeitig herankam. Stets entstanden infolgedessen sehr große Ausdehnungen, manchmal auch eine völlige Zersplitterung der Kräfte, die einem tatkräftigen Gegner es ermöglicht hätte, mit versammelten Kräften über die einzelnen Teile herzufallen.

Weder in bezug auf das Gefechtsverfahren der einzelnen Waffen noch in bezug auf die Taktik im großen hat somit die Negriersche Lehre in den Manövern die Probe besonders glänzend bestanden.

Diese Erfahrungen sollen Langlois in seiner ablehnenden Haltung nur noch bestärkt haben. Seine Anhänger behaupten, daß Negrier im Grunde selbst nicht mehr an den Erfolg des Kampfes seiner dünnen Schwarmlinien und Detachements (rideaux) glauben könne. Ein ernstlicher Erfolg könne von zwei sich gegenüberstehenden derartigen Linien nicht erreicht werden, deren Wesen darin bestehe, daß sie leicht zerreißen. Dieser Riß müsse erweitert werden, indem man mit starker Macht dazwischen fahre und die Reserven des Gegners zurückwerfe.

Daß die Negrierschen gemischten Detachements den von Langlois vorgeschlagenen entsprächen, wird von dessen Anhängern lebhaft bestritten. Es sei gänzlich verfehlt, wenn eine einzige Division mehrere solcher Detachements entsende. Der Vorschlag Langlois' beziehe sich vielmehr nur auf eine Armee, allenfalls noch auf ein Armeekorps.

Seinerseits nahm Langlois mehrfach Gelegenheit, bei den Manövern der 10. Division in Chalons, denen er in seiner Eigenschaft als Armeeinspekteur beiwohnte, seine taktischen Lehren praktisch versuchen zu lassen. Als Grundsatz für alle Übungen war hierbei vorangestellt worden, daß kein Schema, keine bestimmten Formen gelten sollten: je nach Lage und Gelände waren die Formen für Vormarsch und Gefecht zu wählen. Im übrigen waren die reglementarischen Grundsätze anzuwenden. Das Vorgehen der vordersten Linie in offenem Gelände auf den mittleren und nahen Entfernungen geschah in der Regel durch „marche par infiltration". Soweit man sich nach den ungenügenden Nachrichten ein Bild machen kann, ist damit folgendes gemeint:

Kleine Gruppen, in denen die einzelnen Schützen vier bis fünf Schritt Zwischenraum voneinander halten, gehen nacheinander vor und bilden allmählich die neue Schützenlinie. Nach wie vor steht Langlois auf dem Standpunkte, daß die vordere Linie aus eigener Kraft den Angriff nicht durchführen kann: Schützenlinien, die nichts hinter sich wissen, entbehren der nachhaltigen Kraft. Es bedarf also des Einsatzes von Massen zum entscheidenden Angriff. Langlois verwahrte sich aber bei den Übungen dagegen, daß hierunter dicht geschlossene Massen zu verstehen seien, sondern erläuterte das Verfahren dieser Reserve folgendermaßen: Sie besteht aus einer Anzahl von Staffeln, die mit 200 bis 400 m Abstand in der bekannten ligne de sections einander wellenförmig folgen. Die vorderste Linie kann sich unter Umständen zum Feuergefecht entwickeln, wenn dies erforderlich wird. Erfährt sie Aufenthalt, so wird sie von der nächsten Welle vorgerissen. Alle hinteren Staffeln verwendet der Führer je nach den Umständen, sei es als weitere Wellen, um die Angriffsbewegung in Fluß zu halten, sei es gegen einen feindlichen Gegenstoß oder zum Flankenschutz.

Eine interessante Übung im Gelände, verbunden mit Scharfschießen, wurde an einem Tage abgehalten. Als Vorbedingung für das Gelingen des von ihm immer und immer wieder geforderten letzten, massierten Stoßes stellt Langlois bekanntlich die Feuerwirkung einer überlegenen Artillerie gegen die Einbruchsstelle hin. Es sollte nun die Wirkung gezeigt werden, die die vereinigte Artillerie nicht nur einer Division, sondern eines ganzen Korps oder sogar mehrerer Korps gegen einen durch den langen Vorbereitungskampf erschöpften Verteidiger erreicht, nachdem sie über die feindliche Artillerie vorher die Feuerüberlegenheit erkämpft hat. Der Feind wird nicht nur gezwungen, sich hinter seine Deckungen zu verkriechen, sondern es wird eine völlige Maske von Rauch vor ihm ausgebreitet, so daß er nicht genau schießen kann und von der ganzen Angriffsbewegung überhaupt nichts sieht. Mit einer solchen Artillerieunterstützung kann und muß die Infanterie zum Angriffsstoß schreiten, die Fortschritte der Bewaffnung sind also auf seiten des Angreifers.

Die ganze Division sah zu diesem Zwecke dem Schießen der Divisionsartillerie gegen den durch Scheiben dargestellten Gegner zu und überzeugte sich davon, daß dieser bald völlig in eine Rauchwolke gehüllt war.

Von den weiteren Übungen verdient eine als charakteristisches Beispiel dafür hervorgehoben zu werden, wie man sich die Verwendung der Artillerie denkt. Die Division stand versammelt und war im Begriff, anzutreten, als die Nachricht eintraf, daß der Gegner eine Höhe besetzt hatte, von der aus ein bestimmter Geländeabschnitt eingesehen werden konnte, den die Division überschreiten mußte, um dahin zu gelangen, wo sie mit der Infanterie den Kampf erst beginnen konnte. Anderwärts hätte man nun wahrscheinlich die Artillerie in Stellung gebracht und das Feuer gegen den Feind eröffnet, um unter diesem Schutz den Vormarsch fortzusetzen. Hier verfuhr man anders. Während die Division weitermarschierte, ging die Divisionsartillerie, gesichert durch ein Bataillon, gedeckt in eine Bereitstellung (mit abgeprotzten Batterien, position de surveillance) und wartete ab, bis die feindliche Artillerie die Division unter Feuer nahm. Dann aber nahm sie sofort und energisch den Kampf gegen diese Artillerie auf.

Um dies Verfahren verständlich zu machen, ist es nötig, die für die Verwendung der Artillerie im Gefecht geltenden Grundsätze im Zusammenhang zu erörtern. Man hat in dieser Beziehung in Frankreich durchaus eigenartige Wege beschritten, indem man aus dem neuen Rohrrücklaufmaterial eine Reihe von Folgerungen zog, die jedenfalls hohes Interesse verdienen.

Daß sich in dieser Beziehung in den taktischen Anschauungen eine Umwälzung vollzog, ließ sich bereits im Jahre 1900 aus einer anscheinend geringfügigen Änderung der Felddienstordnung erkennen, die anderwärts zunächst wenig beachtet wurde. Nachdem darin der Grundsatz vorangestellt war, daß die Artillerie zunächst die Überlegenheit über die feindliche Artillerie erstreben müsse, hieß es bisher weiter, daß dies Ziel vornehmlich durch den gleichzeitigen Einsatz aller Batterien und durch Massenwirkung erreicht werde. War dieser Kampf entschieden, so sollte die Aufgabe der Artillerie darin bestehen, die Infanterie zu unterstützen. Schließlich sollte sie den entscheidenden Angriff durch Einsatz einer möglichst großen Artilleriemasse und durch die Vereinigung des Feuers aller in Schußweite befindlichen Batterien gegen den Einbruchspunkt vorbereiten.

Durch die Änderung weniger Worte erhielt dieser ganze Abschnitt eine völlig neue Bedeutung. Nach der veränderten Fassung wird nämlich für den Artilleriekampf nicht der Einsatz, sondern zunächst nur das Bereithalten aller Batterien, ferner statt gleichzeitigen Auftretens und Massenwirkung schnelles und überraschendes Einsetzen und einheitliche Wirkung empfohlen. Der Absatz, daß die Artillerie nach Beendigung des Artilleriekampfes die Infanterie unterstützen soll, ist dahin geändert, daß der Artilleriekampf an sich nur den Zweck habe, demnächst möglichst starke Kräfte zur Unterstützung der Infanterie verfügbar zu haben. Die Vorbereitung des entscheidenden Angriffs soll schließlich sowohl durch den Einsatz möglichst vieler neuer Batterien

als durch die Beschleunigung der Feuergeschwindigkeit aller in Schußweite befindlichen Batterien erreicht werden.

Damit war die große Streitfrage gestellt, ob man von vornherein alle Batterien einsetzen und Massenwirkung erstreben soll, oder ob es vorzuziehen ist, nur diejenige Zahl von Batterien ins Feuer zu bringen, die hinreicht, um den beabsichtigten Zweck in einer bestimmten Zeit zu erreichen, während der Rest der Batterien vorläufig für spätere Verwendung zurückbehalten wird. „Massenverwendung" oder „Ökonomie der Kräfte" waren die Schlagworte, mit denen man stritt, bis das provisorische Exerzierreglement für die Feldartillerie vom November 1901 die Frage zugunsten der Ökonomie der Kräfte entschied. Das 1903 an seine Stelle getretene endgültige Reglement steht inhaltlich und formell genau auf demselben Standpunkt.

Klar und deutlich ist nunmehr vorgeschrieben, daß es sich zwar darum handelt, jederzeit eine möglichst große Zahl von Batterien zur Verwendung verfügbar zu haben, daß aber von vornherein nur diejenige Zahl eingesetzt werden soll, die man für hinreichend hält, um die beabsichtigte Wirkung in kürzester Zeit zu erreichen. Diese Zahl hängt in der Regel von der Ausdehnung der zu bekämpfenden Front ab. Alle übrigen Batterien, die man nicht sofort braucht, sind vorläufig in einer Bereitstellung derartig zurückzuhalten, daß sie ohne Zeitverlust gegen neu auftretende Ziele oder zur Verstärkung gegen nicht hinreichend bekämpfte Ziele verwendet werden können. Diese Bereitstellung kann als position d'attente eingenommen werden, bei der die aufgeprotzte Batterie völlig gedeckt, möglichst nahe den voraussichtlich in Betracht kommenden Feuerstellungen hält, oder aber als position de surveillance, in der die abgeprotzte, verdeckt aufgestellte Batterie bereit ist, jeden Augenblick das Feuer zu eröffnen.

Grundsätzlich sollen die Batterien besonders bei Beginn des Kampfes möglichst verdeckt in Stellung gehen, so daß sie, nachdem sie das Feuer begonnen haben, nur durch das Aufblitzen der Schüsse bemerkbar sind. Lange Artillerielinien, die leicht erkannt werden können, sind zu vermeiden.

Für die Verwendung der Artillerie im Verlaufe des Gefechts werden folgende Grundsätze aufgestellt: Von einem zeitlich in sich abgeschlossenen Artillerieduell ist keine Rede mehr. Hauptaufgabe der Artillerie ist bereits während des Vorbereitungskampfes die Unterstützung der Infanterie. Allerdings soll man suchen, so schnell wie möglich das Übergewicht über die feindliche Artillerie zu bekommen, aber nur unter Verwendung der dazu erforderlichen Kräfte. Zurückgehaltene Batterien können dazu verwendet werden, überraschend gegen Teile des Gegners aufzutreten, die bereits in den Kampf verwickelt sind. Alles Verfügbare wird schließlich zur Vorbereitung des entscheidenden Infanterieangriffs eingesetzt.

Man muß sich hiernach die Verwendung der französischen Artillerie so denken, daß ein Teil von vornherein den Kampf mit der feindlichen Artillerie aufnimmt,

während ein anderer Teil auf der Lauer liegt, um überraschend gegen beschäftigte feindliche Batterien einzugreifen, oder um von vornherein das Vordringen der eigenen Infanterie zu unterstützen, bis schließlich alles zur letzten Entscheidung mitwirkt.

Jedem drängt sich hierbei die Frage auf, wieviel Batterien denn von vornherein eingesetzt, wieviel zurückbehalten werden sollen. Wie will man dies Maß bestimmen? Das Reglement macht den Einsatz, wie schon erwähnt, von der Ausdehnung der zu bekämpfenden Front abhängig und gibt als Anhalt an, daß eine Batterie im Feuer mit Brennzünder und unter gleichzeitiger Anwendung seitlicher Streuung (fauchage) auf mittleren Entfernungen (etwa 2500 m) eine feindliche Front von 200 m wirksam bekämpfen kann. In den literarischen Erörterungen wurde dies dahin erläutert, daß dank der Feuergeschwindigkeit und Geschoßwirkung des modernen Rohrrücklaufgeschützes jede ungedeckte, innerhalb dieses Raumes befindliche Truppe sofort außer Gefecht gesetzt werde, vorausgesetzt, daß man richtig eingeschossen sei. Sei dies aber nicht der Fall, so nutze auch die Verwendung einer doppelt so großen Batteriezahl nichts. Es sei also Munitionsverschwendung, von vornherein mehr Batterien einzusetzen, als nach der Ausdehnung des Zieles nötig ist. Diese allein, nicht die schwer zu erkennende Geschützzahl gibt einen sicheren Anhalt für die Bemessung des erforderlichen Einsatzes.

Diesen Grundsätzen entspricht das französische Schießverfahren. Als die charakteristische Eigenschaft der Feldartillerie wird die Schnelligkeit der Wirkung bezeichnet, die einerseits auf der Feuergeschwindigkeit und großen Wirkung des neuen Materials, andererseits auf der Möglichkeit überraschenden Auftretens beruht. Alle Vorbereitungen zum Schießen können hierzu auf Grund der verbesserten Richtvorrichtungen völlig verdeckt getroffen werden. Die Ausnutzung dieser Eigenschaften muß durch Anwendung plötzlicher, kurzer und heftiger Feuerstöße (rafales, d. h. geschützweisen Schnellfeuers einer bestimmten Anzahl von Schüssen auf einer Entfernung) geschehen.

Zum Einschießen empfiehlt das Reglement Batteriesalven und Brennzünder, weil man so gleichzeitig die Sprenghöhen regeln und schon eine gewisse Wirkung erreichen könne. In bezug auf das Wirkungsschießen ist zwar dem Batteriechef volle Freiheit gelassen, ob er das Streuverfahren anwenden oder mit einer einzigen Entfernung schießen, ob er auf sein Kommando abzugebende Salven oder rafales wählen will, doch scheint das Streuverfahren bevorzugt zu werden, das auf einer Gabel von 200 m aufgebaut wird, vier um je 100 m auseinander liegende Entfernungen verwendet und mit einem gleichzeitigen Streuen nach den Seiten verbunden werden kann. Jedenfalls wird damit der vom Reglement betonte Zweck am schnellsten erreicht, den Gegner zu lähmen (paralyser).

Dieser Zweck scheint nämlich mehr erstrebt zu werden als die Vernichtung. Dem Gegner soll die Freiheit des Handelns genommen und dadurch den anderen Waffen die Möglichkeit gewährt werden, Gelände zu gewinnen. Das Wirkungs-

schießen vollzieht sich daher notwendigerweise mit Pausen, und der Kampf mit der feindlichen Artillerie wird sich nach Ansicht des Reglements in einer Reihe von nacheinander folgenden Kämpfen abspielen, zwischen denen man ein langsames Feuer unterhält.

Es ist wohl kein Zweifel, daß die Vernichtung einer Batterie tatsächlich recht viel schwieriger geworden ist, wenn diese mit Panzerschutz versehen ist. Auch wird es einer solchen Batterie leichter, den ungleichen Kampf mit einem überlegenen Gegner aufzugeben, um ihn bei günstiger Gelegenheit wieder aufzunehmen. Es ist ein besonderes Kommando bei der Batterie eingeführt, um bei Unterbrechung des Feuers alle Offiziere und Mannschaften in Deckung hinter die Schilde und Munitionswagen gehen zu lassen.

Auch in organisatorischer Beziehung sind die letzten Folgerungen aus der Einführung des neuen Materials und der veränderten Artillerietaktik gezogen worden. Die Zahl der Geschütze in der Batterie ist von sechs auf vier vermindert, dafür aber die Zahl der Munitionswagen von neun auf zwölf erhöht worden. Eine Vermehrung der Batteriezahl als Ersatz für die in jeder Batterie wegfallenden Geschütze hat man nicht für nötig erachtet. Die Korpsartillerie ist beibehalten worden.

Es steht somit fest, daß die in Frankreich herrschenden Ansichten über die Verwendung der Artillerie im Gefecht im scharfen Gegensatz zu denjenigen anderwärts geltenden Anschauungen stehen, nach denen man „gleich anfangs eine überlegene Geschützzahl entwickeln und frühzeitig eine Massenwirkung entfalten“ will. Im einzelnen wird man sich dagegen auch anderwärts nach den Erfahrungen des Burenkrieges manchen französischen Ansichten anschließen. Der Gedanke eines einseitigen Artillerieduells, dessen Ausgang die Infanterie untätig abwartet, wird jetzt wohl als überwunden zu betrachten sein. Gerade während die feindliche Artillerie im harten Kampfe steht, wird die Infanterie des Angreifers vorwärtszudringen suchen, um auch ihrerseits baldigst den Feuerkampf aufnehmen zu können. Ebensowenig wird man vor Beginn des Infanterieangriffs von einem einseitigen stundenlangen Bombardement des hinter Schützengräben gut gedeckten Gegners dessen völlige Erschütterung erwarten können. Gerade das Antreten der Angriffsinfanterie während der Beschießung der Schützengräben durch die Artillerie wird den Gegner zwingen, sich zu zeigen und der Artillerie ein Ziel zu bieten.

Aber auch das französische Verfahren vermag an der Forderung nichts zu ändern, daß die Artillerie des Angreifers zu Beginn eines Gefechtes zuerst der feindlichen Artillerie Herr zu werden suchen muß, wenn auch dieser Kampf nur Mittel zu dem Zweck ist, der Infanterie das Vorwärtskommen zu ermöglichen, denn dies zu verhindern, ist gerade die Hauptaufgabe der Verteidigungsartillerie. Es ist nur die Frage, inwieweit die Artillerie des Angreifers in der Lage ist, während dieses unvermeidlichen Artilleriekampfes mit Teilen von vornherein ihre Infanterie zu

unterstützen. In Frankreich scheint man sich aus den angegebenen Gründen dazu für befähigt zu halten.

Wie man nun auch über das französische Verfahren denken mag, so ist es doch jedenfalls geistreich erdacht, folgerichtig durchgeführt und somit in hohem Maße interessant. Aber vielleicht ist es mehr geistreich als praktisch und entbehrt der natürlichen Einfachheit. Auch in Frankreich hat es seine heftigen Gegner. Man findet, daß das neue System zu sehr auf den Erfahrungen der Schießplätze aufgebaut sei, bei denen allerdings eine Batterie genüge, um ein Ziel von einer bestimmten Ausdehnung wirksam zu bekämpfen. Wenn es hier also unnütz sei, eine zweite Batterie gegen dasselbe Ziel einzusetzen, so änderten sich doch diese schießtechnisch unanfechtbaren Verhältnisse erheblich in der Wirklichkeit. Wenn der Gegner, statt gegen eine, gegen zwei Batterien zu antworten habe, so komme er doch sicher auf diese Weise in eine ungünstigere Lage. Die ganze neue Verwendung der Artillerie führe zu einem tropfenweisen Einsatz und zu einer Zersplitterung, durch die man leicht in Nachteil gerät, gegenüber einem Gegner, der dem Masseneinsatz huldigt.

Wer in diesem Streit recht hat, und ob aus der Einführung des neuen Materials die zutreffenden Folgerungen gezogen worden sind, wird mit Sicherheit erst der nächste Krieg beweisen. Wie dem auch sei, so würde ein solcher Krieg augenblicklich jedenfalls erhebliche Überraschungen zeigen, wenn zwei derartige entgegenstehende Systeme aufeinanderstießen.

Es erübrigt noch, auch die offiziellen Ansichten über die Verwendung der **Kavallerie** und die Praxis, die diese Waffe auf dem Manöverfelde beobachtet, kurz zu berühren.

„Um die Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen“, so besagen die Vorschriften, „kann die Kavallerie im strategischen Aufklärungsdienst genötigt werden, den Widerstand zu brechen, den ihr die feindliche Kavallerie entgegenstellt. Dieser Kampf ist aber nicht der Zweck, sondern das Mittel der Aufklärung, das augenblicklich notwendig wird. Der Führer muß daher das Gros seiner Kräfte eng zusammenhalten.“ In den großen Manövern herrschte bisher die Gewohnheit, daß die beiderseitigen Kavallerien aufeinander zustrebten, um die übliche Kavallerieschlacht zu liefern, auf die der Zuschauer gewissermaßen ein Anrecht hatte.

Vielfach wurde darüber geklagt, daß die Rücksicht auf die Aufklärung dadurch in den Hintergrund trat.

Bekanntlich ist in Frankreich die Trennung zwischen Aufklärung und Sicherung aufs schärfste durchgeführt. Erstere ist Sache der Kavallerie-Divisionen, letztere fällt den Korpskavallerie-Brigaden zu, die der Armee etwa einen Tagemarsch vorausgehen und durch Beigabe von Artillerie und nachfolgender Infanterie verstärkt werden können. Allerdings bleibt dann für die Infanterie-Divisionen nur eine einzige Eskadron als Divisionskavallerie übrig.

In bezug auf die Verwendung der Kavallerie auf dem Schlachtfelde teilt man an maßgebender Stelle die extremen Ansichten Negriers keineswegs. In den großen jährlichen Kavallerieübungen ist man bestrebt, durch gesteigerte Manövrierfähigkeit auch die großen Verbände, Divisionen und Kavalleriekorps auf dem Gefechtsfelde zur Geltung zu bringen. Äußerste Schnelligkeit und Ausnutzung des Geländes sollen die Mittel dazu sein. Sowohl 1902 wie 1903 betonten die Leiter dieser Übungen, General Donop und General Poulléau, daß die Kavallerie, sprungweise von Deckung zu Deckung vorgehend, sich ihrem Ziele nähern müsse. Innerhalb des Bereiches feindlicher Artillerie sollen massierte Formationen vermieden werden. Anscheinend versucht man hierzu eine der ligne de sections par quatre entsprechende Formation auch bei der Kavallerie, indem man innerhalb der Eskadron die vier Züge, jeden zu Vieren abgebrochen, nebeneinander mit mehr oder weniger großen Zwischenräumen vorgehen läßt.

Für das Fußgefecht besitzt zwar die französische Kavallerie keine besondere Neigung, doch hat sich offenbar neuerdings überall die Erkenntnis von der gesteigerten Bedeutung dieser Verwendungsart Bahn gebrochen. Die Kavallerie hat eine neue Schießvorschrift erhalten, und ihre Übungsmunition soll erhöht werden. Der General Donop, eine bekannte kavalleristische Autorität, äußerte bei den Kavallerieübungen im Jahre 1902, daß es weniger auf einen großen Feuerkampf ankomme, als auf ein immer wiederholtes, überraschendes Auftreten an wechselnden Punkten. Ein interessanter Versuch wurde bei den Kavalleriemanövern 1903 gemacht, indem dem Leitenden eine Infanterie-Brigade zur Verfügung gestellt wurde. Der Zweck soll nach einer Fachzeitung der gewesen sein, die Kavallerie durch die Gegenüberstellung von Infanterie zu einer vermehrten Verwendung des Fußgefechtes zu zwingen.

In organisatorischer Beziehung ist Frankreich in der glücklichen Lage, acht ständige Kavallerie-Divisionen zu besitzen. Einige Einzelheiten in der Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung sind bemerkenswert. Der Kavallerist trägt neuerdings Schnürschuhe und Gamaschen. Der Karabiner ist mit einem Visier versehen, das bis 2000 m reicht, und entspricht in dieser Beziehung der heute überall erhobenen Forderung, daß die Kavallerie, die hauptsächlich auf weiteren Entfernungen feuern soll, eine dementsprechend konstruierte, gute Waffe besitzen muß. In England ist man dieser Forderung zuliebe sogar soweit gegangen, das Infanteriegewehr zu verkürzen, so daß damit zugleich die Kavallerie bewaffnet werden kann. Die Ansicht, die Feldmarschall Roberts in bezug auf die Verwendung der Kavallerie hat, ist bereits erwähnt. In Frankreich wird, wie in England, der Karabiner (mit Ausnahme der Kürassiere, die noch immer mit dem Küraß ausgerüstet sind) auf dem Rücken getragen. Diese Trageweise soll fest und keineswegs störend sein. Dagegen entspricht die Ausrüstung mit nur 48 Patronen nicht mehr den heute allgemein erhobenen An-

forderungen an eine erhöhte Munitionsausrüstung. Jahrelange Versuche, die mit der Lanze gemacht worden sind, haben noch immer nicht zu einem Ergebnis geführt.

Pionierabteilungen auf Rädern und Maschinengewehrabteilungen waren den Kavallerie-Divisionen bei den großen Übungen der letzten Jahre versuchsweise beigegeben, doch sind diese Versuche ebenso wie diejenigen betreffs Ausrüstung der Kavallerie mit einem etatsmäßigen Brückengerät zur Zeit noch nicht abgeschlossen.

Der Überblick, den wir hiermit über die in Frankreich zur Zeit herrschenden Strömungen gegeben haben, wird erkennen lassen, daß man sich dort sowohl in bezug auf die Taktik im großen wie auch in bezug auf das Gefechtsverfahren der einzelnen Waffen vielfach eigenartige und durchaus selbständige Ansichten gebildet hat, die den anderwärts geltenden Lehren widersprechen. Seit dem Feldzuge von 1870/71 ist es eine in Frankreich beliebte Behauptung, daß die Deutschen ihre großen Erfolge hauptsächlich dem eifrigen Studium der napoleonischen Kriegführung verdankten, während man in Frankreich selbst die Lehren dieses großen Meisters vergessen hatte. Um so lebhafter begann man seitdem, sich mit dieser Kriegsperiode zu beschäftigen, und umsomehr stieg das kriegswissenschaftliche Studium überhaupt in der allgemeinen Wertschätzung.

Augenscheinlich sind aber die Franzosen in dem Bestreben, das Versäumte nachzuholen und sich an ihrem größten Vorbilde, Napoleon, zu bilden, über das Ziel hinausgeschossen, wenn sie nicht nur die allgemeinen, ewig geltenden Grundsätze der Kriegführung daraus erkennen, sondern auch ein im einzelnen noch heute gültiges bestimmtes operatives und taktisches Verfahren daraus ableiten wollen. Dies ist der Fall, wenn man, wie der ganz auf dem Boden der reglementarischen Bestimmungen stehende General Langlois, die napoleonische Schlachtleitung auch heute noch als vorbildlich erklärt, d. h. wenn man den Gegner überall anfassen will, um dann an einem vom Führer gewählten Punkt die Entscheidung durch den Gewaltstoß massierter Reserven zu erzwingen. Mag man der Sache auch einen modernen Mantel umhängen, indem man dem Massenstoß einen letzten gesteigerten Feuereinsatz unmittelbar vorhergehen läßt: einen grundsätzlichen Unterschied gegen früher bewirkt man damit nicht. Auch Napoleon ließ dem Stoß seiner Kolonnen bei Wagram und bei Groß-Görschen das Massenfeuer seiner Artillerie vorhergehen.

Die napoleonische Schlachtleitung ist heute nicht mehr durchführbar.

Die Grundlage aller Betrachtungen über taktische Angelegenheiten muß heute im Zeitalter der kleinkalibrigen Mehrlader, des Rohrrücklaufgeschützes und des rauchfreien Pulvers die Forderung bilden, die Feuerüberlegenheit zu erreichen. Taktik ist in erster Linie Feuertaktik; sie ist die Kunst, ein überlegenes Feuer in möglichst günstiger Richtung zur Geltung zu bringen. Dadurch werden in erster Linie der Anmarsch, die Gefechtsentwicklung und das Kampfverfahren bedingt. Gewiß muß der Angreifer

in letzter Linie dem Verteidiger mit dem Bajonett zu Leibe gehen; man wird ihn im allgemeinen nicht lediglich hinausschießen können. Aber dieser letzte Anlauf mit dem Bajonett in der Hand ist kein zweiter Akt im Verhältnis zum Feuerkampf, sondern es ist nur die Quittung über den erreichten Erfolg des Feuers. Es tritt nicht etwa jetzt gleichberechtigt der Kampf mit der blanken Waffe an die Stelle der Feuerwaffe, ein Bajonettkampf wird gar nicht durchgeführt werden. Derselbe feste Wille, zu siegen, der in zähem, stundenlangem Feuerkampfe die Truppe an den Feind herangeführt und ihn niedergerungen hat, ist es, der sich jetzt im letzten Anlauf offenbart. Lediglich die moralische Kraft des Angreifers, wenn er sich zum Sturm erhebt, zwingt den Verteidiger, das Spiel verloren zu geben. Ist dessen Kraft aber durch das Feuer nicht gebrochen gewesen, so wird ihn der Kampf mit der blanken Waffe nicht zur Flucht zwingen: es kommt gar nicht dazu.

Diesen Forderungen des modernen Gefechts trägt aber das bisherige offizielle französische Angriffsverfahren weder in bezug auf den reglementarischen Vorbereitungskampf noch in bezug auf den entscheidenden Angriff der massierten Stoßtruppen gebührend Rechnung.

Freilich soll ja der Stoß durch eine letzte und höchste Feuerentwicklung unmittelbar vorher vorbereitet werden. Wie soll aber eine solche plötzliche Steigerung des Infanteriefeuers möglich sein, wenn doch gewiß schon in der Schützenlinie vorher alles Arm an Arm liegt? Und ob für neue große Artillerielinien neben den bereits eingesetzten noch Raum sein wird, ist bei der ohnedies schon überaus starken Ausrüstung der Korps mit Artillerie mehr als zweifelhaft. Dieses Mittel kann somit keineswegs das langwierige, hartnäckige Ringen um die Feuerüberlegenheit ersetzen. Ist diese nicht vorher vorhanden gewesen, so wird der Gewaltstoß nichts als ein nutzloses Massenopfer sein.

In Frankreich setzt man trotzdem auf den moralischen Eindruck, den das überraschende Auftreten solcher frischer Truppenmassen auf den Feind machen müsse, große Hoffnungen. Es soll die Bedeutung überraschender Vorstöße, die durch die Kriegsgeschichte zudem erwiesen wird, durchaus nicht verkannt werden. Gelingt die Überraschung, so kann der Erfolg bedeutend sein, gleichgültig, in welcher Form sie erfolgt. Beruht doch hierauf noch immer die Berechtigung der Kavallerie, in der Schlacht mit der blanken Waffe einzugreifen. Bei der enormen Abspannung der Nerven schlägt die Stimmung der Truppe gegenüber einem plötzlichen überwältigenden Eindruck leicht von Siegeshoffnung bis zur völligen Panik um. Kann aber auf dieser, an sich unbestreitbaren Tatsache das gesamte Kampfverfahren aufgebaut werden?

Wenn die Truppen frisch und überraschend auftreten sollen, müssen sie völlig gedeckt nahe der vordersten Linie bereitgestellt werden. Nun erschwert aber die Tragweite der heutigen Waffen gerade die Erfüllung dieser Vorbedingung bekanntermaßen außerordentlich: man ist umgekehrt genötigt, die Abstände der hinteren Staffeln mehr und

mehr zu erweitern. Wo will man immer einen Punkt finden, bei dem man, wie in dem Langloisschen Gefechtsbeispiel, ein ganzes Armeekorps dicht hinter der vordersten Linie gedeckt bereitstellen kann? Und wenn man ihn findet, so ist auch dann noch bei rein frontalem Vorgehen eine Überraschung kaum möglich. Ist die Feuerüberlegenheit durch die vorderste Gefechtslinie nicht vorher sichergestellt, so wird der mechanische Druck der Massen von hinten nach vorn nur die Zahl der Opfer vermehren. Das hat schon 1870 der Einsatz des II. Armeekorps an der Manceschlucht gezeigt.

Es entsteht hierbei die Frage, ob es überhaupt noch möglich ist, in großen Verhältnissen die Entscheidung grundsätzlich durch den Einsatz der Reserve herbeizuführen. Es könnte dies doch nur dort geschehen, wo die Lage hierfür reif ist. Ist dieser Punkt nun vom Standpunkt des obersten Führers rechtzeitig zu erkennen? Und wenn er erkannt ist, wird die Reserve bei den heutigen Ausdehnungen rechtzeitig herangeführt werden können? Die neueste Kriegsgeschichte gibt uns keine Beispiele an die Hand, auf Grund deren man diese Frage im bejahenden Sinne beantworten könnte. Der Führer der Ersten Armee, General v. Steinmetz, täuschte sich jedenfalls völlig, als er am 18. August 1870 um 3^{00} nachmittags seinen Gegner erschüttert glaubte und die 1. Kavallerie-Division sowie die Batterien des VII. Armeekorps über die Straßenenge der Manceschlucht vorschickte.

Wenn aber auch der Augenblick richtig erkannt ist, so entsteht die weitere Frage, ob es dann noch des Einsatzes bedarf. War der Gegner wirklich durch das Feuer niedergekämpft, so erscheint das Vorführen solcher Massen unnütz. Den moralischen Antrieb, dessen die vordere Linie zum Sturmanlauf etwa bedarf, werden ihr die hinteren Staffeln der in dem betreffenden Abschnitt fechtenden Verbände geben können. War aber der Augenblick verfrüht, so kann das Anhäufen der Massen nur zu einer Katastrophe führen.

Die Verwendung der Schlachtenreserve im napoleonischen Sinne, die auch bei uns noch, wenigstens innerhalb einer Armee, hier und da als vorbildlich bezeichnet wird, ist heute somit nicht mehr angängig. Solche Entscheidungsstöße wie bei Wagram, Großgörschen oder Ligny werden wir auf den Schlachtfeldern der Zukunft wohl nicht mehr erblicken.

Braucht man dann aber überhaupt noch eine Reserve?

Fraglos bedürfen die einzelnen großen Verbände, die sich in die Kampffront teilen, ebenso wie deren Unterabteilungen der Reserven, um den Kampf der Schützenlinie zu nähren und deren Feuerkraft andauernd auf der größtmöglichen Höhe zu halten. Dies ist der Hauptzweck sämtlicher Staffeln der Tiefengliederung. Gleichzeitig reichen diese Kräfte dazu aus, um der Schützenlinie für den letzten Anlauf den moralischen Antrieb und das Gefühl, daß sie unterstützt werden, zu verleihen. Im Gegensatz zu der französischen Anschauung, wonach der Befehl zum entscheidenden

Angriff lediglich vom obersten Führer zu geben ist, scheint es, als ob in Zukunft der Anstoß zum Sturm öfter von der vordersten Linie ausgehen wird. Innerhalb der Regimenter und Brigaden und vielleicht auch der Division wird es noch eher angängig sein, die Tätigkeit der Schützenlinien und hinteren Staffeln ins Einvernehmen zu bringen, als es z. B. beim Armeekorps leicht sein wird, einen einheitlichen Angriff von rückwärts her anzusetzen.

Daß man in kleineren Verhältnissen außerdem einer Reserve für unvorhergesehene Fälle bedarf, und daß sich hierbei vielfache Möglichkeiten eines zweckmäßigen Einsatzes ergeben können, ist selbstverständlich.

Wo aber findet die Schlachtenreserve ihren Platz? Mitten hinter der Front, wie in dem Langloisschen Gefecht, aufgestellt, würde sie am einfachsten zum Durchbruch verwendet werden. Je schwieriger heute der Frontalangriff geworden ist, je mehr dem Verteidiger bei der Tragweite der heutigen Waffen die Vereinigung eines überwältigenden konzentrischen Feuers gegen den zentral vordringenden Angreifer erleichtert wird, umsoweniger günstig erscheint aber diese Angriffsform. Braucht man aber diese Reserve auf den Flügeln, so wird man sie schwerlich durch seitliches Herausziehen rechtzeitig und in günstiger Richtung an den Feind bringen. Man fordert in den Lehrbüchern so oft den Einsatz „massierter Kraft", um die Entscheidung herbeizuführen. Doch ist schwer abzusehen, in welcher Form dies innerhalb der Front geschehen soll.

Leichter erscheint die Verwendung der Schlachtenreserve auf den Flügeln; hier würde also eher der Platz für ihre Aufstellung sein. Doch drängt sich die Frage auf, warum man sie dann nicht lieber von vornherein einsetzt, wenn sie dort in günstigster Weise zur Umfassung bereitsteht. Man mag gegen die Umfassungssucht einwenden, was man will: daß sie in taktischer Beziehung die wirksamste Angriffsform ist, weil sie das einzige sichere Mittel zur Vereinigung einer größeren Anzahl von Gewehren und Geschützen zu konzentrischem Feuer bildet, und daß sie in operativer Hinsicht durch den Druck gegen Flanke und Rücken des Gegners die größten Erfolge verspricht, kann niemand leugnen.

Die moderne Verwendungsform einer Schlachtenreserve wird somit weniger in der Bereitstellung ganzer Armeekorps hinter der Front als in dem Einsatz überschießender Kräfte zur Umfassung zu finden sein. In diesem Sinne wurde das XII. Armeekorps in der Schlacht bei St. Privat verwendet. Noch vorteilhafter ist freilich diejenige Umfassung, die sich, wie bei Königgrätz, aus dem Anmarsch getrennter Heeresteile entwickelt. Daß auch Napoleon keineswegs immer durch den Massenstoß der Reserve die Entscheidung erstrebte, beweist z. B. die Schlacht bei Bautzen, die durch den Anmarsch Neys gegen die rechte Flanke der Verbündeten entschieden wurde. Allerdings wird in solchen Fällen die Richtung des Anmarsches für das Einsetzen maßgebend sein. Ein Fall wie derjenige des Korps L'Estocq, das bei Pr. Eylau

auf dem rechten Flügel eintraf und auf dem linken eingesetzt wurde, ist gänzlich abnorm.

Die Kunst der Führung wird durch den Verzicht auf den Massenstoß von Reserven keineswegs, wie Langlois behauptet, aufgehoben; sie wird nur vornehmlich, aber durchaus nicht ausschließlich, in die Zeit der operativen Einleitung der Schlacht verlegt und vielleicht nur noch schwieriger als bisher.

Es ergibt sich hieraus, daß der Vormarsch einer Armee in der Regel eher breit, als tief gegliedert erfolgen muß. Ganz abgesehen von den marschtechnischen Schwierigkeiten eines tiefen Vormarsches, führt die breite Ordnung eher zur operativen und taktischen Umfassung, während eine im Langloisschen Sinne gegliederte Armee leicht in eine zentrale Lage gerät. Soll man nun aber mit allen Kräften in einer Linie marschieren? Viele sprechen sich dagegen aus, weil der Führer dann an keiner Stelle mit nachdrücklicher Kraft auftreten könne und infolgedessen nur eine Reihe von Kämpfen ohne Ergebnis entstehen würde. Es sei daher nötig, die Kräfte von vornherein in gewisser Weise zu gruppieren. Lasse man alle Kolonnen nebeneinander marschieren und wolle dennoch eine Umfassung erreichen, so setze man einen untätigen Gegner voraus. Setzt aber nicht in viel höherem Maße die mit bestimmter Absicht gruppierte Armee Langlois' einen auffallend untätigen Gegner voraus, wenn bei ihr ein Armeekorps in dritter Linie folgt, während der Schlacht hinter der Front aufmarschiert und demnächst rechtzeitig aus der Tiefe an denjenigen Punkt vorgezogen werden soll, wo es gebraucht wird?

Grundsätzlich wird man weder die breite noch die tiefe Form des Vormarsches verwerfen können, wenn auch jene weitaus die üblichere sein wird. Auch Moltke hat bekanntlich einmal in einer seiner Denkschriften einen Vormarsch von acht Armeekorps in engster Versammlung und in mehreren Staffeln gegen die Linie Nancy—Pont a Mousson geplant. Es werden sich auch in Zukunft öfters Lagen ergeben, in denen eine Staffelung auf den Flügeln gegen einen Flankenangriff nötig wird, oder in denen der verfügbare Raum z. B. durch feindliche Festungen, durch das Gelände oder durch politische Grenzen so eingeengt wird, daß man sich notgedrungen zu einem tiefen Vormarsch entschließen muß. Daß dies unter den heutigen Verhältnissen mit Rücksicht auf die Verpflegung, die Unterkunft und die Bewegung der Kolonnen und Trains die größten Schwierigkeiten verursacht, ist bekannt. Aber auch wenn man in einer Linie marschiert, werden sich im Marsch sowohl wie beim Zusammentreffen mit dem Feinde teils von selbst, teils durch Eingreifen der Führung mannigfache Verschiebungen und Gruppierungen bilden. An einzelnen Stellen der Front wird man sich breiter ausdehnen, an anderen enger zusammenziehen; hier wird das Gelände sich mehr für eine Verteidigung mit schwächeren Kräften eignen, dort wird man mit stärkeren Kräften zum Angriff schreiten; ein Flügel wird verhalten und sich zum Flankenschutz staffeln, der andere zum Angriff einschwenken.

Es führen viele Wege nach Rom: nur die Nützlichkeit einer großen Schlachtenreserve hinter der Front erscheint nicht mehr glaubhaft.

Bei allen Betrachtungen ist bisher nur der Angriff zugrunde gelegt worden. Ganz anders liegen die Verhältnisse beim Verteidiger. Dieser steht in der Regel schon versammelt bereit und bedarf starker Reserven. Je stärker aber die Front ist, umsomehr wird man hier mit Truppen sparen, umsoweniger wird man die Reserve hinter der Mitte aufstellen. Sie findet ihren Platz hinter einem oder hinter beiden Flügeln und wird seitlich so weit herausgeschoben, daß sie einen umfassenden Gegner unter Umständen ihrerseits umfaßt.

Kommen wir zum Schluß noch einmal auf die schwierigste Seite des Angriffs, nämlich auf das Kampfverfahren der Infanterie, zurück, so besteht in dieser Hinsicht zwischen dem französischen Reglement und dem amtlichen Erlaß, wie erwähnt, zur Zeit ein unvermittelter Gegensatz. Die Entscheidung hierüber steht aus und wird wohl erst in dem endgültigen Exerzierreglement zutage treten.

Fällt sie im Sinne des Erlasses, so wäre damit der schärfste Gegensatz zu einem Einheitsverfahren und die stärkste Individualisierung des Angriffs ausgesprochen. An und für sich ist der Weg, der damit betreten worden ist, wohl richtig. Allerwärts wird die Infanterie noch mancherlei Formen abzustreifen haben, die mehr der äußeren Gleichmäßigkeit und Einheitlichkeit halber gewählt werden und vornehmlich der Exerzierplatztaktik entspringen. Andererseits darf aber die Mannigfaltigkeit der Form nicht die Einheitlichkeit der Wirkung gefährden. Die Truppen müssen in der Hand bleiben, wenn der Angriff nicht auseinanderfallen soll. In der Vereinigung dieser unerläßlichen Forderungen liegt die große Schwierigkeit; keine darf auf Kosten der andern in den Vordergrund treten.

Hat nun der Erlaß die Lösung des Rätsels gefunden? Ich glaube, in einigen Punkten umgeht er mehr die Schwierigkeiten, als daß er sie behebt. Gewiß wird die Infanterie ihr Vorgehen vornehmlich den vorhandenen Deckungen anpassen müssen, unbekümmert darum, ob hier und da Lücken entstehen. Aber das Betreten der Ebene gänzlich zu vermeiden, geht, zumal in größeren Verhältnissen, nicht an. Auch heute noch müßte das Gardekorps, wenn auch in anderer Form, gegen St. Privat vorgehen, wenn anders die Umfassung durch das XII. Armeekorps gelingen sollte, aber man wird unendlich vorsichtiger und langsamer in der Ebene handeln müssen. Die Unterstützung der Artillerie ist zwar wesentlich, aber damit allein ist es nicht getan. Das Verfahren der Infanterie muß sich in deckungslosem Gelände den neuen Waffen anpassen. Ein einheitliches Heranführen langer Schützenlinien bis zur Feuereröffnung ist zu verlustreich. Die erste Feuerlinie kann auf den in Betracht kommenden Entfernungen, unbeschadet der Einheitlichkeit der Gefechtshandlung, nach und nach durch Einschieben dünner Gruppen gebildet werden. Auch im weiteren Vorgehen von hier aus kann ein in regelmäßigen, großen Sprüngen mit gleichmäßig nachfolgenden Unter-

stützungsabteilungen sich abrollender Angriff nicht zum Ziele führen. Ebensowenig paßt freilich für unsere großen Verhältnisse der sogenannte „Burenangriff“, der sich aus einer unregelmäßig abwechselnden, fortgesetzten Vorwärtsbewegung ganz kleiner Gruppen zusammensetzt. Schwache Burenabteilungen haben unter eigenartigen, günstigen Verhältnissen mit dieser ungewohnten Form gegenüber den Engländern Erfolge erzielt, das IX. und Gardekorps hätten Amanweiler und St. Privat in dieser Form nicht angreifen können, es würde sonst die in großen Verhältnissen unerläßliche Forderung, die Truppen in der Hand zu behalten, wenn man sie an den Feind bringen will, außer acht geblieben sein. Unsere Schützen sind keine Buren, und 20 000 Mann wollen anders bewegt werden als 200, wenn ihnen nur ein bestimmter Raum zur Verfügung steht.

Man wird sich aus diesen Gründen wohl nicht dazu entschließen, grundsätzlich Abteilungen unter Zugstärke springen zu lassen, noch weniger allerdings ganze Kompagnien oder gar Bataillone. Beim Vorspringen kleiner, dünner Gruppen zerflattert der Angriff leicht, der Trieb nach vorwärts wird seine Kraft verlieren, und das Feuer der liegenden Teile wird zu sehr behindert. Ganze Kompagnien aber brauchen zuviel Zeit, um blitzschnell sich zu erheben und vorzustürzen, ehe der Gegner das Ziel erfaßt hat, und bieten dem feindlichen Feuer zu große Scheiben dar. Man mag wohl im Friedensdrill für diese Bewegungen verhältnismäßig kurze Zeiten erreichen, doch ist zu bezweifeln, daß sie sich im Ernstfalle mit einer zur Hälfte aus Reservisten bestehenden Kompagnie in der Aufregung und im Lärm des Gefechtes aufrecht erhalten lassen. Der Zug dürfte allen Bedingungen noch am besten entsprechen. Unter keinen Umständen dürfen die Sprünge in regelmäßiger Folge wechseln, die Regelmäßigkeit muß geradezu verboten werden. Es muß den Zugführern die Wahl des Augenblicks unter dem Gesichtspunkte überlassen werden, daß unter allen Umständen lange Pausen nötig sind, und daß, wie vom Oberst v. Lindenau in seinem bekannten Vortrag bemerkt worden ist, die „Angriffshetze“ vermieden wird. Die hinteren Staffeln folgen mit größeren Abständen und in zweckmäßigen Formationen. Die ligne de sections erscheint auf weiten Entfernungen als praktisch. Unter diesen Umständen wird auch auf der Ebene der Angriff auf wirksame Entfernung herangetragen werden können. Wieweit es dann noch möglich oder nötig ist, zum Sturm zu schreiten, hängt von den Verhältnissen ab.

Inzwischen ist die Entscheidung vielleicht anderwärts gefallen, wo die Verhältnisse günstiger lagen. Unter allen Umständen muß aber auch heute unter großen Verhältnissen gefordert werden, daß auch auf der deckungslosen Ebene der Gegner angefaßt und durch den Angriff, nicht durch ein sogenanntes hinhaltendes Gefecht, gefesselt wird, auch wenn die Entscheidung an anderer Stelle gesucht wird. Der Schwerpunkt des Kampfes wird allerdings in der Regel anderwärts liegen, wo eine mehr oder weniger gedeckte Annäherung möglich ist. Hier haben die im Erlaß ausge-

sprochenen Grundsätze, daß das Verfahren und die Formen jedesmal den Verhältnissen angepaßt und vom Führer besonders zu bestimmen sind, unbedingte Gültigkeit. Hier muß volle Freiheit herrschen.

Wie soll nun aber der Angriff im Frieden geübt werden?

Der Exerzierplatz ist nach unserem Reglement vornehmlich dazu da, um die Formen zu üben. In bezug auf das Gefecht handelt es sich dabei um die Darstellung von Entwicklungen, Gliederungen und Gefechtsdurchführungen, wie sie hauptsächlich durch den Gefechtszweck, nicht aber durch das Gelände bedingt werden. Dieses soll vielmehr in der Regel außer Betracht bleiben und nur gelegentlich kriegsmäßig benutzt werden. Nun läßt sich wohl in bezug auf die Entwicklung und Gliederung diese Forderung durchführen, insofern hierbei der besondere Gefechtsauftrag, die allgemeine Lage, das Verhältnis zu anderen Truppenteilen und dergl. in erster Linie für die Wahl der Formen bestimmend sind. Weniger leicht scheint es aber, auch bei der Durchführung des Gefechts das Gelände außer acht zu lassen. Steht der Gefechtszweck einmal fest, ist z. B. der Angriff beschlossen und eingeleitet, so ist dessen Durchführung vom Gelände abhängig. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß durch die Vervollkommnung der Bewaffnung die Bedeutung des Geländes ganz erheblich gestiegen ist. Man wird in Verlegenheit kommen, wenn man die Durchführung eines Angriffs ohne Berücksichtigung des Geländes üben soll. Die Gefahr liegt vor, daß man auf dem Exerzierplatz eine gewisse normale Angriffsform einübt, die dann leicht ohne weiteres auf jedes Gelände übertragen wird.

Es fragt sich, ob diesen Verhältnissen in den reglementarischen Bestimmungen nicht in höherem Maße Rechnung getragen werden kann. Auf dem Exerzierplatz müssen alle Formen geübt werden, die in Betracht kommen können, also auch diejenigen, die in unebenem und bedecktem Gelände erforderlich sind. Die Übungen auf dem Exerzierplatze können nicht auf solche allgemein gültigen taktischen Grundsätze in bezug auf die Entwicklungen, Gliederungen und Gefechtsdurchführungen beschränkt werden, für die das Gelände nicht in Betracht kommt.

Überall, wo Deckungen vorhanden sind, wird die Wahl der Gefechtsformen hierdurch wesentlich bestimmt. Diese Erkenntnis bricht sich allerwärts Bahn. Das Reglement kann daher nur die Grundsätze und die in Betracht kommenden Formationen bezeichnen, aber keinerlei weitere Bestimmungen für ihre Wahl und Anwendung geben.

Anders steht es dagegen mit dem Angriff über die deckungslose Ebene. Für dessen Durchführung haben sich aus den vorstehenden Betrachtungen einige genaue Anhaltspunkte ergeben, die sich in einer kurzen Anweisung zusammenfassen ließen. Im Kriege wird er zwar nicht die Rolle spielen wie im Frieden, wo wir in bezug auf die Übungen vornehmlich an den ebenen Exerzierplatz gebunden sind. Aber da

letzteres nun einmal der Fall ist, so fragt es sich, ob es nicht zweckmäßiger ist, einige genauere Bestimmungen in das Reglement aufzunehmen.

Die praktischen Forderungen für die reglementarischen Bestimmungen lassen sich daher, wie folgt, zusammenfassen:

Bei den Übungen auf dem Exerzierplatz ist der Einfluß des Geländes nicht auszuschalten, wenn auch in erster Linie der Gefechtszweck maßgebend ist.

Es sind sämtliche Formen für jede Art von Gelände zu üben.

Insbesondere sind bei der Durchführung des Gefechtes entweder bestimmte Annahmen über das Gelände und die Deckungen zugrunde zu legen, oder, wenn der Platz die Möglichkeit dazu bietet, seine Bodengestaltung und Bedeckungen kriegsmäßig zu benutzen, oder es ist der Angriff über die Ebene zu üben. Nur für letzteren werden einige genauere Anhaltspunkte im Reglement gegeben.

Die wichtigste Lehre des Burenkrieges ist die Bestätigung der alten Erfahrung, daß ohne Angriff kein Erfolg möglich ist. Aber nur festgefügte Truppen, keine Milizen taugen dazu. Die Truppe muß überall angreifen können, auch auf der reinen Ebene. Für uns aber taugt weder der „Burenangriff" noch der Langloissche Massenstoß, weder darf der Angriff zerflattern noch zu einer „Revuetaktik" werden.

Kuhl,
Major im Großen Generalstabe.





Vergleich der Schießverfahren der deutschen, französischen und russischen Feldartillerie.

Hand in Hand mit den Arbeiten für Verbesserung des Materials der Feldartillerien ging und geht das Streben nach zweckmäßiger Weiterentwicklung ihrer Schießverfahren.

Schon die Annahme eines Streugeschosses (des Schrapnells) als Hauptgeschoß der Feldartillerie hatte das Verlassen des alten Präzisionsverfahrens ermöglicht. Durch Anwendung eines kräftigeren Treibmittels, des rauchschwachen Pulvers, sowie durch weitere Verbesserungen der Geschütze und Geschosse wurden größere Rasanz der Flugbahn und trotz größerer Schußweiten günstigere Beobachtungsverhältnisse geschaffen.

Daß infolgedessen auch von einem groben, feldmäßigen Schießverfahren Erfolg zu erwarten sei, kam bald in den Schießregeln aller Feldartillerien mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck.

Mitte der 90er Jahre gingen dann Deutschland und Frankreich allen Staaten in der Umbewaffnung der Artillerie voraus; Deutschland, indem es mit Einführung seiner Schnellladekanone 96 sich nur wenig von dem alten Vorbild entfernte, Frankreich, indem es mit seiner Schnellfeuerkanone vom Jahre 97 ganz neue Bahnen betrat.

Entsprechend zeigt sich in den Schießverfahren der beiden Artillerien ein ausgesprochener Gegensatz:

Bei Deutschland: Festhalten an den alten Regeln mit nur kleinen Abweichungen,

bei Frankreich: völlig veränderte Grundsätze.

Zwischen dem französischen und deutschen Verfahren werden voraussichtlich in den nächsten Jahren die Wünsche und Meinungen der Artilleristen sich bewegen. Ein Vergleich des wichtigsten Teiles ihrer Schießregeln, des Schrapnellschießens auf lebende Ziele, hat daher, besonders im Hinblick auf die derzeitige Umbewaffnung der russischen Feldartillerie, besonderes Interesse.

I. Das Einschießen.

Das Einschießen besteht bekanntlich aus:
der Ermittlung der Entfernung,
der Feuerverteilung und
dem Regeln der Sprenghöhen.

Erst nach Beendigung des Einschießens beginnt das Wirkungsschießen. Je schneller man also eingeschossen ist, desto schneller kommt man zur Wirkung.

Dieser Erkenntnis tragen auch die französische wie die deutsche Schießvorschrift dadurch Rechnung, daß sie die Erledigung aller Vorfragen (Schätzen der Entfernung, Stellung des Aufsatzschiebers, Seitenkorrekturen usw.) schon vor Beginn des Feuers verlangen. Derselben Erkenntnis entspringt das in Deutschland wie in Frankreich bestehende Bestreben, das Feuer in verdeckten Bereitstellungen vorzubereiten, um es dann überraschend zu eröffnen.

Die Art des französischen und deutschen Einschießens selbst ist aber grundsätzlich verschieden:

In Deutschland zerfällt das Einschießen im allgemeinen zeitlich streng in die oben angeführten Teile, in Frankreich dagegen werden die drei Teilaufgaben meist gleichzeitig erledigt.

Dem französischen Batterieführer ist nämlich schon zur Ermittlung der Entfernung der Gebrauch des Brennzünders gestattet. Sofortige Anwendung des Brennzünders ergibt aber den Vorteil, daß gleichzeitig mit dem Ermitteln der Entfernung das Regeln der Sprenghöhen erledigt werden kann. Freilich lassen sich Sprengpunkte von normaler Höhe (3/1000 der Entfernung) vielfach mit dem Ziel gar nicht in Verbindung bringen, sind also für die Ermittlung der Entfernung wertlos. Dem trägt die französische Schießvorschrift auch Rechnung, indem sie Senken der Sprengpunkte auf 1/1000 der Entfernung vorschreibt. So wird das Erkennen der Kurz- und Weitschüsse erleichtert, während die Möglichkeit des Regelns der Sprenghöhen demnach bestehen bleibt. Naturgemäß müssen aber nun zahlreiche Aufschläge eintreten, unter denen diejenigen vor dem Ziel für die Ermittlung der Entfernung wertlos sind*). Doch entsteht hierdurch keine Verzögerung, da die Franzosen wohl mit zu deren Vermeidung, im Gegensatz zu unserem Einschießen im Einzelfeuer, die Salve**) anwenden.

Liegt die Hälfte der Schüsse der Salve vor dem Ziel, die Hälfte hinter dem Ziel, so heißt sie „encadrante“, und die Entfernung gilt als ermittelt. War die

*) Aufschlag hinter dem Ziel hätte auch immer den Sprengpunkt hinter dem Ziel ergeben; bei Aufschlag vor dem Ziel könnte der Sprengpunkt dahinter sein

**) Die franz. „Salve“ ist Einzelfeuer, bei dem alle Geschütze der Batterie der Reihe nach mit kurzen Zwischenräumen je einen Schuß abgeben.

Mehrzahl der Schüsse vor dem Ziel, so ist die Salve „kurz", war die Mehrzahl dahinter, so ist sie „weit".

Es finden dann wie bei uns starke Korrekturen statt, bis das Ziel durch zwei um 200 m auseinanderliegende Salven eingeschlossen ist. Die 200 m-Gabel muß event. je nach der beabsichtigten Art des nachfolgenden Wirkungsschießens (vgl. dieses nachstehend) auf 100 oder 50 m verengt werden. Im Bedarfsfalle findet eine Nachprüfung der kurzen Gabelentfernung durch eine Kontrollsalve statt. Nach beendetem Einschießen werden die Sprengpunkte wieder auf die normale Höhe ($^3/_{1000}$ der Entfernung) gehoben.

In Deutschland dagegen wird gegen feststehende lebende Ziele über 1500 m grundsätzlich im Einzelfeuer mit Aufschlag die 100 m-Gabel, gegen solche unter 1500 m die 200 m-Gabel gebildet. Erst nach Bildung der Gabel wird auf der kurzen Gabelentfernung im Brennzünderfeuer das Regeln der Sprenghöhen ausgeführt.

Während ferner in Frankreich das Feuer stets von vornherein verteilt wird, geschieht dies in Deutschland nur bei nahen Zielen (unter 1500 m), sonst im allgemeinen erst mit dem Kommando zum Brennzünder.

Die französische Art des Einschießens ist vielfach abfällig beurteilt worden; u. a. hat man behauptet, sie werde langsamer als die deutsche zum Ziele führen. Ein einwandfreies Urteil hierüber könnten wohl nur ausgedehnte Vergleichsversuche liefern. Der Kernpunkt des Unterschiedes scheint folgender zu sein:

Die Franzosen erstreben *sofortige* Wirkung (daher schon bei Ermittlung der Entfernung Brennzünder und Feuerverteilung), *wenn auch* unter Erschwerung des Einschießens (Verbindung der Teilaufgaben) und mit großem Munitionsaufwand (Salven).

Die Deutschen dagegen wollen durch möglichste Erleichterung der Beobachtung (Aufschlag, Feuer auf einen Punkt) und Einfachheit des Einschießverfahrens (Trennen der Teilaufgaben) vor allem die Zuverlässigkeit desselben sicherstellen, *wenn auch* unter Verzicht auf sofortige Wirkung.

Vor Heranziehung des Verfahrens der russischen Artillerie zum Vergleich ist zu bemerken, daß deren neueste Schießregeln (1895/96) sich aufs engste an die deutsche Schießvorschrift 93 anlehnen. Als Abweichung beim Einschießen ist nur hervorzuheben, daß der möglichst schleunige Übergang zum Bz.-Feuer weniger scharf betont wird als in Deutschland.

Ob für das in der Einführung begriffene Schnellfeuerfeldgeschütz M/1900 (Putilow) ein neues Schießverfahren beabsichtigt ist, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich werden große Änderungen gegen früher nicht eintreten.

Daß bei Bewaffnung der Armeen mit Schnellfeuergeschützen der möglichst schleunige Übergang zum Bz.-Feuer noch größere Bedeutung als früher hat, ist wohl ohne weiteres klar.

Dennoch scheint auch bei dem neuen russischen Geschütz auf eine Prüfung der Gabelgrenzen, das heißt eine langwierige Kontrolle derselben, der größte Wert gelegt zu werden. Es wird hierdurch außer den zur Gabelbildung notwendigen Schüssen eine ganze Anzahl weiterer Az.-Schüsse nötig, die den Übergang zum Bz. erheblich verzögern. Unterlassen dieser Nachprüfung scheint nur in dringenden Gefechtslagen gestattet zu sein. Vielleicht befürchtet man, die Batterieführer könnten mit dem schnellfeuernden Geschütz die Gabel zu hastig bilden und durch eine vielleicht falsche Gabel das Wirkungsschießen gefährden.

Andererseits scheinen zur Beschleunigung des Schießens zugweise Salven gestattet zu sein. Ist ein Schuß einer solchen Salve vor, der andere hinter dem Ziele, so scheint der Batterieführer auf der betreffenden Entfernung sofort zum Bz.-Feuer übergehen zu können. Das würde also an die salve encadrante der Franzosen erinnern.

Diese Zugsalve kann allerdings bei völlig richtiger Schätzung der Entfernung, ganz normaler Flugbahn und tadelloser Bedienung Beschleunigung des Einschießens ergeben. Die gleichzeitige Erfüllung aller dieser Bedingungen dürfte aber nur Zufall sein. So wird das Einschießen mit zugweisen Salven meist nur Verdopplung des Munitionsverbrauchs zur Folge haben.

Die obere Grenze der „kurzen Entfernungen“ wird naturgemäß, den gesteigerten ballistischen Leistungen der Feuerwaffen entsprechend, von 1067 m beträchtlich hinaufgerückt werden.

II. Das Wirkungsschießen.

Wie das Einschießen weist auch die Art des Wirkungsschießens bei der französischen und deutschen Artillerie große Unterschiede auf:

Die Franzosen haben drei Arten des Wirkungsschießens:

1. tir progressif,
2. tir par salves ou par rafales au commandement du capitaine.
3. tir sur hausse unique.

Zu 1. Durch das tir progressif will man, in Ausnutzung kurzer Gefechtsmomente, möglichst schnell einem Gegner Verluste beibringen. Hierzu streut man nach Bildung der 200 m-Gabel auf vier um je 100 m auseinanderliegenden Entfernungen, deren kürzeste 100 m vor der kurzen Gabelgrenze liegt. Auf jeder der 4 Entfernungen gibt jedes der 4 Geschütze auf Kommando des Geschützführers je 2 Schuß schnell hintereinander ab (une rafale).

Das tir progressif ist also ein Schnellfeuer von 32 Schuß, das in kürzester Zeit aus den Geschützen herausgejagt wird und einen Geländeabschnitt von großer Tiefe (etwa 600 bis 800 m) mit Geschossen überschüttet. Es soll den Feind

„immobiliser“, lähmen, ihn nicht zum Auffahren kommen lassen, ihm beim Verlassen seiner Deckungen orkanartig entgegenschlagen, um ihn in dieselben zurückzutreiben.

Zweifellos muß aber dies Feuer bei öfterer Wiederholung Munitionsmangel zur Folge haben, der kaum in entsprechenden dauernden Erfolgen seine Rechtfertigung findet.

Zu 2. Das tir par salves ou par rafales au commandement du capitaine ist wie das vorige Schießen ein Streuverfahren, dessen Grundlage aber eine 100 m=Gabel, bei ungünstigen Verhältnissen eine Gabel in weiteren Grenzen ist. Das Streuen erfolgt auf einer beliebigen Anzahl von Entfernungen, die um je 100 oder 50 m auseinanderliegen. Während jedoch beim tir progressif die Munition auf 4 Entfernungen mechanisch und unaufhaltsam herausgejagt wird, kommandiert hier der Batterieführer jede einzelne salve oder rafale. Er hat somit das Feuer in der Hand, kann ungünstige Entfernungen ausschalten, günstige neue Entfernungen hinzunehmen, schließlich zum Schießen auf einer Entfernung übergehen. Dadurch ist das Verfahren außerordentlich biegsam, kommt übrigens unserm deutschen sehr nahe.

Zu 3. Das tir sur hausse unique erfordert Bildung einer 50 m=Gabel. Erfolgte dieselbe mit Bz., so wird auf der kurzen Gabelentfernung Schnellfeuer abgegeben; erfolgte die Gabelbildung mit Az., so wird die Gabel auf 25 m halbiert und zum Bz.=Schnellfeuer auf der so gewonnenen Entfernung übergegangen. Eine salve encadrante macht auch in letzterem Falle weitere Halbierung unnötig (vgl. Seite 74).

Das tir sur hausse unique ergibt im Vergleich zu 1 und 2 die größte Wirkung mit dem geringsten Munitionsaufwand, läßt allerdings bis zum Eintreten der Wirkung die meiste Zeit verstreichen. Dieses Verfahren wird daher gegen lebende Ziele meist dann zur Anwendung kommen, wenn nach erfolgreicher Bekämpfung eines Gegners nach dem 1. oder 2. Verfahren dessen völlige Vernichtung erreicht werden soll, oder wenn sonst die Zeit zur Bildung der 50 m=Gabel durch Umstände irgend welcher Art verfügbar ist.

Übrigens steht dem Batterieführer die Wahl des einen oder andern Verfahrens je nach den Gefechts= und Beobachtungsverhältnissen völlig frei.

In Deutschland dagegen ist beim Schießen gegen stillstehende lebende Ziele je ein Verfahren für Entfernungen über 1500 m und für solche unter 1500 m festgesetzt.

Über 1500 m wird nach Bildung der 100 m=Gabel und Regeln der Sprenghöhen auf beiden Gabelentfernungen lagenweise abwechselnd gefeuert. Je nach den Beobachtungen kann eine Entfernung ausgeschaltet, im Bedarfsfalle eine andere hinzu=

genommen, schließlich zum durchgehenden Feuer auf einer Entfernung übergegangen werden.

Lassen die Verhältnisse die Bildung einer 100 m Gabel nicht zu, so begnügt man sich mit einer solchen in weiteren Grenzen und hält dann den Raum zwischen denselben durch lagenweises Vor- und Zurückgehen unter Feuer.

Gegen Ziele unter 1500 m wird auf der kurzen Entfernung einer 200 m-Gabel gefeuert. Erweist sich diese Entfernung als zu weit, so kann um 100 m vorgegangen werden.

Gegen Ziele in Bewegung wird je nach der Schnelligkeit des Ziels eine große Gabel gebildet. Dann läßt man das Ziel in das auf der einen Gabelgrenze fortgesetzte Feuer hineinlaufen und überschüttet es darauf mit Schnellfeuer. Gegen Kavallerie wird keine Gabel gebildet. Man wählt die Entfernung von vornherein so, daß man im Bz.-Feuer unbedingt vor dem Ziel liegt. Das weitere Verfahren ist ebenso wie gegen die übrigen Ziele in Bewegung.

Auf den ersten Blick erscheint der deutsche Batterieführer so in der Feuerleitung durch ganz bestimmte Regeln für jeden einzelnen Fall festgelegt. Aber die Möglichkeit, durch die Kommandos: „Kürzere, bezw. längere Feuerpausen", „langsames Feuer", und „Schnellfeuer" die Schnelligkeit des Feuers je nach der taktischen Lage zu regeln, durch Ausschalten oder Hinzunehmen von Entfernungen das Schießen bei möglichst geringem Munitionsaufwand möglichst erfolgreich zu gestalten, gibt dem Verfahren doch große Geschmeidigkeit.

Wenn auch das deutsche Verfahren die Augenblickserfolge des tir progressif vielfach nicht erreichen wird, so vermeidet es dafür auch dessen Munitionsvergeudung. Somit hat es den großen Vorzug, die Munition für den Entscheidungskampf zusammenzuhalten. Für diesen verspricht das deutsche Verfahren, unter Voraussetzung gleicher Verhältnisse auf beiden Seiten, wohl die gleichen Erfolge wie das französische.

Das Wirkungsschießen der russischen Feldartillerie ist genau dem der deutschen nachgebildet, nur wird nach Gelingen der Gabelbildung statt auf der kurzen Gabelgrenze auf der mittleren Entfernung zwischen den Gabelgrenzen zum Brennzünder übergegangen.

Neuerdings scheinen beim Übergang zum Bz. die noch geladenen Az.-Geschosse zur Beschleunigung des Übergangs im Schnellfeuer abgegeben zu werden.

Die Technik hat im Schnellfeuergeschütz der Artillerie eine Waffe gegeben, die ihr freistellt, im wohlgeleiteten und wohlgezielten Feuer den Feind genau aufs Korn zu nehmen, oder aber in kurzen Momenten einen Hagel von Geschossen über den Geländestreifen hinzuschütten, auf dem der Gegner steht. Deutschland neigt mit Rußland mehr ersterer Art, Frankreich mehr der letzteren zu.

Für das erste Verfahren ist viel Zeit, für das letzte sehr viel Munition Grundbedingung. Welches von beiden den größten Erfolg ergibt, dafür sind die jedesmalige Gefechtslage, die Beobachtungsverhältnisse usw. entscheidend. Diejenigen Schießregeln sind die besten, die wohl einen allgemeinen Anhalt geben, aber dabei so schmiegsam sind, daß der Batterieführer in jedem Augenblick und in jeder Lage das augenblicklich Beste wählen kann. Diejenige Artillerie wird dem Gegner im Feuer überlegen sein, deren Führer am besten die Forderungen der taktischen Lage erkennen und ihr die Feuertätigkeit ihrer Batterie am geschicktesten und schnellsten anzupassen verstehen.

Keller,
Oberleutnant im 8. Lothringischen Feldartillerie-Regiment Nr. 69,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.





Betrachtungen des französischen Generalstabswerks über den Krieg 1870/71.

I. Aufmarsch und erste Operationen.

Skizze 1—3. Das französische Generalstabswerk über den Krieg 1870/71 enthält neben der Darstellung und Beurteilung der Ereignisse eine Reihe von Betrachtungen darüber, wie man in den verschiedenen Lagen besser hätte handeln können. Diese Betrachtungen dürften die heute in Frankreich herrschenden Ansichten wiedergeben.

Zunächst muß zweier vor dem Kriege ausgearbeiteter Pläne Erwähnung getan werden, die sowohl den Aufmarsch der französischen Armee als auch die jetzt veröffentlichten Betrachtungen beeinflußt haben. Der erste ist der Plan Frossards, und zwar dessen erster, der Defensive gewidmeter Teil. Die Denkschrift entstammt dem Jahre 1867. Kurz zusammengefaßt, besagt sie: Der Feind wird im Beginn des Krieges 470 000 Mann haben; davon in erster Linie 160 000 an der Saar, 80 000 vor dem Unterelsaß aufmarschieren lassen, um in Frankreich einzumarschieren. Frankreich muß demgegenüber aufstellen: Eine Rhein-Armee, deren rechter Flügel im Oberelsaß, deren linker im Unterelsaß, je 60 000 Mann, zusammen 120 000 Mann umfaßt; eine Mosel-Armee von 140 000 Mann; dahinter auf der Basis Reims—Chalons in Reserve 120 000 Mann und hinter Paris 90 000 Mann, gebildet aus Besatzungstruppen und Mobilgarden. Außer diesen Armeen ist eine Nord- oder Maas-Armee von 60 000 Mann Belgien gegenüber aufzustellen. Die Operationen der Rhein- und der Mosel-Armee, die zusammen den auf 240 000 angenommenen Deutschen mit 260 000 Mann entgegentreten sollten, waren folgendermaßen gedacht: Die Verteidigung des Elsaß sollte zunächst hinter der Lauterlinie liegen, die von Lauterburg bis Weißenburg zu besetzen war. Der Feind wird mit den Hauptkräften zwischen Weißenburg und dem Rhein vorgehend gedacht. Die Lauterlinie sollte ohne ernsten Kampf aufgegeben und eine zweite Stellung hinter der Sauer, Hagenauer Wald—Wörth—Fröschweiler, genommen werden. Die Verbindung mit der Mosel-Armee hätte über Bitsch zu gehen; die Möglichkeit, den auf Straßburg vordringenden Feind in der Flanke zu bedrohen, wurde als Vorteil dieser Stellung gepriesen. Bei weiterem Drängen des Feindes

sollte der Rückzug hinter die Moder, endlich hinter den Zornbach fortgesetzt werden. Die Mosel-Armee würde in zwei Gruppen aufzustellen sein: die rechte, 80 000 Mann, zwischen Saargemünd und St. Avold, die linke, 60 000 Mann, hinter der Kanner bei Diedenhofen. Auch hier wurde für jede Gruppe eine zweite Linie angegeben, nämlich für die rechte die Seille bei Marsal, für die linke die Gegend von Metz. Bei einem feindlichen Anmarsch von Luxemburg her sollte die Kanner Gruppe über die Mosel gehen und in einer Stellung bei Fentsch den ersten Widerstand leisten.

Die Rhein-Armee war der Mosel-Armee unterstellt gedacht. Durch die Verbindung über Bitsch würde beiden die Möglichkeit gegenseitiger Unterstützung gegeben sein.

Der zweite hier zu erwähnende Operationsplan ist derjenige des Erzherzogs Albrecht, der zur Grundlage des tatsächlichen Aufmarsches geworden ist. Er beruhte allerdings auf einer Voraussetzung, die sich bald darauf als hinfällig erweisen sollte, nämlich auf der Bundesgenossenschaft Österreichs. Der Plan hatte offensiven Charakter. Nach ihm sollten zwei Armeen gebildet werden. Eine im Elsaß, von acht Divisionen zwischen Hagenau und Belfort, würde am 15. Mobilmachungstage den Rhein bei Straßburg überschreiten, über Stuttgart auf Nürnberg marschieren und sich dort mit einer österreichischen Armee vereinigen. Die andere Armee, in der Stärke von zwölf Divisionen, in Lothringen aufgestellt, hatte acht Divisionen in erster Linie zwischen Diedenhofen und Saargemünd aufzustellen, um mit ihnen über die Saar in die Pfalz vorzugehen und soviel preußische Kräfte wie möglich durch diese Angriffsbewegung auf sich zu ziehen, dadurch die Bewegungen der Elsaß-Armee zu erleichtern und diese später durch alle an der Saar entbehrlichen Truppen zu unterstützen. Endlich sollten drei Divisionen in Paris, zwei in Lyon versammelt werden.

Der in breiter Front und geringer Tiefe nahe der Grenze ausgeführte französische Aufmarsch ist bekannt. Im Vertrauen auf die Schnelligkeit der eigenen Mobilmachung und mit Unterschätzung der Leistungsfähigkeit des Gegners, in der Hoffnung auf die österreichische, vielleicht auch italienische, Bundesgenossenschaft glaubte der Kaiser Napoleon, die Vorteile dieses Aufmarsches darin erblicken zu dürfen, daß der Feind in Ungewißheit über die Richtung des Hauptangriffs gelassen würde, daß man zu diesem die Korps immer noch schnell genug zusammenziehen könne, und daß dem Feinde sämtliche über die Grenze führenden Straßen versperrt würden.

Am 30. Juli entschloß sich der Kaiser angesichts des stockenden Ganges der Mobilmachung, und da es allmählich klar geworden war, daß weder Österreich noch Italien mit zu Felde zu ziehen beabsichtigten, zum Verzicht auf die Offensive über den Rhein. Eine solche, so urteilt das französische Generalstabswerk, hätte schon am 29. Juli nicht mehr in Betracht gezogen werden dürfen. Dagegen konnte man in Forbach und Wörth zwei strategische Avantgarden bilden, zwischen denen die Haupt-

masse auf der inneren Linie operiert hätte. Oder, wie General Jarras vorschlägt, man mußte, da man sich einmal entschlossen hatte, die Truppen an die Grenze zu schaffen, ohne sie vorher ordnungsmäßig mobil zu machen, wenigstens aus der zeitweiligen Überlegenheit an Zahl Nutzen ziehen, um dem Feinde zuvorzukommen und ihn durch einen kräftigen Vorstoß auf Saarlouis zu überraschen. Eine solche Offensive in das schwach geschützte feindliche Gebiet kam nicht zur Ausführung, und als einziges wurde schließlich die Unternehmung gegen Saarbrücken ins Werk gesetzt. Früher ausgeführt und energischer betrieben, so setzt das französische Generalstabswerk seine Erwägungen fort, hätte diese Unternehmung einen Sieg über die vereinzelte Erste Armee einbringen können. Dazu mußten schon am 30. Juli das 2. und 3. Korps den Befehl erhalten, am 1. August die Saar bei Saarbrücken zu überschreiten, zwei Divisionen des 5. Korps, über Saargemünd vorzugehen, und das 4. Korps mit der Garde in zweiter Linie der Bewegung zu folgen. Während dieser Zeit hätten das 1. und 7. Korps im Elsaß sich defensiv mit der Front gegen Landau und den Schwarzwald aufgestellt. Eine Division des 5. Korps hätte in Bitsch bleiben müssen, um die Eisenbahn zu schützen und nach Bedarf die Korps im Elsaß zu unterstützen. Steinmetz, der am 31. den Befehl bekommen hatte, die Erste Armee auf der Linie Wadern—Losheim zu versammeln, hätte in seiner Ungeduld, an den Feind zu kommen, bei solchem Verhalten der Franzosen in diesem Befehl einen Antrieb gesehen, die Kräfte des vorgehenden Gegners auf sich zu ziehen, er hätte seine Grenzschutzabteilungen in Saarbrücken und Saarlouis zu unterstützen gesucht und wäre von der zweifachen Überlegenheit geschlagen worden. Dieser Sieg über die Erste Armee würde Halten und vorläufige Defensive für die Zweite zur Folge gehabt haben. Nach diesem ersten Erfolge hätten sich die über die Saar vorgedrungenen Truppen wieder rückwärts wenden müssen, um die Verbindung mit den Korps des Elsaß wiederzugewinnen.

Diese Operation läuft also auf einen Teilerfolg gegen die Erste Armee hinaus. Wie dieser Erfolg weiter auszunutzen gewesen wäre, wird nicht gesagt. Dagegen wird kurz darauf im französischen Generalstabswerk eine ähnliche Operation über die Saar vorgeschlagen, die als Einleitung für einen entscheidenden Schlag im Elsaß dienen soll und Anklänge an die Pläne Frossards sowohl wie des Erzherzogs Albrecht aufweist. Der Operationsvorschlag knüpft an die bis zum 1. August eingegangenen Nachrichten an.

Das Bild, das sich am 1. August aus ihnen ergab, war folgendes: Der Feind sammelt sich in drei Gruppen: die eine in der Gegend Landau, Maxau, Germersheim, die zweite in der Gegend Mainz, Kreuznach, Mannheim und die dritte an der Saar in der Linie Konz — Merzig — Saarlouis — Saarbrücken — St. Ingbert und besonders bei Dudweiler, wo 40 000 Mann gemeldet sind. Kolonnen aller Waffen sind im Marsch auf die Engen des Haardtgebirges. Ausgehend von der Erwägung,



Vierteljahrshefte für Tr





daß die dritte Gruppe an der Saar von den beiden anderen nicht rechtzeitig unterstützt werden könne, und daß vier gegen sie vereinigte Korps, gegen einen ihrer Flügel angesetzt, ihr überlegen seien, werden folgende Maßnahmen vorgeschlagen:

Am 2. August gehen das 2., 3., 4. und 5. Korps über die Linie Saargemünd—Saarbrücken—Völklingen vor, die Garde rückt vor Saarlouis, die Korps im Elsaß (1. und 7.) versammeln sich bei Reichshofen. Falls sie angegriffen werden, ziehen sie sich in südlicher Richtung zurück.

Skizze 1.

Die Offensive über die Saar richtet sich gegen die bei Dudweiler und stromabwärts stehenden Truppen. Diese sind zu schlagen und durch Kavallerie und eine Infanterie-Division zu verfolgen. Sodann ist ein Korps an die Bahnknotenpunkte Neunkirchen und Homburg zu entsenden, um dem Feinde das Heraustreten aus dem Haardtgebirge zu erschweren; zugleich ist zahlreiche Kavallerie vorzuschicken, um die Fühlung mit den feindlichen Kolonnen, die im Anmarsch zwischen Nahe und Rhein und von Trier her vermutet werden, aufzunehmen.

Es ist möglich, daß während dieser Zeit die erste feindliche Gruppe, die bei Landau, Maxau, Germersheim in der Versammlung war, in das Elsaß eindringt. In diesem Falle läßt die über die Saar vorgegangene Armee ein Korps in der Pfalz; alles übrige (also drei Korps) geht durch die Vogesen, um nach dem Elsaß zu Hilfe zu eilen. Hierbei sind folgende Marschstraßen zu benutzen:

Skizze 2.

Illingen—Dudweiler—St. Johann—Bitsch—Niederbronn: 90 km;
Lebach—Saarbrücken—Saargemünd—Rohrbach—Ingweiler: 85 km.
Lebach—Völklingen—Püttlingen—Saaralben—Saarunion—Lützelstein—Weitersweiler: 100 km.

Für diese Märsche sind vier Tage erforderlich. Am fünften Tage können die Kräfte zur Versammlung aufrücken. Wenn also am 3. August die Niederlage der feindlichen Saartruppen erfolgt wäre, könnte am 4. die Bewegung beginnen und am 8. beendet sein. Um diese Zeit zu gewinnen, müßten die Korps im Elsaß nacheinander an der Sauer, Zinzel, Moder, Zorn standhalten. Die Dritte deutsche Armee könnte erst am 6. August an der Sauer eintreffen. Sie hätte sich also in den nächsten Tagen in der mißlichen Lage gesehen, in der Front vom 1. und 7. Korps festgehalten und in der rechten Flanke von drei Korps aus den Bergen angegriffen zu werden.

Das schrittweise Zurückgehen im Elsaß, bei dem die Abschnitte der von den Vogesen zum Rhein fließenden Wasserläufe als Stellungen für die „combats en retraite“ benutzt werden sollen, spielt auch bei dem nächsten Operationsplan eine wichtige Rolle, der eine Rettung aus der Lage am 4. August vorschlägt, an welchem Tage die französische Armee noch immer in der breiten Ausdehnung verharrte, obgleich der weitere Vormarsch der Deutschen eine Vereinigung dringend geboten hätte.

Skizze 3.

Dem Marschall Mac Mahon mußte vorgeschrieben werden, so heißt es im französischen Generalstabswerk, im Elsaß den Entscheidungskampf nicht vor dem Eintreffen genügender Verstärkungen anzunehmen, sondern von Abschnitt zu Abschnitt kämpfend bis hinter die Moder zurückzugehen. Dort durfte er nicht vor dem 7. August ankommen. Während dieser Zeit sollten alle Truppen des 7. Korps aus dem oberen Elsaß herangezogen werden, und aus Lothringen das 5., drei Infanterie- die Kavallerie-Division und die Artilleriereserve des 3. Korps. Die Truppen des 7. Korps sollten mit der Eisenbahn befördert und in Brumath und Zabern, Artillerie und Trains in Straßburg ausgeladen werden. Für die Bewegungen des 3. und 5. Korps durch die Vogesen ist folgende Marschtafel aufgestellt:

	Truppe.	4.	5.	6.	7. August
5. Korps	3. Div.	Bitsch	Niederbronn	—	—
	1. Div. Res. Artill.	Wisinger Hof	Götzenbrück	Ingweiler	—
	2. Div.	Hambach	Saarunion	Lützelstein	Weitersweiler
	Kav. Div.	Wolmünster	- - - -	Wolmünster	Ingweiler
3. Korps	1. Div.	Roßbrücken	Neunkirchen	Götzenbrück	Ingweiler
	2. Div. u. Res. Art.	St. Avold	Saaralben	Drulingen	Weitersweiler oder Zabern
	3. Div.	Ham unter Varsberg	Püttlingen	Lorenzen	wie 2. Div.
	Kav. Div.	St. Avold	Ob. Gailbach	Wolmünster	Ingweiler

Am 5. August sollten nun, nach Zurückziehen der bei Weißenburg geschlagenen Division, eine Infanterie-, die Kavallerie-Division und die Artilleriereserve des 1. Korps die Arrieregarde an der Sauer von Dürrenbach bis Langensulzbach bilden. Die vier anderen Divisionen, also drei des 1. und die an diesem Tage bei Niederbronn eintreffende 3. Division des 5. Korps sollten an der Zinzel in Stellung gehen, um am 6. August hier vor weiterem Zurückgehen Widerstand zu leisten. Drängte der Feind sehr, so konnte am 6. hinter den Rothbach gegangen werden. An diesem Tage wären als Verstärkung die 1. Division und die Artilleriereserve des 5. Korps bei Ingweiler erschienen, und die Ausladungen des 7. Korps hätten die Truppenstärke weiter erhöht. Am 7. abermaliges Rückzugsgefecht von der Zinzel oder dem Rothbach hinter die Moder, wo die 1. Division des 3., die 2. des 5. und

die Kavallerie-Divisionen beider Korps zur Armee stoßen würden. Jetzt hätte Mac Mahon über zehn Infanterie- und drei Kavallerie-Divisionen verfügt. Im Verlaufe der Kämpfe am 7. wären schließlich noch die beiden letzten Infanterie-Divisionen und die Artilleriereserve des 3. Korps aus den Vogesen herausgetreten, um an dem nunmehr stattfindenden Entscheidungskampfe teilzunehmen. Die Entscheidung soll entweder zwischen der Moder und der Zorn oder hinter der Zorn ausgekämpft werden, so daß die beiden letzten Divisionen des 3. Korps dem angreifenden Feinde in die Flanke kommen können.

Die deutsche Dritte Armee hätte, so fährt das französische Generalstabswerk in der Besprechung dieses Planes fort, dieser Rückzugsbewegung Mac Mahons folgen müssen, da sie sich mit dem 1. und 7. Korps in der Flanke nicht nach der Saar ziehen konnte. Zugleich hätte sie sich durch Entsendungen nach den Vogesenpässen schwächen müssen. Während dieser Zeit mußten sich die in Lothringen verbliebenen Truppen, die 4. Division des 3., das 2., 4. Korps und die Garde defensiv verhalten. Das 2. Korps, als Avantgarde betrachtet, wäre südlich Forbach vereinigt worden, zwei Brigaden als Vorposten hätten die Saarübergänge von Saargemünd bis Saarlouis gehalten. Die Garde wäre bei Gr. Tänchen-Geßlingen, die 4. Division des 3. und das 4. Korps bei Falkenberg-Rollingen bereitzustellen gewesen. Das 6. Korps hätte mit der Bahn bis Luneville, von da mittels Fußmarsches in die Linie Mörchingen—Han an der Nied herangezogen werden können. Die Kavallerie-Divisionen der Garde und des 4. Korps wären, mit der des 2. Korps vereinigt, der Avantgarde unterstellt worden. Auch hier wird im Falle des feindlichen Angriffs empfohlen, nicht standzuhalten, sondern mit „combats en retraite" langsam nach Süden zurückzuweichen, bis nach siegreicher Schlacht gegen die Dritte deutsche Armee die Verstärkungen aus dem Elsaß zurückkehren würden.

Auch der Gedanke der Räumung des Elsaß bis auf schwache Arrieregarden und der Vereinigung aller verfügbaren Kräfte in Lothringen tritt auf, wird jedoch wieder verworfen. Man hätte in diesem Falle, so erwägt das französische Werk, offensiv werden müssen, da Moltke gewartet hätte, bis die Dritte Armee, durch die schwachen Arrieregarden wenig aufgehalten, zur Mitwirkung aus den Vogesen getreten wäre. Eine Offensive der Franzosen über die Saar barg aber große Gefahren in sich. Denn im Falle des Mißlingens konnte der Rückzug durch die Dritte Armee gestört werden, die aus den Bergen über Saargemünd—Saaralben—Saarunion vorgedrungen wäre. Ferner wußte man nicht, wo sich die Hauptmasse des Feindes befand und konnte den Zeitpunkt, wann man mit ihr in Berührung kommen würde, nicht voraussehen. Dagegen war man absolut sicher, in kurzer Zeit die Dritte Armee im Elsaß zwischen Weißenburg, Hagenau und Zabern zu treffen, und hier verfügte man im Falle des Mißlingens über eine sichere Rückzugslinie hinter die Meurthe oder auf Belfort. Endlich wäre es schwierig gewesen, das 7. Korps rechtzeitig nach Lothringen zu schaffen.

Der Operationsplan mit der Entscheidung gegen die ins Elsaß gelockte Dritte deutsche Armee hinter der Zorn wird also als der am besten ausführbare betrachtet.

Bei der Besprechung des ergebnislosen Unternehmens am 2. August gegen Saarbrücken taucht derselbe Gedanke in ähnlicher Form auf. Hier wird gesagt, man hätte unter Voraussendung der ganzen Kavallerie der lothringischen Korps zur Aufklärung in das Dreieck Saarbrücken—Neunkirchen—Merzig das 2. Korps am 3. August über die Saar gehen lassen müssen, während das 3., 4., 5. Korps und die Garde, also alles was sonst noch in Lothringen war, durch die Vogesen gesandt wurden, um der Dritten Armee eine Niederlage zu bereiten. Nach diesem Erfolge hätte das Gros der Armee dann die umgekehrte Bewegung von Osten nach Westen machen sollen, um das 2. Korps herauszuhauen, das bei feindlichem Angriff inzwischen mit Hilfe der „combats en retraite“ an der Saar, Deutschen Nied, Seille und Meurthe in der Richtung auf Chateau-Salins-Luneville zurückgegangen wäre. Das 6. Korps hätte nach Neufchateau oder Epinal gebracht werden können, um an der Entscheidungsschlacht teilzunehmen.

Verfolgen wir die zuerst vorgeschlagene, mit dem Angriff gegen die Erste Armee beginnende Operation in ihrem Verlaufe, so läßt ein Blick auf die Skizze 1 erkennen, daß bereits der in der Gegend von Illingen—Lebach gedachte Sieg der Franzosen sich in bedenklicher Nähe der in der Linie Baumholder—Mühlbach stehenden Front der Zweiten Armee abspielte. Diesen Sieg jedoch zugegeben, begann nun am 4. August ein Flankenmarsch dreier französischer Korps parallel zur Front der Zweiten Armee. Am 7. August erreichte die Zweite Armee die Verbindungen der drei in den Vogesen verschwundenen Korps, und am 8. stand sie ihnen im Rücken. Der Widerstand des bei Homburg und Neunkirchen belassenen Korps wäre angesichts des Vormarsches der Zweiten Armee, der durch die Nachricht einer Niederlage der Ersten beschleunigt und nicht angehalten worden wäre, wie das französische Generalstabswerk annimmt, nicht von langer Dauer gewesen. Die westlich von Saarlouis stehende französische Garde konnte durch das III. Armeekorps und das inzwischen herankommende I. Armeekorps, das auch die mit der Verfolgung der Ersten Armee beauftragte französische Division vertrieben hätte, von einer Bedrohung der rechten Flanke der Zweiten Armee abgehalten werden. Hierbei ist angenommen, daß die Erste Armee wirklich geschlagen worden wäre und nicht sich der Niederlage entzogen hätte, was Steinmetz sicherlich angestrebt hätte, sobald er seinen Zweck, bedeutende Kräfte des Feindes auf sich zu ziehen, erreicht hätte. Bleiben wir jedoch bei der Annahme einer Niederlage, so ist doch sicher einzuräumen, daß die Erste Armee bei so schwacher Verfolgung sich in wenigen Tagen erholt und dem allgemeinen Vorgehen wieder angeschlossen haben würde. Und somit wären fünf bis sechs deutsche Armeekorps, das X., Garde, IV., IX. und XII. und wahrscheinlich auch das III. bereit gewesen, sich gegen die im Elsaß stehenden Truppen zu wenden.

Skizze 1 und 2.

Wie konnte sich hier inzwischen die Lage gestalten? Angenommen, die Dritte Armee hätte sich, wie das französische Generalstabswerk annimmt, in die Falle locken lassen und wäre am 8. August in der Front vom 1. und 7. Korps festgehalten, in der rechten Flanke von drei Korps aus den Vogesen angegriffen worden, so mußte sie sich allerdings einer bedeutenden Überlegenheit an Zahl gegenübersehen. Die Verfassung der französischen Truppen jedoch konnte eine kräftige Durchführung des Kampfes nicht erwarten lassen, denn das 1. und 7. Korps wären durch das tagelange Zurückweichen und Abbrechen der Gefechte ermattet gewesen, und die durch die Vogesen marschierenden Korps hätten seit dem Beginn der Operation, also seit sieben Tagen, ungeheure Anstrengungen ertragen, die durch den Verlust ihrer Verbindungen noch erhöht wurden. Es ist also nicht erwiesen, daß diese Truppen einen Sieg über die Dritte Armee davongetragen hätten. Diesen Sieg indessen zugegeben, begann nunmehr die Tätigkeit der frischen Zweiten Armee. Sie war den durch die Anstrengungen und Kämpfe geschwächten französischen Truppen im Elsaß, von denen doch ein Teil der Dritten Armee gegenüber hätte belassen werden müssen, zweifellos überlegen. Bei dem Versuch, durch die Vogesen marschierend nach Lothringen zurückzukehren — ein schon aus Verpflegungsrücksichten unmögliches Unternehmen — wären sie angegriffen und vernichtet worden. Ein Verbleiben im Elsaß hätte ebensowenig Aussicht auf Besserung der Lage gehabt. Die Zweite Armee wäre durch die Vogesen marschiert und hätte die französischen Korps im Verein mit der wieder vorgehenden Dritten Armee wahrscheinlich auf Straßburg zurückgeworfen.

Der andere Vorschlag, der sich mit dem Abmarsch eines Teiles der lothringer Truppen nach dem Elsaß — ohne vorherige Offensive gegen die Erste deutsche Armee — beschäftigt, stellt eine Teilung der französischen Armee in zwei ziemlich gleiche Hälften dar. Skizze 3 zeigt, wie die Zweite deutsche Armee sich wie ein Keil zwischen diese eingeschoben hätte. Angenommen auch hier, daß die Dritte Armee, deren Lage übrigens günstiger gewesen wäre, da sie weder bei Weißenburg noch bei Wörth stärkeren Widerstand gefunden und somit Gelegenheit zu breiterem Aufmarsch gehabt hätte, sich am 7. August hätte schlagen lassen, hatte die aus der Ersten und Zweiten Armee bestehende Hauptmacht der Deutschen nun die Wahl, sich gegen die in Lothringen verbliebene Hälfte unter Sicherung gegen die westlichen Vogesenpässe zu wenden oder noch besser gegen die französischen Truppen in Lothringen die Erste Armee stehen zu lassen und mit der Zweiten den im Elsaß stehenden französischen Truppen in den Rücken zu marschieren. Der Ausgang wäre dann ähnlich wie bei dem ersten Vorschlage gewesen. In beiden Fällen konnte der Abmarsch erheblicher Kräfte nach dem Elsaß der deutschen obersten Heeresleitung nicht verborgen bleiben, und gewiß wäre die Dritte Armee vor allzu kühnem Vorgehen gewarnt worden, so daß auch der in den französischen Vorschlägen als gesichert angenommene Sieg über die Dritte Armee wohl kaum zur Tatsache geworden wäre.



Helfritz,
Oberleutnant im Infanterie-Regiment von Voigts-Rhetz, (3. Hannoversches), Nr. 79,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.



Der Angriff auf die befestigte Stellung von Siwin in Armenien am 25. Juni 1877.

Es ist eine allen russisch-türkischen Kriegen gemeinsame Eigentümlichkeit, daß sich das Hauptinteresse der militärischen Beobachter und Kritiker den Vorgängen in der europäischen Türkei zuwendet, während die kriegerischen Ereignisse auf dem Nebenkriegsschauplatze in Armenien nur geringer Beachtung gewürdigt werden. Der Grund dürfte leicht darin zu finden sein, daß die Entscheidung für den Ausgang des Feldzuges stets in Europa fallen mußte. Die Vorgänge in Armenien konnten dagegen hierfür immer erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Trotzdem bieten aber die Operationen und Gefechte im Jahre 1877 in Armenien genug des Interessanten und Belehrenden sowohl auf der Seite des Siegers wie des Besiegten.

Bevor wir auf die Ereignisse selbst eingehen, ist es notwendig, einen Blick auf das in Frage kommende Gelände zu werfen. Das Hochland von Armenien ist vom Kaukasus durch die Täler des Rion und Kur getrennt. Es hat den Charakter einer nach Süden zu stufenweise ansteigenden Hochfläche, die bei Erserum ihre größte Höhe erreicht. Die einzelnen Abstufungen werden in sich durch im allgemeinen in südwestlicher Richtung streichende, steile, zerklüftete Bergketten und tief eingeschnittene Flußtäler voneinander getrennt.

Das Klima ist sehr verschieden. Im Winter herrscht überall strenge Kälte, im Sommer aber schneit es zuweilen noch in Erserum, während in Eriwan die größte Hitze herrscht. Die Täler sind im allgemeinen warm, aber im Sommer ungesund und fiebererzeugend.

Das Araxestal ist unbewaldet und wird von kahlen Felsketten, die oft in weit sich ausdehnende, steinige Grashalden auslaufen, begleitet. Das Tal von Olti, das Kurtal, der Soghanly Dag und das Gebiet nördlich des Karsflusses ist waldreich. Die Landschaft Alaschkert ist ein ausgesprochenes kahles Alpenland. Trotz der nur geringen Bewaldung ist das Land aber nicht gerade wasserarm zu nennen. An Brennholz herrschte während des Feldzuges in den Lagern oft Mangel.

Diese schwach bevölkerte Gegend eignet sich besonders zur Viehzucht. In dieser Hinsicht vermag sie auch Truppen zu versorgen. Der Landbau wird nur in den

Tälern betrieben. Die Türken hatten einen Überschuß von früheren Ernten in Ardahan, Kars und Erserum aufgespeichert.

Übersichtsskizze.



In einem so verkehrsarmen Lande, wie es Armenien ist, mußten die einigermaßen gangbaren Wege ausschließlich die Operationslinien bezeichnen. Da Erserum als große, blühende Handelsstadt den ersten Platz einnahm, bildete es infolgedessen auch den Hauptwegeknotenpunkt. Von hier gingen die Straßen nach Batum, Ardahan,

Kars, Bajaset und nach dem westlichen Kleinasien aus. Diese Straßen waren übrigens nach unseren Begriffen nichts weiter wie breite, über die Felder und Steinhalden der Gebirgsausläufer führende Landwege. Zur Sommerzeit, bei günstigem Wetter waren sie gut zu benutzen. Außer diesen Handelsstraßen sind nur noch natürliche Wegeverbindungen vorhanden, deren Brauchbarkeit für militärische Unternehmungen sich aus dem geschilderten Charakter des Landes von selbst ergibt. Zu erwähnen ist noch, daß die Mehrzahl der Straßen infolge des auf ihnen noch liegenden Schnees bis weit in das Frühjahr hinein sehr schwer benutzbar ist.

Es liegt somit auf der Hand, daß die in Armenien operierenden Truppen mit großen Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatten. Die Unwirtlichkeit und geringe Wegbarkeit des Landes mußte die Schnelligkeit der Operationen beeinträchtigen und das Heranschaffen von Zufuhr jeder Art erschweren. Die im allgemeinen nicht große Fruchtbarkeit ließ die Verpflegung größerer Truppenmassen schwierig erscheinen.

Am 24. April 1877 überschritt die russische Armee mit etwa sechs Infanterie- und drei Kavallerie-Divisionen die russisch-türkische Grenze. Sie wurde, weil ihr zwei voneinander unabhängige Aufgaben gestellt waren, in das Rionkorps und das sogenannte Operationskorps eingeteilt.

Das Rionkorps sollte mit seinen zwei Divisionen und fünf Reiter-Regimentern Batum nehmen. War diese Aufgabe nicht ausführbar, so hatte es die etwaigen überlegenen türkischen Kräfte bei Batum zu fesseln, um zu verhindern, daß diese die Offensive gegen Poti ergriffen oder aber gegen Ardahan entsendeten. Zum gemeinsamen Vorgehen auf Erserum über Ardahan, Kars und Bajaset waren die drei Kolonnen des Operationskorps bestimmt, die beim Beginn der Feindseligkeiten bereits dicht an der Grenze bei Achalkalaki, Alexandropol und Igdür standen. Die in der Mitte befindliche Hauptkolonne bestand aus etwa zwei Infanterie- und zwei Kavallerie-Divisionen, die beiden Flügelkolonnen waren starke, gemischte Brigaden. Zu der zuletzt genannten bei Igdür gehörte außerdem noch eine Kavallerie-Division. Die Hauptkolonne stand unter dem direkten Befehl des Oberkommandierenden, Generaladjutanten, Generals der Kavallerie Loris-Melikow. Die rechte Flügelkolonne wurde von Generalleutnant Dewel, die linke von Generalleutnant Tergukassow befehligt. Von Anfang an waren die Divisionen während des Vormarsches gezwungen, befestigte Etappenorte anzulegen und diese durch zurückgelassene schwache Detachements zu besetzen. Es trat mithin bei jedem Schritt nach vorwärts eine immer größer werdende Schwächung in der Gefechtsstärke ein.

Diesen zum Schlagen bereiten russischen Truppen konnten die Türken bei Beginn der Operationen etwa fünf Infanterie-Divisionen, Nisam und Redif zusammengenommen, entgegenstellen. Wenn nicht die Kurden wenigstens zum Teil sich unter die grüne Fahne des Propheten stellten, so verfügte der türkische Oberbefehlshaber zunächst noch über keine nennenswerte Kavallerie. Im Bezirk von Batum, in Ardahan,

Kars, Bajaset standen etwa 40 000 Mann, zwischen Kars und Erserum etwa 20 000 Mann, im Paschalük Wan gegen 5000 Mann. Es belief sich also die Gesamtsumme der türkischen Kräfte auf rund 65 000 Mann.

Diese türkische Armee war aber, was ihre Ausrüstung betrifft, nichts weniger als kampfbereit. Der gänzliche Mangel des besonders in diesen Gegenden so nötigen, geordneten Transportwesens machte die Truppen bewegungslos und bannte sie an ihre Plätze. Erst das energische Eingreifen des Muschir Achmed Muchtar Pascha sollte hierin Wandel schaffen.

Die Ereignisse entwickelten sich nun folgendermaßen: Die russische Hauptkolonne unter dem General Loris-Melikow zersprengte beim Überschreiten der Grenze den schwachen türkischen Grenzschutz und erreichte am 28. April Saim. Die vorausgesandte Kavallerie meldete, daß die Gegend zwischen Kars und dem Soghanly Dag vom Feinde frei sei, und daß Muchtar Pascha mit einem schwachen Detachement aller Waffen Kars am 27. verlassen habe. Am 10. Mai verließ eine gemischte Kolonne des Hauptkorps unter Generalleutnant Heimann Saim, um nach Ardahan zur Unterstützung der, für die Einnahme dieses befestigten Platzes zu schwachen, rechten Flügelkolonne des Generalleutnants Dewel zu marschieren. Das mittlerweile befestigte Lager von Saim blieb vom Rest des Hauptkorps besetzt. Es sollten häufige Erkundungen gegen Kars vorgenommen werden.

Am 17. Mai war Ardahan nach zweitägigem, geschickt geführtem, gewaltsamem Angriff in den Händen der Russen. General Loris-Melikow, der in Person vor der Festung den Oberbefehl geführt hatte, kehrte mit den jetzt bei Ardahan vereinigten Truppen nach Saim zurück, wo er am 24. Mai wieder eintraf. Nur ein schwaches Detachement unter Oberst Komarow blieb als Besatzung in Ardahan.

Nach der Rückkehr in das Lager von Saim schlossen die vereinigten Truppen der Generale Dewel und Heimann Kars ein und begannen mit der Ausführung der Belagerungsarbeiten. Mitte Juni stand: Generalleutnant Dewel mit 16¾ Bataillonen, 4 Eskadrons, 28 Ssotnien und 48 Geschützen im Norden, Generalleutnant Heimann mit 15 Bataillonen, 40 Eskadrons und Ssotnien und zwei reitenden Batterien im Südwesten der Festung.

Der Muschir Achmed Muchtar Pascha hatte, wie bereits erwähnt am 27. April, überrascht durch die plötzliche Offensive der russischen Truppen, Kars verlassen. Der ihn verfolgenden Kavallerie der Russen war er glücklich entkommen. Er setzte nun alles daran, um die türkischen Streitkräfte zu verstärken. Nach einem kurzen Aufenthalt in Siwin, den er zu Anordnungen für die Verstärkung der dort von ihm ausgesuchten Stellung benutzte, eilte er nach Erserum. Hier war seine Anwesenheit dringend nötig. Es galt, neue Truppen aus den Mustehafiz zu schaffen, die bis jetzt nur eine undisziplinierte, schlecht bekleidete Horde bildeten. Ebenso mußten

irreguläre Truppenteile aus den von allen Seiten herbeigerufenen Bewohnern Anatoliens gebildet werden.

Besondere Sorgfalt widmete Muchtar Pascha der Gestaltung des Transportwesens. Für jedes einzelne Bataillon wurden 80 Pferde oder ein Kameltransport bestimmt. Die Bekleidung der Truppe ließ in der Folgezeit, besonders bei den Mustehafiz, immer noch viel zu wünschen übrig. Auffallend schlecht waren die Mäntel. Dahingegen war die Bewaffnung von Infanterie und Artillerie, die aus Snydergewehren und Kruppschen Kanonen bestand, ausgezeichnet.

So war denn bis Mitte Juni, dank der energischen, reformatorischen Tätigkeit Muchtar Paschas, den Russen, während sie Ardahan eroberten und Kars einschlossen, ein nicht zu unterschätzender Gegner entstanden. Der militärische Wert der Truppe, der auf soldatischer Erziehung und gründlicher Ausbildung beruht, war auf russischer Seite naturgemäß größer. Dafür trat den Russen aber der religiöse Fanatismus, der von jeher den Muselmann zu tapferen Taten beseelt hat, und die in der Verteidigung starke Widerstandskraft einer zwar neugeschaffenen, aber gut bewaffneten und durch die Geländegestaltung wesentlich unterstützten Armee entgegen.

Gegen Mitte Juni war die Aufstellung der türkischen Armee die folgende:

In Olti und Pennek standen 6 Bataillone, 2 Eskadrons Kurden und 6 Geschütze.

In der Mitte hatten 21 Bataillone, 12 Eskadrons und 18 Geschütze die befestigte Stellung von Siwin besetzt.

Auf dem rechten Flügel in der Landschaft Alaschkert standen zwölf Bataillone, drei Esadrons und zwölf Geschütze.

Im ganzen betrug somit die Stärke der türkischen Operationsarmee 39 Bataillone, 17 Eskadrons und 36 Geschütze.

Nur auf dem rechten Flügel befanden sich die Türken in Fühlung mit den russischen Truppen, und zwar mit der südlichsten der drei Kolonnen des russischen Operationskorps, der Kolonne Tergukassow, die den Vormarsch auf Erserum fortgesetzt hatte.

Außerdem waren noch hinter diesen türkischen Truppen erster Linie folgende Reserven in der Bildung begriffen: in Köpriköj vier Bataillone, in Hassan—Kale drei Bataillone, in Erserum vier Bataillone Redifs und außerdem noch einige Bataillone Mustehafiz. Letztere waren aber weder eingekleidet noch bewaffnet. In Erserum waren außerdem zehn syrische Bataillone angekommen und zwei und eine halbe Feld-Batterie in der Aufstellung begriffen. Schließlich befanden sich noch 4000 Tscherkessen unter Muchtar Paschas Befehl.

Der russische General Tergukassow hatte von Igdür den Vormarsch angetreten und am 30. April Bajaset ohne Schwertstreich genommen. Er war dann langsam über Diadin und, dem Tal des Euphrat folgend, über Karakilissa vorgerückt. Am 16. Juni hatte er hinter Seidekian auf den Höhen des Dram Dag die dort in

Stellung befindlichen Türken angegriffen und geschlagen. Am 17. Juni erreichte er in steter Fühlung mit dem vor ihm sich zurückziehenden Gegner Dajar. Tergukassow befand sich jetzt bei der großen Entfernung von den vor Kars stehenden Hauptkräften und bei der, wie bereits hervorgehoben, in dieser Gegend so leichten Gefährdung der rückwärtigen Verbindungen fraglos in einer recht schwierigen Lage. Dieser Umstand war den beiderseitigen Oberkommandierenden nicht entgangen, und so trafen sie denn, jeder in seinem Sinne, die erforderlichen Anordnungen, um die gefährdete Lage Tergukassows zu ihren Gunsten zu gestalten.

Der Muschir, dessen Hauptkräfte bei Siwin standen, hatte geglaubt, mit einer Bewegung der Russen gegen den Soghanly Dag rechnen zu müssen. Deswegen hatte er auch offenbar die Stellung bei Siwin so stark besetzt. Als ihm aber jetzt glaubwürdige Leute die Nachricht brachten, daß vor Kars bei der Belagerungs-Armee alles ruhig sei, entschloß er sich, den russischen linken Flügel mit Übermacht anzugreifen. Er glaubte mit Recht hier einen Erfolg erreichen zu können, weil die große Entfernung eine direkte Unterstützung des mittlerweile bis Dajar gelangten Tergukassow von Kars her erschwerte.

Bereits vom 16. Juni ab verstärkte er seinen im Alaschkert stehenden rechten Flügel teils aus Siwin, teils aus Köpriköj und hatte binnen kurzer Zeit 22 Bataillone, 19 Eskadrons und Ssotnien und 18 Geschütze versammelt. Am 20. Juni hatte er sein Hauptquartier von Siwin nach Delibaba verlegt. Hier ließ er neun Bataillone als Reserve zurück, mit den übrigen 13 Bataillonen, 19 Eskadrons und Ssotnien und 18 Geschützen brach er am 21. Juni gegen Dajar auf. Die Türken griffen die in Stellung befindlichen Russen an. Der Kampf blieb unentschieden. Muchtar Pascha wollte am nächsten Tage erneut zum Angriffe schreiten, unterließ es aber, als er den Abmarsch der Russen von Kars nach dem Soghanly Dag erfuhr. Da in Siwin nur acht Bataillone, einige Ssotnien und acht Geschütze geblieben waren, beschloß er, diese Abteilung so zu verstärken, daß sie allein imstande war, die Zugänge zum Soghanly Dag zu verteidigen.

Zu dem Zwecke traf er folgende Anordnungen: Mussa Kunduchow Pascha sollte mit einem Bataillon und zehn Eskadrons am 22. Juni nach Chorassan rücken und die Verbindung mit Siwin herstellen. Die drei in Köpriköj stehenden Bataillone sollten nach dem Soghanly Dag marschieren und unter Ismail Pascha, der das Kommando bei Siwin führte, treten. Ebenso hatten dorthin sechs Bataillone und sechs Geschütze aus Delibaba zu gehen. Die in Hassan—Kale befindlichen Truppen sollten nach Köpriköj rücken und dort weitere Befehle erwarten.

Den Befehl vor Kars hatte seit Anfang Juni Großfürst Michael Nikolajewitsch übernommen. Am 18. Juni war in seinem Hauptquartier eine Nachricht von der Kräfteverschiebung der Türken nach ihrem rechten Flügel eingegangen. Man mußte jetzt umsomehr für das Schicksal der Kolonne Tergukassow besorgt sein, als

ihr die auf Wan ausgewichene Besatzung von Bajaset, drei Bataillone, drei Eskadrons und sechs Geschütze, verstärkt durch aufständische Kurden, leicht in den Rücken fallen konnte. Um nun Generalleutnant Tergukassow aus seiner überaus schwierigen Lage zu befreien, entschloß sich der Oberbefehlshaber, einen Teil der vor Kars stehenden Truppen unter Generalleutnant Heimann nach dem Soghanly Dag zu senden. Sie sollten durch diesen Vormarsch die feindlichen Kräfte auf sich ziehen, dadurch der Kolonne Tergukassow Luft machen und später mit ihr gemeinsam operieren. Die Kolonne des Generalleutnants Heimann bestand aus 17 Bataillonen, 8 Eskadrons, 34 Ssotnien und 64 Geschützen. Generalleutnant Dewel blieb mit 19 Bataillonen, vier Eskadrons, 28 Ssotnien und etwa 60 Geschützen vor Kars zurück.

Die zum Abmarsch bestimmten Truppen nahmen zwei fliegende Artillerieparks, einen Transport mit 17 tägigem Mundvorrat, Feldlazarette sowie Offizier- und Krankenzelte mit. Die Marketender hatten mit dem für die Verpflegung nötigen Rindvieh ihren Truppenteilen zu folgen.

Den Oberbefehl über die Operation gegen Siwin übertrug der Großfürst dem General Loris-Melikow.

Am 21. Juni wurde der Vormarsch unter wenig günstigen Aussichten angetreten. Die Verbindung mit Tergukassow war seit einigen Tagen unterbrochen. Außerdem ging das Gerücht, daß Bajaset von 7000 Kurden eingeschlossen sei. Am 22. Juni erreichte die Kolonne Heimann Ssarükamüsch. Am 23. überschritt sie unter Überwindung großer Schwierigkeiten den Soghanly Dag und gelangte bis Ober- und Nieder-Medschingert. Von hier aus sahen die Russen mit bloßem Auge vor sich in der Stellung von Siwin die Truppen Ismail Paschas lagern. Mit dem Glase konnte man erkennen, wie in weiter Ferne, auf den Delibabahöhen, sich beim Scheine der untergehenden Sonne eine Reihe kleiner weißer Punkte am Horizonte deutlich abhob. Das war das Lager Muchtar Paschas.

Während des Marsches hatte man nach und nach durch Aussagen von Eingeborenen in Erfahrung gebracht, daß Muchtar Pascha den Oberbefehl bei Delibaba, Ismail Pascha aber den bei Siwin führe. Auch erfuhr man von einer stattgehabten Schlacht bei Dajar, deren Ergebnis unentschieden geblieben sein sollte. Weiteren Angaben zufolge war die Stellung von Siwin durch 14 Bataillone, fünf oder sechs Ssotnien und 18 Geschütze besetzt. Jedenfalls kam der russische Oberkommandierende, General Loris-Melikow, auf Grund dieser Nachrichten zu der Überzeugung, daß es ihm jetzt bereits allein durch den Vormarsch nach dem Soghanly Dag gelungen sei, einen beträchtlichen Teil der feindlichen Truppen des verstärkten rechten Flügels auf sich zu ziehen und so der Kolonne Tergukassow Luft zu machen. Auf Grund der allgemeinen Lage war der Entschluß, den General Loris-Melikow am Abend des

23. Juni faßte, der, nach Chorassan zu marschieren, um so die beiden türkischen Heeresgruppen zu trennen.

Am 24. Juni früh war Generalleutnant Heimann nach den eingehenden Darlegungen des Oberstleutnants Wojinow und eines Ziviltopographen, die als frühere russische Agenten die Gegend und die Stellung bei Siwin besonders genau kannten, zu der Ansicht gekommen, daß man die Türken angreifen müsse. In seiner Absicht bestärkte ihn noch die Vermutung, daß sie überhaupt keinen ernstlichen Widerstand leisten, sondern alsbald abziehen würden, um sich mit den Truppen Muchtar Paschas zu vereinigen. In diesem Sinne hielt Generalleutnant Heimann dem Oberkommandierenden Vortrag. Seinen Darlegungen schloß sich auch der Chef des Stabes an. General Loris-Melikow hielt immer noch an seiner Absicht, auf Chorassan zu marschieren, fest, kam aber seinen Unterführern insofern entgegen, als er eine sofortige Erkundung der feindlichen Stellung anordnete. Diese führte der genannte Oberstleutnant Wojinow, der von den Türken dabei allerdings sofort bemerkt wurde, unter Bedeckung einer Ssotnie Kasaken vom linken Ufer des Chanüflusses aus.*) Das Ergebnis war, daß die Stellung nur von acht Bataillonen, 14 Geschützen und einigen Ssotnien Baschibusuks besetzt sei, und daß die Verstärkungsarbeiten nur aus vier Reduten mit vorliegenden Schützengräben beständen. Es sei vorgreifend bemerkt, daß sowohl die Anzahl der feindlichen Truppen wie die Stärke der ausgeführten Verschanzungen unterschätzt wurden.

Im russischen Lager brannten Offiziere und Mannschaften vor Begier, sich mit den Türken zu messen. Was konnte wohl der Widerstand von 8 türkischen Bataillonen gegen 17 russische bedeuten! Das war das Gefühl, das die Offiziere, von denen die höheren dem Vortrage Wojinows beim Kommandierenden beigewohnt hatten, beseelte. Es übertrug sich unwillkürlich, wie in jeder braven Armee, auch auf die Truppe. Der Sieg über die Türken, davon waren alle bis zum letzten Grenadier hinunter überzeugt, war ihnen bereits so gut wie sicher und eröffnete dann weiter den Weg nach Erserum. Nach den Ergebnissen der Erkundung entschloß sich nun auch der Oberkommandierende, General Loris-Melikow, zum Angriff auf die Stellung von Siwin. Auf diese müssen wir nun zunächst einen kurzen Blick werfen.

Die befestigte Stellung von Siwin lag auf den Höhen des rechten Ufers des Chanüflusses, der zu dieser Jahreszeit fast überall zu durchwaten war. Auf den zunächst am Flusse gelegenen Höhen, die das gegenüber liegende Ufer beherrschen, waren die türkischen Vorposten eingegraben. Hinter dieser Hügelkette erhob sich eine zweite höhere Kette, in der das türkische erste Treffen in Schanzen und Schützengräben lag. Das war die eigentliche Verteidigungslinie. Von der Stellung des ersten Treffens fällt das Gelände in einer sehr flachen Mulde zunächst nach Westen zu ab, um später wieder zu einer andern Höhenkette anzusteigen, wo das türkische zweite Treffen in

*) s. Skizze S. 100.

einem langen, tiefen Schützengraben untergebracht war. Von hier fällt es dann ziemlich steil nach der Hochfläche von Horum-Dius ab, wo sich Magazine und Hospitäler befanden.

Die Abhänge der von den türkischen Vorposten besetzten Höhen nach dem Flusse zu waren steil. Sie wurden völlig vom Gewehrfeuer des Verteidigers bestrichen und boten nur sehr wenige Stellen, an denen der Angreifer einige Deckung gegen Feuer finden konnte. Hinter den einzelnen, erwähnten Höhenzügen fanden die Reserven gegen Sicht und Feuer geschützte Plätze. Außerdem waren diese Stellen deswegen zu Lagerplätzen gewählt, weil es dort Wasser gab, ein Umstand, der in dieser wasserlosen Gegend von großer Wichtigkeit war.

Was nun die Einzelheiten der Anlage betrifft, so bestanden die ausgeführten Verstärkungsarbeiten aus Schanzen, Schützengräben und Geschützeinschnitten. Die letzteren, die mitten in der Linie der Schützengräben lagen, waren so angeordnet, daß man von ihnen das gegenüberliegende Ufer und alle Zugänge zur Stellung unter Feuer nehmen konnte. Vermöge ihrer meist höheren Lage waren sie zugleich befähigt, flankierend zu wirken.

Viele von diesen Verstärkungsarbeiten waren erst in der letzten Zeit ausgeführt worden und konnten daher den erwähnten beiden russischen Agenten noch nicht bekannt sein. Jedenfalls geht aber wohl aus der obigen kurzen Schilderung bereits genügend hervor, daß die türkische Stellung auch ohne die künstlichen Verstärkungen schon von Natur stark und deswegen schwer zu nehmen war.

General Loris-Melikow wollte die Stellung von Siwin nur mit Hilfe einer Umgehungskolonne angreifen. Diese sollte nach Umgehung des feindlichen rechten Flügels im Rücken der Türken erscheinen, sie zwischen zwei Feuer bringen und ihnen damit die Möglichkeit zu langem Widerstande rauben. Auch glaubte er, auf diese Weise die beiden feindlichen Gruppen, die Truppen Ismail Paschas und Muchtar Paschas, am sichersten Teilniederlagen auszusetzen. Es galt nun zunächst, den geeignetsten Weg für die Umgehungskolonne auszusuchen. Hierzu standen die Wege über Tschermuk und Chorassan zur Verfügung, die beide in den großen Erserumer Weg, die Hauptoperationslinie des Feindes, mündeten. Da die Türken von Stunde zu Stunde Verstärkungen erhalten konnten, entschied man sich zunächst für den ersteren Weg, weil er, wenn auch weniger gut, der kürzere war. Als aber Oberstleutnant Wojinow, behauptete, es gäbe noch einen dritten fahrbaren Weg, der erst kurz vor Siwin von der Hauptstraße abböge, entschied man sich für diesen, trotz des einmütigen Widerspruches der Einwohner, die behaupteten, daß kein solcher Weg auf dem linken Chanüufer vorhanden sei.

Der 24. Juni war für die russischen Truppen ein Ruhetag gewesen. Um 7⁰⁰ abends wurde im Korpshauptquartier befohlen, daß alle Bagagen und Artillerieparks nach Melidius zurückzuschicken seien. Dort sollte eine Wagenburg gebildet werden.

Ihre Bedeckung übernahm Oberst Sesemann mit 5 Grenadier-, 3 Sappeur-Kompagnien, 1 Ssotnie und 1 Batterie*). Die Umgehungskolonne hatte um 3^{30} morgens unter Fürst Tschawtschawadse aufzubrechen. Sie zählte 8 Eskadrons, 30 Ssotnien und 16 Geschütze**). Zum Frontalangriff auf die Siwiner Stellung wurden die 15 Grenadier-Bataillone der kaukasischen Grenadier-Division, 3 Ssotnien und 5 Batterien bestimmt***). Diese Truppen sollten um 5^{00} morgens aufbrechen.

Nach beschwerlichem Marsche erreichte die Avantgarde der Umgehungskolonne die Höhen des linken Chanüufers. Die am Anfang befindlichen, also wohl den Vortrupp bildenden drei Ssotnien des 2. Dagestanschen Regiments vertrieben feindliche Baschibusuks, die von den Türken zur Beobachtung vorgeschickt waren und beim Erscheinen der Russen zu feuern begannen. Oberst Fürst Eristow, der Führer der Avantgarde, ließ diese zunächst gedeckt halten, um Befehle über den einzuschlagenden Weg, der ihm noch unbekannt war, einzuholen. Darauf erst wurde der Oberstleutnant Wojinow zur Avantgarde vorgeschickt. Kaum setzte sich diese aber wieder in Bewegung, als die Türken zum zweiten Male, und zwar in verstärkter Anzahl, erschienen und das Feuer von neuem eröffneten. Jetzt ließ Fürst Eristow drei Ssotnien des 2. Dagestanschen Regiments zum Fußgefecht absitzen. Sie besetzten die Höhen am linken Ufer des Chanüflusses und geboten durch ihr Feuer dem weiteren Vorgehen des Feindes Halt. Die anderen Ssotnien desselben Regiments blieben in Reserve. Bald kam auch das 3. Dagestansche Regiment und nach und nach die Masse der Kavallerie heran. Das Eingreifen des 3. Dagestanschen Regiments und der Anblick der immer zahlreicher werdenden Kavallerie bewog die Türken, in das Lager zurückzugehen und sich hinter ihren Schanzen zu bergen.

---

*) 5 Kompagnien des 14. Grenadier-Regiments Grusien.
3 Kompagnien des kaukasischen Sappeur-Bataillons.
1 Batterie der kaukasischen Grenadierartillerie-Brigade.

**) 16. Dragoner-Regiment Nishegorod.
17. " " Ssjewersk.
1. und 2. Wolga Kasaken-Regiment.
2. und 3 Dagestanisches irreguläres Reiter-Regiment.
Außerdem noch 6 Ssotnien irregulärer Reiterei.
2 reitende Kasaken-Batterien zu je 8 Geschützen.
Die Dragoner-Regimenter zählten je 4 Eskadrons, die Kasaken-Regimenter je 6 Ssotnien.

***) 13. Leibgrenadier-Regiment Eriwan.
14. Grenadier-Regiment Grusien.
15. " " Tiflis.
16. " " Mingrelien.
1 Kompagnie kaukasischen Sappeur-Bataillons.
3 Ssotnien Kisljaro-Grebenskischen-Regiments.
5 Batterien der kaukasischen Grenadierartillerie-Brigade.
Die Grenadier-Regimenter rückten mit 4 Bataillonen, das 14. Grusien nur mit 11 Kompagnien in den Kampf.

Das Gefecht hatte die Umgehungskolonne länger als zwei Stunden aufgehalten. Da Generalmajor Fürst Tschawtschawadse mit einem erneuten türkischen Angriff, der ihn an der Ausführung der Umgehung hindern mußte, rechnete, so befahl er der gesamten Dagestanschen irregulären Reiter-Brigade, auf den Höhen am linken Chanüufer zurückzubleiben. Auch seine übrige Reiterei ließ er zunächst haltmachen, um die weit zurückgebliebenen Patronenwagen abzuwarten.

Während sich dieses Gefecht bei der Avantgarde der Kavallerie des Fürsten Tschawtschawadse abspielte, bewegte sich die russische Infanterie mühsam auf dem gebirgigen Wege vorwärts. Die Infanteristen unterstützten die Artillerie beim Durchschreiten zahlreicher, vom Regen ausgespülter Bodenrisse und ebneten zu steile Bergabhänge, auf denen die Geschütze, die Patronenwagen und die Lazarettkarren kaum vorwärts kommen konnten.

Erst jetzt traf endlich auch eine Nachricht von der Kolonne Tergukassow ein. Aus ihr ging hervor, daß das Gefecht bei Dajar nicht zugunsten der Türken ausgefallen sei, daß trotzdem aber ein weiteres, beharrliches Vorgehen der Truppen des Generalleutnants Heimann, um noch weitere Kräfte Muchtar Paschas auf sich zu ziehen, erwünscht sei.

Loris-Melikow ritt mit seinem Stabe auf einen der südlich der Straße Melidius—Siwin liegenden Berge, der eine weite Umsicht gestattete. Hier wartete er den Aufmarsch der Truppen ab, der auf einem von den Höhen des linken Chanüufers nach Osten sich hinziehenden Felde erfolgte.

Die Aufmerksamkeit des ganzen Stabes war jetzt naturgemäß auf die Stellung der Türken gerichtet. Zu den Füßen der Beobachter schlängelte sich in tiefer Schlucht der Chanüfluß. Senkrecht auf ihn stieß die Schlucht von Siwin mit dem schnellfließenden Flüßchen gleichen Namens. Vom Dorfe Siwin selbst war nur das auf einem Berge gelegene alte Schloß zu sehen. Das feindliche Lager lag auf dem Plateau jenseits des Chanüflusses in mehreren Treffen hintereinander. Eine sich mehr oder weniger dem Gelände anpassende Reihe schwarzer Linien deutete auf das Vorhandensein von Verschanzungen hin. Gleiche Verstärkungsanlagen sah man auf zwei Höhen, die sich zu beiden Seiten des Siwiner Plateaus erhoben. Es waren das die Höhen Arab Tepe und Top Tepe.

Inzwischen hatten die Truppen den Aufmarsch vollendet und rasteten längere Zeit. Mit Rücksicht auf die große Ermüdung der Leute, die durch den überaus beschwerlichen Marsch in dieser gebirgigen, wasserlosen Gegend verursacht war, glaubte der Oberkommandierende schon, den Angriff auf den folgenden Tag verschieben zu müssen, als man plötzlich bei den Türken das Abbrechen von Zelten gewahrte. Man vermutete, daß sie die Stellung räumen wollten, und entschloß sich daher zum sofortigen Angriff.

Die Kommandeure wurden zum Stabe befohlen. Als sie alle versammelt waren, gab der Führer der Kolonne, Generalleutnant Heimann, etwa folgende Befehle zum Angriffe aus:

Das Grenadier-Regiment Mingrelien überschreitet den Chanüfluß, wendet sich dann nach links und greift den auf dem feindlichen rechten Flügel gelegenen Berg Arab Tepe an. Die 4. Batterie hat diesen Angriff zu unterstützen.

Die beiden Grenadier-Regimenter Tiflis und Grusien sowie die 1. Kompagnie kaukasischen Sappeur-Bataillons haben unter Führung des Generals Komarow die Mitte der Stellung anzugreifen. Der Angriff dieser Brigade wird von der 6. Batterie unterstützt.

Das Leibgrenadier-Regiment Eriwan übernimmt die Deckung von drei neunpfündigen Batterien, die auf den Höhen am linken Chanüufer dem Dorfe Siwin gegenüber Stellung nehmen. Die Batterien haben die feindliche Batterie auf dem Top Tepe niederzukämpfen und gleichzeitig durch flankierendes Feuer gegen die Schanzen in der Mitte der Stellung zu wirken.

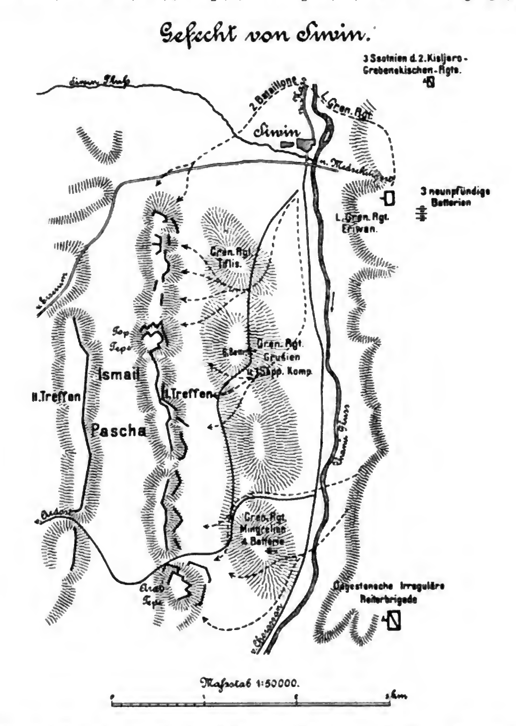
Die rechte Flanke wird durch die drei Ssotnien des 2. Kisljaro-Grebenskischen Regiments gesichert. Den Schutz der linken Flanke übernimmt die Dagestansche irreguläre Reiter-Brigade, die auch die Verbindung mit der Kavallerie des Fürsten Tschawtschawadse herzustellen hat.

Bis zum 25. Juni morgens war Ismail-Pascha, der Führer der türkischen Truppen bei Siwin, davon fest überzeugt, daß die Russen, weil sie bei Medschingert das Lager aufgeschlagen hatten, nach Chorassan marschieren würden, um dadurch seine Verbindung mit den Hauptkräften unter Muchtar Pascha zu unterbrechen. In dieser Ansicht hatte ihn die Nachricht, daß der, offenbar zur Verbindung der beiden türkischen Gruppen nach Chorassan vorgeschickte Mussa Kunduchow am 23. Juni abends wieder zurückgegangen sei, nur noch bestärkt. Das Erscheinen der feindlichen Infanteriekolonnen hinter der Kavallerie am Morgen des 25. Juni belehrte ihn aber jetzt eines Besseren.

Ismail Pascha hatte nach Angabe russischer Quellen seine Truppen folgendermaßen verteilt: 2 Bataillone, gleichsam als Vorposten, auf die dicht am rechten Ufer des Chanüflusses gelegenen Höhen vorgeschoben, in zweiter Linie 8 Bataillone mit 12 Geschützen, die die Schützengräben und Schanzen dieser Hauptverteidigungslinie besetzt hielten. Von den Geschützen standen 2 auf dem Top Tepe, 6 in der Mitte der befestigten Stellung und 4 auf dem Arab Tepe. Eine Reserve für dieses erste Treffen bildeten 4 Bataillone, die gedeckt hinter einer Erdbrustwehr in der Mitte dieser Hauptverteidigungslinie standen. In dritter Linie befanden sich 4 Bataillone mit 4 Geschützen. Sie bildeten die Hauptreserve. In dieser Lage erwarteten die Türken den russischen Angriff.

7*

Die russische Umgehungskolonne war um 1⁰⁰ nachmittags wieder aufgebrochen. Es war bereits 2⁰⁰, als sich die russische Infanterie und Artillerie von der Stelle, wo sie den Aufmarsch ausgeführt und geruht hatten, in Bewegung setzten,



um in die Schlucht des Chanüflusses hinabzusteigen. Um die gleiche Zeit erklommen die drei neunpfündigen Batterien den Höhenkamm, von dem sie das Feuer eröffnen sollten. Den drei Batterien folgte das Leibgrenadier-Regiment

Eriwan, das auf den Abhängen der am linken Chanüufer liegenden Höhen sich mit seinen vier Bataillonen als Artilleriebedeckung aufstellte.

Das Grenadier-Regiment Mingrelien, das zum Angriff auf die Höhe Arab Tepe angesetzt war, überschritt nach nicht sehr wirksamer Vorbereitung durch das Feuer der ihm zugeteilten 4. Batterie den Chanüfluß, um die am jenseitigen Ufer gelegenen Höhen zu ersteigen. Weder die große Steilheit der Böschung, noch das sehr heftige feindliche Feuer konnte das ununterbrochene Vorgehen der braven Grenadiere aufhalten. Langsam aber unaufhaltsam näherten sie sich, von Zeit zu Zeit zur Abgabe von Feuer haltmachend, dem Gipfel der Höhe, wo die Türken in Schützengräben lagen und feuerten. Als die Russen auf Einbruchsentfernung herangekommen waren, gaben sie ein verheerendes Schnellfeuer ab und warfen dann in einem allgemeinen Ansturm die Verteidiger aus den Schützengräben heraus. Nach noch nicht einer halben Stunde war diese erste feindliche Stellung in den Händen der Russen. Die Grenadiere machten zunächst in den genommenen Gräben halt und richteten von hier aus ein wohlgezieltes Feuer auf die nächste vor ihnen liegende Höhe, die mit drei Reihen Schützengräben versehen war. Die mittlerweile nun auch auf das rechte Ufer des Chanüflusses hinübergegangene Batterie unterstützte in wirksamer Weise das Infanteriefeuer. Als Oberst Fürst Bagration-Muchransky, der Kommandeur des Grenadier-Regiments Mingrelien, den Angriff genügend durch Feuer vorbereitet zu haben glaubte, schritt er abermals zum Sturm. Im ersten Anlauf wurden die Verteidiger aus den vordersten Schützengräben vertrieben. Nur in einer letzten Reihe von Gräben, die unweit des Gipfels des Arab Tepe lagen, hatten die Türken sich noch behaupten können und eröffneten von dort ein noch heftigeres Feuer auf die Angreifer. Als Fürst Bagration-Muchransky sah, daß seine Leute jetzt in das Kreuzfeuer der Türken geraten waren, befahl er ihnen, sich aus den dort zahlreich vorhandenen Steinen Deckungen zu formen. Es gelang den Mannschaften, geschützt durch diese in Eile zusammengescharrten Steinhaufen, mit ihrem wohlgezielten Feuer nun auch die letzte Stellung der Türken zu erschüttern. Schon traten sie zum Sturm an, als die Türken von ihren Reserven Verstärkungen erhielten und die Angreifer durch Feuer zurückwiesen. Da eine Fortsetzung des Angriffs nur unnützes Blutvergießen bedeutete und auf eine Unterstützung aus der Reserve nicht zu rechnen war, führte Oberst Fürst Bagration-Muchransky seine Bataillone in die zuletzt genommene Stellung zurück. In der sicheren Erwartung, daß die Umgehungskolonne ja doch im Rücken des Feindes erscheinen müsse, begann er jetzt, mit den Türken ein stehendes Feuergefecht zu führen. Unterdessen war ein gegen den rechten Flügel der türkischen Stellung angesetztes Bataillon desselben Regiments langsam, aber erfolgreich weiter vorgedrungen und schoß sich ebenfalls mit den dort die Verschanzungen verteidigenden Türken herum. Das Schießen dauerte auf beiden Seiten bis zum Dunkelwerden.

Zum Angriff gegen die Mitte der türkischen Stellung stiegen drei Bataillone des Grenadier-Regiments Grusien und vier Bataillone des Grenadier-Regiments Tiflis mit der 6. Batterie in das Tal des Chanüflusses hinab.*) Beim Dorfe Siwin überschritten sie diesen Wasserlauf und gingen nun, wie der Bericht des Generalleutnants Heimann angibt, das Grenadier-Regiment Grusien links, das Grenadier-Regiment Tiflis rechts, zum Angriff gegen die vom Feinde besetzten Höhen vor. Hier war der Angriff noch schwieriger als auf dem linken Flügel, da die Höhen viel steiler zum Chanüflusse abfielen. Aber auch diese bedeutenden Schwierigkeiten überwanden die tapferen Angreifer und drangen, den feindlichen Kugelregen verachtend und das Feuer lebhaft erwidernd, ohne zu stocken immer weiter vor. Dank der vorbereitenden Unterstützung der auf dem linken Ufer aufgefahrenen drei neunpfündigen Batterien glückte gleich der erste, äußerst schwierige Anlauf beider Regimenter gegen die vorderste Linie der feindlichen Schützengräben. Ein mit vieler Hingabe und Tapferkeit unternommener Versuch der 6. Batterie, hinter diesen von beiden Grenadier-Regimentern erstürmten Höhen abzuprotzen, scheiterte gänzlich an der vernichtenden Gewalt des feindlichen Infanteriefeuers. Die Grenadier-Regimenter Grusien und Tiflis entschlossen sich bald dazu, auch die zweite, sehr stark befestigte Stellung der Türken anzugreifen.

Doch jetzt übertraf die Steilheit der von den Grusienischen Grenadieren zu erklimmenden Abhänge noch weit die der bereits überwundenen. Sie waren so abschüssig, daß Tote und Verwundete einfach in die Tiefe rollten. Ein Ersteigen dieser natürlichen Mauern war nur dadurch möglich, daß die Angreifer sich ihrer Gewehre als Stützen bedienten. Zuerst verbot die Steilheit des Geröllabhanges während des Vorgehens jedes Feuern. Als diese aber nachließ, wurde, nur noch 80 Schritt von den feindlichen Schützengräben entfernt, das Feuer wieder aufgenommen. Es steigerte sich jetzt auf beiden Seiten zur größten Heftigkeit. Beide Parteien waren in dicke Rauchwolken gehüllt. Nur das zuweilen etwas nachlassende Gewehr- und Geschützfeuer gestattete den russischen Offizieren, ihre Leute trotz dieser so schwierigen Verhältnisse zum Sturmangriff zu sammeln. Die 14. Grenadiere drangen mit lautem Hurra, in fest geschlossenem Bajonettangriff unermüdlich und beharrlich den steilen Abhang emporklimmend, noch 20 Schritte gegen die im wahren Sinne des Wortes Tod und Verderben speienden Höhen vor. Dann aber erlahmte auch dieser Braven heldenmütige Kraft. Sie fluteten zurück, nahmen wieder die Stellung ein, die sie vor Beginn des letzten Angriffes besetzt hatten, und beschränkten sich zunächst darauf, das feindliche Feuer zu erwidern. Eine zweimalige Wiederholung des Sturmes scheiterte ebenfalls an dem mörderischen Massenfeuer der Türken.

*) Außerdem eine Kompagnie kaukasischen Sappeur-Bataillons.

Rechts von dem 14. Grenadier-Regiment Grusien war das 15. Tiflis vorgegangen. Es war nicht auf ganz so große Schwierigkeiten im Gelände gestoßen. Dafür hatte es sich aber kaum der zweiten Reihe der türkischen Verschanzungen genähert, als es plötzlich durch ununterbrochene Salven und durch Kartätschfeuer aus nächster Nähe begrüßt wurde. Unter der Einwirkung dieses unerwarteten, mörderischen Feuers gingen die Grenadiere hinter die ersten genommenen Höhen zurück. Trotzdem sie bereits ihre Patronen verschossen hatten, schritten sie dann noch einmal zum Bajonettangriff. Es gelang ihnen auch, in einen Teil der hier vor ihnen liegenden, noch unvollendeten Schützengräben, trotz des heftigen feindlichen Feuers, einzudringen und die Türken hinauszuwerfen. Bei dem Mangel an Patronen konnten sie sich aber hier nicht dauernd festsetzen und mußten von neuem in ihre alte Stellung zurückgehen. Angefeuert durch das heldenmütige Beispiel des Grenadier-Regiments Tiflis hatte das Grenadier-Regiment Grusien, das sich auch schon fast ganz verschossen hatte, den letzten seiner bereits erwähnten, vergeblichen Sturmangriffe zusammen mit den Tifliser Grenadieren unternommen. Das Feuer dauerte auch hier in der Mitte der Gefechtsfront auf beiden Seiten bis in die Dunkelheit hinein.

So lagen die Dinge auf dem linken Flügel und in der Mitte, als um 6⁰⁰ abends zwei Bataillone des Leibgrenadier-Regiments Eriwan zur Unterstützung der Grenadier-Regimenter Tiflis und Grusien vorgeschickt wurden. Sie hatten bis dahin zur Bedeckung der drei neunpfündigen Batterien gehört. Diese beiden Bataillone sollten rechts vom Grenadier-Regiment Tiflis eingreifen und möglichst den linken feindlichen Flügel umfassen. Dementsprechend gingen sie rechts am Dorfe Siwin vorbei, überschritten das Siwinflüßchen und erklommen die an seinem rechten Ufer gelegenen Höhen. Sie vertrieben die bereits durch Reserven verstärkten türkischen Schützenlinien, die den Kamm besetzt hatten. Wiederholte Angriffe der türkischen Kavallerie zwangen sie aber, von einem weiteren Vorgehen Abstand zu nehmen. Da mittlerweile auf türkischer Seite immer noch neue Infanterie-Reserven herbeieilten, war an ein weiteres Vorgehen nun erst recht nicht zu denken. So kam auch auf diesem Flügel der Kampf zum Stehen.

Nach der vorgerückten Tagesstunde zu schließen, mußte Fürst Tschawtschawadse mit seiner Kavalleriekolonne schon längst die ihm befohlene Umgehung beendigt haben, daher waren die Blicke im russischen Hauptquartier von Stunde zu Stunde sehnsüchtiger nach der rechten Flanke der Siwiner Stellung gerichtet, wo die Kavallerie erscheinen mußte; jedoch nicht die geringste Bewegung auf diesem Flügel der Türken deutete auf ihre Annäherung hin, vielmehr konnten die Russen mit bloßem Auge erkennen, wie der Feind seine Reserven nach der Mitte und nach dem linken Flügel zusammenzog. So verging Stunde auf Stunde vergeblichen Wartens, aber die ersehnte Kavallerie erschien nicht. Im russischen Hauptquartier erschöpfte man sich schon in Vermutungen darüber, was wohl dem Fürsten Tschawtschawadse zugestoßen

sein könne, weil er doch nach der allgemeinen Ansicht nur neun Werst zurückzulegen hatte. Da klärte sich denn endlich die Sachlage auf. Eine Ordonnanz sprengte heran und meldete dem Korpskommandeur, daß die Umgehungskolonne auf so unüberwindliche Schwierigkeiten für die Bewegung der Kavallerie und Artillerie gestoßen sei, daß sie ihre Aufgabe nicht habe erfüllen können.

So hatten sich denn alle Hoffnungen der Russen, die darauf hinausgingen, daß in dem Augenblick, wo die letzten Reserven der Türken eingesetzt wären, die Masse der russischen Kavallerie plötzlich im Rücken des Feindes erscheinen würde, als trügerisch erwiesen.

Um 7^30 abends etwa trat auf beiden Seiten eine allmähliche Erschlaffung ein, die das Gefecht bald darauf völlig verstummen ließ.

Da der beabsichtigte Zweck der Umgehungskolonne nicht erreicht war, schien es dem Oberkommandierenden angebracht, den Kampf unverzüglich abzubrechen und die Truppen aus dem feindlichen Schußbereich zu führen. Dieses Vorhaben ließ sich jedoch nicht sogleich ausführen. Die Türken hätten, durch den Erfolg ermutigt, solange die Dämmerung noch zu feuern zuließ, die Russen sicher nicht abziehen lassen, ohne ihnen empfindliche Verluste beizubringen.

Deswegen entschloß sich Loris-Melikow, die Truppen bis zum völligen Einbruch der Nacht in den von ihnen besetzt gehaltenen Stellungen zu belassen. Dann erst wurde die Rückwärtsbewegung auf das linke Chaniufer angetreten und das Biwak hinter den Höhen bezogen, von denen aus die drei neunpfündigen Batterien den Artilleriekampf während des Gefechts geführt hatten. Dem Fürsten Tschawtschawadse war der Befehl gesandt worden, sich hier wieder an die Infanterie heranzufinden.

Gegen Mittag traf denn auch die Kavallerie wieder ein. Aus der Meldung ihres Führers ging hervor, daß der von der Umgehungskolonne benutzte Weg so schlecht gewesen war, daß die Artillerie und die Patronenwagen sich nur mit Mühe hatten vorwärts bewegen lassen. Die Kolonne stieß auf so steile Auf- und Abstiege, daß die Geschütze und Protzen an Seilen hinabgelassen werden mußten. Eine Protze war hierbei in die Tiefe gestürzt. Erst auf dem Rückmarsch war es gelungen, sie wieder hinaufzuziehen und mitzunehmen. Nach der Überwindung aller dieser Hindernisse war die Kavallerie schließlich an eine Schlucht mit fast senkrecht abfallenden, felsigen Wänden gekommen. Diese mit den Pferden zu durchklettern, war unmöglich. Da Fürst Tschawtschawadse aber doch nach Möglichkeit den ihm gewordenen Auftrag ausführen wollte, so befahl er dem Kommandeur des 2. Wolga Kasaken-Regiments, dem Fürsten Orbelian, einem alten kriegserprobten Offizier, seine Kasaken absitzen zu lassen, um zu Fuß die Schlucht zu durchschreiten und ihren jenseitigen Hang zu erklimmen. Die Kasaken, denen sich beim Vorgehen noch zwei Ssotnien irregulärer Reiterei angeschlossen hatten, eröffneten zwar, als sie nun

auf feindliche Infanterie und Artillerie stießen, das Feuer, sahen sich aber bald zum Einstellen jeder weiteren Vorwärtsbewegung gezwungen, weil von Chorassan eine feindliche Kolonne im Anmarsch gemeldet wurde. Das war der zu Hilfe herbeieilende Muchtar Pascha. Fürst Tschawtschawadse zog, in der ganz richtigen Überzeugung, daß das Erscheinen der nur schwachen abgesessenen Kavallerie allein ohne Artillerie keinen großen Erfolg haben konnte, nach dem Eingehen dieser Meldung nunmehr seine Avantgarde wieder über die Schlucht zurück.

Die Türken erwarteten offenbar am 26. Juni einen erneuten Angriff. Sie machten sich in ihrer Stellung vom frühen Morgen ab an die Ausführung neuer Erdarbeiten. Die Russen konnten erkennen, daß der Feind sich mit dem Bau von Batterien, mit der Ausbesserung der durch den Kampf in den Verschanzungen verursachten Schäden und mit der Verstärkung der Verteidigungsanlagen auf seinem schwachen linken Flügel eifrigst beschäftigte. Da General Loris-Melikow aber der Ansicht war, daß ein erneuter Angriff am 26. Juni bei seiner geringen Truppenmacht ebensowenig erfolgreich sein würde wie Tags zuvor, und da er seinen Auftrag: Entlastung des Generals Tergukassow von der ihn bedrängenden türkischen Übermacht auch erfüllt zu haben glaubte, stand er von einer Wideraufnahme des Kampfes ab und entschloß sich am 26. Juni abends zum Rückmarsch nach Melidius. General Tergukassow hatte nun allerdings die Hauptkräfte des Feindes nicht mehr vor sich. Am 26. Juni waren in Delibaba zwölf türkische Bataillone stehen geblieben, die übrigen waren bereits zum Teil im Lager von Siwin eingetroffen, zum Teil befanden sie sich noch auf dem Wege dorthin.

Die Verluste der Russen im Gefechte von Siwin betrugen an Toten 7 Offiziere, 118 Mann, an Verwundeten 1 General, 6 Stabs-, 18 Oberoffiziere und 665 Mann.

Die Türken verloren gegen 140 Tote und hatten über 600 Verwundete.

Die Niederlage im Gefechte von Siwin und die Bedrohung der Rückzugslinie der Kolonne Tergukassow durch das Wiedererscheinen der Türken vor Bajaset bilden den Wendepunkt in der bis dahin siegreichen Offensive der Russen. Die Vereinigung der Kolonnen Heimann und Tergukassow, die zeitweilig schon nahe geschienen hatte, war gescheitert. Diese mußte zuerst den Rückzug antreten, und die Kolonne Heimann wurde dazu ebenfalls gezwungen, als Muchtar Pascha nun mit verstärkten Kräften die Offensive auf Kars ergriff. Am 28. Juni trat Loris-Melikow von Melidius den Rückzug nach Kars an, dessen Belagerung vor der anrückenden Übermacht Muchtar Paschas am 9. Juli aufgehoben wurde.

Der russische Oberkommandierende hatte seine erste Absicht, auf Chorassan weiterzumarschieren aufgegeben und sich zum Angriff auf die Siwiner Stellung entschlossen. Setzte er den Vormarsch auf Chorassan fort, so konnte er, wenn Ismail Pascha die

Offensive ergriff und Muchtar Pascha an den Delibabapässen siegte, zwischen zwei Feuer geraten und durch die feindliche Übermacht erdrückt werden. Fiel dagegen auf dem linken russischen Flügel die Entscheidung für Tergukassow günstig aus, war auch in diesem Falle nicht anzunehmen, daß Ismail Pascha ruhig mit ansehen würde, wie die beiden russischen Kolonnen ihre Vereinigung vollzogen, um dann Muchtar Pascha völlig zu vernichten. In beiden Fällen mußte deswegen eine Offensive von Siwin her, also ein Kampf mit dieser Gruppe der Türken, in Betracht gezogen werden. Dann war es aber besser, sich von vornherein die Initiative zu wahren und gleich den bei Siwin stehenden Gegner anzugreifen. Man kann es daher nur billigen, wenn General Loris-Melikow seinen ersten Entschluß änderte und sich auf Zureden seiner Unterführer zum Angriff gegen Ismail Pascha entschloß.

Ebenso war der Gedanke des russischen Führers, die Masse der Kavallerie mit der reitenden Artillerie in den Rücken des Feindes zu senden, durchaus richtig. Ihr Erscheinen hinter der türkischen Stellung, besonders aber das Feuer der sie begleitenden reitenden Batterien, hätte den Verteidigern recht unangenehm werden können. Es hätte ein Teil der türkischen Streitkräfte dem neu erscheinenden Gegner entgegengeworfen werden müssen. Diese fehlten dann bei der frontalen Verteidigung.

Der durch die Umgehungskolonne zu erwartende Vorteil konnte aber doch nur dann erreicht werden, wenn die Kavallerie auch zur rechten Zeit eintraf. Das war aber von der Länge und der Beschaffenheit des von ihr zurückzulegenden Weges abhängig. Wir wissen, wie es mit der Erkundung dieses Weges bestellt war. Nur auf die Erklärung des Oberstleutnants Wojinow hin wurde ein Weg gewählt, den noch besonders erkunden zu lassen man nicht für der Mühe wert hielt, und der nicht einmal dem Führer der Avantgarde bekannt gegeben wurde. Bei einer in modernem Sinne verwandten Kavallerie wäre ja allerdings der Oberkommandierende durch vorausgesandte Aufklärungseskadrons und Offizierpatrouillen längst über die Unmöglichkeit, auf dem beabsichtigten Wege vorzugehen, unterrichtet gewesen und hätte demnächst anders über die Kavallerie verfügen müssen, immerhin liefert dieser Mißerfolg des Fürsten Tschawtschawadse den Beweis für die Notwendigkeit sorgfältiger Wegeerkundung.

Forscht man nach den Ursachen des Mißlingens des Angriffs der kaukasischen Grenadier-Division, so springt wohl als Hauptgrund hierfür die unrichtige und wenig sorgfältige Erkundung der Stellung in die Augen. Das ungedeckte Hinaufreiten einer ganzen Kasaken-Ssotnie auf die von der Siwiner Stellung gut einzusehenden Höhen des linken Chanüufers war fehlerhaft. Die russischen Reiter mußten sofort bemerkt und beschossen werden. Es hätten nur Offizierpatrouillen gegen die Front und vor allen Dingen gegen Flanke und Rücken der Stellung entsandt werden dürfen. Sie hätten sich leichter dem Gelände angeschmiegt und wären eher unbeachtet geblieben. Ihre Meldungen wären dann eingehender und voraussichtlich auch zu-

treffender gewesen. Jedenfalls hätten sie dem Führer doch wohl die Überzeugung von der großen Schwierigkeit des frontalen Angriffs auf die Siwiner Stellung verschaffen können und auch dabei schon über die Unwegsamkeit des Geländes für die Umgehungskolonne gemeldet. Aber die Erkundungen sachgemäß verfahrender Kavalleriepatrouillen genügen allein nicht. Die Infanterie-Offizierpatrouille findet in Lagen, wie die geschilderte, ein reiches Feld nutzbringender und erfolgreicher Tätigkeit. Für die so überaus wichtige, eingehende Erkundung solcher befestigten Stellungen müssen eben alle Mittel, die der Feldarmee zu Gebote stehen, benutzt werden. Der Berechtigung der russischen Jagdkommandos soll durchaus nicht das Wort geredet werden, aber hier, vor dem Angriff auf die Siwiner Stellung, war eine Gelegenheit, wo sie mit großem Vorteil zu verwenden gewesen wären. Auf die Benutzung des heutigen Tages bei größeren Heeresteilen mitgeführten Luftballons in Verbindung mit der von ihm aus leicht auszuführenden Schnellphotographie sei auch noch kurz hingewiesen.

Das Eingreifen der Artillerie war, weil die Geländeverhältnisse die Verwendung dieser Waffe nicht unterstützten, nicht erfolgreich. Das Vorgehen einzelner Batterien über den Chanüfluß, um der schwer vorwärtskommenden Infanterie die Bahn zum Siege zu brechen, ist nur anzuerkennen und nachahmungswert. Schließlich hat aber doch die Hauptarbeit fast ausschließlich auf den Schultern der russischen Infanterie gelegen, weil sie bei dem ungangbaren Gelände zuletzt auf die Unterstützung der Schwesterwaffe so gut wie ganz verzichten mußte. Auch dieser Umstand ist ein Grund für die Niederlage der Russen gewesen. Unter modernen Verhältnissen wäre die Artilleriewirkung von der Stelle, wo die erwähnten drei neunpfündigen Batterien standen, unzweifelhaft besser gewesen, die Artillerie hätte auch ohne Stellungswechsel die Infanterie wirksam von dort aus unterstützen können, und dadurch wäre voraussichtlich die Vorbedingung für das Gelingen des Angriffs, die Erringung der Feuerüberlegenheit, erreicht worden.

Ist der Mißerfolg der Kolonne Heimann einmal in der mangelhaften Erkundung der feindlichen Stellung und in der nicht genügenden Unterstützung durch die Artillerie zu suchen, so nicht minder in der unrichtigen Verwendung der Reserven. Die ängstliche Teilung der Reserve, um ganze Bataillone nur zum Artillerieschutz auszuscheiden, hat sich heutigen Tages überlebt. Nach dem Verlauf des Gefechts, wie wir es heute überblicken, ist es aber nicht ausgeschlossen, daß durch das Einsetzen der gesamten Reserve der türkische linke Flügel geworfen und somit eine günstige Entscheidung herbeigeführt worden wäre.

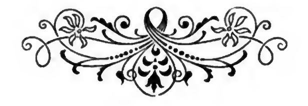
Außerdem hätte die Bedeckung der Wagenburg in Melidius eher durch einige Ssotnien Kasaken ausgeführt werden können, da die Verwendung der Reiterwaffe in dieser gebirgigen Gegend ohnehin beschränkt war. So fehlten ohne zwingenden Grund noch weitere acht Kompagnien und eine Batterie bei der Entscheidung.

Es dürfte eine kurze Erwägung, wie bei heutiger Bewaffnung unter sonst gleichen Verhältnissen sich wohl der Angriff auf russischer Seite gestaltet haben würde, nicht unangebracht sein. So große Fortschritte auch die Vervollkommnung der modernen Feuerwaffen gemacht hat, berechtigen diese doch nicht einfach zu dem Schlusse, daß heute der Angriff gegen solche befestigten Stellungen so gut wie aussichtslos ist. Auch der so oft angeführte Burenkrieg liefert dafür keinerlei Beweise. Er lehrt nur, was allerdings wohl auch niemand leugnen wird, daß die Angriffe gegen befestigte Stellungen schwieriger geworden sind, weil eben Fortschritte in der Technik der Bewaffnung dem Verteidiger stets in höherem Maße zugute kommen als dem Angreifer. Diese Erscheinung ist nicht neu. Sie hat sich immer nach einer Verbesserung der Feuerwaffen eingestellt, stützt sich aber meistenteils auf Fälle, wo die Vorbedingung für das Gelingen des Angriffs, ein gutes Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie zur Erringung der Feuerüberlegenheit, fehlte. In der Ausstattung unserer Feldartillerie mit Haubitz-Batterien und in der Zuteilung schwerer Artillerie des Feldheeres sind heutigen Tages dem Angreifer die Mittel an die Hand gegeben, seine Infanterie auf das wirksamste zu unterstützen und ihr die Bahn zum Siege zu brechen. Würde man, unterstützt durch eine solche Artillerie, den Gegner in der Front anpacken und den Hauptangriff der Angriffsinfanterie umfassend gegen den erkundeten schwächsten Teil der Stellung, also in diesem Falle den linken Flügel, führen, so ist durchaus nicht einzusehen, warum ein solcher sorgfältig angesetzter und durchgeführter Angriff nicht glücken sollte.

Wir wenden uns nun dem Verteidiger zu. Es fällt sofort in die Augen, daß die Türken zwei hintereinander liegende Stellungen besetzt hatten. Allerdings waren die bekannten Nachteile der vorgeschobenen Stellungen auch hier fast ganz ausgeschaltet. Die Geländegestaltung brachte es mit sich, daß die Angreifer, die beim Ansturm gegen die erste Stellung schon die größten Schwierigkeiten zu überwinden hatten, im Falle des Gelingens nicht mit den Verteidigern der vorgeschobenen Stellung zugleich in die Hauptstellung eindringen konnten. Dazu reichten ihre Kräfte nicht aus. Die beiden türkischen Bataillone, die gewissermaßen die Vorposten bildeten, konnten, ohne das Feuer ihrer Kameraden zu stören, sehr bald gedeckt in die Hauptverteidigungslinie sich zurückziehen. Auch war, weil bei der Ungunst des Geländes viel zu schwierig, eine Unterstützung der Vorposten von rückwärts wohl so gut wie ausgeschlossen. Es hatte in diesem Falle die erste Stellung den großen Vorteil, daß sie bereits den Gegner zur Führung eines sehr schwierigen, verlustreichen Gefechts zwang, wodurch er seine Kräfte erschöpfen mußte, ehe er zu dem Angriff auf die Hauptstellung schreiten konnte. Jedenfalls hat im Gefecht von Siwin sich die vorgeschobene Stellung der Türken sehr gut bewährt. Dieser Umstand lehrt, daß die Anwendung vorgeschobener Stellungen nicht grundsätzlich zu verwerfen ist, sondern daß sie unter Umständen vorteilhaft sein kann.

Auch auf türkischer Seite läßt die Verwendung der Reserven zu wünschen übrig. Für die Sicherung des linken Flügels, der so gut wie ohne Verstärkungsarbeiten geblieben war, mußte gesorgt werden. Das konnte am besten durch Staffelung der Reserve erreicht werden. Nur so war es möglich, sich gegen die Umfassung dieses Flügels zu schützen und gleichzeitig zum vernichtenden Stoße gegen den Angreifer auszuholen. Beschränkte man sich darauf, je nach der Bedrohung durch den Feind nur die Linie der Verteidiger zu verstärken, so konnte man wohl den Angriff der Russen, wie es ja auch geschehen ist, siegreich abschlagen, vernichten konnte man sie aber nie. Wollte man also einen entscheidenden Schlag gegen den Angreifer führen, und das beabsichtigten die Türken auch in diesem Falle, so mußte die Verteidigung mit einer energischen Offensive verbunden sein. Der in der angedeuteten Weise angesetzte Vorstoß einer starken Reserve, wie ihn heutzutage der Verteidiger führen würde, hätte den Angreifer vernichtend treffen können. Eine solche Führung der Verteidigung ist aber jetzt um so eher möglich, weil die Verbesserung der Feuerwaffen es gestattet, in der frontalen Verteidigung an Kräften zu sparen, um dafür dort, wo die Entscheidung gesucht wird, möglichst stark zu sein.

Fernkorn,
Oberleutnant im Infanterie-Regiment von Alvensleben (6. Brandenburgisches) Nr. 52
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.





Das Begegnungsgefecht.

Kriegsgeschichtliche Betrachtungen.

Unser Exerzier-Reglement für die Infanterie II, 80 bis 82 unterscheidet zwischen dem Begegnungsgefecht, das sich aus der Tiefe der Marschkolonne gegen einen meist selbst noch im Aufmarsch begriffenen Gegner richtet, und dem Angriff auf eine vollentwickelte, wohl gar bereits vorbereitete Verteidigungsfront. Im ersten Fall fordert das Reglement, daß der Angriff durch die Entwicklung so wenig als möglich aufgehalten werden soll, im zweiten, daß der Angriff von seinen Anfängen an ein durch die Führung geplanter zu sein habe.

Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß das Reglement diese Gegenüberstellung nur um der größeren Klarheit willen vornimmt, daß aber in der Wirklichkeit des Krieges unzählige Abstufungen zwischen diesen beiden Kampfesarten bestehen werden. Auch sagt das Reglement ausdrücklich mit Bezug auf den Begegnungskampf: „Einerseits kommt es darauf an, dem Feinde in der Entwicklung den Vorsprung abzugewinnen, andererseits dabei dasjenige Maß innezuhalten, welches der höheren Führung und ihren Absichten nicht vorgreift“, und es betont, daß, sobald der Gegner seinen Aufmarsch nahezu vollendet hat und sich wenigstens zum Teil bereits in Stellung befindet, bei der Entwicklung der Tete vorsichtiger verfahren werden muß Damit ist ausgesprochen, daß auch das Begegnungsgefecht sich je nach den obwaltenden Verhältnissen sehr verschiedenartig gestalten kann. In der Tat wird man im Ernstfalle bei den heutigen weittragenden Feuerwaffen mit rauchschwachem Pulver in der Mehrzahl der Fälle im Unklaren sein, wie weit der Gegner mit seinem Aufmarsch bereits vorgeschritten ist.

Dieser Umstand wird bei unseren Friedensübungen nicht überall hinreichend beachtet. Die Gefechtsbilder auf den Übungsplätzen tragen meist nur den beiden Möglichkeiten eines Fechtens aus der Tiefe der Marschkolonne und eines geplanten Angriffs Rechnung. Bei den Begegnungsgefechten im Manöver, wo die Stärke des Gegners annähernd bekannt ist, und kein scharfer Schuß die Aufklärung behindert, gewahrt man meist, daß beide Teile sich in der Höhe ihrer Spitze entwickeln. Dadurch entsteht ein übertriebenes Hasten und Drängen nach vorwärts, ein Greifen nach Geländegegenständen, denen häufig gar kein wirklicher taktischer Wert innewohnt, über-

haupt ein Verfahren, das sich im Ernstfalle leicht bitter rächen kann, immer aber der ordnungsmäßigen Durchführung des Gefechts hinderlich ist. Eine solche Überhastung ergibt sich keinesfalls aus dem Grundsatz des Reglements, daß Aufmarsch- und Gefechtsbefehl in der Regel zusammen gegeben werden können, und daß der Aufmarsch nicht durch vorangehende Entwicklungen auf der Grundlinie aufgehalten werden darf. Ein späterer Zusatz zum Reglement betont vielmehr ausdrücklich, daß es wünschenswert ist, den Aufbau der Gefechtsentwicklung nicht grundsätzlich auf die vorderste Abteilung vorzunehmen, sondern ihm von Anfang an eine größere Breite zu geben. Dort heißt es:

„Meist wird es sich deshalb empfehlen, den Aufmarsch aus der Marschkolonne zunächst durch Abbiegen der Teten der Unterabteilungen nach den durch die Gefechtsabsichten gebotenen Marschzielen einzuleiten und zur Schonung der Truppen solange als möglich in dieser Gliederung die Marschformation beizubehalten.

Durch ein derartiges Verfahren wird gleichzeitig die für die Gefechtsführung wichtige Tiefengliederung der Verbände am besten vorbereitet."

Es entspricht das durchaus einer Bemerkung Moltkes in der Besprechung einer von ihm im Jahre 1875 gestellten Aufgabe:*)

„Um vorwärts zu kommen, bedürfen wir tiefer Marschkolonnen; vor dem Gefecht müssen wir dagegen aufmarschieren. Marschieren wir zu früh auf, so kommen wir nicht von der Stelle und ermüden unsere Truppen unnötig. Marschieren wir zu spät auf, so kann der Feind unsere Sicherheitsabteilungen zurückdrängen und uns während des Aufmarsches angreifen. Wie soll also der Aufmarsch erfolgen? Eine Regel dafür existiert nicht; es ist in jedem Falle das für diesen Zweckmäßigste zu tun. Aber wir haben noch zwischen der Marschkolonne und der aufmarschierten Front ein Mittelding: das Marschieren mit Kolonnen nebeneinander und die Bereitschaftsstellung."

Nachstehend soll der Versuch gemacht werden, an einigen Beispielen aus der Kriegsgeschichte die überaus wechselnde Natur der Begegnungsgefechte näher zu erläutern. Der Begriff des Begegnungsgefechts ist hierbei auf jeden unvermutet eintretenden Kampf, bei dem die Entwicklung aus der Marschkolonne heraus erfolgt, angewandt worden.

Liegnitz 1760.

Das 18. Jahrhundert liefert nur wenige Beispiele von Begegnungsgefechten. Bei der Lineartaktik jener Zeit bewegten sich die Armeen, flügelweise oder treffenweise abmarschiert, in steter Gefechtsbereitschaft und lagerten in entwickelter Schlachtfront. Sie waren sonach stets in der Lage, diese in der kürzesten Zeit herzustellen. Friedrich der Große war schon durch die Art und Weise der Ergänzung seines Heeres, die

*) Taktische Aufgaben, S. 108.

mit dem gesamten Staatsleben im engsten Zusammenhange stand, gezwungen, an der überkommenen Fechtweise festzuhalten. Seine Bedeutung als Taktiker lag in der Art wie er sich durch eine geschickte Handhabung dieser Fechtweise ein Übergewicht über seine Gegner verschaffte.

Der König hat sich selbst getadelt,*) daß er bei Mollwitz in seiner ersten Schlacht nicht die Überraschung des aus seinen Unterkunftsorten aufgescheuchten Feindes zu nutzen verstanden habe und vorzeitig aufmarschiert sei. Bei Hohenfriedeberg verfährt er dann auch bereits anders, indem er seine Armee bei Nacht gegen den Feind führt, auf Kanonenschußweite von diesem aufmarschieren läßt und bei Morgengrauen den Gegner aus seinem Lager aufscheucht. Bei Soor wirft er seine völlig überraschte kleine Armee in mächtigem Anprall dem fast doppelt überlegenen Gegner entgegen und schlägt ihn. Bei Katholisch-Hennersdorf stößt er mit seiner in vier Kolonnen flügelweise anrückenden Armee mitten in den feindlichen Unterkunftsbezirk hinein. Gleichwohl kennzeichnen sich diese Zusammenstöße nicht als Begegnungsgefechte, denn bei Hohenfriedeberg und Soor entwickelt sich der Angriff aus einem allmählichen Einschwenken vom rechten Flügel aus, Katholisch-Hennersdorf aber ist der Überfall eines vom Feinde belegten Dorfes durch die Husaren Zietens, wobei nach und nach die übrige Kavallerie und einige Bataillone des linken preußischen Flügels in den Kampf eingreifen. Der König schreibt daher auch noch kurz vor Beginn des siebenjährigen Krieges:**) man behaupte in vielen Büchern über den Krieg, daß der günstige Augenblick, um den Feind zu überraschen, der sei, ihn auf dem Marsche anzugreifen, aber es sei weit schwerer, als man im allgemeinen glaube. Wenn ein zwei oder drei Meilen entfernter Gegner näher an die eigene Armee heranrücke, könne man sich allerdings zu einer Begegnung mit ihm in Marsch setzen, dazu aber sei es nötig zu wissen, ob das Gelände, in dem der Feind zu lagern beabsichtige, uns günstig sei. Es erfordere das ferner meist einen nächtlichen Aufbruch, um nicht zu spät zu kommen, und einen sofortigen ungestümen Angriff. Den Truppen würde dann aber die Kraft zu einer ausgiebigen Verfolgung nach errungenem Siege fehlen.

Diese für die Kriegsweise seiner Zeit bezeichnende Ansicht des Königs erhält eine eigentümliche Bestätigung durch die Märsche der preußischen und österreichischen Armee von Sachsen nach Schlesien im August 1760, die zur Schlacht bei Liegnitz führten.***) Daun marschierte mit der österreichischen Hauptarmee auf der großen Straße über Bautzen, Görlitz und Löwenberg, der König begleitete die Bewegung der Österreicher weiter nördlich auf Nebenwegen über Königsbrück, Kamenz und Bunzlau, Lacy folgte ihm mit einem österreichischen Korps in der Entfernung eines Tagemarsches. Der

*) Generalprincipia vom Kriege, XXII. Art. Von denen Treffen und Bataillen. 1. Von denen Surprisen derer Läger.

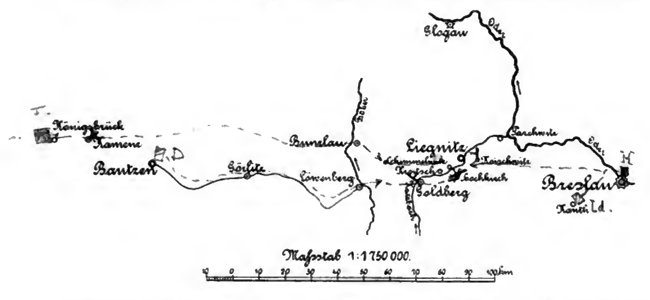
**) Pensées et règles générales pour la guerre. 1755

***) Siehe Skizze S. 113.

König sagt:*) ein Uneingeweihter hätte den Eindruck gewinnen müssen, daß alle drei Heereskörper derselben Armee angehörten und dementsprechend die Armee Dauns für die Avantgarde, die preußische Armee für das Gros, das Korps Lacy für die Arrieregarde halten müssen.

Die hinsichtlich des Begegnungsgefechts theoretisch geäußerten Bedenken des Königs sollten sich in der Schlacht bei Liegnitz am 15. August 1760 für die Österreicher als völlig zutreffend erweisen.

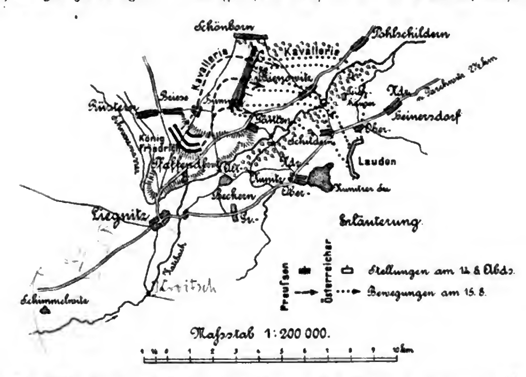
Am 9. August waren beide feindliche Heere nach der Gegend von Goldberg aufgebrochen, der König von Bunzlau, Daun von Löwenberg, der König, um sich mit dem Prinzen Heinrich bei Breslau zu vereinigen, Daun, um den Anschluß an Laudon zu



gewinnen, der sich nach einem vergeblichen Versuch auf Breslau nach Kanth gewandt hatte und von dort Daun entgegenzog. Die beiderseitigen Bewegungen der nächsten Tage führten dann dahin, daß am 13. August der König zwischen Schimmelwitz und Liegnitz, Front gegen die Katzbach, lagerte, Daun bei Hochkirch, Laudon bei Koischwitz, Lacy bei Goldberg stand. Der König sah sich auf diese Weise mit seinen 30 000 Mann von 90 000 Österreichern umstellt. Er beschloß, sich der drohenden Übermacht zu entziehen und um den rechten Flügel Laudons herum an die Oder zu marschieren. Hierzu veränderte er am 14. abends seine Stellung, indem er in aller Stille seine 36 Bataillone und 78 Eskadrons über das Schwarz-Wasser auf die Hochfläche von Panten führte, wo die Armee in zwei Treffen und eine Reserve gegliedert mit der Front nach Südwesten Aufstellung nahm. Hier sollte der Tag erwartet und alsdann der Marsch nach Parchwitz fortgesetzt werden. Die Wachtfeuer in der bisherigen Stellung wurden brennend erhalten.

*) Oeuvres V. Kap. XII.

Die Österreicher hatten beschlossen, den König am 15. anzugreifen. Leichte Truppen sollten auf Liegnitz und Schimmelwitz gegen beide Flügel der vermeintlichen preußischen Stellung vorgehen, während Daun mit seinen Hauptkräften in mehreren Kolonnen die Katzbach in der Gegend von Kroitsch überschreiten und sich gegen die feindliche rechte Flanke wenden wollte. Lacy hatte von Goldberg her gegen den Rücken der Preußen tätig zu werden. Laudon war beauftragt, unterhalb Liegnitz die Katzbach zu überschreiten, durch Nachtmarsch die Hochfläche vor Panten zu gewinnen, sich dann gegen die linke Flanke und den Rücken der Preußen zu wenden und ihnen den Weg nach Glogau zu verlegen. Dementsprechend brach er in drei Kolonnen, rechts eine



der Kavallerie, links zwei der Infanterie auf. Bei Bienowitz wurde die Katzbach überschritten, alsdann nahmen die Anfänge der Kolonnen die Richtung links auf Panten und die Höhen nördlich dieses Dorfes.

Der König wurde durch seine Husaren vom Anmarsch des Feindes unterrichtet und fand augenblicklich den der Lage entsprechenden Entschluß. 16 Bataillone seines linken Flügels marschierten links ab und entwickelten sich gegen die über die Katzbach vorrückenden feindlichen Kolonnen, während der rechte Flügel unter Zieten in der bisherigen Stellung Daun gegenüber stehen blieb. Die bei den Infanterie-Brigaden in Batterien zu 10 Geschützen eingeteilte schwere Artillerie wirkte verheerend gegen die Anfänge der Kolonnen Laudons, und ein Angriff seiner Kavallerie gegen die linke Flanke der Preußen wurde mit Hilfe der herbeieilenden Kavallerie-Regimenter glücklich abgewehrt. Der König verlängerte dann seine Front Laudon gegenüber immer mehr nach Schönborn zu und schritt, sobald er 21 Bataillone beisammen

hatte, zum Gegenangriff, noch bevor es Laudon möglich geworden war, seine Armee völlig zu entwickeln. Diese wurde mit schwerem Verlust über die Katzbach zurückgeworfen. Daun verzichtete infolgedessen auf den Angriff, dem Könige stand der Weg nach Parchwitz offen.

Der Verlauf der Schlacht läßt erkennen, wie sehr die lineare Schlachtfront dem noch nicht entwickelten Gegner gegenüber im Vorteil war. Für den König handelte es sich nur um eine Verlängerung seiner Front nach links rückwärts, für Laudon um das Durchkämpfen einer Begegnungsschlacht, dem seine Truppen bei den bestehenden Geländeschwierigkeiten nicht gewachsen waren.

Manöverkrieg in Schlesien 1761.

Im Jahre 1761 ergaben sich für König Friedrich mehrfach Lagen, die nach unseren Begriffen unbedingt zu einem Begegnungskampfe hätten führen müssen, während es damals zu einem solchen nicht kam.



Ende Juli lagerte eine etwa 60 000 Mann starke österreichische Armee unter Laudon südlich Frankenstein, während die etwa 45 000 Mann zählende russische Armee unter Buturlin zur Vereinigung mit Laudon im Anmarsch gegen die obere Oder war. Der König lagerte mit 32 000 Mann bei Pilzen südöstlich Schweidnitz, von wo er am 21. Juli gegen Laudon aufbrach und an diesem Tage bis Siegroth, südöstlich Nimptsch, gelangte. Laudon rückte am 21. bis Stolz vor und

beabsichtigte, am 22. auf den Höhen von Groß-Nossen Stellung zu nehmen, um sich dadurch zwischen die preußische Armee und die Festung Neiße einzuschieben. Der König war am 22. bereits um 3⁰⁰ morgens in der Absicht aufgebrochen, durch einen zweiten starken Marsch Groß-Karlowitz nordwestlich Neiße zu erreichen. Infolge des zeitigen Aufbruchs gelangten die Preußen früher als die Österreicher in den Besitz der Höhen von Groß-Nossen, wiewohl sie auf ihrem Marsch dorthin in der rechten Flanke von leichten feindlichen Truppen begleitet und von deren Geschützfeuer belästigt worden waren. Der König konnte nunmehr deutlich Laudons Gros im Anmarsch bei Bärwalde und auch die Verwirrung, die im österreichischen Heere infolge der durchkreuzten Absicht herrschte, erkennen, hielt es jedoch bei der Schwäche seiner Armee nicht für angezeigt, aus diesen Verhältnissen Nutzen zu ziehen, und mochte erwarten, von dem fast doppelt überlegenen Gegner angegriffen zu werden. Dieser aber wich einem Zusammenstoße aus und in der Richtung auf Patschkau zurück. Der König befand sich in dem Glauben, daß Laudon die Richtung auf Woitz eingeschlagen habe; er setzte sich wieder in Marsch und erreichte sein Tagesziel.

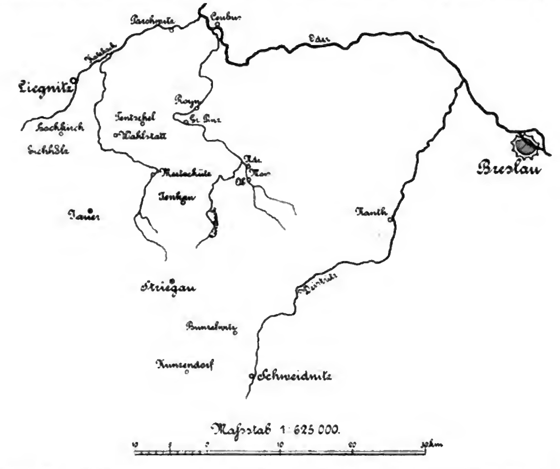
So mieden sich hier zwei Armeen, von denen die stärkere gegen die Flanke der schwächeren anrückte, wiewohl sie keine 10 km voneinander entfernt waren.

Die Vereinigung der Österreicher und Russen war durch das Zurückweichen Laudons vorerst verhindert; sie sollte jetzt in Niederschlesien stattfinden, die Russen hierzu unterhalb der Festung Breslau bei Leubus über die Oder gehen.*) Am 11. August stand Laudon bei Kunzendorf westlich Schweidnitz am Hange des Gebirges in starker Stellung, während die Russen am 11. und 12. bei Leubus die Oder überschritten. Ein Korps von 6000 Österreichern unter General Brentano war bis Striegau vorgeschoben, um die Verbindung mit den Russen aufzunehmen. Der König stand bei Kanth zwischen den beiden feindlichen Armeen. Er brach am 12. August um 3⁰⁰ morgens auf und rückte bis an den Leisebach, wo er mit dem rechten Flügel bei Nieder-Mois ein durch vorliegende Wälder verdecktes Lager bezog. Von dort wollte er die Höhen von Royn und Groß-Tinz gewinnen, falls Laudon zur Vereinigung mit den Russen heranrückte. Diese besetzten am 12. Liegnitz und lagerten mit ihrem Gros bei Parchwitz, die Katzbach im Rücken.

Der König setzte sich in der Nacht vom 13. zum 14. in der Richtung auf Jauer in Marsch, um sich Laudon vorzulegen. Da sich die Nachricht von dem Anmarsch der Österreicher nicht bestätigte, vielmehr deren Masse noch immer in der alten Stellung bei Kunzendorf, das Korps Brentano bei Striegau stand, bezog der König ein Lager bei Jenkau. Am 15. setzte sich Buturlin auf Mertschütz in Marsch, um sich mit den Österreichern zu vereinigen, von denen ihm 40 Eskadrons unter Laudons persönlicher Führung von Striegau entgegenrückten. Nachdem die russische und österreichische Kavallerie zurückgewiesen worden war, nahm der König mit der Hälfte seiner Armee

*) Skizze S. 117.

Stellung bei Wahlstatt, während die andere unter Befehl des Markgrafen Karl im Lager von Jenkau stehen blieb, um von dort aus das Gros der österreichischen Armee im Auge zu behalten. Die Russen nahmen Aufstellung bei Tentschel. Wiewohl am 15. erst ein Teil ihrer Armee eingetroffen war, und sie am 16. zwar versammelt waren, aber immer noch nicht durch Laudons Infanterie unterstützt werden konnten, entschloß sich der König doch nicht zum Angriff. In der Nacht vom 18. zum 19. August brach dann Buturlin auf und marschierte auf nächster Entfernung um den preußischen linken Flügel herum in eine Stellung zwischen Eichholz und Hoch-



kirch. Auch diese Bewegung ließ der König geschehen, er gab seinen Gegnern die Vereinigung frei und bezog das bekannte verschanzte Lager von Bunzelwitz. Er selbst sagt von dem Umgehungsmarsch der Russen: „Le mouvement de M. de Buturlin se faisait à la portée de l'armée, et par un terrain qui ne paraissait pas difficile; mais il ne fallait pas s'écarter de ses principes.“*)

Der Grundsatz, von dem hier der König spricht, ist der, seine schwachen Kräfte aufzusparen. Die Not der Lage zwang ihn hierzu gegen Ende des siebenjährigen Krieges mehr und mehr, ganz im Gegensatz zu seiner Grundanschauung vom Kriege

*) Oeuvres V. S. 119.

und zu seinem früheren Verhalten. Wollte er überhaupt opfervolle Angriffsschlachten vermeiden, so mußte er einen unvorbereiteten Kampf in verstärktem Maße scheuen, vielmehr trachten, seinen Gegnern die Initiative zuzuschieben. Immerhin findet auch bei voller Würdigung dieser für den König maßgebenden Beweggründe sein Verhalten doch wieder nur eine Erklärung in der Kriegs- und Fechtweise jener Zeit. Nur sie brachte es dahin, daß er sich auch die lockendsten Gelegenheiten, die Russen in der Vereinzelung zu schlagen, entgehen ließ. Wenn aber ein Friedrich so verfuhr, darf es uns nicht wundernehmen, daß nach ihm die Kunst, aus der Marschkolonne zu fechten, erst sehr allmählich Boden gewann. Erst die größere Beweglichkeit, welche die französischen Armeen in den Revolutionskriegen gewannen, hervorgerufen durch die Entstehung der großen operativen Einheiten, der Divisionen und der Armeekorps, sowie durch die Gewohnheit der Infanterie sowohl in Kolonnen als auch in Linie und im Schützenschwarm zu fechten, ermöglichte die Durchführung eines Begegnungsgefechts in unserem Sinne.

Auerstedt 1806.

Als ein Begegnungsgefecht stellt sich die Schlacht bei Auerstedt am 14. Oktober 1806 dar.

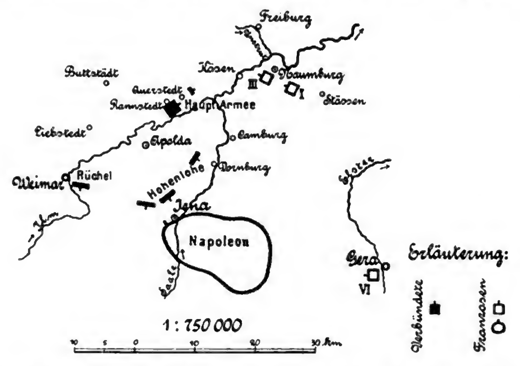
Am 13. Oktober abends war die 50 000 Mann starke preußische Hauptarmee*) im Marsch an der Saale abwärts mit ihrer vordersten Division Schmettau bis nördlich Auerstedt gelangt**). Ihr Gros lagerte zwischen Auerstedt und Rannstedt. Die 38 000 Mann zählende Armee-Abteilung des Fürsten Hohenlohe befand sich bei Jena und bei Dornburg—Camburg auf dem linken Saale-Ufer. Sie hatte den Abmarsch der Hauptarmee zu decken. Ein 15 000 Mann starkes Korps des Generals v. Rüchel stand bei Weimar. Auf französischer Seite befanden sich die Hauptkräfte unter dem Kaiser bei und östlich Jena der Armee-Abteilung Hohenlohe gegenüber. Das I. Korps Bernadotte stand zwischen Stössen und Naumburg, das nicht ganz 30 000 Mann starke III. Korps Marschall Davout***) in und bei Naumburg.

*) Avantgarde: 3. Div. Gen. Lt. Graf Schmettau: 10. 20. 3.
Gros: 1. Div. Gen. Lt. Prinz von Oranien: 10. 10. 3.
2. Div. Gen. Lt. Graf Wartensleben: 10. 10. 4.
Reserve: Gen. d. Kav. Graf Kalkreuth.
1. Res. Div. Gen. Lt. Graf Kunheim: 8. 15. 3.
2. Res. Div. Gen. Lt. v. Arnim: 10. 0. 2.
Leichte Truppen: 4. 25. 1.

**) Skizze S. 119.

***) 1. Div. Morand: 13. l., 17., 30., 51., 61. Regt., 12 Gesch.
2. Div. Friant: 33, 48., 108, 111. Regt., 8 Gesch.
3. Div. Gudin: 12., 21., 25., 85. Regt., 12 Gesch.
Art. Res.: 12 Gesch.
L. Kav.: 1, 2., 12., Chasseurs.
Die Inf. Regtr. zu 2 Bataillonen.
Die Kav. Regtr. zu 3 Eskadrons.

Napoleon war in dem Glauben, die ganze preußische-sächsische Armee auf der Hochfläche zwischen Ilm und Saale sich gegenüber zu haben. Er hatte Bernadotte angewiesen, auf Dornburg zu marschieren, Davout, über Apolda dem Feinde in den Rücken zu gehen. Vom 3. Korps Davout stand in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober: die Division Gudin bei Neu-Flemmingen, 1½ Bataillone und 1 Eskadron des 1. Chasseur-Regiments hielten den Übergang von Kösen besetzt, südlich Naumburg biwakierte die Division Friant mit dem 2. und 12. Chasseur-Regiment, nördlich Naumburg die Division Morand. Von dieser hielt das 13. leichte Infanterie-Regiment den Saaleübergang an der Freiburger Straße sowie im Verein mit 2 Eskadrons



der 1. Chasseurs den Unstrutübergang bei Freiburg besetzt. Das Hauptquartier des Marschalls befand sich in Naumburg*).

Am 14. Oktober überschritt die Division Gudin als erste um 6³⁰ bei Kösen die Saale. Der Marschall befand sich bei ihrer, 2 Bataillone, 1 Eskadron, 1 Batterie starken Avantgarde. Da auch die Preußen sich wieder in Marsch gesetzt hatten, stießen bei Hassenhausen die beiderseitigen Spitzen aufeinander. Die schwache Kavallerie der Franzosen wurde zurückgetrieben, die Infanterie ihrer Avantgarde, die beiden Bataillone des Regiments 25, entwickelte sich indessen nördlich Hassenhausen, besetzte das Dorf, und ihre Schützen drangen überraschend in eine preußische reitende Batterie ein. Dichter Nebel verhinderte einstweilen jede Übersicht. Das dem 25. Regiment folgende 85. nahm mit 2 Geschützen südlich Hassenhausen Stellung, die übrigen 10 Geschütze der Division Gudin fuhren nördlich des Dorfes auf. Da Teile der

*) Skizze Seite 120.

preußischen Kavallerie den rechten Flügel zu umfassen drohten, verlängerte von den Regimentern der zweiten Brigade der Division das 21. die Front des 25. nach rechts, während das 12. hinter dem rechten Flügel gestaffelt Aufstellung nahm. Bis 7^{30}



morgens hatte sich die Lage auf französischer Seite etwa in dieser Weise gestaltet. Es war gelungen, zwei von Spielberg her erfolgende Attacken von 10 preußischen Eskadrons unter Blücher abzuwehren. Um 9^{00} vormittags begann die Division Friant

nebst der Kavallerie-Brigade Vialannes einzutreffen. Diese wurde ebenso wie die vorderste Infanterie-Brigade nach dem rechten Flügel verwiesen, da südlich Hassenhausen überhaupt noch kein Feind aufgetreten war. Bald darauf veranlaßte dann das nördlich der großen Straße erfolgende Vorgehen der Division Schmettau den Marschall, auch die hintere Brigade der Division Friant, die Regimenter 33 und 48, nördlich der Chaussee einzusetzen. Sie erhielt den Auftrag, in der Richtung auf Spielberg zur Umfassung des linken preußischen Flügels vorzugehen. Diese Umfassung kam jedoch nicht recht zum Austrag, vielmehr blieb die Division Schmettau im Vorgehen, und gleichzeitig erschien der linke französische Flügel ernstlich bedroht.

Hier war die Division Wartensleben, die über Rehehausen und Taugwitz anrückte, begünstigt durch eine glückliche Attacke des Regiments Irwing-Dragoner gegen die linke Flanke des 85. Regiments nahe an Hassenhausen herangekommen. Davout sah sich infolgedessen veranlaßt, die Regimenter 21 und 12 aus der Gefechtslinie herauszuziehen und sie nach dem bedrohten linken Flügel zu werfen. Das 21. Regiment besetzte Hassenhausen, das 12. verlängerte südlich der Chaussee die Front des 85. nach links. Die beiden preußischen Divisionen hielten das Dorf jetzt völlig umklammert, da sie aber nicht zum Sturm schritten, die Division Oranien noch nicht heran war und dann auch geteilt mit je einer Brigade über Rehehausen und über Poppel in den Kampf eingriff, ging die Gefechtskrise für die Franzosen glücklich vorüber. Das von der Division Morand zuerst eintreffende Regiment 13 nebst 2 Geschützen wurde nach Hassenhausen geworfen, das mit seiner Hilfe gehalten wurde, die drei übrigen Regimenter der Division wurden nach dem linken Flügel gewiesen, dem sie den erwünschten Halt gaben.

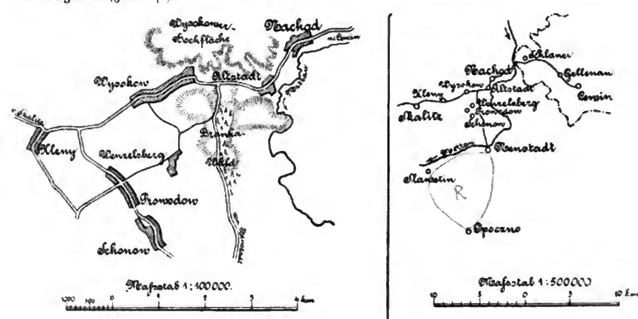
Damit war jede Gefahr für Davout endgültig beseitigt. Da die Einheit der Führung auf preußischer Seite mit der Verwundung des Herzogs von Braunschweig völlig verloren ging, man sich scheute, die Reserve-Divisionen einzusetzen und diese nur im Sinne einer Aufnahme zwischen Auerstedt und Eckartsberga verwandte, so gelang es Davout nicht nur, sich zu behaupten sondern auch mit der Infanterie noch über den Emsbach und in der Richtung auf Lißdorf, mit der Kavallerie-Brigade Vialannes bis Buttstädt zu folgen. Er hatte seinen Erfolg gegen den überlegenen Gegner mit einer Einbuße von 7000 Mann, 25½ vom Hundert, erkauft.

Die Schlacht bei Auerstedt ist gewissermaßen typisch für ein Begegnungsgefecht, wie man es sich meist vorstellt. Beide Teile stoßen in der Marschkolonne frontal aufeinander, der Einsatz der Kräfte erfolgt tropfenweise dort, wo der Gefechtszweck es erheischt, und der Erfolg bleibt den Franzosen, weil es ihnen immer noch rechtzeitig gelingt, die Maßnahmen des Gegners zu vereiteln. Zum Teil war das allerdings nur unter Zuhilfenahme von Mitteln möglich, die bei heutiger Waffenwirkung nicht mehr anwendbar sind. Als ein solches Mittel stellt sich das Herausziehen der Regimenter 21 und 12 aus der Gefechtslinie und ihre Wiederverwendung an anderer

Stelle dar. Wenn auch im Manöver bei uns öfter noch ähnliche Maßnahmen getroffen werden, um der Not des Augenblicks zu steuern, so entsprechen sie doch nicht mehr der Wirklichkeit. Der Fall lehrt, wie das Fechten aus der Marschkolonne eine ordnungsmäßige Führung des Gefechts erschwert und welche Gefahren unter Umständen mit einer Entwicklung in Höhe des Kolonnenanfangs verbunden sein können, wenn der Gegner seinen Vorteil besser wahrzunehmen weiß als die Preußen an jenem 14. Oktober. Der Marschall Davout konnte hier freilich nicht anders handeln. Er stieß im Nebel überraschend auf den Feind, und da der Saaleübergang von Kösen nur wenige Kilometer hinter ihm lag, mußte er trachten, sich soweit vorwärts als irgend möglich zu behaupten.

Nachod 1866.

Ähnlich wie Davout vor der Saale, sah sich Steinmetz am 27. Juni 1866 bei Nachod vor dem Glatzer Gebirgslande genötigt, in der Höhe seiner vordersten Abteilungen aufzumarschieren.



Der Kampf entspann sich hier dadurch, daß das 6. österreichische Korps Ramming*) am 27. Juni früh aus seinen, zwischen Neustadt, Opoczno und Slawetin gelegenen Unterkunftsorten mit drei Brigaden gegen die Straße Skalitz-Nachod, mit einer und der Korpsgeschützreserve nach Skalitz vorrückte. Das Armeekorps hatte den Auftrag, bei Skalitz Stellung zu nehmen und eine Avantgarde gegen Nachod vorzutreiben. Die in der Gegend von Skalitz befindliche 1. Reserve-Kavalleriedivision Prinz Holstein**) wurde ihm unterstellt.

---

*) Brigaden Hertweck, Jonak, Rosenzweig, Waldstätten zu je 7. O. 1. Ulanenregiment Clam Gallas Nr. 10 zu 5 Eskadrons, Geschützreserve: 6 Batterien.

**) Brigaden Schindlöcker und Prinz Solms zu je 3 Regimentern 1 Batterie.

Die Vorhut der Avantgarde des preußischen V. Armeekorps*) hielt die Stadt Nachod besetzt, das Gros der Avantgarde lagerte 5 km weiter rückwärts bei Schlanei an der preußischen Grenze, die Masse des Korps befand sich noch bei Gellenau und Lewin. Vor der preußischen Vorhut waren am 26. Juni abends zwei feindliche Eskadrons mit zwei Geschützen und schwacher Infanterie auf Wysokow zurückgegangen. Die Absicht des Generals von Steinmetz ging für den 27. Juni nur dahin, sein Korps aus dem Gebirge herauszuführen und es auf die Avantgarde aufschließen zu lassen. Da die Stadt Nachod von der umliegenden Höhe völlig beherrscht wird, war es hierzu notwendig, die Avantgarde noch weiter vorgehen zu lassen. Als dann die Vorhut die Gegend von Wysokow an der großen Straße nach Skalitz erreicht hatte, schien die Aussicht auf ein ernstes Gefecht für diesen Tag zu schwinden. Die preußische Avantgarde war daher im Begriff, Biwaks zu beziehen, als sie um 8^{30} morgens die Meldung vom Anmarsch feindlicher Kolonnen, sowohl von Neustadt als von Skalitz her, erhielt.

Die österreichische Brigade Hertweck entwickelte sich zuerst über Wenzelsberg zu einem umfassenden Angriff von Südwesten und Süden gegen die auf der Höhe nordöstlich des Dorfes entwickelte Vorhut der preußischen Avantgarde, von der $3\frac{1}{2}$ Kompagnien und eine Eskadron bei Wysokow die große Straße nach Skalitz festhielten. Der Angriff scheiterte unter dem Schnellfeuer des Zündnadelgewehrs. Auch das Gros der Avantgarde hatte noch rechtzeitig eingreifen und die Feuerlinie der Vorhut links verlängern können. Gegen die nunmehr vorwärts des Branka-Waldes vereinigten Truppen der Avantgarde erfolgte dann um 10^{30} vormittags ein erneuter Angriff durch die Brigaden Jonak und Rosenzweig von Schonow und Prowodow her. Die Brigade Waldstätten erhielt Befehl, auf der Chaussee von Skalitz nach Wysokow vorzurücken, die Geschützreserve des österreichischen Korps hatte, aufgehalten durch schlechte Wege, Skalitz noch nicht erreicht. Dem Angriff von 16 österreichischen Bataillonen, der durch das Feuer von 24 Geschützen unterstützt wurde, war die zwischen der Skalitzer und der Neustädter Chaussee weit ausgedehnte, schwache preußische Linie nicht gewachsen, sie wurde bis an den Branka-Wald zurückgedrückt, nur an der Skalitzer Chaussee blieb Wysokow besetzt, wo ein Reiterkampf zwischen der Brigade Wnuck und der österreichischen Brigade Solms ohne eigentliches Ergebnis blieb.

Da die Österreicher es versäumten, sich in den Besitz von Wysokow und der be-

---

*) Truppeneinteilung:
Avantgarde: Vorhut $2\frac{1}{2}$. 2. 1.
Gros d. Avantg. 4. 3. 1., 1 Pion. Komp.
Gros: Kav. Brig. Wnuck: 0. 8. 1.
10 Inf. Div.: 19. u. 20. Inf. Brig. zu je 6 Bataillonen.
4 Batterien, 2 Pion. Komp.
Reserve: 3. 0. 8, 1 Pion. Komp.

herrschenden Höhen nördlich des Dorfes zu setzen, wurde es der preußischen Avantgarde möglich, in ihrer bedrängten Lage auszuhalten. General von Steinmetz griff hierbei persönlich ein, und es gelang ihm, sein Gros zur Entwicklung zu bringen, wiewohl diese jetzt, nach 12^{00} mittags, unter dem heftigen Feuer der zu beiden Seiten der Chaussee nach Skalitz östlich Kleny auffahrenden Geschützreserve des 6. österreichischen Korps erfolgen mußte. Nach 1^{00} gingen die österreichischen Brigaden Jonak und Rosenzweig auf Schonow und Prowodow zurück. Ein Vorgehen der Brigade Waldstätten und von Teilen der 1. Reserve-Kavalleriedivision an der Chaussee blieb ohne Erfolg, da sich südlich von dieser mehr und mehr der Druck der frisch in das Gefecht eingreifenden Kräfte des V. preußischen Armeekorps fühlbar machte. Der österreichische Führer nahm infolgedessen seine sämtlichen Truppen nach Skalitz zurück. General von Steinmetz hatte sich den Austritt aus dem Gebirge glücklich erkämpft.

Der Verlauf des Gefechts läßt erkennen, wie verhängnisvoll für das preußische Korps seine große Marschtiefe werden konnte, wenn die feindliche Infanterie mit einem ebenbürtigen Gewehr bewaffnet gewesen wäre, und wenn der Gegner die zeitweilig errungenen Vorteile besser auszunutzen verstanden hätte. Die Truppeneinteilung und Staffelung nach der Tiefe, wie wir sie bei Nachod auf preußischer Seite finden, entsprach den damaligen Gewohnheiten und Vorschriften, war aber, da es hier vor allem darauf ankam, erst die Entwicklung aus dem Engwege zu bewirken, überaus ungünstig.

Montmirail 1814.

Öfter wird es Fälle geben, wo es vorteilhafter ist, einen Gegner, der auf uns zukommt, zunächst anlaufen zu lassen, um erst dann zum Gegenangriff zu schreiten. In großen Verhältnissen kann hierbei ganzen Armeekorps und Armeeflügeln ein solches verteidigungsweises Verhalten zufallen. Moltke schwebt ein ähnliches Verfahren vor, wenn er sagt*): „Wenn man erst, nachdem man mehrere Angriffe des Feindes abgeschlagen, zur Offensive übergeht, erscheint mir dies günstiger." Napoleon handelte bei Montmirail am 11. Februar 1814 in dieser Weise.

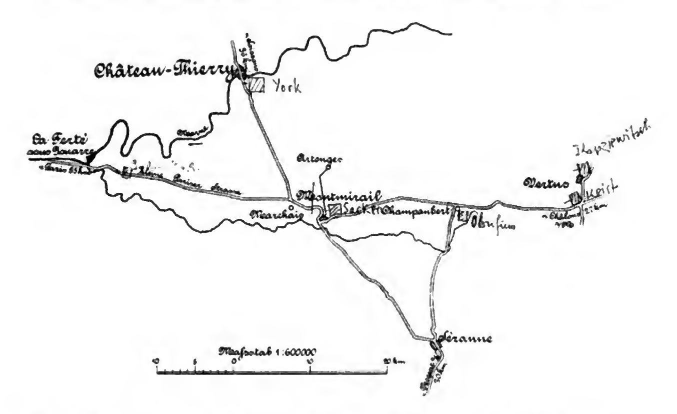
Am 9. Februar abends erreichte die schlesische Armee mit dem 16 000 Mann starken Korps York Chateau Thierry**). Das 18 000 Mann zählende russische Korps Sacken gelangte auf der sogenannten kleinen Pariser Straße über Champaubert mit dem Gros nach Montmirail, während seine Avantgarde La Ferté sous Jouarre gegenüber eintraf. Beide Korps waren in der Verfolgung des mit 10 000 Mann vor York zurückweichenden Marschalls Macdonald begriffen. Teile von dessen Truppen hielten La Ferté sous Jouarre, räumten den Ort aber am 10. Februar nach Sprengung der Marne-Brücke. Eine 4000 Mann starke russische Division unter

*) Taktische Aufgaben S. 104.

**) Skizze Seite 125.

General Olsufiew befand sich bei Champaubert, die zusammen 17 000 Mann zählenden Korps der Generale von Kleist und Kapzewitsch waren noch in der Gegend von Vertus zurück. In dieser zersplitterten Aufstellung ihrer Kräfte wurde die Armee von einem Flankenstoße Napoleons betroffen.

Der Kaiser war mit 30 000 Mann von Nogent s./Seine über Sezanne aufgebrochen. Am 10. Februar wurde Olsufiew bei Champaubert von ihm aufgerieben, und Napoleon stand mitten zwischen den getrennten Teilen der schlesischen Armee. Am 11. wandte er sich mit etwa 15 000 Mann auf Montmirail gegen Sacken, während



Marschall Marmont mit den übrigen Kräften die Beobachtung gegen Vertus übernahm. Sacken, der inzwischen auch mit seinem Gros näher an La Ferté sous Jouarre herangerückt war, hatte bereits Kehrt gemacht, um sich die Verbindung mit den rückwärtigen Staffeln der Armee gewaltsam zu öffnen. Napoleon entwickelte sich ihm gegenüber nordwestlich Montmirail zu beiden Seiten der kleinen Pariser Straße am Wege nach Artonges und ließ das russische Korps anlaufen. Sacken griff vornehmlich mit seinem rechten Flügel südlich der Pariser Straße an. Hier wurde das Dorf Marchais von den Russen genommen. Als dann die Division Michel der alten Garde von Sezanne her eintraf, erlangte der Kaiser die Überlegenheit an Zahl und ging zum Angriff über, wobei er den linken russischen Flügel zu umfassen trachtete. Sackens Korps wurde geworfen und war genötigt, einen höchst schwierigen und verlustreichen Rückzug nach der linken Flanke auf Chateau Thierry auszuführen. York

hatte die Gelegenheit zu einem gemeinsamen Angriff mit Sacken versäumt, sein Korps bildete jetzt nur noch eine Aufnahme für die Russen. Beide wurden dann am folgenden Tage, von Napoleon scharf gedrängt und mit Verlust, bei Chateau Thierry über die Marne geworfen.

Groß Görschen 1813.

Skizze 4.

Gestattete bei Montmirail die Lage Napoleon eine planmäßige Entwicklung auf der Grundlinie, so forderte sie am 2. Mai 1813 bei Groß Görschen von den Verbündeten in vollem Gegensatz hierzu ein Zugreifen ohne vorherigen Aufmarsch.

Von der Heeresmacht Napoleons befand sich am 2. Mai das 5. Korps Lauriston im Vormarsch auf Leipzig, das von 5000 Mann der Verbündeten unter Kleist besetzt war. Die Garde hatte Befehl, nach Lützen, das 6. Korps Marmont, nach Rippach, das 11. Macdonald, nach Markranstädt zu rücken. Von den noch weiter zurückbefindlichen Korps sollte das 4. Bertrand Starsiedel, das 12. Oudinot Naumburg erreichen. Das 50000 Mann starke 3. Korps Ney hatte während der über Leipzig ausholenden Bewegung bei Kaja den Schutz der rechten Flanke gegen die Elster zu bilden, wo der Kaiser die Hauptkräfte der Verbündeten wußte.

Diese, in der Stärke von 70000 Mann, befanden sich am 1. Mai auf beiden Ufern der Elster und Pleiße bei Zwenckau, Rötha, Lobstädt und Borna, mit Vorposten am Floßgraben. Die Verbündeten beabsichtigten, am 2. Mai die Elster zu überschreiten und gegen die rechte Flanke der französischen Marschkolonnen vorzustoßen. Infolge mangelhafter Marschanordnungen verzögerte sich der Übergang über die Elster und den Floßgraben sehr erheblich, und, statt mit Kolonnen auf den Feind loszugehen, vollzog man erst einen vollständigen Aufmarsch in der Front Werben-Domsen, der nicht vor 11^{00} vormittags beendet war. So wurde es dem Korps Ney, unterstützt von dem auf Starsiedel anrückenden Korps Marmont, möglich, den Stoß aufzufangen, Napoleon konnte gegen Abend sehr überlegene Kräfte gegen Front und beide Flanken der Verbündeten anhäufen und ihnen die errungenen Vorteile wieder entreißen.

Die Verbündeten hätten hier umsoweniger Anlaß gehabt, mit dem Angriff zu zögern, als sie eine ausreichende Kenntnis der Lage beim Feinde besaßen, und für sie alles auf schnelles Handeln ankam, wenn sie mit ihren unterlegenen Kräften einen Erfolg gegen Teile des Gegners erringen wollten. Die Gründe für ihr Verhalten sind ohne Frage in der aus der Zeit der Lineartaktik herübergenommenen Vorstellung von der Notwendigkeit eines solchen umständlichen Aufmarsches zu suchen.

An der Katzbach 1813.

Umgekehrt lehrt das Verhalten der Franzosen in der Schlacht an der Katzbach am 26. August 1813, welche Gefahren unter Umständen bei mangelnder Aufklärung

Skizze

Zur Schlacht bei

beiderseitige Stellungen a

Erläuterung.

Verbündete

Franzosen

Ha

Merseburg

Div. Durutte (In der Versammlung)

Weissenfels

Garde

Naumburg

Saale

zu VI

zu IV

Stössen

Kamburg

2 Divn. IV

Schkölen

Dornburg

Eisenberg

Bürgel

Jena

Roda

XII

Kahla

Mafsstab

10 5 0 10

Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S

mit einem verspäteten Aufmarsch verknüpft sein können, wenn der Gegner einen Vorsprung in der Entwicklung hat.



Die französische Bober-Armee*) unter Befehl des Marschalls Macdonald stand

*) 5. Korps General Lauriston:
16. Div. Maison, 17. Div. Puthod, 19. Div. Rochambeau.
L. Kav. Brig. Dermoncourt.
Res. Art.: 4 Batt.
11. Korps Marschall Macdonald, für diesen z. Zt. Gen. Gerard:
31. Div. Ledru, 35. Div. Gerard, 36. Div. Charpentier.
L. Kav. Brig. Montbrun.
Res. Art.: 5 Batt.
3. Korps Marschall Ney, für diesen z. Zt. Gen. Souham:
8. Div. Souham, 9. Div. Delmas, 10. Div. Albert, 11. Div. Ricard, 39. Div. Marchand. Diese erst im Anmarsch von Haynau auf Liegnitz befindlich, nahm nicht an der Schlacht teil.
L. Kav. Brig. Beuermann.
Res. Art.: 6 Batt.
2. Kav. Korps Gen. Sebastiani:
2. Schw. Div. St. Germain.
4. L. Div. Excelmans.
2. L. Div. Roussel d'Hurbal.

am 25. August folgendermaßen: Das 5. Korps Lauriston in und östlich Goldberg, das 11. Gerard nördlich Goldberg, das 3. Souham mit zwei Divisionen westlich Liegnitz mit zwei Divisionen bei Rothkirch, das 2. Kavalleriekorps Sebastiani mit dem Gros bei Rothbrünig, mit Teilen bei Liegnitz.

Vor der Front der Bober-Armee war die Schlesische Armee in den letzten Tagen zurückgewichen, die Fühlung mit ihr jedoch, nachdem am 23. August noch heftige Arrieregardengefechte bei Goldberg stattgefunden hatten, verloren gegangen. Macdonald vermutete den Feind in Stellung bei Jauer und erwartete nur noch Arrieregarden von ihm an der Katzbach und Wütenden Neiße anzutreffen. Die Weisungen Napoleons an den Marschall gingen dahin, den Feind über Jauer hinaus zurückzuwerfen, dann jedoch hinter den Bober zurückzugehen. Macdonald beabsichtigte*), mit dem 5. und 11. Korps in der allgemeinen Richtung über Seichau auf Jauer, mit dem 3. über Liegnitz und südlich in der gleichen Richtung vorzugehen, während das 2. Kavalleriekorps, unter Zuteilung von 3 Bataillonen der Division Charpentier, zwischen dem 11. und 3. Korps die Richtung über Crayn einschlagen sollte. Die Division Puthod des 5. Korps erhielt den Auftrag, von Schönau mit zwei Kolonnen auf Hirschberg, mit einer Kolonne auf Jauer, die Division Ledru des 11. Korps auf Hirschberg vorzugehen, wo sich eine abgezweigte russische Division befand. Im ganzen waren es zwischen 80 000 und 90 000 Mann, die Macdonald gegen die ungefähr gleich starke Schlesische Armee führte.

Am 26. August setzte sich die rechte Flügelkolonne, bestehend aus den beiden zur Stelle befindlichen Divisionen des 5. Korps, über Prausnitz auf Seichau in Marsch.**) Die beiden anwesenden Divisionen des 11. Korps traten über Röchlitz auf Seichau an, und die Masse des Kavalleriekorps Sebastiani brach von Rotbrünig nach Kroitsch auf. Der Marschall Macdonald befand sich beim 11. Korps. General Souham, dem der Marschbefehl erst um 9[30] vormittags in Rothkirch zuging, verschob den Aufbruch des 3. Korps bis zum Mittag. Es herrschte allgemein die Auffassung, daß es sich nur um einen einfachen Marsch handle und daß es an diesem Tage nicht zum Gefecht kommen würde.

Tatsächlich stand die Schlesische Armee***) gefechtsbereit auf beiden Ufern der

*) Die Darstellung folgt hier dem Journal des III[e] et V[e] Corps en 1813 von Fabry, herausgegeben von der Section Historique des französischen Generalstabes. Durch die hier gemachten Angaben erscheinen die Verhältnisse auf französischer Seite zum Teil in etwas anderem Lichte, als in den bisherigen Schilderungen der Schlacht.

**) Skizze Seite 129.

***) Die Stärke der Korps betrug am 26. August annähernd noch:

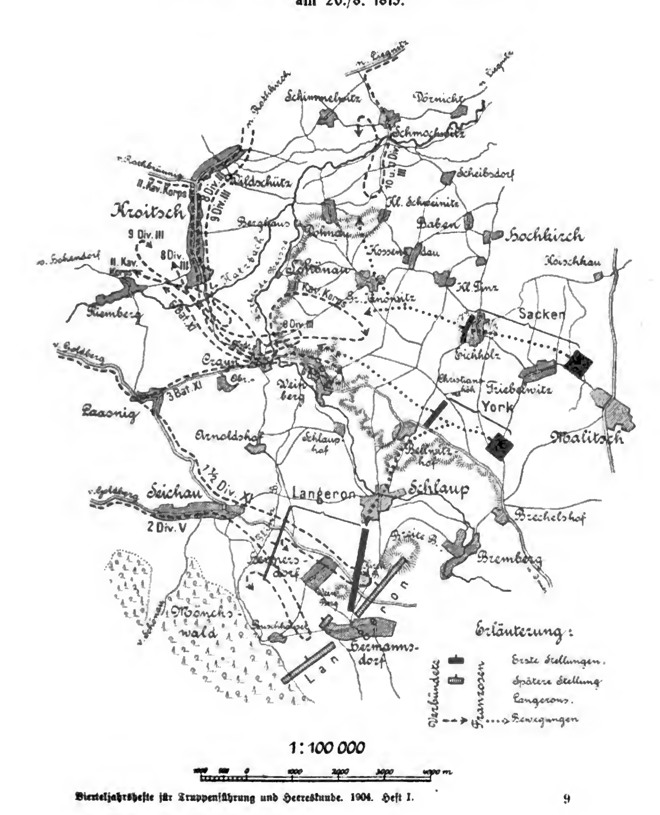
Russisches Korps des Generalleutnants Baron Osten-Sacken: 15 000 Mann, davon etwa 7000 Mann Kavallerie.

Preußisches Korps des Generalleutnants v. Yorck: 35 000 Mann, davon etwa 5000 Mann Kavallerie.

Russisches Korps des Generals der Infanterie Grafen Langeron: 32 000 Mann, davon etwa 7000 Mann Kavallerie.

Skizze zur Schlacht an der Katzbach

am 26./8. 1813.



Wütenden Neiße im nahen Bereiche der Franzosen. Deren rechtem Flügel gegenüber befand sich hinter dem Plinzbache die Avantgarde des russischen Korps Langeron, dahinter in der Linie Schlaup—Hermannsdorf dessen Gros. Die Avantgarde des preußischen Korps Yorck stand nördlich Schlaup auf dem rechten Ufer der Wütenden Neiße zwischen Bellwitzhof und Christianshöhe, wohin die Vortruppen von Kroitsch und Nieder-Crayn vor den anrückenden Franzosen zurückgingen, das Gros des Korps hatte zwischen Bellwitzhof und Brechelshof Aufstellung genommen. Die Avantgarde des russischen Korps Sacken befand sich bei Eichholz, dessen Gros zwischen diesem Ort und Malitsch. Die Korps von Yorck und Sacken standen in Versammlungsformation. Blüchers Absicht war dahin gegangen, die von Goldberg bis Liegnitz ausgedehnte feindliche Front mit dem Korps Yorck und dem Korps Langeron in der Mitte zu durchstoßen, während Sacken gegen Liegnitz, die Avantgarde Langerons gegen Goldberg den Schutz der Flanken übernehmen sollten. Diese Absicht wurde durch das Vorgehen der Franzosen durchkreuzt.

Der Verlauf der Schlacht gestaltete sich nunmehr in großen Zügen folgendermaßen: Langeron wehrte den Angriff des 5. und von $1^1/_2$ Divisionen des 11. französischen Korps in einer Stellung Mönchswald—Breite Berg ab. Da die preußischen Vorposten bei Nieder-Crayn ziemlich lebhaften Widerstand geleistet hatten, waren noch weitere drei Bataillone der Division Charpentier des 11. Korps vorgezogen, um dem Kavalleriekorps Sebastiani die Übergänge zu öffnen. Diese Infanterie drängte dann die preußischen Vorposten auf den Haupttrupp der Avantgarde zurück und begann die Hochfläche auf dem rechten Ufer der Wütenden Neiße zu ersteigen. Macdonald befand sich in der Nähe der Straße Liegnitz—Jauer in Erwartung des 3. Korps. Der unausgesetzt herabströmende Regen hinderte jede Übersicht, doch mochte der Marschall den Eindruck gewinnen, daß der Feind den Höhenrand des rechten Ufers der Wütenden Neiße östlich Kroitsch nicht ernsthaft zu halten beabsichtigte, während gleichzeitig vom rechten französischen Flügel stärkeres Geschützfeuer herübertönte. Macdonald begab sich daher dorthin. Unterwegs traf er den General Souham, der ihm meldete, daß die rechte Flügelkolonne des 3. Korps dem 2. Kavalleriekorps auf Kroitsch folge. Macdonald empfahl dem General, die vorne befindliche 8. Division der Kavallerie über Kroitsch auf die jenseitigen Höhen folgen zu lassen, diese mit den beiden Liegnitzer Divisionen zu umgehen und die der 8. folgende 9. Division zur Reserve zu bestimmen.

Zunächst entwickelte sich die Brigade Meunier der Division Charpentier, die dem 2. Kavalleriekorps zugeteilt war, auf der Hochfläche östlich Nieder-Crayn. Links von ihr vollzog das Kavalleriekorps Sebastiani seinen Aufmarsch. Da die Gewehre beim Regen versagten, wurden nach und nach 36 Geschütze von Meunier und Sebastiani vor die Front genommen. Auf diese Truppen stürzten sich nunmehr die bereiten Angriffsmassen der Korps Yorck und Sacken und verdrängten mit ihrer Über-

legenheit die Franzosen von der Hochfläche. Die um dieselbe Zeit in der Entwicklung über Kroitsch begriffene 8. Division des 3. Korps sah sich in diese Niederlage mit verwickelt, die durch die hochangeschwollene Wütende Neiße besonders verderblich wurde. Nur die der 8. folgende 9. Division Delmas, die zwar über die Katzbach, aber noch nicht über die Neiße gefolgt war, bewahrte leidliche Ordnung. Die 10. Division Albert und die 11. Ricard überschritten die Katzbach unterhalb Schmochwitz, gelangten aber erst zur Entwicklung, als die Mitte der französischen Armee bereits vollständig geschlagen war. Sie wagten keinen Angriff, sondern gingen ebenfalls zurück.

Die Ursache der französischen Niederlage ist außer in Unterlassungen der Aufklärung in der fehlenden einheitlichen Leitung zu suchen. Sie hat sodann dadurch, daß die Bober-Armee auf ihrem Rückzuge fast völliger Auflösung verfiel, eine Bedeutung gewonnen, die ihr an sich nicht zukommt. Die Verteilung und Verwendung der einzelnen Waffen war ferner von den heutigen Grundsätzen völlig verschieden, danach trifft auf die Franzosen das Moltkesche Wort zu: „Marschieren wir zu spät auf, so kann der Feind unsere Sicherheitsabteilungen zurückdrängen und uns während des Aufmarsches angreifen.“ Der Verlauf der Katzbachschlacht lehrt jedenfalls, daß es bedenklich ist, dem Gegner ohne rechtzeitige Gefechtsentwicklung nahe auf den Leib zu rücken, denn man wird nur in den seltensten Fällen wissen, ob nicht, wie hier die Schlesische Armee, der Gegner in der Bereitstellung seiner Kräfte einen Vorsprung hat, und man wird das heute noch weniger leicht erfahren, als zu jener Zeit, wo man dem Feinde näher war. Allerdings ist an der Katzbach die Geländegestaltung und der jede Fernsicht behindernde Regen den Franzosen besonders nachteilig gewesen, hieraus ergibt sich indessen nur die Lehre, daß man unter ähnlichen Verhältnissen nur um so größere Vorsicht anzuwenden hat.

Solferino 1859.

Skizze 5.

In ähnlich ungeklärte Verhältnisse stießen die Franzosen bei Solferino hinein.

Die Österreicher hatten am 21. Juni ihren Rückzug nach dem östlichen Mincioufer vollendet. Ihre beiden, zusammen rund 160 000 Mann starken Armeen waren zwischen Peschiera, Goito und Villafranca vereinigt, die 2. auf dem rechten, die 1. auf dem linken Flügel. Die verbündete franco-sardinische Armee, etwa 150 000 Mann stark, stand südlich des Garda-Sees östlich des Chiese in der allgemeinen Linie Carpenedolo—Desenzano. Auf österreichischer Seite wurde beschlossen, erneut zur Offensive überzugehen; am 23. sollte der Mincio überschritten, am 24. der Gegner angegriffen werden.

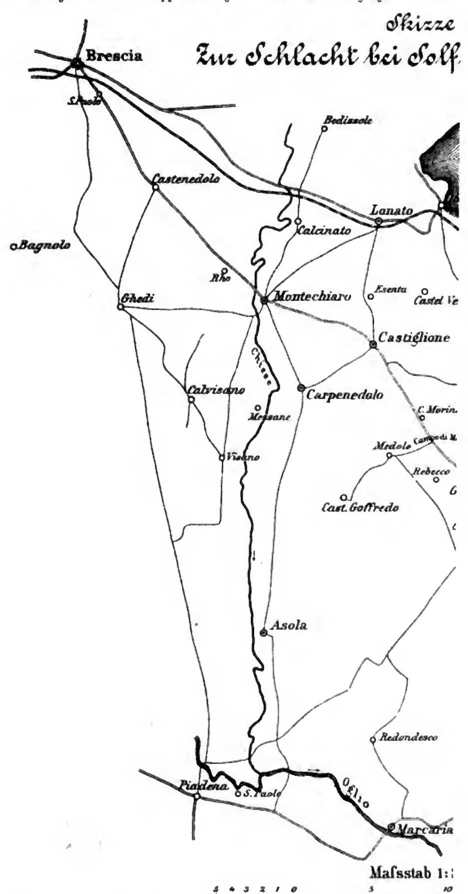
Bei den Verbündeten wurde aus dem Wiedererscheinen österreichischer Truppen auf dem westlichen Mincioufer nicht auf eine unmittelbar bevorstehende feindliche

Offensive geschlossen, denn es erschien unnatürlich, daß der Gegner, nachdem er erst vor kurzem das Hügelland am Garda-See ohne Kampf geräumt hatte, jetzt wieder mit größeren Massen in dieses und die südlich angrenzende Ebene vorgehen sollte. Die am 23. gemeldete Besetzung von Solferino, Cavriana und Medole durch die Österreicher wurde infolgedessen dahin ausgelegt, daß sie ihre Vortruppen auf das rechte Mincioufer hätten übergehen lassen, um Fühlung mit der verbündeten Armee zu unterhalten. Die für den 24. von Kaiser Napoleon III. erlassenen Anordnungen zum Vormarsch gegen den Mincio erlitten daher keine Abänderung, und es ergab sich aus dem Vorgehen der Verbündeten gegen die Linie Guidizzolo—Cavriana—Solferino—Pozzolengo am 24. Juni ein rein frontaler Begegnungskampf mit den Österreichern.

Diese hatten am 23. mit dem am weitesten vorgeschobenen Korps ihrer 2. Armee Solferino erreicht, während eines rechts bei Pozzolengo, zwei links bei Cavriana und Volta gestaffelt standen. Die 1. Armee stand mit ihren drei Korps von Medole über Guidizzolo bis Cerlongo zurückreichend. Am 24. sollte der Marsch bis in die Linie Lonato—Castiglione—Mezzane fortgesetzt werden.

Wenn bei diesen beiderseitigen Anordnungen der Erfolg des Tages den Verbündeten zufiel, und ihnen das Unterlassen jeder über den näheren Bereich der Vorpostenlinie hinausreichenden Aufklärung sowie das Festhalten an der vorgefaßten Meinung, daß die Masse der feindlichen Armee sich noch hinter dem Mincio befinde, keinen Schaden gebracht hat, so lag das — abgesehen von einer Reihe mehr nebensächlicher Umstände — daran, daß sie in frühester Morgenstunde aufgebrochen waren, während die Österreicher erst nach dem Abkochen zwischen 9 °° und 10 °° vormittags anzutreten beabsichtigten, sonach keineswegs bereits gefechtsmäßig entwickelt waren, als der Feind erschien. Entscheidend wurde dann, daß der tapfere Widerstand der im Hügellande südlich des Garda-Sees fechtenden 2. österreichischen Armee nicht durch ein entsprechendes Vorgehen der 1. Armee weiter südlich in der Ebene, wie es beabsichtigt war, unterstützt wurde, und daß dadurch der Kaiser Napoleon III. die Möglichkeit gewann, starke Reserven gegen Solferino—Cavriana einzusetzen. Sonach hatten die Verbündeten es nur den Versäumnissen ihres Gegners zu danken, wenn ihr Herangehen in Marschkolonnen bis in dessen Bereich hier ungestraft blieb.

Die angeführten Beispiele ließen sich noch erheblich vermehren, dürften aber genügen, um klarzustellen, wie unendlich mannigfaltig sich ein Begegnungsgefecht gestalten kann. Schon aus diesem Grunde paßt der Ausdruck „Begegnungsverfahren", den man häufig nennen hört, auf die Sache nicht, denn es gibt nicht ein solches Verfahren, sondern, je nach den wechselnden Umständen, unendlich viele. Aus den hier skizzierten Gefechten geht ferner hervor, daß wenn das Begegnungsgefecht in den Kriegen des



Geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

18. Jahrhunderts kaum Anwendung finden konnte, es doch nicht, wie gleichfalls behauptet worden ist, eine Erscheinung der neuesten Zeit, insbesondere der preußischen Kriegführung von 1866 ist. Wenn hier öfter der Kampf auf preußischer Seite die Form des Begegnungsgefechts annahm, so lag es in den allgemeinen Verhältnissen. Bei Nachod bestand, wie nachgewiesen wurde, die Notwendigkeit, sich den Austritt aus einem Engwege zu erkämpfen, und in mehreren anderen Fällen hatten die Führer zwingenden Anlaß, den Aufmarsch ihrer rückwärtigen Teile nicht abzuwarten. So forderte bei Soor am 28. Juni die Lage einen Vorstoß mit den zunächst bereiten Kräften, der Avantgarde der 1. Garde-Division, gegen die Flanke des 10. österreichischen Korps, sobald dieses im Rückmarsch von Trautenau auf Königinhof erkannt wurde. Bei Königgrätz führte das Bestreben, den linken Flügel der 1. Armee in Swiep-Walde baldigst zu entlasten, zu dem kühnen Vorstoße der 1. Garde-Division nach Chlum und darüber hinaus bis in die Mitte der österreichischen Schlachtstellung.

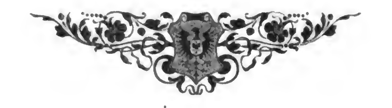
Die Erfolge, die der preußischen Infanterie auf den Gefechtsfeldern des Jahres 1866, wesentlich dank ihrem dem österreichischen Vorderlader überlegenen Gewehr, zufielen, haben ohne Zweifel mit dazu beigetragen, daß zu Anfang des Feldzuges 1870 die Wirkung des Chassepotgewehrs bei uns unterschätzt wurde, und die Notwendigkeit, das Gefecht sofort auf Nahentfernungen an den Feind heranzutragen, wenn mit dem Zündnadelgewehr das weittragende Chassepotgewehr wirksam bekämpft werden sollte, hat Ströme von Blut gekostet. Darin liegt offenbar der Beweis, daß das auf preußischer Seite 1866 angewandte sogenannte „Begegnungsverfahren" doch nur auf besondere Fälle paßt, bei der jetzigen Feuerwirkung aber mit noch größerer Vorsicht, als sie sich schon 1870 empfohlen hätte, anzuwenden sein wird.

Man könnte einwenden, daß es sich 1870 meist um den Kampf gegen einen bereits in Stellung befindlichen Gegner handelte, und daß unser Verfahren damals darunter gelitten habe, daß die Unterschiede zwischen den Erfordernissen eines solchen Kampfes und einem Begegnungsgefecht noch nicht durch die zu jener Zeit bestehenden Dienstvorschriften festgelegt worden und zur allgemeinen Anerkennung durchgedrungen seien. Darauf ist jedoch zu erwidern, daß General von Kameke bei Spichern auf Grund einer irrtümlichen Annahme über den Feind handelte, daß sich bei Vionville, vor allem aber bei Gravelotte-St. Privat die wahre Lage auch erst ganz allmählich im Laufe des Kampfes klärte. Solche Unklarheit wird aber im Kriege auch in Zukunft ungeachtet aller Vervollkommnungen im Aufklärungsdienste die Regel bilden. Was man über den Feind weiß, wird nur in den seltensten Fällen genügen, um uns mit voller Klarheit die Frage zu beantworten, ob wir heute ein Begegnungsgefecht durchzuführen haben werden, oder ob unser Angriff ein geplanter zu sein hat. Es wird stets gelten, mit einem feinen Takt des Urteils herauszufühlen, wie weit man nach der einen oder nach der anderen Richtung gehen darf.

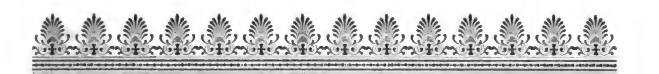
Im allgemeinen aber wird sich jeder höhere Führer sagen müssen, daß schon die Entwicklung unserer heutigen zahlreichen Artillerie viel Zeit in Anspruch nimmt, und daß jede Übereilung hierbei die übelsten Folgen haben kann. Selbst dort, wo ein rasches Zugreifen angezeigt ist, muß planmäßiger verfahren werden, als es ehedem nötig war, allein schon die größeren Schußweiten bedingen das.

Für einen echten Soldaten liegt es gleichwohl auf der Hand, daß er sich gegebenenfalls die Gunst des Augenblicks — und bestände sie auch nur in seiner persönlichen Auffassung — dadurch nicht entgehen lassen darf. Er wird nicht unter allen Umständen erst einen umständlichen Aufmarsch anordnen, sondern im Vertrauen auf die ausschlaggebende Bedeutung des moralischen Elements im Kriege zu handeln wissen. Er wird sich dankbar der frischen Initiative unserer Führer von 1870 erinnern und, statt an ihrem Handeln in unfruchtbarer Klügelei nachträgliche billige Kritik zu üben, dieses nachahmen, wenn auch unter voller Berücksichtigung der gesteigerten Waffenwirkung unserer Tage. Mit dem bloßen Begriff „Begegnungsverfahren“ wird dagegen ein Führer im Ernstfalle wenig anzufangen wissen.

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Major im Großen Generalstabe.



Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68–71.



Studien über Clausewitz.*)

I. Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr.

„Obgleich sich unser Verstand immer zur Klarheit und Gewißheit hingedrängt fühlt, so fühlt sich doch unser Geist oft von der Ungewißheit angezogen. Statt sich mit dem Verstande auf dem engen Pfade philosophischer Untersuchung und logischer Schlußfolgen durchzuwinden, um, seiner selbst kaum bewußt, in Räumen anzukommen, wo er sich fremd fühlt, und wo ihn alle bekannten Gegenstände zu verlassen scheinen, weilt er lieber mit der Einbildungskraft im Reiche der Zufälle und des Glücks. Statt jener dürftigen Notwendigkeit schwelgt er hier im Reichtum von Möglichkeiten; begeistert davon, beflügelt sich der Mut, und so wird Wagnis und Gefahr das Element, in welches er sich wirft, wie der mutige Schwimmer in den Strom."
Vom Kriege. I. Buch 1. Kap. 22.

Um in dem „Element der Wagnis und Gefahr" bestehen zu können, bedarf es des Muts, der ersten Eigenschaft des Kriegers. Nach Clausewitz ist der Mut gegen persönliche Gefahr doppelter Art: „erstens kann er Gleichgültigkeit gegen die Gefahr sein, sei es, daß sie aus dem Organismus des Individuums oder aus Geringschätzung des Lebens oder aus Gewohnheit hervorgehe, auf jeden Fall aber ist er als ein bleibender Zustand anzusehen. Zweitens kann der Mut aus positiven Motiven hervorgehen, wie Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Begeisterung jeder Art. In diesem Fall ist der Mut nicht sowohl ein Zustand, als eine Gemütsbewegung, ein Gefühl. Es ist begreiflich, daß beide Arten von verschiedener Wirkung sind. Die erste Art ist sicherer, weil sie zur zweiten Natur geworden, den Menschen nie ver-

*) Unter diesem Titel wird hier mit einer Reihe von Erörterungen begonnen, die den im Kriege wirksamen und ausschlaggebenden geistigen und seelischen Kräften gewidmet sind. Die Essays lehnen sich eng an Clausewitz an und sind bestrebt, den Lehren des Meisters, die das Höchste bilden, das bisher über den Krieg gesagt worden ist, erneute Ausbreitung im deutschen Heere zu geben. Es wird der Versuch gemacht, die in den Werken von Clausewitz sich zerstreut vorfindenden Elemente für eine Behandlung des psychologischen Teils der Gesamtlehre vom Kriege zu sammeln und organisch zu verbinden, einer Anregung folgend, die Herr General der Infanterie Frhr. von der Goltz im Vorwort seiner „Krieg- und Heerführung" gegeben hat.

Längere Zitate aus Clausewitz, die im Text Aufnahme gefunden haben, sind durch besonderen Druck hervorgehoben. Um sie entsprechend eingliedern zu können, wurden hier und da geringfügige Umstellungen vorgenommen.

läßt, die zweite führt oft weiter; der ersten gehört mehr die Standhaftigkeit, der zweiten mehr die Kühnheit an; die erste läßt den Verstand nüchterner, die zweite steigert ihn zuweilen, verblendet ihn aber auch oft. Beide vereinigt geben die vollkommenste Art des Mutes."*)

Der im Organismus des Individuums, in Geringschätzung des Lebens und in Gewohnheit begründete physische Mut findet sich bei rohen, kriegerischen Völkern naturgemäß am häufigsten. In diesem Sinne sagt Clausewitz: „Wenn wir ein rohes, kriegerisches Volk betrachten, so ist ein kriegerischer Geist unter den Einzelnen viel gewöhnlicher, als bei den gebildeten Völkern, denn bei jenen besitzt ihn fast jeder einzelne Krieger, während bei den gebildeten eine ganze Masse nur durch die Notwendigkeit und keineswegs durch inneren Trieb mit fortgerissen wird. Aber unter rohen Völkern findet man nie einen eigentlich großen Feldherrn und äußerst selten, was man ein kriegerisches Genie nennen kann, weil dazu eine Entwicklung der Verstandeskräfte erforderlich ist, die ein rohes Volk nicht haben kann."*) Diese Verstandeskräfte haben einen großen Anteil an dem „höheren kriegerischen Genius",*) Grund genug für jeden, der im Kriege in verantwortungsvoller Stellung etwas leisten will, seine Verstandeskräfte auszubilden, nicht im Sinne rein spekulativer Gedankenarbeit, sondern in dem prüfender Betrachtung der Erscheinungen der Vergangenheit wie der Gegenwart. „Das Leben mit seiner reichen Belehrung wird niemals einen Newton oder Euler hervorbringen, wohl aber den höheren Kalkül eines Condé oder Friedrich."**)

Bei den bedeutenden Führern ist natürlich nicht immer auseinanderzuhalten, wo ihr Handeln inmitten der Gefahr vorzugsweise den Stempel der Kühnheit, wo mehr den der Standhaftigkeit trägt, sind doch den wahrhaft Großen unter ihnen, denen diese Bezeichnung auch vom rein menschlichen Standpunkt zukommt, beide Äußerungen des Muts in gleicher Weise eigen. Neben der unübertroffenen Kühnheit Friedrichs des Großen steht seine unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück. Napoleon sagt von ihm: „Il a été grand surtout dans les moments les plus critiques, c'est le plus bel éloge que l'on puisse faire de son caractère."***) Wie im großen sich seine Standhaftigkeit darin offenbart, daß er durch sieben Kriegsjahre einer Welt in Waffen trotzt, so äußert sie sich nicht minder auf dem mehr begrenzten Gebiet eines einzelnen Schlachtfeldes. Wenn bei Torgau†) seine Kühnheit sich darin zeigt, daß er seine Kräfte teilt, um den Gegner von zwei Seiten anzufallen, so prägt sich seine Standhaftigkeit in den Worten aus, die er unter dem frischen Eindruck der vergeblichen und verlustreichen Angriffe seiner Truppen an seine Umgebung richtete. Noch bevor ihn die Meldung von der nächtlichen Erstürmung der Süptitzer Höhen erreichte, sprach er sich zuversichtlich dahin aus, daß der Feind das Schlachtfeld räumen

---

*) Vom Kriege. I. Buch 3. Kap. — **) Vom Kriege. II. Buch 2. Kap.
***) Corresp. XXXII p. 238. Oeuvres de Ste. Hélène. — †) S. 13.

würde. Er habe keine geringeren Verluste erlitten als die eigene Armee, und da Zietens Korps ihm im Rücken stehe, bliebe ihm kein anderer Ausweg, als der Rückzug über die Elbe. Die gleiche Beharrlichkeit zeigte Napoleon bei Pr. Eylau. Seine wiederholten Angriffe waren auf der ganzen Front von den Russen blutig abgewiesen worden, und gegen Abend hatte das auf dem rechten französischen Flügel befindliche 3. Korps Davout durch einen Vorstoß des preußischen Korps L'Estocq eine empfindliche Niederlage erlitten. Der Kaiser harrte dennoch angesichts des Feindes aus. Er rechnete darauf, den Kampf am anderen Tage, auf seinem linken Flügel durch das erst am Abend des Schlachttages eintreffende Korps Ney verstärkt, wiederaufzunehmen, sein Gegner aber räumte während der Nacht das Kampffeld und bekannte sich damit als besiegt. Auf Torgau wie auf Eylau paßt somit das Wort Suworows, daß eine verlorene Schlacht eine solche sei, die man verloren glaube*), nicht minder wie der Ausspruch des Generals von Blume**): „Die Kriegsgeschichte lehrt, daß am Ende eines Schlachttages der Sieger selten die Größe der Niederlage des Gegners ganz erkannt, ja, daß er nicht selten die Schlacht für unentschieden, selbst für verloren gehalten hat, während die Massen des Feindes flohen.“

Ob in dem Handeln eines Feldherrn mehr Standhaftigkeit oder mehr Kühnheit zu Tage trat, war von jeher außer von seinen natürlichen Anlagen von der Beschaffenheit seines Heeres abhängig. Wenn Daun, als ihm im Jahre 1757 der Auftrag erteilt wurde, die in Prag eingeschlossene Armee des Prinzen Karl von Lothringen zu entsetzen, es trotz seiner Überlegenheit um mehr als 20 000 Mann nicht wagte, König Friedrich anzugreifen, sondern es vorzog, sich in gewählter Stellung angreifen zu lassen, so geschah das nicht nur aus Scheu vor dem Königlichen Feldherrn und seinem bisher noch nie besiegten Heere, sondern auch, weil das letzte österreichische Heer, das noch das freie Feld behauptete, wenig beweglich, eilfertig und unter dem Zwange der Not nur locker zusammengefügt war. Weil für König Friedrich zwingende Gründe obwalteten, bei Kolin zum Angriff zu schreiten, wurde es Daun möglich, auch in dieser Form der Kriegführung den Entsatz Prags zu bewirken. Wo es sich später nicht um ein derartig beschränktes Ziel, sondern darum handelte, die preußische Macht vernichtend zu treffen, mußten solche Mittel versagen. Nur durch Angriffsschlachten, nicht durch Wahl unangreifbarer Stellungen, wie sie der österreichische Kunktator mit großem Geschick zu wählen wußte, und durch die kleinen Künste des Manövers konnte das Endziel des Krieges erreicht werden. Das Verhalten Dauns erklärt sich zum Teil daraus, daß in einem Koalitionskriege jede Macht geneigt ist, der anderen die Hauptlast des Krieges aufzubürden, doch sprach auch sehr wesentlich der Umstand mit, daß die österreichische Armee durch den ganzen sieben-

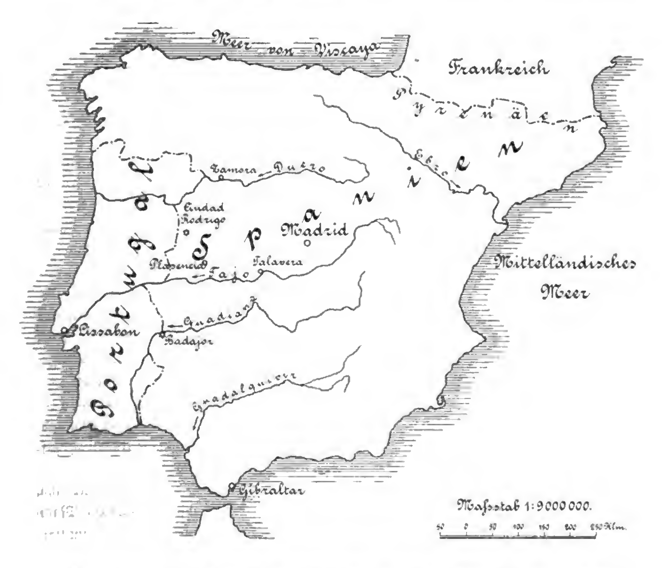
*) Nach Graf Josephe de Maistre, zitiert bei Pierron, Méthodes de guerre I.
**) Strategie III. 9b.

jährigen Krieg hindurch der preußischen an Beweglichkeit nicht gleichkam, und daß die Lineartaktik mit der ihr fehlenden Tiefengliederung für den Entscheidung suchenden Angriff an sich wenig geeignet war. Nur die preußische Armee in König Friedrichs Hand verstand es, diese Schwäche der damaligen Fechtweise zu überwinden. Gewiß, auch Dauns methodische Art hat wesentlich mitgesprochen, aber nicht nur er selbst, sondern die Mehrzahl der höheren Führer des Kaiserlichen Heeres huldigte rein defensiven Tendenzen. Den in einer Armee einmal herrschenden Geist aber kann nur ein genialer Feldherr ändern, der zugleich Monarch ist. Ein Mann wie Daun konnte nur durch Tüchtigkeit, Umsicht, persönliche Tapferkeit und Standhaftigkeit, niemals aber durch Kühnheit sich hervortun.

Auch die Führer russischer Truppen sahen sich im siebenjährigen Kriege und auch noch zur Zeit Napoleons bei der Unbeholfenheit ihrer Schlachthaufen auf die einfachsten Bewegungen beschränkt, die Standhaftigkeit ihrer Truppen in der Gegenwehr bei Zorndorf und Kunersdorf war dagegen über alles Lob erhaben. Dieselben Truppen, die zu Beginn des Sommerfeldzuges 1807 in Ostpreußen Bennigsen ein Manövrieren mit getrennten Kolonnen unmöglich machten, hatten im Februar dieses Jahres Napoleons Angriffe bei Pr. Eylau mit der größten Zähigkeit abgewiesen.

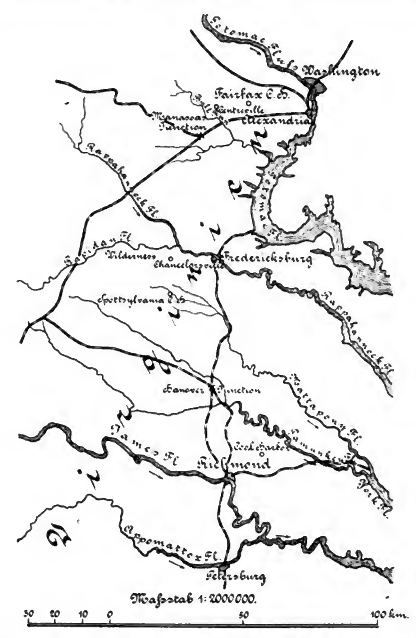
Unzweifelhaft lag in Wellingtons Natur viel kühle Bedächtigkeit, aber seine Heerführung erhielt doch auch das ihr eigentümliche Gepräge durch die Verhältnisse, in denen ihm zu wirken beschieden war. Die Beschaffenheit seines Söldnerheeres, die in ihm noch herrschende Lineartaktik, die natürlichen Anlagen des britischen Soldaten, haben hierbei ebenso mitgewirkt wie der Umstand, daß der Lord auf der iberischen Halbinsel nur über eine kleine englische Armee verfügte, die den Kern für die spanischen und portugiesischen Aufgebote bildete. Er mußte mit Recht Bedenken tragen, diese in opfervollen Angriffsschlachten einzusetzen, zumal da er durch das Meer von seinen heimatlichen Hilfsquellen getrennt war. So führte er denn auch im Jahre 1809 seine Offensive von Portugal auf Madrid nicht durch, sondern nahm mit seinen 60 000 Mann, darunter allerdings nur 20 000 guter englischer Truppen, bei Talavera eine starke Stellung, an der sich die 45 000 Mann Joseph Napoleons in zweitägigen vergeblichen Angriffen verbluteten. Der Sieg auf dem Schlachtfelde verblieb Wellington, aber ihn auszubeuten vermochte er schon deshalb nicht, weil der Marschall Soult von Zamora und Ciudad Rodrigo über Plasencia gegen seinen Rücken anmarschierte und ihn zum Rückzuge nach Portugal nötigte. Auch 1810 und 1811 trat Wellington dem Marschall Massena in Portugal stets in wohlgewählten starken Stellungen entgegen. Zwar dort, wo es der Kriegszweck unmittelbar forderte, scheute er sich nicht, Menschenleben zu opfern, so 1812 bei der Erstürmung der Festungen Ciudad Rodrigo und Badajoz, durch deren Einnahme er sich den Weg nach Spanien bahnte. Auch hier, als der allgemeine Niedergang der napoleonischen Sache ihm die Durchführung einer Offensive gestattete, die ihn zuletzt bis über die Pyrenäen brachte, verlor seine

Kriegsweise ihre Besonderheit nicht. Er trachtete mit Vorliebe danach, die Franzosen sich an seinen gewählten starken Stellungen verbluten zu lassen. Auch der Feldzug 1815 in Belgien läßt dieses Bestreben hervortreten, die großen operativen Gedanken entsprangen damals dem preußischen Hauptquartier.



Auch die neuere Kriegsgeschichte liefert mehrfach bezeichnende Beispiele, wo der Zwang der Verhältnisse und die Beschaffenheit des Heeres den Feldherrn nötigten, auf eine kühne Kriegführung zu verzichten und sich auf standhaftes Ausharren zu beschränken. Der Führer der Armee von Nordvirginien im amerikanischen Sezessionskriege, General Lee, befehligte zwar ein erheblich kriegstüchtigeres Heer als die nordstaatlichen Generale, die ihm gegenübertraten, doch war es diesen meist an Zahl sehr unterlegen. Sodann waren die konföderierten Truppen, wenn sie sich auch im Verlaufe des Krieges immer mehr festigten, doch ihrer ganzen Natur nach milizartigen Charakters. Sie leisteten wie jedes Milizheer das Beste in der Verteidigung der

eigenen Heimat, größeren Offensivunternehmungen aber waren sie nicht gewachsen. Dadurch sah sich Lee gezwungenermaßen auf die Verteidigung beschränkt. Zweimal unternommene Einfälle in das feindliche Gebiet mißlangen, und die Armee versagte in der Angriffsschlacht. Freilich sprach hierbei außer dem milizartigen Charakter der Armee auch der ganze Zweck des Krieges für die Südstaaten mit. Bei ihren beschränkten Mitteln und ihrer geringen Volkszahl konnten sie an eine wirkliche Niederwerfung der Union nicht denken, nur ein Losreißen von ihr erstreben. Es galt sonach für sie in erster Linie, den Versuch abzuwehren, sie mit Waffengewalt wieder in den Verband der Union zurückzuzwingen. Dieser an sich defensive Kriegszweck bildete die Richtschnur für Lees Handeln. Für ihn kam es nur darauf an, sich zu behaupten, und nach dieser Richtung sind seine Leistungen im Kriegsjahre 1864 und bis zum endgültigen Unterliegen der Konföderation im Frühjahr 1865 wahrhaft großartig.



Es galt für ihn, mit nur 62 000 Mann der 120 000 Mann starken Armee Grants Widerstand zu leisten. Dieser versuchte, Lees Stellung südlich des Rapidan über Chancelorsville links zu umgehen, wobei Lee gegen die rechte Flanke der feindlichen Marschkolonnen vorstieß. Es führte das zu zweitägigen, blutigen Kämpfen in den dichten Waldungen der Wilderneß. Als dann Grant weiter über Spottsylvania auszuholen versuchte, glückte es Lee, sich ihm dort in verschanzter Stellung vorzulegen,

in der es der nordstaatlichen Armee nicht gelang, die Konföderierten zu überwältigen. Bei ihrem Weitermarsch nach der südstaatlichen Hauptstadt Richmond war der Unionsarmee bei Hanover Junction wiederum der Weg verlegt, und das gleiche wiederholte sich dann nochmals bei Cool Harbor, worauf Grant nach abermaligen verlustreichen Stellungskämpfen von jedem weiteren Versuch, nach Richmond durchzudringen, Abstand nahm. Die Energie der Verteidigung Lees spricht sich darin aus, daß in diesem einen Frühsommer sich fast der ganze Boden Virginiens von Rapidan bis an den Jamesfluß mit Erdwerken bedeckte, und daß gleichwohl am Ende dieser fortgesetzten Kämpfe hinter Brustwehren keineswegs Entmutigung in den Reihen der Armee von Nordvirginien herrschte. Im Norden war dagegen nach den opfervollen vergeblichen Angriffen und nachdem Grants Mittel durchaus versagt hatten, die Stimmung sehr gedrückt; selbst Präsident Lincoln war zeitweilig einer Verständigung mit dem Süden durchaus nicht abgeneigt. Im ganzen hatte Grant in der Zeit von Anfang Mai bis Mitte Juni fast 50 000 Mann eingebüßt. Er nahm alsdann mit Hilfe der Flotte einen Wechsel der Operationsbasis vor und verlegte die Kriegshandlung nach dem Südufer des Jamesflusses. In den 60 km ausgedehnten verschanzten Linien von Richmond—Petersburg hat sich dann die nur noch 50 000 Mann zählende konföderierte Armee bis zum April 1865 gegen die fortgesetzt verstärkte Unionsarmee behauptet, und nicht deren Waffen ist sie erlegen, sondern die Unterbrechung ihrer Verbindungen mit dem Süden der Sezessionsstaaten durch General Sherman nötigte Lee zum Abzuge, dem alsbald die Waffenstreckung im freien Felde folgte.

So ist zu Ausgang des Krieges unter dem Druck einer verzweiflungsvollen Lage von Lee und seinen Truppen die denkbar größte Standhaftigkeit entfaltet worden. Nicht minder wie bei einem Angriffskriege spricht bei einer langandauernden Verteidigung der Volkscharakter mit. Ohne das heroische Pflichtgefühl des russischen Soldaten wäre trotz Totlebens Geschick der elf Monate lange Widerstand Sewastopols undenkbar gewesen. In der Einfalt seines passiven Christentums, die alles ohne weitere Prüfung, als von Gott verhängt, entgegennimmt, gleicht das russische Volk in vieler Beziehung seinen jahrhundertelangen Gegnern, den fatalistischen Türken. Einst als Eroberer für Europa eine beständige Gefahr, haben diese sich in neuerer Zeit hauptsächlich in der Verteidigung als höchst achtbare Gegner erwiesen. Fehlende einheitliche Leitung ließ bei ihnen während des russisch-türkischen Krieges im August 1877 die günstigsten Gelegenheiten, einen vernichtenden Schlag gegen die Russen zu führen, ungenutzt vorübergehen. Das verrottete Staatswesen der Türkei ließ es zu keiner genügenden Vorbereitung des Krieges kommen und lieferte den Generalen nur improvisierte Armeen. Deren Menschenmaterial war allerdings vortrefflich, aber die größeren Truppenkörper waren für Offensivunternehmungen wenig geeignet. So sah sich Osman-Pascha bei Plewna auf die Verteidigung beschränkt. Fünf Monate hindurch hat er diese ruhmvoll durchgeführt und weit überlegene feindliche Kräfte gefesselt.

Ihm wurde in seiner improvisierten Festung die Ehre einer regelrechten Blockade zuteil, ihm und seinen tapferen Kampfgenossen blieb schließlich aber doch der Lohn für ihre Hingebung versagt, denn die Waffenstreckung nach mißlungenem Durchbruchsversuch war das Ende des heldenmütigen Widerstandes.

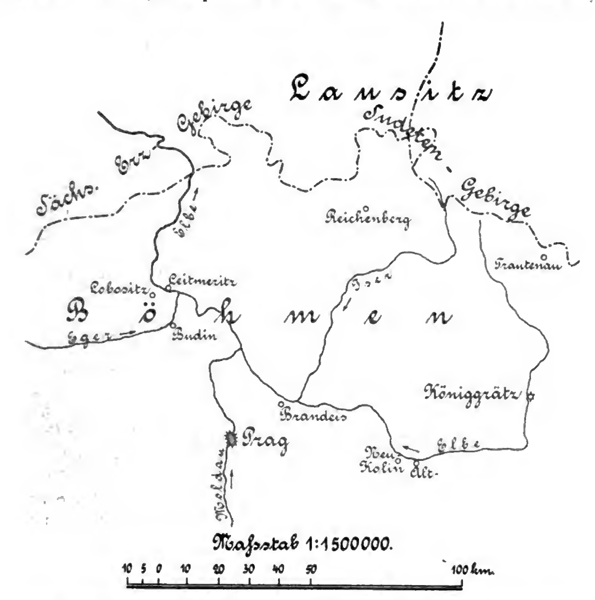
In gleicher Weise hatte Mukhtar-Pascha in Armenien unter der Ungunst der allgemeinen staatlichen und militärischen Verhältnisse des Reichs und der geringen Beweglichkeit der ihm anvertrauten Armee zu leiden. Wohl gelang es ihm, die russische Invasion zurückzuweisen und die Festung Kars zu entsetzen, aber er mußte sich dann darauf beschränken, an der kaukasischen Grenze haltzumachen, und angelehnt an Kars, eine verschanzte Stellung zu beziehen, in der er zuletzt überwältigt wurde.

Diesen Feldherren, die sich mit der Abwehr des Feindes begnügen mußten, konnte ein dauernder Erfolg garnicht beschieden sein, nur ein Hinhalten blieb ihnen möglich. Große Erfolge gedeihen nur dort, wo wirkliche Kühnheit sich zur Geltung zu bringen vermag.

Kaum jemals hat eine Armee in gleichem Maße den Stempel ihres Führers getragen wie diejenige, mit der Friedrich der Große in den Siebenjährigen Krieg zog. In ihr, die er, gestützt auf die Erfahrungen der beiden ersten schlesischen Kriege, in zehnjähriger Friedensarbeit als ein wahrer König-Connetable selbst durchgebildet hatte, besaß er ein Werkzeug, das die kühnsten Entwürfe rechtfertigte, wie sie der Kampf gegen die erdrückende Übermacht seiner Gegner forderte.

Schon der Beginn des Krieges, mit dem er seinen Feinden zuvorkam, war ein Wagnis, auf militärischem Gebiete aber tritt dieses Wagen im großen nirgends deutlicher bei ihm hervor, als im Feldzugsplane von 1757, in jenem Einmarsch in Böhmen in vier räumlich getrennten Kolonnen. Mit diesem Gedanken stand freilich der König nicht allein. Auch Winterfeldt äußerte ihn von sich aus, auch Schwerin war ihm zugetan. Am 16. März 1757 schreibt Winterfeldt dem Könige: „Die jetzigen Umstände von Ew. Majestät sind allezeit einem Hasard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die allerhardieste Partie prompt zu ergreifen, retten kann", und am 30. März äußern sich Schwerin und Winterfeldt über das böhmische Unternehmen folgendermaßen: „Nu sei es zwar an dem, daß sich bei allen Operationen Difficultäten ereigneten, so man aber verachten und durch gute Disposition und vigoureuse Execution übersteigen müsse. Es sei überhaupt dieses, sozusagen, das einzige Mittel, wodurch man sich die große Menge derer Feinde vom Halse schaffen und die Oesterreicher schwächen müsse, ehe die Franzosen so nahe kommen könnten. Das gemeine Sprichwort sei: Audaces Fortuna juvat." Gleichwohl gehen die Absichten beider Generale, ihrem Standpunkt und ihrer Wirksamkeit entsprechend, eigentlich nur dahin, die einzelnen Heeresgruppen der Österreicher in der Trennung anzufallen und sie durch Fortnahme ihrer Magazine der Möglichkeit einer offensiven Kriegführung zu berauben. Der Königliche Feldherr aber „gestaltete die Gedanken seiner Generale weiter zu der

größten Kriegshandlung des Jahrhunderts, die ihr Ziel in der Zertrümmerung der Oesterreichischen Heersmacht sucht".*) Für ihn stand es fest, daß „jede Bataille ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden" müsse,**) und kurz vor der Prager Schlacht verleiht er dem Vernichtungsgedanken Ausdruck indem er Schwerin schreibt: „ . . . en attaquant ensemble toutes les forces réunies de la maison d'Autriche, nous pouvons nous flatter de les accabler à la fois".***)



Der Einmarsch in Böhmen erfolgte mit je zwei Kolonnen auf jedem Ufer der Elbe. In der Erwartung, daß der Feind mit seinen Hauptkräften eine

*) Gen. St. W. Kriege Fr. d. Gr., III. Siebenj. Krieg, II. S. 52.
**) Pol. Korr. XIV. 8488.
***) Pol. Korr. XV. 8898.

Stellung bei Budin hinter der Eger beziehen würde, beabsichtigte der König die Vereinigung seiner Heeresgruppen bei Lobositz-Leitmeritz. Die Kolonne des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau stieß an der Eger zu der des Königs, während der Herzog von Bevern sich bei Reichenberg den Durchmarsch durch das Gebirge glücklich erkämpfte. Das ihm gegenüberstehende Korps des Feldzeugmeisters Grafen Königsegg wich, in seiner rechten Flanke durch den Vormarsch Schwerins bedroht, bei Brandeis hinter die Elbe zurück. Serbelloni hatte mit dem an der schlesischen Grenze stehenden österreichischen Korps nichts unternommen, um Schwerins Einmarsch und dessen Vereinigung mit Bevern zu stören, er verharrte untätig bei Königgrätz. Gleichzeitig wich der vom Feldmarschall Browne persönlich befehligte Heeresteil ohne Kampf von der Eger auf Prag zurück, wohin auch Königsegg herangezogen wurde. So kam es zu einer Vereinigung der gesamten preußischen Macht, statt an der Elbe bei Lobositz-Leitmeritz erst vor Prag und dort zur Waffenentscheidung, die mit der Einschließung der österreichischen Hauptmacht in der Festung endete.

War des Königs Kriegsplan, dieser Einmarsch in getrennten Kolonnen, mehr wie Kühnheit? War es Verwegenheit, jene Verblendung, zu der nach Clausewitz*) oft die Kühnheit verführt, während die Standhaftigkeit den Verstand nüchterner läßt? Wohl ist der jugendliche Friedrich von solchen Anwandlungen nicht immer frei gewesen, aber der gereifte Feldherr von 1757 dachte anders. Schon 1745 hatte er der Versuchung widerstanden, die Wege eines Karl XII. zu wandern, und im Dresdener Frieden auf der Höhe des Glücks eine seltene Mäßigung bewiesen.

Der Einmarsch in Böhmen rechnete mit der Unentschlossenheit des Gegners, und diese Rechnung trog nicht, wie es denn eine der ersten Feldherrngaben ist, in jedem einzelnen Falle herauszufühlen, was man dem Gegner bieten kann. Eine gegenseitige mittelbare Unterstützung der getrennten Kolonnen war gewährleistet, das Vorgehen der einen mußte die andern entlasten. Winterfeldt hatte mit treffendem soldatischen Blicke die Lage erkannt, wenn er bereits am 22. März dem Könige schrieb: „. . . hier bei diesen Umständen dependiret nicht von ihm (dem Feinde) sich avantageuse Posten zu choisiren, sondern er muß schlagen, das Terrain mag sein wie es will“. In diesen Worten spricht sich die richtige Bewertung der Initiative im großen aus, die ihre Schwungkraft auch der taktischen Handlung mitteilt. In Wirklichkeit lag dem Einmarsch in Böhmen sehr viel kühle, nüchterne Berechnung zugrunde, freilich die Berechnung eines Kühnen! Nicht anders lagen die Dinge für Moltke im Jahre 1866. Auch hier entsprang der Kriegsplan der Erkenntnis, daß die von Schlesien her in Böhmen einrückende Zweite Armee, wenn sie auf einen überlegenen Feind stieß, durch das Vorgehen der Ersten und Elb-Armee von der Lausitz her entlastet werden mußte. Hier wie 1757 wirkte sodann die Kühnheit der Heeres-

*) Vom Kriege. I. Buch 3. Kap.

leitung nach unten fort. Sie vervielfältigte die Kraft des Einzelnen und trug dadurch mächtig zum Gelingen des Ganzen bei. So erfocht Bevern seinen Sieg bei Reichenberg, und die Zweite Armee erkämpfte sich 1866 trotz des Mißgeschicks, von dem das I. Armeekorps bei Trautenau betroffen wurde, glücklich den Austritt aus dem Grenzgebirge.

Nicht nur hier hat indessen Moltke an friderizianische Gedanken angeknüpft und ist den Eingebungen friderizianischer Kühnheit gefolgt. Eine Denkschrift vom Jahre 1862*) faßt ein Vorgehen Preußens gegen Österreich, Bayern und Frankreich ins Auge. In ihr finden sich die stolzen Worte: „Preußen wird also zu Anfang des Kampfes ohne jegliche Verbündete sein, es kann sich aber deren erkämpfen und zwar auch in Deutschland selbst. Der Vorteil Preußens besteht in der Initiative. Wir können unsere Streitkräfte schneller aufstellen als alle unsere deutschen Gegner. Der Erfolg beruht ganz allein in dem sofortigen und rücksichtslosen Gebrauch derselben. . . . Es kommt darauf an, Deutschland durch Gewalt gegen Frankreich zu einigen." Mit Recht ist von dieser Denkschrift gesagt worden, daß sie zu dem Großartigsten zähle, was uns Moltke überliefert habe; es sei „als ob Friedrichs des Großen Geist aus ihr spräche Feinde ringsum! Aber kein Atom von Bedenken, von Befürchtungen oder Schwierigkeiten; nur kühn hineingreifen: wir müssen durch und wir kommen durch."**)

Der Einmarsch 1866 führte nach Königgrätz. Eine nachhinkende Kritik hat gleichwohl in Verkennung der moralischen und geistigen Faktoren, die im Kriege wirksam sind, sich bemüßigt gefunden, Moltkes Handeln zu bemängeln, nicht minder wie dasjenige König Friedrichs im Jahre 1757. Anscheinend hier mit mehr Recht, denn auf die Schlacht bei Prag folgte die von Kolin, und der König sah sich gezwungen Böhmen wieder zu räumen. Kein Kriegsplan kann jedoch über die erste große Waffenentscheidung hinaussehen, die Niederlage von Kolin steht sonach in keinem ursächlichen Zusammenhange mit dem Einmarsch in Böhmen an sich. Auch fehlte nur wenig, daß selbst Kolin ein preußischer Sieg wurde, und der Krieg dort sein Ende fand. Sodann hat der König trotz der Niederlage sein moralisches Übergewicht behauptet. Es zeigt sich das schon darin, daß er es auch weiterhin wagt, seinen zahlreichen Feinden Trotz zu bieten, daß er jeden Gedanken an einen ungünstigen Frieden als entehrend von sich weist. „Es ist eine sehr hervorstechende Eigentümlichkeit großer Feldherren, im Unglück und in der Bedrängnis so wenig als möglich aufzugeben, sich und dem Glücke zu vertrauen und es darauf ankommen zu lassen, ob bessere Zeiten ohne große Verluste zu erreichen sind. Gelingt es, so sind wir geneigt, jedesmal alles für sichere Rechnung und klares Bewußtsein zu halten, was blos erst dunkles Wagen war."***) Freilich sieht

*) Mil. Korr. 1866 S. 17 ff.

**) v. Verdy, Studien über den Krieg. 2. Teil. Oper. Pläne 3. Heft. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn.

***) Band VII. Feldzug 1814.

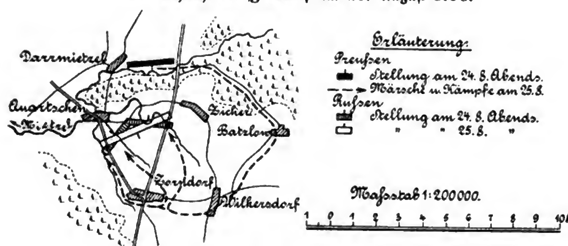
sich König Friedrich später in diesem dunkeln Wagen bei seiner um die Hälfte geschwächten Armee zu einem größeren Aufsparen der Kräfte und dort, wo er schlägt, zu einem sorgfältigeren Abwägen der Lage gezwungen. Zu so hohem Fluge wie im Jahre 1757 reichen seine Kräfte nicht mehr aus, aber seine Schlachtenführung trägt auch weiterhin den Stempel höchster Kühnheit. Diese hatte ihre Wurzel in dem hohen sittlichen Zweck, für den er stritt. In schöner Weise drückt das Clausewitz aus, wenn er dem Kronprinzen von Preußen, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. empfiehlt, man müsse sich „mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut machen, ihn immerfort bei sich nähren, sich ganz daran gewöhnen",*) und wenn er seinem hohen Schüler anrät, „sich die gefährlichsten Lagen am häufigsten zu denken und am besten darüber mit sich einig zu werden, das führe zu heroischen Entschlüssen aus Gründen der Vernunft." Weil Friedrich II. mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut war, meint er, „unternahm er an jenem denkwürdigen 5. Dezember den Angriff bei Leuthen, nicht weil er herausgerechnet hatte, daß er mit der schiefen Schlachtordnung die Österreicher höchstwahrscheinlich schlagen würde.") In den Jahren tiefer Demütigung, die den Befreiungskriegen voraufgingen, als jeder Tag den Untergang Preußens bringen konnte, beschwört der Mitarbeiter Scharnhorsts den Geist des Heldenkönigs vor dem Erben der preußischen Krone herauf, indem er zu ihm äußert: „Irgend ein großes Gefühl muß die großen Kräfte der Feldherrn beleben, sei es der Ehrgeiz wie in Cäsar, der Haß des Feindes wie in Hannibal, der Stolz eines glorreichen Unterganges wie in Friedrich dem Großen."

Zwar an ein „accabler à la fois" der Gesamtkräfte des Hauses Österreich konnte der König in den späteren Jahren des Krieges nicht mehr denken, aber seine Angriffsschlachten streben noch immer nach einem vollen Siege, nach Vernichtung des Feindes. Bei Zorndorf und Kunersdorf schlägt er mit völlig verwandter Front, bei Torgau teilt er seine wenig zahlreiche Armee, begibt sich mit deren Gros in die Dommitzscher Heide und packt den Gegner von zwei Seiten an. 1761 entsagt er der opfervollen Angriffsschlacht grundsätzlich, um beim endlichen Friedensschlusse noch mit achtunggebietender Macht im Felde zu stehen. „Der König hatte nichts so sehr am Herzen, als die Erhaltung seines Heeres, weil er mit jedem Jahre mehr einsah, wie die Furcht vor seinen zahlreichen Bataillonen ihm nützlicher war, als die Schläge, welche er damit tun konnte"**), und „wer alles durch Zeitgewinn und Aufsparen der Kräfte zu erreichen sucht, der muß die Energie des Krieges nicht von selbst steigern".**) „Je schwächer man im Kriege ist, um so mehr muß man von den Fehlern der Andern leben."**) Wir sehen ihn daher „alles fernere Manövriren in dem Punkt einer verschanzten Stellung konzentriren,**)

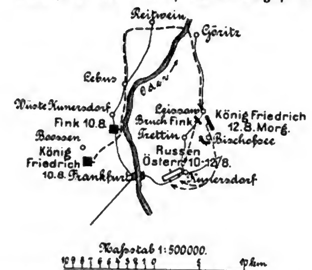
*) Vom Kriege, Anhang. Die wichtigsten Grundsätze der Kriegführung zur Ergänzung meines Unterrichts bei Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen (1810 bis 1812).

**) Band X. Friedrich der Große.

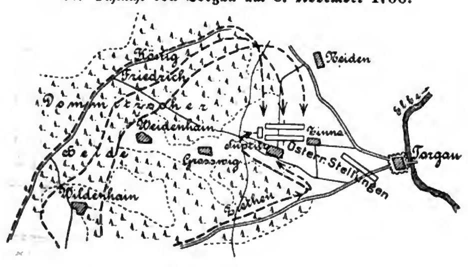
Die Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758.



Die Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759.



Die Schlacht von Torgau am 3. November 1760.



selbst in der Wahl des verschanzten Lagers von Bunzelwitz aber offenbart sich noch, sozusagen negativ, seine Kühnheit, denn es war in der Tat kühn, die Verbindung mit dem Kern seiner Lande völlig aufzugeben. Er wagte es im Vertrauen auf die Uneinigkeit und Unentschlossenheit seiner Gegner, Laudons und Buturlins, ein Vertrauen, das ihn nicht täuschen sollte.

Die neuere Kriegführung stammt von Napoleon. Aus seinen Kriegen ist für uns unmittelbar mehr zu lernen, denn sein Handeln vollzog sich auf einer Grundlage und unter Aufwendung von Mitteln, die unseren heutigen Verhältnissen ähnlicher sind, als die unter Friedrich dem Großen bestehenden. Napoleon ist schöpferisch wie kein anderer Heerführer und Organisator der Weltgeschichte und wird für immer vorbildlich bleiben, an Kühnheit aber überragt ihn Friedrich der Große. Es klingt das auch in dem Tadel durch, den Napoleon bei aller Anerkennung, die er im allgemeinen dem Könige spendet, öfter über ihn fällt, so hinsichtlich der Schlacht bei Kolin und insbesondere der bei Torgau. Dem entthronten Kaiser, der in der Gefangenschaft von St. Helena solche Urteile fällte, fehlte die nähere Kenntnis des Zusammenhanges der Dinge. Er verstand es nicht, die Beweggründe des Königs zu würdigen, dem Sohne der Revolution fehlte das Gefühl für die monarchische Verantwortlichkeit für seinen Staat, die den König leitete, er besaß nicht „den Stolz eines glorreichen Unterganges".

Zwischen jedem bedeutenden Führer und seinen Truppen bilden sich im Kriege besondere Beziehungen mehr oder weniger ausgeprägter Natur. Von dem Verkehr Friedrichs des Großen mit seinen Soldaten sind uns mancherlei volkstümliche Erzählungen aufbewahrt. Auch der gemeine Mann fühlte sich mit seinem Könige durch die gemeinsam durchlebten Mühsale und Gefahren des langen Krieges verbunden. War die Strenge des Königs, mit der er stets neue Opfer heischte, gefürchtet, so wußte doch jeder, daß er sie in noch höherem Maße gegen sich selbst übte, daß er auch, fieberkrank und von der Gicht geplagt, seiner Feldherrnpflicht oblag, und daß er sich rücksichtslos den feindlichen Kugeln aussetzte, deren „flüsterndes Getöse zu keiner Zeit den geringsten Einfluß auf seinen Anstand ausübte." *) Diese stolze „Contenance" im feindlichen Feuer übertrug sich auf seine Offiziere, wie das Beispiel jenes Leutnants v. Hertzberg beweist, der bei Hochkirch seinen Kameraden eine Prise mit den Worten anbot: „Meine Herren, nehmen Sie eine Prise Contenance" und in demselben Augenblick von einer feindlichen Kugel niedergestreckt wurde.**)

Die Einwirkung bedeutender kriegerischer Persönlichkeiten auf das Heer wird sich dort stets am reinsten offenbaren und am mächtigsten zeigen, wo sich in ihren Taten ein großer Gedanke verkörpert. Zum Marschall Vorwärts sah auch der russische

*) Berenhorst, Betrachtungen über die Kriegskunst, II.

**) Koser, Friedrich der Große, II. S. 287.

Soldat der schlesischen Armee voll Begeisterung auf, die Preußen aber wußten, daß in der unermüdlichen Tatkraft des feurigen alten Helden der Geist des Vergeltungskrieges recht eigentlich verkörpert war. In den Jahren der Revolution 1848 und 1849 wurde mit Recht gesagt, daß nur noch in Radetzkys Feldlager Österreich sei, und selten wohl hat es ein schöneres Beispiel von Verehrung der Truppen für ihren Führer gegeben als die Anhänglichkeit, die der österreichische Soldat für den Vater Radetzky zur Schau trug.

Solche Beziehungen des Führers zur Truppe werden sich anders gestalten in einer Armee von Berufssoldaten, wie in einer solchen, die sich durch die allgemeine Wehrpflicht ergänzt.

Bei aller Sorgfalt, die König Friedrich auf seine Armee verwandte, galt ihm doch für ausgemacht, daß die „Ambition" nicht auf den gemeinen Mann zu wirken vermöge. „Alles, was man aus ihm machen kann, beschränkt sich darauf, daß man ihm den Korpsgeist beibringt, d. h. eine höhere Meinung von seinem Regiment, als von allen Truppen des Weltalls, und da bei gewissen Gelegenheiten die Offiziere ihn durch die größten Gefahren hindurchführen müssen, so muß er seine Offiziere mehr fürchten, als die Gefahren, denen man ihn aussetzt".*) Nur der Offizier galt dem Könige als Träger des Geistes der Armee. Anders in einer Armee, die das Volk in Waffen darstellt. In ihr ist auch der gemeine Mann Mitträger des Geistes, der sie belebt, und die Führer haben Anlaß, in vermehrter Weise mit den in der Volksseele wirksamen Kräften zu rechnen. Gewiß, mit Begeisterung allein gewinnt man keine Schlachten, das lehren die traurigen Erfahrungen, die das republikanische Frankreich 1870/71 mit seinen improvisierten Massenheeren gemacht hat, aber der Geist, der 1813 das preußische und 1870 das gesamte deutsche Heer beseelte, ist doch eine mächtige Hilfe zum Siege gewesen.

Die Soldaten der ersten französischen Republik waren bei Napoleons Auftreten bereits aus den Freiwilligen von 1793 durch mehrjährige Kriegserfahrung zu Berufssoldaten geworden, und sie nahmen diesen Charakter mit der Zeit immer mehr an. Die Armee, die Napoleon 1805 aus den Standlagern am Kanal nach Süddeutschland führte, kann mit Recht bereits als ein Prätorianerheer bezeichnet werden. Von ihm gilt in vollem Maße, was Mommsen von dem Heere des Hamilkar Barkas sagt: „Der echte Feldherr vermag es, dem Soldaten an die Stelle des Vaterlandes seine eigene Persönlichkeit zu setzen. . . . In dem langen Kriegsleben fand der Soldat im Lager eine zweite Heimat und als Ersatz für den Patriotismus den Fahnensinn und die begeisterte Anhänglichkeit an seinen großen Führer."**) Immerhin ruhte die Armee des ersten Kaiserreichs, die sich durch die Konskription

*) Testament von 1768. Koser, König Friedrich der Große II. S. 509.

**) Römische Geschichte I[2].

ergänzte, auf durchaus nationaler Grundlage. Sie war die Trägerin des nationalen, auf Ruhm und Eroberung gerichteten, Geistes. Die fortreißende Macht einer dämonischen Natur, wie sie in Napoleon verkörpert war, mußte daher gewaltig auf die leicht zu begeisternden Franzosen wirken. Gleich sein erster Aufruf bei Übernahme des Kommandos über die Armee von Italien wies den Soldaten verlockende Ziele kriegerischen Ehrgeizes. Er verheißt, sie aus den Felsengebieten, in denen sie sich bisher geschlagen haben, und wo ihrer bewundernswerten Ausdauer die Sonne des Ruhmes nicht gelächelt hat, in die lombardische Ebene zu führen, wo sie Ehre, Ruhm und Reichtümer finden sollen. Mit Unrecht bekrittelt der Marschall Marmont in seinen Denkwürdigkeiten die Gewohnheit Napoleons, sich seinen Truppen zu zeigen und auch inmitten des Krieges über sie Heerschau zu halten. Der Kaiser kannte den Einfluß, den seine Gegenwart auf Offiziere wie Soldaten übte. Er hat einmal gesagt, daß ein höherer Führer einer gewissen Scharlatanerie in dieser Hinsicht nicht entbehren könne. So hat er dann noch unmittelbar vor seinem Untergange auf dem Schlachtfelde von Belle Alliance die Truppen haranguiert, bevor er sie zum Sturm auf die Stellung Wellingtons führte. Der Zauber seiner Persönlichkeit war so groß, daß noch inmitten der Unglücksfälle des Spätherbstes 1813 die junge Garde, wo er sich zeigte, begeistert ihr „vive l'Empereur“ ertönen ließ.

Unter einem Feldherrn, der dem Kriege ein völlig neues Gepräge gab, der die französischen Waffen von Sieg zu Sieg führte und ihrem Machtbereich eine bisher ungeahnte Ausdehnung gab, mußte sich im Heere bei allen Ausschreitungen, die es auf seinem Kriegslaufe beging, doch in hohem Maße ein „veredelter Bandengeist“*) entwickeln. Staunende Bewunderung für den Imperator, eine unbedingte Zuversicht in den Erfolg durchdrang alle Glieder der Armee. Diesen Gefühlen verleiht der Marschall Lannes Ausdruck, wenn er am 10. Oktober 1805 noch vor dem Triumph von Ulm schreibt: „Welch ein Kopf dieser Kaiser! Die feindliche Armee ist mehr in die Enge getrieben als bei Marengo; wir hoffen, daß sie binnen acht Tagen ganz in unserer Gewalt sein wird.“**)

Auf dem Boden einer großartigen kriegerischen Tätigkeit wuchsen vortreffliche Generale von hohem taktischen Geschick heran. Wohl hinderte das Übergewicht ihres Herrn und Meisters und die straffe Zentralisation, die er in Staat und Heer durchführte, ihre Entwicklung zu selbständig handelnden Heerführern, aber im engeren Rahmen der Gefechtsführung ihrer Zeit bewährten sie sich durchaus. Die Mannschaften sahen zu diesen schlachterprobten Männern auf, in denen die Glorie des Kaiserreichs verkörpert schien, und die das Wort vom Marschallstabe, den jeder Soldat in seinem Tornister trägt, wahr gemacht hatten. Von ihnen übte als der „Bravste der Braven“ der Marschall Ney wohl die größte Wirkung auf den französischen Soldaten aus.

*) Vom Kriege, III. Buch, 5. Kap.

**) An die Marschallin. Thoumas: Le Maréchal Lannes. Paris 1891.

Ney war aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen und ermangelte der Gaben des Geistes und des Charakters sowie des weiten Blicks, die unentbehrlich sind, um in operativen Fragen zu einer selbständigen Auffassung zu gelangen. Dafür erscheint er recht eigentlich als der Typus des Schlachtengenerals der napoleonischen Zeit. In ihm lebte mehr als jene stürmische Tapferkeit, wie sie Murat eigen war. Ein heldenhafter Stoizismus ließ ihn die Gefahr weniger verachten, sie als wie etwas im Kriege ganz Selbstverständliches hinnehmen. Der heutige Führer, der unvermittelt nach langem Frieden plötzlich der Gefahr gegenübertritt, kann solche Auffassung nur auf Grund einer in strenger Selbstzucht allmählich herangebildeten inneren religiösen Überzeugung gewinnen. Bei Ney war es die lange Kriegsgewohnheit, die in ihm solchen nie versagenden Gleichmut hatte entstehen lassen und ihn 1812 auf dem Rückzuge aus Rußland zu einem verwundeten Soldaten, der sich hilfeflehend an ihn wandte, sagen ließ: „Wie soll ich dir helfen? Du bist ein Opfer des Krieges!"*) In diesen mit ruhiger Gelassenheit gesprochenen Worten lag keine Hartherzigkeit, sondern nur der männliche Ausdruck jener alten Wahrheit, daß der Soldat im Kriege zum Sterben bestimmt ist, einer Wahrheit, die in der heutigen friedliebenden Welt fast verloren zu gehen droht.

Nur ein Führer, der sein eigenes Leben und dort, wo der Gefechtszweck es erheischt, auch das seiner Leute gering achtet, wird ihrer wahrhaft Herr sein. In solcher Herrschaft einer einzelnen Persönlichkeit über die rohen Triebe der Masse beruht recht eigentlich das Geheimnis erfolgreicher Führung auf dem Schlachtfelde. Diese Einwirkung auf die Untergebenen liegt auf dem Gebiete der Suggestion, sie wird sich je nach den Eindrücken des Augenblicks mit Hilfe der im Frieden anerzogenen Disziplin oder durch die fortreißende Gewalt des persönlichen Beispiels äußern.

Als bei Königgrätz die Erste preußische Armee einen schwierigen und verlustreichen Frontalkampf auszuhalten hatte, bevor sich die Einwirkung der Zweiten Armee gegen Flanke und Rücken des Gegners bemerkbar machen konnte, begannen einzelne Mannschaften und ganze Trupps den unter dem wirksamsten feindlichen Geschützfeuer liegenden Holawald zu verlassen, um weiter rückwärts bessere Deckungen aufzusuchen. König Wilhelm ließ den Führer eines Regiments, das mit stärkeren Abteilungen aus dem Walde in der Richtung auf seinen Standpunkt zurückging, scharf an. Er befahl, „Points vor" zu nehmen, im Granatfeuer auszurichten, und sagte dann: „Ich werde euch noch einmal vorschicken, schlagt euch wie brave Preußen."**) Ähnlich wie hier der Allerhöchste Kriegsherr, verfuhr General Skobelew 1877 bei Lowtscha, wo er ein in Unordnung geratenes Bataillon im feindlichen Granatfeuer Griffe ausführen ließ, wodurch es die Haltung vollständig zurückgewann. Bei Nachod wurde ein schwieriger

*) **Fézensac, Souvenirs militaires**, 3. Ausg., S. 239. Paris 1869.

**) v. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges 1866 in Deutschland, II. S. 467.

Gefechtsmoment bei der Avantgarde des V. preußischen Armeekorps wesentlich durch das persönliche Eingreifen des Generals v. Steinmetz, dessen Strenge von hoch und niedrig im Korps gefürchtet war, überwunden. „Bis zur völligen Unbefangenheit und zur natürlichen Elastizität der Seele bringt ein gewöhnlicher Mensch im Gefecht es immer nicht, und so mag man denn erkennen, daß mit Gewöhnlichem hier wieder nicht auszureichen ist, was um so wahrer wird, je größer der Wirkungskreis ist, der ausgefüllt werden soll. Enthusiastische, stoische, angeborene Bravour, gebieterischer Ehrgeiz, oder auch lange Bekanntschaft mit der Gefahr, viel von alledem muß da sein, wenn nicht alle Wirkung in diesem erschwerenden Mittel hinter dem Maß zurückbleiben soll, welches auf dem Zimmer als ein gewöhnliches erscheinen mag."*)

Von Skobelew sagt sein Generalstabsoffizier, der heutige russische Oberkommandierende in Ostasien, General Kuropatkin, er habe in vollendeter Weise den Puls des Kampfes mit seinen bald raschen, bald stockenden Schlägen zu vernehmen gewußt. Dementsprechend zeigte er im Gefecht bald Zurückhaltung, indem er das eigene heiße Blut durch die Gewalt seines Führerwillens bezwang, bald ließ er seiner Kampfesleidenschaft freien Lauf. Am Nachmittage des 11. September wirft er auf dem linken russischen Flügel bei Plewna seine letzten Reservebataillone in den vor ihm wogenden Kampf, um die in vorderster Linie befindlichen Schützenschwärme vorzureißen. Da trifft ein Gegenstoß der Türken die rechte Flanke der Stürmenden, ihr rechter Flügel kommt zum Stehen, die Stockung droht sich nach links fortzupflanzen. Nur noch über die eigene Person verfügt der General als letzte Verstärkung der Schützenlinie. Er gibt dem Pferde die Sporen, durchjagt einen vor ihm befindlichen Grund, reißt die Schwankenden mit einem lauten „Vorwärts, Kinder!" vor und dringt mit ihnen in die feindlichen Verschanzungen ein.**) Es lag nicht an ihm, wenn die gewonnenen Stellungen am andern Tage nicht behauptet wurden.

Auch dem Einfluß eines so tatkräftigen und beliebten Führers wie Skobelew sind indessen öfter im Gefecht Grenzen gesteckt. Der Grad der Herrschaft, die er über die Truppe ausübt, ist von der Größe der körperlichen Ermüdung und der Nervenanspannung, der die Mannschaften unterworfen waren, abhängig.

Im Januar 1878 wird der 2½ Kompagnien starke Vortrupp der Kolonne Skobelew, im Begriff, sich nach Überwindung der Balkanhöhe in der Ebene auszubreiten, angegriffen, während die Masse der Avantgarde noch in dem tief verschneiten Gebirge steckt. Nur mit Mühe vermögen sich die Kompagnien gegen den überlegenen Gegner, dessen Feuer sie in der Front, in beiden Flanken und teilweise auch im Rücken trifft, zu behaupten. Die Munition geht zu Ende, die Verluste häufen sich,

*) Vom Kriege. I. Buch, 4. Kap.
**) Kuropatkin, Lowtscha—Plewna.

eine dumpfe Verzweiflung bemächtigt sich mehr und mehr der durch die vorherigen Entbehrungen des winterlichen Gebirgsmarsches erschöpften Mannschaften. Den Eindruck, den Skobelew empfängt, als er bei seinem Vortrupp eintrifft, schildert Kuropatkin*) wie folgt: „Ein Blick auf die tapferen Verteidiger unserer vorgeschobenen Stellung genügte, um die ganze Schwere ihrer Lage zu erkennen. Die übermäßige Anspannung der Nerven während eines mehrstündigen Kampfes hatte bereits ihre Wirkung getan. Das Erscheinen des geliebten Führers machte auf die Mehrzahl gar keinen Eindruck. Die finsteren, gleichgültigen und bleichen Gesichter waren völlig ausdruckslos, vielen Leuten sah man die Kopflosigkeit deutlich an." Auf seinen Gruß erhält der General nur ganz vereinzelte Antworten. Er läßt die Mannschaften dafür hart an, wiederholt ihn und erhält nun etwas bessere Antworten, für ihn ein Zeichen, daß auf diese Leute immerhin noch zu zählen ist.

Als der General zwei Tage später zum Angriff auf das befestigte türkische Lager von Scheinowo im Süden des Schipkapasses schreitet, und die Angriffsbewegung zeitweilig ins Stocken gerät, verliert auch er vorübergehend die gewohnte Selbstbeherrschung. Tief bekümmert äußert er zu seiner Umgebung: „Es scheint, daß es wieder wie bei Plewna wird." Als dann im weiteren Verlauf des Gefechts die erste Reihe der türkischen Verschanzungen genommen ist, stutzen die Schützenschwärme vor einer zweiten feindlichen Verteidigungslinie. Die Reserven rücken auf, alle Tambours schlagen, die Regimentsmusiken spielen, die Schützen rufen auch Hurra, bleiben jedoch liegen und sind trotz aller Bemühungen ihrer Offiziere nicht weiter vorzubringen, sie wagen bei dem Hagel von Geschossen, der ihnen auf nächster Entfernung entgegenschlägt, nicht einmal den Kopf zu erheben. Erst das Beispiel eines beherzten Tambours, der schlagend dem Feinde entgegengeht, und dem sein Regimentskommandeur mit hocherhobener Fahne folgt, wirkt. Nunmehr stürzt alles unaufhaltsam vor.

Die Aufgaben der Führer aller Grade sind jetzt unendlich viel schwerer geworden, als sie es zur Zeit Napoleons waren. Eine wirkliche Führerschaft im früheren Sinne kennt jetzt fast nur noch der Reiteroffizier. Die Wirksamkeit, die der Infanterieoffizier durch persönliches Eingreifen und durch sein Beispiel auf den Schützenschwarm ausübt, äußert sich nicht so unmittelbar und bleibt immer begrenzt. Die englischen Infanterieoffiziere zeigten sich im südafrikanischen Kriege ihrer Aufgabe nicht durchweg gewachsen, weil sie diese vornehmlich in jenem älteren Sinne auffaßten und sich den Bedingungen des heutigen Gefechts nur schwer anzupassen vermochten. Ihre Mannhaftigkeit ist unbestreitbar, das bezeugt die im Verhältnis zu der Einbuße an Mannschaften überaus hohe Verlustziffer, der Mehrzahl von ihnen aber war ihr Beruf nur eine sportliche Leistung. Wer bei einer solchen kalten Blutes der

*) Kuropatkin, Der Balkanübergang und das Treffen von Scheinowo.

Gefahr ins Auge zu sehen gewohnt ist, der wird auch vor dem Feinde passiv mit Ehren seine Schuldigkeit tun, von da aber zu jenem den ganzen Menschen beherrschenden Willen, um jeden Preis zu siegen, und zur Übertragung dieses Willens auf die Mannschaft ist noch ein weiter Schritt. Nur mit Hilfe rein soldatischer Eigenschaften kann dieser überwunden werden, Eigenschaften, wie sie nicht auf dem Boden des Sports, sondern allein auf dem der Pflicht gedeihen.

Wenn es in den erwähnten Gefechten des russisch-türkischen Krieges auch gelang, die Krisis zu beschwören, so liefern sie doch gleichzeitig den Beweis, daß mit unbedingter Sicherheit darauf nicht zu rechnen ist. Es liegt das daran, daß unberechenbare Instinkte sich urplötzlich in der Masse zur Geltung bringen, Instinkte, die unter Umständen eine sonst brave Truppe urplötzlich zu einem Haufen von Feiglingen werden lassen und sie zur Panik geneigt machen. Der südafrikanische Krieg bietet mehrfach Beispiele solchen Versagens jedes Einflusses der Führung bei den Engländern. Gleichwohl darf man darum noch nicht übertrieben pessimistische Anschauungen über die Schwierigkeiten heutiger Gefechtsführung hegen, denn auch in früheren Zeiten finden sich selbst bei den tüchtigsten Armeen und inmitten eines sonst glücklichen Fortschreitens der Kriegshandlung Fälle, wo eine Truppe versagt hat.

In der für König Friedrich siegreichen Schlacht bei Prag wurde anfänglich der linke Flügel seines ersten Treffens abgewiesen und wich fluchtartig zurück, wiewohl der Feldmarschall Graf Schwerin hier sein Leben einsetzte, und kein geringerer als Winterfeldt die Bataillone zum Sturm führte. Hier sprach der ausgehungerte Magen sowie körperliche Ermüdung der Mannschaften infolge eines voraufgegangenen Nachtmarsches und eines sehr schwierigen Anmarsches in sumpfigem Gelände, durch das die Artillerie nicht folgen konnte, wesentlich mit, so daß die Bataillone bereits erschöpft an den Feind kamen. In gewisser Weise stellte jene Zeit an den Mann in Reih und Glied, was seinen persönlichen Mut anlangt, geringere Anforderungen, als die heutige. In dem geschlossenen Haufen besaß er mehr das Gefühl wechselseitiger Hilfeleistung, er befand sich stets unter den Augen seiner Vorgesetzten und mußte mit, er mochte wollen oder nicht. Die geringere Waffenwirkung jener Zeit sprach hierbei weniger mit, denn die friderizianischen und napoleonischen Schlachten sind blutiger verlaufen als die neueren, und gegen Kartätschen speiende Batterien anzulaufen war auch damals keine Kleinigkeit, aber die Augenblicke größter Gefahr waren kürzer bemessen. Das heutige stundenlange Feuergefecht, wenn auch auf weiteren Entfernungen geführt, stellt offenbar höhere Anforderungen an die Nerven, und der erlahmenden Kraft einer Schützenlinie kann nur durch Verstärkung von rückwärts oder durch Eingreifen seitwärtiger Abteilungen, überhaupt durch zweckmäßige Maßnahmen der Führung aufgeholfen werden. Darum aber an der Durchführbarkeit des Angriffs bei den heutigen Feuerwaffen zu zweifeln, liegt durchaus kein Grund vor. Die Art des Verfahrens hat sich geändert, die Sache bleibt dieselbe. Die

preußische Infanterie hat einst das friderizianische „fier an den Feind marschieren" gar zu wörtlich ausgelegt und gemeint: Tiraillieren nähre den natürlichen Hundsfott, bis sie 1806 eines besseren belehrt wurde. Daß auch im Schützenschwarm sich echtes Soldatentum bewähren kann, hat sie seitdem unzählige Male bewiesen, am ruhmvollsten wohl bei Vionville und bei St. Privat, und sie wird es auch künftig unter teilweise wiederum veränderten Formen beweisen. Wer dem Infanterieangriff die Möglichkeit des Erfolges abstreitet, täte besser, den Soldatenrock auszuziehen, denn er gleicht einem Manne, der kirchlichen Glauben heuchelt, ohne ihn innerlich zu besitzen. Es wäre allerdings Selbsttäuschung, wenn man annehmen wollte, daß die Friedensausbildung uns lauter Helden liefern könnte, wohl aber wird man vermöge einer straffen Disziplin und daneben durch eine individualisierende Ausbildung dahin gelangen können, daß auch in schwierigen Augenblicken des Gefechts das dem Manne im Frieden Anerzogene ihn wenigstens nicht ganz verläßt. In einem Lande der allgemeinen Wehrpflicht eröffnen sich gerade hier für den Offizier die dankbarsten Aufgaben. Die gegen frühere Zeiten erheblich gesteigerte Intelligenz der Masse wird es ihm möglich machen, sich aus den besten Elementen tüchtige Gehilfen zu schaffen für die Stunde der Gefahr. Wenn bereits Scharnhorst über den Durchbruch der hannoverschen Besatzung aus der kleinen Festung Menin im Jahre 1794 schreiben konnte: „Das eigentliche Bedürfnis reizt im Kriege zu großen Taten" ..... „Inmitten der nächtlichen Verwirrung sah man Trupps, die von Gemeinen kommandiert wurden, und wo Gemeine anderen Gemeinen wie ihren Offizieren gehorchten",*) so enthält unser heutiges Infanteriereglement sicherlich mit noch größerem Recht jenen Hinweis auf das Beispiel beherzter Leute, die erforderlichenfalls den Offizier zu ersetzen imstande sind.

Auf eine Armee, deren ganzes Streben auf die Erziehung für den Krieg gerichtet ist, werden im Ernstfall die Worte passen: „Die Kühnheit ist vom Troßknecht und Tambour bis zum Feldherrn hinauf die edelste Tugend, der rechte Stahl, welcher der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz gibt ..... In dem großen Haufen ist die Kühnheit eine Kraft, deren vorzügliche Ausbildung nie zum Nachteil anderer Kräfte gereichen kann ..... Hier bleibt die Kühnheit nur die zum Losschnellen immer gespannte Federkraft ..... Je höher wir unter den Führern hinaufsteigen, desto notwendiger wird es, daß der Kühnheit ein überlegender Geist zur Seite trete, daß sie nicht zwecklos, nicht ein blinder Stoß der Leidenschaft sei; denn immer weniger betrifft es die eigene Aufopferung, immer mehr knüpft sich die Erhaltung anderer und die Wohlfahrt eines großen Ganzen daran." **)

*) Die Verteidigung von Menin und die Selbstbefreiung der Garnison unter General von Hammerstein.

**) Vom Kriege. III. Buch, 6. Kap.

So hat beim Führer, je höher er steht, desto mehr die Kühnheit stets in richtiger Wechselwirkung mit der Vorsicht zu stehen. „Auch im Wagen gibt es noch eine Klugheit und ebensogut eine Vorsicht, nur daß sie nach einem anderen Münzfuß berechnet sind."*) In der Tat lehrt die Kriegsgeschichte, daß gerade das Wagen höchste Klugheit ist. Mit Recht heißt es in Friedjungs**) schöner Charakteristik des Feldzeugmeisters Baron John, der 1866 Generalstabschef des Erzherzogs Albrecht war, und dem ein wesentlicher Anteil am Siege von Custoza gebührt: „In Johns Natur lag nicht überschäumende genialische Tatkraft, er war vielmehr wie Gneisenau ein Mann von Klarheit, Ruhe und Festigkeit. Auch bei ihm war die Kühnheit der kriegerischen Entwürfe das Ergebnis der Einsicht, daß im Kampfe der mutigste Mann auch der klügste sei." So gibt es Lagen, „wo die höchste Vorsicht nur in der höchsten Kühnheit zu suchen ist",***) und „die Kühnheit hat im Kriege sogar eigne Vorrechte. Über den Erfolg des Kalküls mit Raum, Zeit und Größe hinaus müssen ihr noch gewisse Prozente zugestanden werden, die sie jedesmal, wo sie sich überlegen zeigt, aus der Schwäche der anderen zieht. Sie ist also eine wahrhaft schöpferische Kraft. Das ist selbst philosophisch nicht schwer nachzuweisen. So oft die Kühnheit auf die Zaghaftigkeit trifft, hat sie notwendig die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, weil Zaghaftigkeit schon ein verlorenes Gleichgewicht ist. Nur wo sie auf besonnene Vorsicht trifft, die, man möchte sagen, ebenso kühn, in jedem Fall ebenso stark und kräftig ist als sie selbst, muß sie im Nachteil sein; das sind aber schon die seltenen Fälle. In der ganzen Schar der Vorsichtigen befindet sich eine ansehnliche Majorität, die es aus Furchtsamkeit ist." †)

In Wahrheit wirkt die Kühnheit suggestiv auf den Feind. Nur so erklärt sich der verblüffende Eindruck, den Friedrich der Große und Napoleon auf ihre Gegner hervorbrachten, selbst dort, wo ihnen eine lediglich verstandesmäßige Abwägung der Verhältnisse nur geringen Erfolg, wenn nicht gar eine Niederlage hätte prophezeien müssen. Der Einmarsch in Böhmen 1757 wurde wirklich für die Österreicher, wie Winterfeldt vorausgesagt hatte, „der unvermutetste Donnerschlag, so jemals geschehen", durch den alles „in Schrecken und Konfusion geraten müsse".††) Von dem nächtlichen Überfall von Hochkirch, den König Friedrich durch die Dreistigkeit herausgefordert hatte, mit der er sich in der nächsten Nähe der Österreicher lagerte, sagt Clausewitz,†††) daß man gerade daran, daß es in allen drei schlesischen Kriegen nur ein Hochkirch gebe, des Königs Meisterschaft erkenne.

*) Vom Kriege. I. Buch, 1. Kap. 22.
**) Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. I. 5. Aufl. S. 427 ff.
***) Band VIII. Feldzug von 1815.
†) Vom Kriege. III. Buch, 6. Kap.
††) Gen. St. W. Kriege Fr. d. Gr. III. Siebenj. Krieg II. S. 42.
†††) Vom Kriege V. Buch 7. Kap.

Bei Marengo, Ulm und Jena hatte Napoleon dem Erfolge bereits durch die Anlage des Feldzuges wirksam vorgearbeitet; daß seine großen Umgehungsbewegungen an sich nicht ohne Gefahr waren, hat er freilich nicht verkannt, solche vielmehr mit bewußter Kühnheit in Kauf genommen. In den Regensburger Tagen des Jahres 1809 läßt sich der Erzherzog Karl unter dem Eindruck der Blitzesschnelle, mit der Napoleon eine anscheinend für ihn überaus schwierige Lage in ihr volles Gegenteil verwandelt, gänzlich die Initiative aus den Händen winden. Diese Erfolge von Regensburg haben dann freilich Napoleons Kühnheit zu jener Verwegenheit gesteigert, die ihm die Niederlage von Aspern eintrug. Der Versuch, hier im nahen Bereich der versammelten Österreicher den Donauübergang zu erzwingen, mußte scheitern, aber war es zu verwundern, wenn der niebesiegte Weltenbezwinger seinem Gegner auch das noch bieten zu können vermeinte? Erscheint doch dem rückschauenden Blick so manches nur deshalb als Verwegenheit, weil es nicht von Erfolg gekrönt war, während es sich in der Tat ganz natürlich aus der momentanen Auffassung des Handelnden ergab. „Die Gefahren des Augenblicks beherrschen den Menschen stets am gewaltsamsten und darum erscheint oft als eine Verwegenheit, was in letzter Instanz gerade der einzige Rettungsweg, also die höchste Vorsicht ist. Selten ist der bloße Verstand hinreichend, den Menschen bis auf diesen Grad zu stärken, und es ist meist nur die angeborene Kühnheit des Charakters, welche fähig macht, solche Wege der Vorsicht zu gehen."*)

Als König Karl X. Gustav von Schweden im Winter 1658 mit Heeresmacht von der jütischen Halbinsel über das Eis der Meeresarme zuerst nach Fünen und dann nach Seeland übersetzte, langte er mit nur 5000 Mann vor Kopenhagen an, aber ganz Dänemark stand unter dem verblüffenden Eindruck seines Erscheinens, er diktierte den Frieden, wie es ihm beliebte. Ähnlich wirkte Diebitsch 1829 auf die Türkei. Er langte nach Moltkes Worten**) südlich des Balkan bei Adrianopel „mit dem Schatten eines Heeres, aber mit dem Ruf der Unwiderstehlichkeit an. Dem zuversichtlichen, kühnen und doch vorsichtigen Verhalten des Generals Diebitsch zu Adrianopel verdankt Rußland den glücklichen Ausgang des Feldzugs".

Das Außerordentliche, daß die Landtruppen jenes Schwedenkönigs ohne Beihilfe einer Flotte vor der Hauptstadt des dänischen Inselreiches erschienen, daß die Russen den Schutzwall Konstantinopels, den bisher noch nie von einem feindlichen Heere überschrittenen Balkan, durchbrochen hatten, wirkte lähmend auf die Gemüter. Es bedarf jedoch nicht so außerordentlicher Ereignisse, um eine ähnliche Wirkung hervorzurufen, sie ist in hohem Maße auch auf dem Gefechtsfelde durch ein zuversichtliches und kühnes Auftreten zu erzielen, das tritt in den Augustschlachten des Jahres 1870 überzeugend

*) Band VII. Feldzug 1812.

**) Moltke, Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829.

hervor. In dem Glauben, es handle sich nur darum, dem von den Spicherer Höhen abziehenden Feinde Aufenthalt zu bereiten, war General v. Kameke am 6. August 1870 mit seiner 14. Infanterie-Division bei Saarbrücken über die Saar gegangen und in ein schweres Gefecht gegen das in sehr starker Stellung befindliche 2. französische Korps Frossard verwickelt worden. Um 4⁰⁰ nachm. hatte die Division Kameke alle Kräfte verausgabt und konnte nur noch mit Mühe den unter schweren Verlusten errungenen Boden behaupten. Ein entschlossener Gegenstoß der Franzosen, zu dem noch fast die Hälfte des 2. Korps an Reserven zur Verfügung gestanden hätte, würde die Deutschen über die Saar zurückgeworfen haben. General Frossard aber hatte bereits um 1²⁵ nachm., zu einer Zeit, als sich nur die vordere 27. Brigade der 14. Division und deren Batterien seinem Korps gegenüber entwickelt hatten, an Bazaine gemeldet, er sei auf seiner ganzen Front heftig angegriffen, es entbrenne eine Schlacht, Unterstützung sei dringend erwünscht. Als der Angriff der vereinzelten deutschen Division um 4⁰⁰ nachm. abgewehrt ist, und deren Kräfte völlig erschöpft sind, meldet Frossard nur, daß er hoffe, sich behaupten zu können. Gleichwohl bittet er nochmals um Unterstützung, da der Kampf jeden Augenblick wieder aufleben könne. Das Eintreffen der ersten deutschen Verstärkungen, Teile der 16. und 5. Infanterie-Division veranlaßt ihn, dem Oberbefehlshaber zu telegraphieren: „Les Prussiens font avancer des renforts considérables, je suis attaqué de tous côtés. Pressez le plus possible le mouvement de vos troupes.“ Wahrlich ein schöner Erfolg des kühnen Angriffs so schwacher deutscher Kräfte! Hier begann sich jener „Cauchemar prussien“ zu äußern, der seitdem über dem französischen Heere lagerte und der am 16. August Bazaine bei Vionville unter dem wuchtigen Anprall des III. Armeekorps der Entschlußfähigkeit vollständig beraubte. Auch auf seinem linken Flügel, wo das 4. Korps Ladmirault einen unbestrittenen Erfolg errungen hatte und die Brigade Wedel zertrümmert über die Schlucht von Greyere Ferme zurückglitt, wurde der Erfolg nicht ausgebeutet, weil die Kühnheit des deutschen Angriffs die Franzosen an die Anwesenheit weit stärkerer Kräfte glauben machte, als tatsächlich zur Verfügung standen. So konnte denn die Attacke der wenigen Schwadronen des 1. Garde-Dragoner-Regiments die Verfolgung zum Stehen bringen.

Die Gefechtsführung wird sich stets der Waffenwirkung ihrer Zeit anzupassen haben, sie wird daher heute vielfach ein anderes Verfahren einzuschlagen haben, als es unsere Führer im Jahre 1870 anwandten, die Vorbilder frischer Initiative, die sie uns gegeben haben, sollten uns jedoch stets mahnend vor der Seele stehen, denn wenn auch „in dem Führer die Kühnheit einer einzelnen Handlung leicht zum Fehler werden kann, so bleibt es doch ein schöner Fehler, der nicht angesehen werden darf wie jeder andere. Wohl dem Heere, wo sich eine unzeitige Kühnheit häufig zeigt; es ist ein üppiger Auswuchs, aber der Zeuge eines kräftigen Bodens. Selbst die Tollkühnheit, d. h. die Kühnheit ohne allen Zweck, ist nicht mit Geringschätzung

anzusehen; im Grunde ist es dieselbe Kraft des Gemüts, nur ohne alles Zutun des Geistes, in einer Art von Leidenschaft ausgeübt. Nur wo die Kühnheit sich gegen den Gehorsam auflehnt, wo sie einen ausgesprochenen höheren Willen geringschätzend verläßt, da muß sie, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des Ungehorsams, wie ein gefährliches Übel behandelt werden, denn nichts geht im Kriege über den Gehorsam.

Daß bei einem gleichen Grade von Einsicht im Kriege tausendmal mehr verdorben wird durch Ängstlichkeit als durch Kühnheit, das brauchen wir wohl nur auszusprechen, um des Beifalls unserer Leser gewiß zu sein."*)

Diese Worte von Clausewitz erinnern an unsere Dienstvorschriften, die da betonen, daß Unterlassen und Versäumnis eine schwerere Belastung bilden, als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel, und sie belehren uns dahin, daß, wenn sich in den niederen Führerstellen bei uns 1870 vielfach ein „Durchgehen nach vorne" zeigte, dieses nicht minder wie das kecke Anfassen Kametes bei Spichern, der Brigade Goltz bei Colombey und Alvenslebens bei Vionville Zeuge eines kräftigen Bodens war. Keine nachträgliche Kritik wird diese Zeugenschaft abzuschwächen imstande sein. Sie wird sich stets vorzuhalten haben, daß unser Verfahren in den Augustschlachten 1870, wo es den Stempel der Übereilung trägt, sich zum großen Teil aus den verhältnismäßig leichten Erfolgen des Feldzuges 1866 erklärt. Die Kritik kann Gutes wirken, wenn sie fortgesetzt betont, wie die seit 1870 noch erheblich gesteigerte Feuerwirkung zu beachten ist, und vor blindem Draufgehen warnt, darüber hinaus ist sie jedoch von Übel und kann nur dazu beitragen, jenen „kräftigen Boden" in einen solchen unfruchtbarer Dürre zu verwandeln. Es erscheint daher als eine der ersten Pflichten aller Vorgesetzten, schon im Frieden den Trieb zu selbständigem Handeln in ihren Untergebenen mit allen Mitteln zu wecken, statt, wie es der Friedensdienst nur zu leicht mit sich bringt, den Geist der Selbständigkeit in ein enges Schema zu bannen. Nur dort, wo gedankenlos ohne zureichenden Grund gehandelt wird, ist Tadel am Platz.

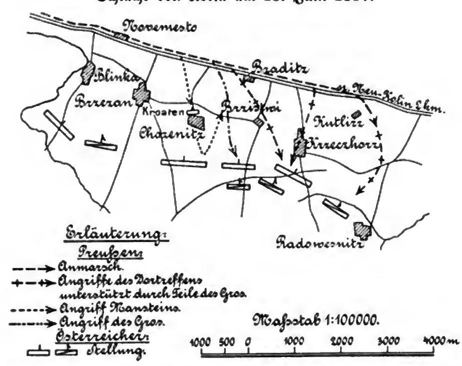
Ein Beispiel jenes „gefährlichen Übels", einer Kühnheit, die sich „gegen den Gehorsam auflehnt", liefert das Verhalten des Generals von Manstein in der Schlacht bei Kolin.**) Bevor der Flankenmarsch, den die preußische Armee an der Front der Österreicher entlang vollführte, vollendet war, brach er mit einem Bataillon aus der Marschkolonne heraus gegen Chozenitz vor, um vor dem Dorfe eingenistete Kroaten, deren Flankenfeuer lästig war, zu vertreiben. Er ließ sich dann weiterhin durch seine stürmische Tapferkeit verleiten, mit fünf Bataillonen über Chozenitz hinaus gegen die österreichische Hauptstellung vorzugehen, wo sein vereinzelter Angriff zerschellen mußte. Solche Eigenmächtigkeit eines Unterführers war und ist stets verwerflich, sie fiel in jener Zeit der geschlossenen linearen Schlachtordnung doppelt schwer ins Gewicht, denn die Einheit des preußischen Infanterieangriffs war jetzt durchbrochen. So

*) Vom Kriege III. Buch 6. Kap.

**) Skizze umstehend.

trug Mansteins Verhalten zum großen Teil die Schuld an dem Unglück der preußischen Waffen an diesem Tage.

Schlacht von Kolin am 18. Juni 1857.



Immerhin ist unüberlegtes Handeln im Drange des Gefechts bei einer Soldatennatur, wie es diejenige Mansteins war, wenn nicht zu rechtfertigen, so doch zu begreifen, denn sein Temperament riß ihn fort. Schwerer wiegen Auflehnungen gegen einen höheren Willen, wenn dadurch der planmäßige Verlauf der ganzen Kriegshandlung gestört wird.

Im Januar 1807 dehnte der Marschall Ney eigenmächtig die ihm von Napoleon vorgezeichneten Winterquartiere über die Linie der Nachbarkorps aus und schob sein Korps gegen den ausdrücklichen Willen Napoleons gegen Königsberg vor. Nur den Versäumnissen der Gegner hatte das Korps es zu verdanken, daß es bei deren bald darauf beginnender Offensive ungefährdet zurückgehen konnte. Ein, gleich Ney, auf dem Schlachtfelde durchaus erprobter Führer, General von Steinmetz, hat durch seine Eigenmächtigkeiten in der Aufmarschperiode 1870 Moltke die Leitung der Operationen bekanntlich sehr erschwert. Solche Eigenmächtigkeiten aber sind bei den heutigen großen Heeren, die nicht durch tägliche Befehle, sondern nur durch Direktiven, die ihre Bewegungen vielfach auf mehrere Tage im voraus regeln, geleitet werden können, doppelt gefährlich. Hier gilt Moltkes Wort: „Die militärisch-hierarchische Gliederung muß der Unterordnung auch des Gedankens zu Hilfe kommen."*) Auch hierbei ist jedoch zu

*) „Der italienische Feldzug des Jahres 1859" herausgegeben vom Gr. Gen St.

bedenken, daß „die Kühnheit immer seltener wird, je höher wir hinaufsteigen in den Graden“,*) solches seltene Gut daher wohl zu schätzen ist.

Die Erfordernisse, die an die Kühnheit in hohen Dienstgraden gestellt werden, sind freilich andere als in den niederen. „Je höher wir in den Führerstellen hinaufsteigen, umsomehr wird Geist, Verstand und Einsicht in der Tätigkeit vorherrschend, umsomehr wird also die Kühnheit, welche eine Eigenschaft des Gemüts ist, zurückgedrängt, und darum finden wir sie in den höchsten Stellen so selten, aber um so bewundernswürdiger ist sie auch dann. Eine durch vorherrschenden Geist geleitete Kühnheit ist der Stempel des Helden; diese Kühnheit besteht nicht im Wagen gegen die Natur der Dinge, in einer plumpen Verletzung des Wahrscheinlichkeitsgesetzes, sondern in der kräftigen Unterstützung jenes höheren Kalküls, den das Genie, der Takt des Urteils in Blitzesschnelle und nur halb bewußt durchlaufen hat, wenn er seine Wahl trifft. Je mehr die Kühnheit den Geist und die Einsicht beflügelt, um so weiter reichen diese mit ihrem Flug, um so umfassender wird der Blick, um so richtiger das Resultat; aber freilich immer nur in dem Sinne, daß mit den größeren Zwecken auch die größeren Gefahren verbunden bleiben. Der gewöhnliche Mensch, um nicht von den schwachen und unentschlossenen zu reden, kommt höchstens bei einer eingebildeten Wirksamkeit auf seinem Zimmer, entfernt von Gefahr und Verantwortlichkeit, zu einem richtigen Resultat, soweit nämlich ein solches ohne lebendige Anschauung möglich ist. Treten ihm aber Gefahr und Verantwortlichkeit überall nahe, so verliert er den Überblick, und bliebe ihm dieser etwa durch den Einfluß anderer, so würde er den Entschluß verlieren, weil da kein anderer aushelfen kann.“ *)

Ähnliches hat der amerikanische General Sherman im Sinn, wenn er schreibt: „Ich möchte wahren Mut als ein höchst vervollkommnetes Empfinden für das Maß der Gefahr und den entschlossenen Willen, ihr entgegenzugehen, bezeichnen. Es trifft das die Sache weit besser als jene sogenannte Unempfindlichkeit gegen die Gefahr, von der ich zwar viel gehört, aber wenig gesehen habe.“ **)

Den „Stempel des Helden“ im eigentlichen Sinne finden wir noch nicht entfernt bei jedem Helden des Schlachtfeldes. Zu diesen gehörte unbedingt Murat. Napoleon, sein Schwager, rühmt an ihm den unvergleichlichen „Elan“ und die glänzende Tapferkeit. Er habe sein ganzes Leben im Kriege verbracht, er sei ein Held, wenn auch ein beschränkter Mensch.***) Seiner Schwester, der Königin von Neapel, schreibt der Kaiser: „Votre mari est un fort brave homme sur le champs de bataille, mais il est plus faible qu'une femme ou qu'un moine quand il ne voit pas l'ennemi. Il n'a aucun courage moral.“†) Ähnlich urteilt der Marschall

*) Vom Kriege III. Buch, 6. Kap.

**) Memoirs II, p. 395. Military lessons of the war.

***) Äußerung zu Roederer 11. 2. 1809, zitiert nach Pierron, Méthodes de guerres I.

†) Fontainebleau 24. 1. 1813, ebenda zitiert.

Marmont über Ney,*) von dem er mit Recht sagt, daß ihm jedes höhere operative Verständnis schon deshalb gefehlt habe, weil sich sein Blick überall da, wo er nur mit geistigem Auge zu sehen imstande war, gefärbt habe. „C'était toujours chez lui le résultat de la sensation du moment, et comme un effet de l'état de son sang. Il pouvait s'en aller aussi bien devant trente mille hommes, en ayant cinquante mille, qu'en attaquer cinquante avec vingt." Sehr bezeichnend sagt Jomini*): „Man muß auf dem Schlachtfelde ebenso ruhig, fest und unbeugsam sein können, wie bei der Arbeit auf der Karte im Zimmer. Aber wenn wir die Wahl haben, würden wir die letztere Fähigkeit für einen Feldherrn für wesentlicher halten als die erstere. Die entscheidenden Entschlüsse werden von diesem stets fern vom Drange des Gefechts bei ruhiger Überlegung gefaßt. In dieser liegt die wahre Bedeutung eines großen Generals."

„So ist der Mut immer das erste Element des Kriegers, aber er erhält sich nur dann in den höheren Regionen großer Verantwortlichkeit, wenn ein kräftiger Kopf ihn unterstützt; darum gelangen von so viel braven Soldaten so wenige dazu, mutige und unternehmende Feldherren zu sein."**) Solch „kräftiger Kopf", wie ihn der Feldherr braucht, bedingt keineswegs, daß dieser das sei, was man gemeinhin einen geistreichen Menschen nennt. Nach dieser Richtung schreibt einmal Napoleon sehr bezeichnend: „Votre lettre contient trop d'esprit. Il n'en faut point à la guerre. Il faut de l'exactitude, du caractère et de la simplicité."***) Der Geist, der die Kühnheit des Feldherrn zu leiten hat, und der ihm den „Stempel des Helden" aufdrückt, ist sonach besonderer Natur. Ihn finden wir in Persönlichkeiten wie Scharnhorst, Gneisenau, Lee, Moltke, die alle mit den Ereignissen und mit den Jahren zu wachsen scheinen, gleich dem Marschall Turenne, den Napoleon als den größten General des alten Frankreich hingestellt, und von dem er gesagt hat, daß er im Gegensatz zu sonstigen Menschen mit den Jahren immer kühner geworden sei.†) Aus solchem echten Feldherrngeiste heraus sprach Scharnhorst, als die Zeit der Befreiung, für die er gearbeitet hatte, gekommen war, jene Worte: „Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages,"††) äußerte Moltke an der Schwelle des Greisenalters: „Wenn ich das noch erlebe, in solchem Kriege unsre Heere zu führen, so mag gleich nachher die alte Karkasse der Teufel holen!"†††)

Glücklicher als Scharnhorst hat Moltke dann die innersten Wünsche seiner großen Seele in Erfüllung gehen sehen. Wenn ihm hierbei die denkbar reichsten Erfolge zu-

*) Zitiert nach Pierron a. a. O.
**) Band V. Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. I. Teil.
***) An Jerome Napoleon. 2. Mai 1807.
†) Gourgaud, Journal de Ste Hélène.
††) Lehmann, Scharnhorst II, S. 631.
†††) Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen II, S. 92.

fielen, hat er doch stets betont, daß diese in erster Linie den trefflichen Leistungen der Truppen zu danken seien, und in der Tat, auch der kühnste Feldherr bleibt unvermögend, wo nicht das Heer von einem entsprechenden Geiste beseelt ist. „Der Geist der Kühnheit kann in einem Heere zu Hause sein, entweder weil er es im Volke ist oder weil er sich in einem glücklichen Kriege unter kühnen Führern erzeugt hat; in diesem Fall aber wird man ihn im Anfange entbehren.

Nun gibt es in unsren Zeiten kaum ein andres Mittel, den Geist des Volkes in diesem Sinne zu erziehen, als eben den Krieg, und zwar die kühne Führung desselben. Durch sie allein kann jener Weichlichkeit des Gemüts, jenem Hang nach behaglicher Empfindung entgegengewirkt werden, welche ein in steigendem Wohlstand und in erhöhter Tätigkeit des Verkehrs begriffenes Volk herunterziehen.

Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben."*)

II. Der Krieg ist das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden.

„Der Krieg ist das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden; um dadurch nicht zugrunde gerichtet zu werden, bedarf es einer gewissen Kraft des Körpers und der Seele, die, angeboren oder eingeübt, gleichgültig dagegen macht."

Vom Kriege. I. Buch 3. Kap.

„Mit diesen Eigenschaften, unter der bloßen Führung des gesunden Verstandes, ist der Mensch schon ein tüchtiges Werkzeug für den Krieg, und diese Eigenschaften sind es, die wir bei rohen und halb kultivierten Völkern so allgemein verbreitet antreffen,"**) bei Kulturvölkern müssen sie dagegen erst durch die soldatische Ausbildung entwickelt werden.

„Körperliche Anstrengungen müssen geübt werden, weniger, daß sich die Natur, als daß sich der Verstand daran gewöhne. Im Kriege ist der neue Soldat sehr geneigt, ungewöhnliche Anstrengungen für Folgen großer Fehler, Irrungen und Verlegenheiten in der Führung des Ganzen zu halten und dadurch doppelt niedergedrückt zu werden. Dies wird nicht geschehen, wenn er bei Friedensübungen darauf vorbereitet wird."***)

In dieser fehlenden Gewöhnung an die Beschwerden des Krieges und in dem Mangel einer Disziplin, welche ihre Überwindung zu erzwingen weiß, liegt der Hauptgrund für das Versagen improvisierter Armeen. Wohl weist die Kriegsgeschichte ver-

*) Vom Kriege. III. Buch, 6. Kap.
**) Ebenda. I. Buch, 3. Kap.
***) Ebenda. I. Buch, 8. Kap.

einzelte Beispiele auf, wo es Volksaufgeboten und wenig disziplinierten Milizen gelungen ist, geschulten Truppen erfolgreich zu widerstehen, hierbei dürfen aber die allgemeinen und örtlichen Verhältnisse, die entscheidend mitsprachen, nicht übersehen werden.

Die öffentliche Meinung ist bei solchen Ereignissen meist sehr schnell mit ihrem Urteil bei der Hand gewesen, sie hat seinerzeit aus dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege nicht weniger falsche Forderungen gezogen, wie neuerdings aus dem Burenkriege, und vollends die Leistungen der Ersten französischen Republik schienen denen ein Recht zu geben, die eine längere militärische Schulung für überflüssig erachteten. Camille Rousset hat zuerst mit der Freiwilligenlegende aus der Zeit der Ersten Republik gründlich aufgeräumt*) und den Nachweis erbracht, daß die berühmten Freiwilligen nichts gewesen sind als eine zuchtlose Bande ohne jede militärische Brauchbarkeit. Die besseren Elemente unter ihnen sind erst ganz allmählich zu Soldaten geworden und in den Halbbrigaden mit den alten Linientruppen verschmolzen worden. Sehr bezeichnend sagt Chuquet,**) Gambetta habe mit seinen improvisierten Armeen die legendären Wunder von 1792 und 1793 erneuern wollen und nur dabei vergessen, daß die Freiwilligen der Revolution durch ihren Mangel jeglicher Disziplin und ihre Feigheit nur Unheil über das Land gebracht hätten, daß die Republik nicht durch die Hingebung ihrer Volksaufgebote, sondern nur durch die Uneinigkeit der Koalition gerettet worden sei, daß die Deutschen von 1793 unentschlossen und schwach an Zahl an der Grenze auf der Stelle getreten seien, während die von 1870 einig und stark nicht an der Sauer und Schelde, sondern an der Seine und Loire im Herzen Frankreichs standen.

Unter den Niederlagen, von denen die nach dem Unglück des Jahres 1812 neu geschaffene und nur locker zusammengefügte Armee Napoleons im Herbst 1813 betroffen wurde, war die Schlacht an der Katzbach am 26. August eine der schwersten. Der Mißerfolg an sich war gering gegen das Unheil, das während des Rückzuges über die Bober-Armee Macdonalds hereinbrach und nahezu deren Auflösung herbeiführte. Rousset***) schreibt hierüber:

„Soutenue par des hommes faits et des soldats faits, la bataille de la Katzbach n'eût pas été perdue peut-être; elle n'eût du moins été qu'un échec réparable: avec des hommes trop jeunes et des soldats de la veille, elle fut le commencement d'un désastre. Jamais on ne verra mieux par opposition, ce que vaut l'énergie physique et morale, la résistance du corps et de l'âme aux injures du temps, à la faim, à la soif, à toutes les misères de la guerre, ce stoïcisme, en un mot, que donne, non pas tout d'un coup, mais insensible-

*) Les volontaires 1791—1794. Paris, 1874. 3. Aufl.
**) La guerre 1870/71. Paris 1895.
***) La grande armée de 1813. Paris 1871.

ment, l'éducation militaire, et qui n'est, après tout, que le sentiment de plus en plus raisonné de l'honneur et du devoir."

Am 29. August meldete Macdonald: „Unsre Truppen sind in einem bedauernswerten Zustande, einem vierundzwanzigstündigen Regen ausgesetzt, bis an die Knie im Schmutz und genötigt, ausgetretene Flußläufe zu überschreiten. Die Generale sind außerstande, zu verhindern, daß die Mannschaften sich zerstreuen und sich ein Obdach suchen." Dabei war die Verfolgung keineswegs besonders nachdrücklich, aber bei der einmal eingerissenen Stimmung genügte das Erscheinen weniger feindlicher Reiter, um eine Panik hervorzurufen.

Auch die verfolgende schlesische Armee sah sich durch die herrschenden Witterungsverhältnisse behindert, noch mehr aber dadurch, daß auch bei ihr keineswegs alle Truppen vollwertig waren. Die nur flüchtig ausgebildete preußische Landwehr war, um ihr größeren Halt zu geben, mit den Linien-Regimentern in denselben Brigadeverbänden vereinigt worden. Diese an sich zweckmäßige Maßregel wirkte hier nicht günstig. Es war kaum zu verwundern, daß die ungeübten, zum großen Teil barfuß gehenden und nur mit leinenen Hosen bekleideten Wehrleute, denen kein Mantel Schutz gegen die Unbilden der Witterung bot, den Anstrengungen und Entbehrungen einer energischen Verfolgung nicht gewachsen waren. General von Horn meldete am 29. August, daß zwei der Landwehr-Bataillone seiner Brigade nur noch je 100 Mann stark seien, und am 31. August hatte die Landwehr-Infanterie des Korps York von 13 000 Mann, die sie Mitte August bei Beginn des Herbstfeldzuges gezählt hatte, 7000 Mann eingebüßt, während die Kopfzahl der Linien-Infanterie von nicht ganz 17 000 Mann sich nur um 4000 Mann vermindert hatte. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Anblick ihrer reißend zusammenschmelzenden Landwehr-Bataillone lähmend auf das Handeln der höheren Führer einwirkte. Allerdings ließen diese, mit Ausnahme Katzlers, es auch an dem Verständnis für die große Bedeutung der Verfolgung fehlen, wie sie Blüchers Befehle in jenen Tagen immer wieder betonten. Sie konnten als Männer einer mehr methodischen älteren Richtung sich von einer gewissen pedantischen strengen Ordnung nicht freimachen und verstanden nicht, daß unter Umständen im Kriege von dieser abzusehen ist, wo in der Verfolgung das Höchste von der Truppe geleistet werden muß. Freilich wurde hier fast Übermenschliches gefordert, wenn man die der Schlacht an der Katzbach voraufgegangenen Anstrengungen und Entbehrungen in Betracht zieht. Ein junger Reiteroffizier schreibt darüber: „Ich wünsche mir jeden Tag eine feindliche Kugel, die diesem elenden Dasein ein Ende macht, das wahrhaft nicht mehr zu ertragen ist. Seit drei Tagen habe ich von nichts als einem verschimmelten Stück Brot gelebt. Die Pferde gleichen wandelnden Skeletten; wie Hafer aussieht, wissen sie seit lange nicht mehr, gierig reißen sie die Blätter von den Bäumen an der Straße, um ihren Hunger zu stillen.

In dem völlig aufgeweichten Boden, der einem Meer schmutzigen Schlammes gleicht, bewegen wir uns in schleichendem Schritt."*)

Und doch war Blücher im Recht, wenn er am 27. August durch Gneisenau York schreiben ließ: „..... ich kann meine Unzufriedenheit mit der Kavallerie nicht bergen .....", und, daß er und Gneisenau nicht allein so dachten, bewies Katzler, der sich am 27. August freiwillig erbot, die Führung der Horn unterstellten Kavallerie zu übernehmen, indem er York schrieb: „Obgleich ich mich in einem hohen Grade unwohl befinde, so ist die Veranlassung, dem Feinde nach allen Kräften zu schaden, doch zu schön, als daß ich zurückbleiben könnte." Als seine ermüdeten Pferde nicht weiter können, geht Katzler am 28. August persönlich mit einigen Kasaken weiter vor, „um dieser Hasenhetze beizuwohnen".

Nur wenige echt kriegerische Naturen, nur Männer, die vom höchsten soldatischen Pflichtgefühl belebt sind, werden sich auch in den entbehrungsvollsten Lagen des Krieges stets gleich bleiben. Sehr bezeichnend schreibt v. der Goltz über die Stimmung bei der Zweiten Armee an der Loire um die Mitte des Monats Dezember: „Welche moralische Wirkung diese letzte Kriegsepoche gehabt, ermißt man leicht. Wenige zähe Gemüter ausgenommen, hatte jedermann selbst die glücklichen Gefechte satt. Das Kriegsfeuer brannte nur noch matt flackernd fort. Die Sehnsucht, jetzt endlich einmal die gewünschte Ruhezeit zu gewinnen, war sehr verbreitet."**) Wieviel eher muß da das Kriegsfeuer erlöschen, wo nicht ein großer Zweck, für den man sich schlägt, über das augenblickliche Elend hinweghilft. So erklärt sich die Erscheinung, daß englische Offiziere bei ihrer Gefangennahme im südafrikanischen Kriege sich stellenweise ohne Widerstreben ihrem Schicksal ergeben haben sollen. Das Gefühl, nicht für eine Sache von großer nationaler Bedeutung zu fechten, mag diese Stimmung eines Teils des englischen Offizierkorps wesentlich beeinflußt haben. Schon Nelson gab einem ähnlichen Gefühl Ausdruck, wenn er der Admiralität im Jahre 1805 schrieb: „Wenn unsere westindischen Kolonien den Franzosen in die Hand fielen, würde in England das Geschrei nach Frieden so groß werden, daß wir uns demütigen müßten."***) Der große Admiral kannte seine Leute, er wußte, was dergleichen Schädigung von Handelsinteressen bei einer parlamentarischen Regierung und bei dem kaufmännischen Geiste der Nation bedeuteten.

Gegen die geringe Widerstandsfähigkeit ungeübter Massen heben sich die hochgradigen Leistungen erprobter Truppenteile vorteilhaft ab. So schreibt v. der Goltz†) bei Erwähnung der Rückmärsche des IX. Armeekorps vom Loir nach Orleans, wo am 16. und 17. Dezember viele Truppenteile unter erschwerenden Umständen in 33 bis

*) Kähler, Gesch. des Litthauischen Dragoner-Regiments.

**) Die Operationen der Zweiten Armee an der Loire. Berlin 1875. E. S. Mittler & Sohn.

***) Mahon, Influence of sea-power on history.

†) A. a. O. S. 474.

36 Stunden 75 bis 85 Kilometer zurücklegten: „.... die Marschleistungen sind es vornehmlich, die sich bei den Truppen im Kriege immer mehr erhöhen. Auf diesem Gebiete macht sich auch das geltend, was man in der Regel „kriegsgewohnt", „kriegsgeübt" nennt; hier hat die Bezeichnung „Veteranen" viel mehr ihre Bedeutung, als in Beziehung auf gesteigerte Hingebung, Todesverachtung, Opferwilligkeit im Gefecht. Die Kenntnis der Gefahr wirkt im allgemeinen nicht darauf hin, sie geringer zu achten, und während der Körper sich kräftigt und Strapazen leicht ertragen lernt, können doch immer Geist und Herz ermüden und sich dem Ende der Taten entgegensehnen."

Veteranennaturen in diesem Sinne besaß in großer Zahl die napoleonische Armee, solange sie noch auf der Höhe der Siege stand. Nur dadurch wurde jene einzig dastehende strategische Verfolgung nach den Schlachten von Jena und Auerstädt möglich, die ihren Ausdruck in den Worten Napoleons findet: „Point de repos qu'on n'ait vu le dernier homme de cette armée."*) Bei dieser Verfolgung hat u. a. die Avantgarde des 5. Korps Lannes, um Hohenlohe bei Prenzlau den Weg zu verlegen, auf tief sandigen Wegen in 50 Stunden über 100 Kilometer zurückgelegt, und das Gros des Korps hat dieselbe Marschleistung in 60 Stunden vollbracht. Mit Recht höhnte damals der Marschall: „Wenn die Preußen 25 bis 30 Kilometer marschiert sind, glauben sie alles getan zu haben, was möglich ist, und wollen nicht glauben, daß wir 50 bis 55 Kilometer täglich leisten."**) In der preußischen Armee war damals vergessen worden, daß König Friedrich und sein Bruder, der Prinz Heinrich, im Siebenjährigen Kriege nicht selten Marschleistungen von 30 bis 40 Kilometern an mehreren aufeinanderfolgenden Tagen von ihren Truppen verlangt hatten, Leistungen, die um so höher stehen, wenn man bedenkt, daß die Armeen zu jener Zeit in steter Schlachtbereitschaft marschierten, wobei „das zweite Treffen mit einem großen Aufwand von Lokalkenntnis über Stock und Block geführt werden mußte; denn wo findet man auf einer Viertelmeile zwei gebahnte Wege, die parallel nebeneinander herlaufen? Dieselben Übelstände traten für die Flügelkavallerie ein, wenn man senkrecht auf den Feind marschierte. Neue Not war mit der Artillerie, die ihre eigene, durch Infanterie gedeckte Straße brauchte, weil die Infanterietreffen ununterbrochen Linien bilden sollten, und die Artillerie ihre langen, schleppenden Kolonnen noch schleppender gemacht und alle Distanzen in Unordnung gebracht haben würde."***)

Zu den größten Beschwerden, die der Soldat im Kriege zu ertragen hat, gehört unstreitig die Hitze, die bei herrschendem Wassermangel sich zur Qual gestalten, die Truppe für den Weitermarsch unfähig und sie im Gefecht versagen machen kann.

*) An Bernadotte 28. 10. 1806. Corresp. XIII. 11 101.

**) An den Kaiser 29. 10. 1806. Foucart, Prenzlau—Lübeck.

***) Vom Kriege. V. Buch, 10. Kap.

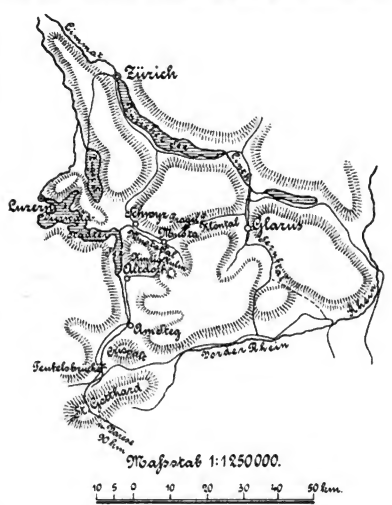
Der Wassermangel hat in zahlreichen Fällen die Leistungen der Engländer im südafrikanischen Kriege ungünstig beeinflußt, und es ist bei herrschenden hohen Temperaturen eine der ersten Pflichten der Führung, sich die Wasserversorgung angelegen sein zu lassen, um die Truppe frisch zu erhalten. Es zeigt sich das schon darin, daß sich stets nach Erstürmung von Ortschaften alles instinktiv auf die Brunnen stürzt, und alle Rücksicht auf die gefahrdrohende Nähe des Gegners vor dem physischen Bedürfnis, den brennenden Durst zu löschen, zurücktritt. Das Ausharren der Deutschen bei Gravelotte-St. Privat an jenem glühend heißen 18. August 1870 in stundenlangem, schwerem Feuerkampf bildet ein rühmenswertes Beispiel von Ausdauer auch nach dieser Richtung, nicht minder wie die Leistung des II. Armeekorps, da dieses das Schlachtfeld erst nach einem Marsch von 45 bis 55 km erreichte.

Was die menschliche Natur zu ertragen vermag, das lehren die wahrhaft staunenswerten Marschleistungen geschlagener Armeen. Die denkwürdige Verfolgung, zu der Gneisenau am Abend der Schlacht von Belle Alliance mit 7 Eskadrons 1¼ Bataillonen aufbrach, gelangte selbst mit der Kavallerie doch nur 17 km über das Schlachtfeld hinaus, während die französischen Trümmer die Flucht noch weitere 15 km bis hinter die Sambre hinaus fortsetzten. Kaum jemals ist der Gedanke der Verfolgung durch die Nacht hindurch mit solcher Energie vertreten worden, wie hier von Gneisenau, kaum jemals hat vaterländische Begeisterung und glühender Haß gegen den Feind ein ganzes Heer so durchdrungen, wie damals das preußische, und doch hat die Furcht und der Selbsterhaltungstrieb bei den geschlagenen Franzosen mehr vermocht. So gelang es ihnen, bereits am übernächsten Tage wieder gefechtsfähige Truppenkörper 75 km vom Schlachtfelde zusammenzubringen. Ist es beschämend für den Menschen, daß ihn das Bestreben, sich in Sicherheit zu bringen, mehr leisten läßt, als selbst unter dem Eindruck eines unvergleichlichen Sieges der energische Wille eines einsichtigen Führers und hochgradige Begeisterung, so kann man daraus doch die Lehre ziehen, daß eine Truppe unter besonderen Verhältnissen weit mehr zu leisten imstande ist, als es im allgemeinen für zulässig erachtet wird, und in der Tat: „Je mehr ein Feldherr gewohnt ist von seinen Soldaten zu fordern, um so sicherer ist er, daß die Forderung geleistet wird. Der Soldat ist ebenso stolz auf überwundene Mühseligkeiten, als auf überstandene Gefahren",*) und dieser Stolz auf überwundene Mühseligkeiten kann unter Umständen auch ein an sich mißlungenes Unternehmen wegen der mit ihm verbundenen außerordentlichen Leistungen im Lichte einer großen Tat erscheinen lassen.

Im Herbst 1799 wandte sich Suworow mit 20 000 Russen und einer österreichischen Brigade von Oberitalien nach der Schweiz, um die Vereinigung mit den dort im oberen Rheintale, sowie an der Linth und Limmat i. G. einige 40000 Mann

*) Vom Kriege. III. Buch, 5. Kap.

starken verbündeten Streitkräften, denen 50 000 Franzosen unter Massena gegenüberstanden, zu bewirken. Suworow erzwang den Übergang über den St. Gotthard, der von einer französischen Division verteidigt wurde, und drang bis Altdorf vor. Da wider Erwarten die Straße am Vierwaldstädter See nach Schwyz nicht weiterführte, schlug er den schwierigen Pfad über den Kinzig Kulm in das Muotatal ein. Hier erfuhr er, daß die in der Schweiz befindlichen Kräfte der Verbündeten inzwischen völlig geschlagen und auseinandergetrieben seien. Unter unsäglichen Beschwerden wandte er sich über den Pragel nach Glarus, wobei seine Nachhut bei Muota einen Anfall der Franzosen erfolgreich abwehrte, und gewann endlich durch das Sernftal das Vorderrheintal. „Dieser Zug über die hohen Alpen hatte vom 21. September bis 10. Oktober, also drei Wochen unter beständigen Gefechten, Anstrengungen und Entbehrungen gedauert und der Armee etwa ein Drittel ihrer Menschen, den größten Teil ihrer Pferde und alles Geschütz, welches sie von Varese mitgenommen hatte, gekostet. Diese Verluste ließen sich den Verlusten einer verlorenen Schlacht gleichstellen; aber anders war es mit dem moralischen Eindruck. Wenn Suworow und sein Heer diesen Zug durch ein für sie so wunderbares Land, von welchem sie selbst hinterher nur verworrene Vorstellungen und fabelhafte Eindrücke haben konnten, mit einem Blick durchliefen, so mußte ihnen derselbe wie ein reißender Strom vorkommen, der alle die Dämme durchbrochen hat, welche ihm das feindliche Heer beim Gotthard, dem Crispalt, bei Amsteg, Altdorf und im Klöntal entgegengesetzt hatte, und jede dieser Überwältigungen war ein Sieg über das feindliche Heer. Sie hatten diese wunderbaren Berge auf Pfaden überstiegen, welche nie ein Kriegsheer betreten hat und wahrscheinlich nie wieder betreten wird, und



als sie nach der äußersten ihrer Anstrengungen im Tale von Muota wie ein gejagtes Wild ermattet niedersanken, und der feindliche Feldherr selbst herbeieilte, sie gefahr- und mutlos zu überwältigen, hatten sie sich, wie der Bär in seiner Höhle, zerfleischend auf ihn geworfen und ihn in Schrecken und Verwirrung wieder hinausgejagt.

Wenn wir also Suworow diesen Zug seiner Krisis wie einen großen Strom des Sieges berichten sehen, so dürfen wir das mit einer gewöhnlichen Prahlerei, mit welcher sonst wohl der Eindruck völliger Niederlage hat aufgewogen werden sollen, nicht verwechseln. War der Zug Suworows in allen materiellen Wirkungen mehr eine Niederlage als ein Sieg, so war er in den geistigen mehr ein Sieg als eine Niederlage." *)

Der russische Soldat jener Zeit hat allerdings eine Ausdauer im Ertragen von Mühseligkeiten bewiesen, wie sie schwerlich jemals in einer anderen Armee erreicht worden ist. Als General von Bennigsen im Februar 1807 Napoleon gegenüber einer Entscheidung an der oberen Alle auswich und sich erst bei Pr. Eylau zur Schlacht stellte, marschierte die russische Armee vier aufeinanderfolgende Nächte hindurch auf schlechten, verschneiten Wegen. Ein deutscher Offizier im russischen Heere schreibt darüber: „Eine Armee kann nicht mehr leiden, wie die unsrige in diesen Tagen gelitten hat . . . . Es gehört eine russische Geduld und Gesundheit dazu, alles das zu ertragen." **)

Nicht weniger bedeutende Leistungen zeigt die Verfolgung der französischen Heerestrümmer im Jahre 1812. „Nie hat eine Verfolgung im großen mit solcher Tätigkeit und Anstrengung der Kräfte stattgefunden wie in diesem Feldzuge. Freilich waren die russischen Generale oft zaghaft in dem Augenblick, wo sie die Flüchtlinge greifen sollten, aber darum war die Tätigkeit des allgemeinen Nachrückens doch bewundernswert; man muß nur den Maßstab nicht aus den Augen verlieren. In den Monaten November und Dezember nach einem sehr angestrengten Feldzuge zwischen Schnee und Eis in Rußland, entweder auf wenig gebahnten Nebenwegen oder auf der ganz verwüsteten Hauptstraße, bei einer sehr großen Schwierigkeit der Verpflegung dem flüchtigen Feinde 120 Meilen weit innerhalb fünfzig Tagen folgen, ist vielleicht beispiellos; und um das Ganze dieser großen Anstrengung mit einem Worte auszudrücken, dürfen wir nur sagen, daß die russische Hauptarmee 110 000 Mann stark von Tarutino abmarschiert und 40 000 Mann stark bei Wilna angekommen ist. Das Übrige war tot, krank, verwundet oder erschöpft zurückgeblieben. Diese Anstrengung macht dem Fürsten Kutusow große Ehre . . . . . . Man denke sich den Winter mit seiner ganzen Unwirtlichkeit, die überall gelähmten physischen und geistigen Kräfte, ein Heer, welches von Biwak zu Biwak geführt wird, an Entbehrungen leidet, von Krankheiten heimgesucht ist, seine Wege mit

*) Band V. Feldzüge von 1799. II.

**) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807. III. S. 88. Anm.

Toten, Sterbenden und Erschöpften bedeckt — so wird man begreifen, daß sich alles mit größeren Schwierigkeiten machte, und daß hier nur die stärksten Antriebe hinreichten, die Trägheit der Masse zu überwinden.*)

Unzweifelhaft kann heutigen Kulturmenschen nicht das gleiche zugemutet werden, wie jenen Russen der Jahre 1799, 1807 und 1812, und zudem besaßen die älteren Armeen, die ihre Versammlung nicht mit Hilfe der Eisenbahnen bewirkten, den unbestreitbaren Vorteil, daß sie mit gut einmarschierten Leuten an den Feind kamen. Es kam hinzu, daß in ihnen das Berufssoldatentum auch unter den Mannschaften weit mehr vertreten war, als in den heutigen Cadre-Armeen. Gleichwohl gilt es gerade nach dieser Richtung mit aller Kraft sich gegen Anwandlungen eines schwächenden Pessimismus zu wehren, der den milizartigen Charakter heutiger mobiler Heere in übertriebener Weise hervorkehrt. Man denke an die Erhebung des Jahres 1813, die, so gewiß sie das Werk des preußischen Volkes war, so gewiß auch nur möglich wurde mit Hilfe des Offizierkorps der viel geschmähten alten preußischen Armee. Man denke an den belgischen Feldzug 1815. Als Napoleon in Frankreich landete, befanden sich drei preußische Armeekorps am Niederrhein, die zusammen nur 30 000 Mann zählten. Von diesen wurden zur Aufstellung der Kriegsformationen noch zahlreiche Abgaben geleistet, und die Armee, die Mitte Juni an der Sambre dem französischen Einfall begegnete, zählte in vier Armeekorps 120 000 Mann. Sie war sonach jedenfalls noch „milizartiger“ als unsere heutigen Feldformationen, und gerade dieses Heer hat auf die verlorene Schlacht bei Ligny unmittelbar ein Belle Alliance folgen lassen. Kaum jemals ist im Kriege Schwereres geleistet worden. Freilich war die Führung Männern wie Blücher, Gneisenau und Grolman anvertraut, indessen gerade nach dem Beispiel solcher Charaktere und nicht nach dem flacher Mittelmäßigkeit haben wir unser Handeln im Kriege zu richten.

Vor allem aber die Armee des Großen Friedrich war mit ihrem Urlaubersystem im Grunde auch nur ein milizartiges Heer, noch dazu mit sehr zweifelhaften Elementen unter den geworbenen Mannschaften. Die unvergleichlichen Leistungen dieser Armee sind daher hauptsächlich das Verdienst ihres Offizierkorps, jener „Rasse“, von der der König sagt, daß sie „auf alle Art meritiret konserviret zu werden“.**) Wollen wir aber danach trachten, das dauernd zu „meritiren“, so werden wir gut tun, wenn wir bei aller Würdigung der Schwierigkeiten, welche uns die Führung des heutigen Heeres auferlegt, ihm nicht eine Milizartigkeit anzudichten, die es trotz seiner kurzen Dienstzeit nicht hat, solange das Offizierkorps auf der Höhe seiner Aufgabe bleibt, und wir in der Forderung straffer Disziplin nicht nachlassen.

Die mächtige Entwicklung unserer Industrie bringt es allerdings mit sich, daß der Mannschaftsersatz aus Industriebezirken einen weit größeren Prozentsatz bildet,

---

*) Band VII. Feldzug 1812.

**) Koser, König Friedrich der Große I. S. 53.

als es noch im deutsch-französischen Kriege der Fall war. Nicht mit Unrecht ist daher letzthin vielfach die Frage aufgeworfen worden, ob die industrielle Bevölkerung zufolge ihrer nervenaufreibenden Beschäftigung in ungesunden Fabrikräumen in gleichem Maße als kriegstüchtig bezeichnet werden kann, wie die Landbevölkerung. Demgegenüber ist jedoch zu beachten, daß der heutige Krieg auch an die intellektuelle Entwicklung des gemeinen Mannes erhöhte Ansprüche stellt, denen die ländliche Bevölkerung nicht durchweg in gleichem Maße wie die städtische gewachsen ist, sowie ferner, daß die Industriebevölkerung sich im ganzen besser zu nähren imstande ist. Allerdings ist sie durch diese bessere Lebenshaltung auch anspruchsvoller geworden, aber die gebesserten Verkehrs- und Etappenverhältnisse unserer Zeit ermöglichen es, diesem Umstande Rechnung zu tragen. In jedem Falle müssen wir mit den gegebenen Verhältnissen rechnen und auch die fortschreitende Zersetzung der Gesellschaft sowie die zunehmende Demokratisierung der Welt in Kauf nehmen, so wenig günstig sie der Disziplin, welche die Autorität zur unbedingten Voraussetzung hat, auch ist. Dem Wandel der Zeiten allzu pessimistisch gegenüberzustehen, liegt indessen kein Grund vor, denn auch bei unseren etwaigen künftigen Gegnern stehen die Dinge nicht besser. Jeder Pessimismus schwächt und ist für den Soldaten doppelt verderblich.

Für die Kriegstüchtigkeit der Armee ist es von höchster Wichtigkeit, daß dem Manne des Beurlaubtenstandes von Zeit zu Zeit Gelegenheit gegeben wird, sich wieder in soldatischen Pflichten zu üben und kriegsmäßige Leistungen zu vollbringen.*) Das Wesentliche aber wird stets bleiben, daß während der kurzen Dienstzeit bei der Fahne der Verstand des Soldaten an Anstrengungen und Entbehrungen gewöhnt wird. Von unserer Friedensausbildung, wie sie jetzt beschaffen ist, dürfen wir getrost sagen, daß sie tatsächlich jene „Kraft des Körpers und der Seele" verleiht, die verhindert, daß uns der Krieg, das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden „zugrunde richtet". Immerhin haben wir uns auch hierin vor Übertreibungen zu hüten, die das Gegenteil einer kriegsgemäßen Ausbildung bewirken. Wir dürfen Offiziere und Unteroffiziere nicht in einer Weise überbürden, daß sie vorzeitig abgenutzt werden. Jede Überspannung gefährdet das seelische Gleichgewicht, und wir haben uns wohl zu hüten, die weit verbreitete Nervosität des Zeitalters durch die Art unseres Dienstbetriebes, insbesondere der Besichtigungen noch zu steigern, und nicht, um der Forderung steter Kriegsbereitschaft

*) In ausreichender Weise dürfte das nur dann zu erreichen sein, wenn wir die Reservisten mehr, als es bisher geschieht, zu Zeiten einziehen, wo sie wirklich unmittelbar für den Krieg vorgeübt werden, wo sich ihr Verstand wieder an Anstrengungen gewöhnt, was, wie Clausewitz betont, wichtiger ist, als daß der Körper in ihnen geübt wird. Die Einziehung von Mannschaften des Beurlaubtenstandes in stärkerer Zahl ist der einzige Ausgleich für die kurze Dienstzeit und nur eine natürliche Folge der allgemeinen Wehrpflicht. Wenn jedes Infanterie-Bataillon des stehenden Heeres auch nur alle zwei Jahre Gelegenheit erhielte, durch Einziehung von Reservisten, sei es zur Zeit des Bataillonsexerzierens, sei es während der Herbstübungen, vorübergehend kriegsstark aufzutreten, würde außerdem eine sehr nützliche Klärung der taktischen Begriffe eintreten.

gerecht zu werden, den Gang planmäßiger Ausbildung zu stören. Stets ist zu bedenken, daß rechtzeitige Schonung auch im Kriege für Führer und Truppe von hohem Wert ist, daß wir sonach gerade, wenn wir den Friedensdienst ausschließlich als eine Vorbereitung für den Krieg ansehen, wir das Kriegswerkzeug, an dem wir arbeiten, nicht vorzeitig stumpf machen dürfen. Nicht mit Unrecht legt Prinz Hohenlohe in seinen militärischen Briefen den Begriff „aguerri", kriegsgewohnt, nicht ausschließlich in dem Sinne einer Gewöhnung an Strapazen aus, sondern zugleich in dem einer Übung, sich die für die Erhaltung des Menschen nötigen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten rechtzeitig zu verschaffen. Solches Bestreben gewinnt an Bedeutung, wo wie in den Hauptquartieren, eine starke geistige Arbeitsleistung neben der körperlichen Anstrengung zu verrichten ist. Für einen Teil der Offiziere der höheren Stäbe läßt sich solche nervenaufreibende Tätigkeit im Kriege durch eine entsprechende Arbeitsteilung wohl in etwas, für die Chefs der Generalstäbe und deren nächste Mitarbeiter jedoch überhaupt kaum vermeiden, ein Umstand, der bei der Truppe vielfach übersehen und nur selten mit entsprechender Dankbarkeit gelohnt wird, weil die Haupttätigkeit der Stäbe sich ihrem Blick entzieht. Wo allerdings der höhere Führer selbst, allen sichtbar, jede Entbehrung mit der Truppe teilt, wird sein Beispiel von großer Wirkung sein. Es ist bekannt wie Napoleon in Ägypten und Syrien sich auch in dieser Weise hervortat, und wie Lee in den langen Jahren des nordamerikanischen Bürgerkrieges grundsätzlich jedes andere Obdach als sein Zelt verschmähte, darin König Friedrich gleichend, der so manche Nacht inmitten seiner Truppen am Lagerfeuer zugebracht hat. Im allgemeinen aber ist es für den Führer selbst doch wichtig, sich für die großen Augenblicke frisch zu erhalten, und gerade Napoleons späteres Leben im Felde ist nach dieser Richtung beherzigenswert. Er pflegte sich frühzeitig zur Ruhe zu begeben, um in den ersten Frühstunden des nächsten Tages, wenn die Meldungen auch von den entfernteren Korps eingetroffen waren, seine endgültigen Anordnungen zu treffen. An seine Umgebung stellte auch er starke Ansprüche. Das Leben seines nächsten Gehilfen, Berthier, im Felde — und in dieser kriegerischen Zeit war der Friede eine seltene Ausnahme — hat er selbst mit den Worten gekennzeichnet: „die Tage zu Pferde, die Nächte am Schreibtisch". Ähnlich wird von Gneisenau berichtet, er sei stets auch während der Nacht zugänglich und immer, selbst wenn er mitten aus dem Schlafe gerissen wurde, von größter Klarheit und Bestimmtheit gewesen.

Wer solcher Arbeitsleistung im Kriege längere Zeit hindurch gewachsen sein will, muß ausdauernd zu Pferde sein, er bedarf eines gesunden, durch mäßige Lebensweise gekräftigten, Körpers und der Gewöhnung an dauernde geistige Arbeit. Diese im Frieden nicht überhandnehmen zu lassen, ist freilich dringend geboten, denn mit Geschäften überbürdete Leute sind nicht imstande, sich allseitig für die ihnen im Kriege zufallenden Aufgaben vorzubereiten, und ihre verbrauchten Nerven werden die nötige Elastizität nicht haben, die große Augenblicke fordern.

Schon unsere Jugenderziehung geht neuerdings weniger als früher darauf aus, einseitig die Entwicklung der Verstandeskräfte zu betonen, sondern vielmehr daneben körperlichen Übungen ihr volles Recht zu gewähren, und wir dürfen uns dieses Wandels freuen. Unzweifelhaft wohnt der gegen früher sehr verallgemeinerten sportlichen Betätigung weiter Kreise das Gute bei, daß dadurch die Kriegstüchtigkeit gehoben wird. Der heutige Deutsche ist überhaupt weniger Stubenhocker, als es die letzten Generationen waren. Dazu kommt, daß er mächtige Anregungen durch die allgemeinen Verhältnisse des Weltverkehrs empfängt, die seine Gedanken über den engen Kreis der Heimat hinausschweifen lassen und ihnen eine Richtung auf das Große geben. Man beginnt auch in Deutschland einzusehen, daß Ideale nicht ausschließlich in Kunst und Wissenschaft, sondern auch in den großen Ideen des praktischen Lebens gesucht werden können. Diese Umwandlung unserer Gewohnheiten und unserer Denkweise kann vom soldatischen Standpunkt nur freudig begrüßt werden, soweit sie philisterhaften Neigungen des Deutschen entgegenwirkt. Immerhin birgt sie bis zu einem gewissen Grade die Gefahr der Verflachung in sich, und für den Offizier gilt es in erster Linie, immer daran festzuhalten, daß, wie ein amerikanischer Schriftsteller sagt,*) die einzige Klugheit im Leben Konzentration, das einzige Übel Zersplitterung ist. Solche Konzentration braucht darum noch nicht zur Einseitigkeit zu führen, und sie wird es umsoweniger tun, je mehr sie auf der sicheren Grundlage einer tüchtigen allgemeinen Bildung ruht. Männer wie Scharnhorst, Gneisenau, Moltke und ihre Mithelfer liefern dafür einen deutlichen Beweis.

Die gesteigerte persönliche Sicherheit, die der Mensch in heutigen Kulturländern genießt, und der größere Wert, den das Leben dadurch in der allgemeinen Auffassung gewonnen hat, bringen es mit sich, daß uns im Frieden jetzt wenig Gelegenheit gegeben wird, unseren Mut auf eine ernste Probe zu stellen. Sportliches Leben ist daher ohne Frage geeignet, bei einem Kulturvolke im Frieden die Entwicklung jener Eigenschaften für den Krieg vorzubereiten, „die wir bei rohen und halb kultivierten Völkern so allgemein verbreitet antreffen". Es genügt schon der Hinweis auf den Einfluß, den Jagd- und Rennreiten auf die Leistungen unserer Kavallerie ausgeübt haben, um den Wert zweckmäßiger sportlicher Veranstaltungen zu kennzeichnen, nur darf man sich nicht dem Glauben hingeben, daß der Sport der wesentlichste Teil soldatischer Erziehung sei.

Rein sportliche Leistungen können schon um deswillen nur als ein Hilfsmittel der Ausbildung für den Krieg gelten, weil sie zwar den physischen Mut stählen, aber doch mehr oder weniger mit dem Beifall anderer und beim Ausübenden mit der Erregung des Augenblicks rechnen. Der Krieg aber erfordert vielfach eine Ausdauer im Leiden, die des Beifalls entbehren muß. Auch der glücklichste Krieg hat körperliche Leiden im Gefolge, um nicht von solchen Kriegen zu sprechen, die förmliche

*) Emerson, Lebensführung.

Katastrophen zeitigen, wie sie über die napoleonische Armee 1812 in Rußland und im Januar 1871 über die Armee Bourbakis hereinbrachen. Solange die Nerven in Anspannung erhalten werden, und der Körper in Tätigkeit bleibt, werden an und für sich leistungsfähige Naturen sich noch verhältnismäßig leicht aufrechterhalten, schwerer ist es, Entbehrungen und Leiden, die während eines Stillstandes eintreten, standhaft zu ertragen.

Bei der Einschließung von Metz 1870 hatten die deutschen Truppen sehr unter der Ungunst der Witterung zu leiden, zumal sie nur zum Teil in Ortschaften untergebracht werden konnten, im übrigen in Biwaks oder in Hüttenlagern verbleiben mußten. Das Einerlei des Belagerungsdienstes nach den voraufgegangenen starken Märschen und der Rückschlag nach den Aufregungen der großen Augustschlachten wirkten ungünstig auf die Psyche der Mannschaften ein. Zu Beginn des Monats September zählte die Einschließungsarmee bereits 10 % Kranke, und um die Mitte des Monats traten noch 12 % Neuerkrankte hinzu, wenn diese Zahl auch nur vorübergehend auf solcher Höhe blieb. Ähnlichen Einwirkungen waren die Russen während der Blockade Plewnas ausgesetzt. Auch hier forderte der naßkalte Herbst zahlreiche Opfer an Kranken und, wie vor Metz, machte sich die Rückwirkung der voraufgegangenen Kämpfe fühlbar. Waren es für die Deutschen immerhin solche mit siegreichem Ausgang gewesen, so kam für die Russen noch das niederdrückende Gefühl des Mißlingens ihrer Angriffe hinzu. Außerdem wurden sie bei ihren schlecht organisierten rückwärtigen Verbindungen äußerst mangelhaft verpflegt. Frisches Brot konnte nur selten ausgegeben werden. Der andauernde Genuß von Zwieback aber schwächte den Magen derart, daß später gegen Ende des Krieges zahlreiche Erkrankungen an Unterleibstyphus auftraten.

Die in Plewna eingeschlossenen Türken leisteten fast Ungeheuerliches im Ertragen von Entbehrungen, denn Osman Pascha hat mit einem vierzehntägigen Lebensmittelvorrat volle sechs Wochen gereicht. Freilich haben in früheren Kriegen energische Führer auch von abendländischen Soldaten nicht weniger zu fordern verstanden. So setzte Massena im Jahre 1800 während der letzten sechs Wochen der Belagerung von Genua die tägliche Brotportion von ¾ Pfund auf ½ Pfund herab, wobei sonst nur einige geringfügige Zutaten gereicht wurden. Ganz zuletzt trat an die Stelle des halben Pfundes Brot das gleiche Maß eines Surrogats, das unter anderen Verhältnissen als völlig ungenießbar betrachtet worden wäre.

Bildet für eine eingeschlossene Truppe der Hunger die ärgste Qual, so verursacht ihr im freien Felde, abgesehen von Wüstenexpeditionen, die winterliche Jahreszeit wohl die meisten Leiden. Sie werden sich namentlich dort einstellen, wo es sich um ein längeres Festhalten von Stellungen in der Nähe des Feindes handelt, wie für die Russen am Schipkapaß um die Jahreswende 1877/78. Hier wurde die Lage seit dem Eintritt starken Frostes und scharfen Windes nahezu unerträglich. Schon Ende

November stürzten bei starkem Sturm mehrere Posten in den Abgrund, und ein zur Ablösung der Vorposten bestimmtes Bataillon vermochte die Paßhöhe nicht zu ersteigen. Die Kleidung der Mannschaften fror hart. Gegen Mitte Dezember waren von 20 Bataillonen, die am Schipkapasse standen, 81 Offiziere, 5214 Mann erkrankt, und von der 24. Infanterie-Division erfroren am 19. Dezember 77 Mann, am 22. erkrankten bei ihr 788 Mann, davon 266 an angefrorenen Gliedmaßen, 7 Mann starben in den Gefechtsstellungen. Am 23. Dezember erkrankten 903 Mann, so daß die Division in vorderster Linie durch die 14. abgelöst werden mußte. Auch diese wäre dem gleichen Schicksal verfallen, wenn nicht die allgemeine Offensive über den Balkan die Truppen am Schipkapasse aus ihrer unerträglichen Lage befreit hätte.*)

Wenn sonach der Krieg, ganz abgesehen von den Opfern, die er auf dem Schlachtfelde oder in den Lazaretten fordert, für jeden Anstrengungen und Leiden im Gefolge hat, soll uns das eine Mahnung sein, uns im Geiste auf solche vorzubereiten und die Friedensschulung des Heeres entsprechend zu gestalten. Nur wo sie so beschaffen ist, daß ein ganzes Volk den unvermeidlichen Leiden des Krieges in dem ruhigen Bewußtsein entgegensieht, sie erforderlichenfalls standhaft ertragen zu können, erfüllt die allgemeine Wehrpflicht ihren hohen ethischen Zweck. Und wie wenig bedeuten doch diese vorübergehenden Leiden des Krieges gegen die dauernd wirksamen, aufzehrenden Einflüsse des vielgestaltigen modernen Lebens, das in seinen gewerblichen und Verkehrsbetrieben unausgesetzt zahlreiche Opfer fordert und ganzen Berufsklassen Anstrengungen auferlegt, die denen des Krieges sicherlich nichts nachgeben. Alljährlich finden Forschungsreisende und kühne Sportsleute ein Ende, das wir bedauern, aber doch aus der Liebe zur Sache, aus dem Reiz der Gefahr, aus der Befriedigung, die jede große Anstrengung hinterläßt, sehr wohl verstehen können. Eine Zeit, die solche Lust am Wagen und an körperlichen Leistungen zeigt, ist sicherlich nicht reif für die verschwommenen Gedanken der Apostel des ewigen Friedens. Im deutschen Volke schlummern jedenfalls zahlreiche Keime höchster kriegerischer Leistungen, Keime, die sich kräftig entfalten werden, wenn es dereinst zu den Waffen gerufen wird. Dann werden auf dieses Volk in Waffen die Worte Anwendung finden: „Ein Heer, dessen körperliche Kräfte in der Übung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind, wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Anstrengungen ansieht als ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht, und welches an alle Pflichten und Tugenden durch den kurzen Katechismus einer einzigen Vorstellung erinnert wird, nämlich der Ehre seiner Waffen — ein solches Heer ist von kriegerischem Geiste durchdrungen."**)

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Major im Großen Generalstabe, beauftragt mit der Wahrnehmung
der Geschäfte eines Abteilungschefs.

*) Kuropatkin, Der Balkanübergang und das Treffen von Scheinowo.

**) Vom Kriege, III. Buch, 5. Kap.



Ersatz und Dienstverhältnisse der italienischen Infanterie.

Um ein Urteil über die italienische Infanterie zu gewinnen, muß man vor allem den Mannschaftsersatz betrachten, da dieser einen Rückschluß auf die Güte der Truppe und die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit gestattet.

Jährlich stehen etwa 360000 bis 400000 Mann auf den italienischen Aushebungslisten. Zieht man davon die völlig Untauglichen ab, ferner die bedingt Tauglichen, welche auf ein weiteres Jahr zurückgestellt werden, sowie die Deserteure, so bleiben etwa noch 180 000 Mann verfügbar. Da rund 90 000 Mann jährlich einzustellen sind, wäre die Möglichkeit, einen guten, geeigneten Ersatz zu finden, in hohem Maße vorhanden. Leider verringert sich diese aber bedeutend durch ein Gesetz, das Dienstbefreiung für eine große Anzahl von Leuten aus Familienrücksichten festsetzt. So z. B. brauchen etwa 30 000 Mann jährlich nicht zu dienen, weil sie einen Bruder unter den Waffen stehen haben, 23 000 Mann werden dem Dienst entzogen als „einzige Söhne bei Lebzeiten des Vaters.“ Mit Hilfe der 17 Dispensierungsgründe werden annähernd 90 000 Mann alljährlich vom Dienst befreit, und so bleiben zur engeren Wahl gerade noch die 90 000 Mann übrig, welche man als Rekruten tatsächlich braucht. Diese müssen also fast alle eingestellt werden (als 1. Kategorie bezeichnet) und seit einigen Jahren bleibt kaum noch ein Mann übrig, den man als Ersatzreservisten (2. Kategorie) zum Auffüllen der durch Krankheiten, Todesfälle und sonstige Gründe entstehenden Lücken bei der Truppe verwenden könnte. Die ganze Masse der „Dispensierten“ wird einer „dritten Kategorie“ überwiesen, mit anderen Worten, sie dienen nicht, machen auch keine Übungen mit, und ihre Kraft geht dem Heere verloren. Im Mobilmachungsfalle sollen sie notdürftig ausgebildet, und hinter der Front in Festungen und zum Küstenschutz verwendet werden. Der Wert solcher, im letzten Augenblick aufgestellter und in Eile ausgebildeter, Truppen dürfte nicht sehr hoch anzuschlagen sein.

Von den 90 000 einzustellenden Mannschaften nehmen sich nun zunächst die Kavallerie, Artillerie und die Spezialwaffen das für ihre besonderen Zwecke brauch-

barste Material vorweg. Es sind das natürlich zum Teil Leute, die auch bei der Infanterie ganz besonders gut zu verwenden gewesen wären. Aber noch weitere Abstriche muß sich die Linieninfanterie — und mit dieser wollen wir uns hier besonders beschäftigen — gefallen lassen, ehe sie ihren Ersatz verteilen kann.

Es gibt in Italien eine auffallend große Anzahl unberittener Spezialtruppen, die teils aus Notwendigkeit, teils mit Rücksicht auf historische Überlieferungen beibehalten werden.

Es entfallen nämlich auf

288 Bataillone Infanterie (einschließlich der 6 Grenadier-Bataillone):
22 Alpenjäger- und
36 Bersaglieri-Bataillone.

Mithin ist 1/6 der Infanterie nach besonderen Gesichtspunkten ausgebildet und zum Nachteil der Gesamtheit auch besonders sorgfältig ausgewählt. Die Alpenjäger-Bataillone bekommen den kräftigen Ersatz, den die Bewohner der Gebirgsdistrikte liefern, die Bersaglieri erhalten die ausdauernsten, gewandtesten, im Marschieren und Schießen tüchtigsten Leute, der Rest bleibt der Infanterie. Zunächst nehmen sich hiervon abermals die Grenadiere die schönsten und größten Rekruten,*) und das übrige wird auf die 94 Linien-Infanterieregimenter verteilt. Es sind das jährlich etwa 50 000 Mann, die besten 40 000 des Jahreskontingents sind in der beschriebenen Weise schon ausgesucht und auf Artillerie, Kavallerie, Genie, Alpini, Bersaglieri und Grenadiere verteilt.

Das System der Dispensierungen verschlechtert ganz wesentlich die Beschaffenheit der Truppe unter den Waffen, und in der Erkenntnis dieses Umstandes sind schon verschiedentlich Abänderungsvorschläge der Kammer unterbreitet worden. Auch augenblicklich liegt ein solcher Gesetzentwurf vor.**) Seine Annahme würde dem Heer von großem Nutzen sein. Gleichzeitig soll auch die Frage der zu kurzen Dienstzeit gelöst werden. Es ist dies ein anderer Punkt, der besonders bei der Infanterie eine sachgemäße Ausbildung außerordentlich erschwert.

Um dies näher erklären zu können, muß vorweg bemerkt werden, daß ein italienischer Bürger am 1. Januar des Jahres dienstpflichtig wird, in dem er das 20. Lebensjahr vollendet. Die aktive Dienstpflicht beträgt 3 Jahre, wird aber auf 2 oder 1 Jahr herabgesetzt, wenn der Betreffende wegen bedingter Tauglichkeit um 1 oder 2 Jahre zurückgestellt wird. Graphisch dargestellt, würde die Dienstpflicht nach dem Gesetze folgendermaßen verlaufen:

*) Mindestmaß 1,76 m.

**) Er ist vom neuen Kriegminister Pedotti zunächst zurückgezogen worden, um ihn nochmals zu prüfen und demnächst wieder vorzulegen.

Jahrgänge, beginnend mit dem Jahre der ersten Dienstpflicht	1. Kategorie (etwa 90 000 Mann jährlich)	2. Kategorie (nur wenige Leute in den letzten Jahren)	3. Kategorie (etwa 90 000 Mann jährlich)
1. 2. 3.	a. b. c. Im aktiven Dienst	Ersatzreservisten (geringe Zahl) für die aktiven Truppen	Unausgebildete (trotz Diensttauglichkeit wegen privater Gründe von der Dienstpflicht entbunden)
4. 5. 6. 7. 8. 9.	Reserve*) (6 Jahre)		
10. 11. 12.	Mobilmiliz*) (3 Jahre)	für die Mobilmiliz	
13. 14. 15. 16. 17. 18. 19.	Territorialmiliz**) (7 Jahre)	für die Territorialmiliz	

a. Sofort Eingestellte.
b. Auf 1 Jahr wegen bedingter Tauglichkeit Zurückgestellte.
c. Auf 2 Jahre " " " "
Einjährig-Freiwillige dienen ihr Jahr ab und treten dann zur Reserve über.

Einjährig-Freiwillige werden bei allen Waffen eingestellt, andere Leute indessen, die nur ein oder zwei Jahre aktiv zu dienen haben, werden möglichst der Infanterie überwiesen. Man kann annehmen, daß von dem gesamten jährlichen Rekrutenkontingent etwa 51 % 3 Jahre, 41 % 2 Jahre, 8 % 1 Jahr zu dienen haben.

*) Mobilmiliz = Landwehr. Wenn 5 Jahrgänge der Reserven genügen, um den Truppen ihre Mobilmachungsstärke zu geben, so verschiebt sich die Dienstzeit auf 5 Jahre in der Reserve, 4 in der Mobilmiliz. Augenblicklich ist sie so, wie oben angegeben.

**) Territorialmiliz = Landsturm.

So sollte es wenigstens nach dem Gesetz sein. Italien verfügt indessen über zu geringe Geldmittel, um die Dienstpflicht in der angegebenen Weise durchführen zu können. Durch Kammerbeschluß ist ein jährliches Budget von 239 Mill. Franken festgelegt. Davon entfallen als außerordentliches Budget für Beschaffungen neuer Waffen, Ausbau von Festungen usw. 16 Millionen. Es bleiben also 223 Mill. Franken, und damit sollen eine Armeeleitung (das Kriegsministerium), die Gendarmerie und 12 Armeekorps besoldet, verpflegt und ausgerüstet werden. Mit jedem Jahre wachsen die Schwierigkeiten, Versuche mit neuen Kriegsmitteln, wie Ballons, Marconi-Apparaten, Automobilen, Fahrrädern, optischen Telegraphen, erfordern größere Mittel, und durch das Steigen der Marktpreise auf verschiedenen Gebieten erhöhen sich die Ausgaben ohne eine entsprechende Vermehrung der Einnahmen. Man mußte daher darauf bedacht sein zu sparen und verfiel dabei auf ein Mittel, das der Infanterie einen Teil ihrer Kraft kosten sollte. Während nämlich bei den anderen Waffen die Einstellung der Rekruten der Entlassung der Reserven im Herbst fast unmittelbar folgt, werden die Rekruten der Infanterie, Bersaglieri und Alpini erst im Frühjahr zu den Waffen gerufen. Ein Infanterist dient sonach nicht 3, 2 oder 1 Jahr, sondern 2½, 1½ und ½ Jahr, je nachdem er gleich tauglich befunden oder zurückgestellt wurde. Für die Zeit eines halben Jahres, vom September bis März, sind also die italienischen Infanterie-Regimenter auf die Hälfte ihrer Friedensstärke zusammengeschmolzen, und das ist um so nachteiliger, da auch diese Friedensstärke geringer ist, als die Vorschrift verlangt.

Eigentlich soll die italienische Armee eine Stärke von 13 704 Offizieren und 264 392 Mann haben. Da sich aber bald herausstellte, daß mit den 223 verfügbaren Millionen diese Sollzahl nicht unter den Waffen gehalten werden konnte, so ließ sich die Kammer dazu herbei, alljährlich eine Durchschnittsstärke*) von etwa 13 300 Offizieren und 212 000 Mann festzusetzen. In Wirklichkeit wurden auch diese nicht gehalten, sondern nur etwa 13 000 Offiziere und 204 000 Mann, also allein schon 60 000 Mann weniger, als die Sollstärke beträgt. Dementsprechend mußten die Friedensstärken aller Truppeneinheiten vermindert werden. Eine Infanteriekompagnie z. B. soll 3 bis 4 Offiziere und 110 Mann stark sein. Selbst zur Zeit der Höchststärke (forza massima) wird diese Zahl nicht erreicht, und im Winterhalbjahr, September bis März, während der Mindeststärke (forza minima), während die Reservisten entlassen, die Rekruten aber noch nicht einberufen sind, beträgt sie kaum 65 Mann. Zieht man davon nun noch die ziemlich zahlreichen Abkommandierten und die Kranken ab, so ergibt sich leicht, daß ein Bataillon oftmals im Winter kaum genug Leute hat, um als zusammengestellte Kompagnie zum Dienst

*) In diesem Jahre wurde zum ersten Male der Kammer eine Durchschnittsstärke zur Bewilligung vorgelegt, die mit der wirklichen Stärke übereinstimmt, aber natürlich weit unter der Sollstärke bleibt.

auszurücken. Die Sparsamkeit in allen Verwaltungszweigen vermehrt überdies die Zahl der Abkommandierten wesentlich, und die Verwaltung der halb geleerten Kasernen erfordert fast mehr Arbeit, als die der voll besetzten. Die Ausbildung der Offiziere sowohl wie die der Mannschaften leidet in recht fühlbarer Weise unter diesem Stande der Dinge, und in der Kammer vergeht keine Verhandlung über Heereseinrichtungen, keine Budgetberatung, ohne daß ein Vorschlag zur Abänderung dieser allgemein anerkannten Übelstände gemacht wird. Der eine will das Heer auf zehn Armeekorps herabsetzen, um dadurch das nötige Geld zu ersparen, der andere will durch Abstriche bei anderen Dingen die erforderlichen Geldmittel aufbringen. Das einzige wirklich wirksame Mittel: Erhöhung des Militärbudgets, kann der Kriegsminister nicht vorschlagen, da die Summe gesetzmäßig festliegt, und sich, trotz der gebesserten Finanzverhältnisse, keine Kammermehrheit für einen solchen Vorschlag finden ließe. Es sei auch erwähnt, daß die Idee einer Wehrsteuer aufgetaucht ist, durch welche alle wohlhabenderen „Dispensierten" zur Zahlung von 50 Franken jährlich bis zur Erreichung des Landwehralters verpflichtet werden sollten. Doch auch dieser Vorschlag, der sicher einem gesunden Gedanken entspringt und etwa 3 Mill. Franken eingebracht hätte, fand bisher keinen Anklang.

Die Frage der Reserve- und Landwehrübungen ist ein anderer schwieriger Punkt. Nach dem Gesetz sollen in jedem Jahre ein oder mehrere Jahrgänge der Reserve auf höchstens einen Monat einberufen werden. Ebenso soll in jedem Jahr ein Jahrgang der Landwehr dienen. Der Landsturm kann alle vier Jahre auf 30 Tage zum Dienst eingezogen werden. Sieht man sich demgegenüber die wirklichen Zahlen an, wie sie sich in den Budgetberichten der Kammer vorfinden, so sehen wir, daß alljährlich die Einziehung von 89 000 Mann des Beurlaubtenstandes vorgeschlagen wird, tatsächlich aber nur 50 000 bis 60 000 zur Übung eingezogen werden. Die Landwehren üben selten länger als einen Monat, der Landsturm wird überhaupt nicht einberufen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß im Jahre 1903 die Heranziehung von Reservisten und Landwehrleuten etwas stärker war. Vielleicht läßt es sich also mit der Zeit erreichen, daß jeder ausgebildete Mann wenigstens noch eine Übung nach seiner Entlassung zur Reserve ableistet; vorläufig ist dies nicht der Fall.

Wer die Unteroffizierlaufbahn einschlagen will, meldet dies gleich nach seiner Einstellung und wird dann bei den Regimentern in besonderen Kursen (corsi allievi sergenti) ausgebildet. Man unterscheidet den „sergente" (Unteroffizier, Sergeant), den „furiere" (Kompagniefeldwebel), den „furiere maggiore" (Feldwebel als Schreiber bei höheren Stäben) und den „maresciallo", ein Dienstgrad, den man mit einem „Feldwebelleutnant" übersetzen könnte, und der im Jahre 1903 geschaffen wurde.*) Für unsere Begriffe unzureichend ist die Zuweisung von Unteroffizieren bei den Truppen-

*) Nur bei den Karabinieri war er früher schon vorhanden.

einheiten, denn es sind z. B. bei einer Kompagnie nur zwei **sergenti** und ein **furiere** vorgesehen. Der Feldwebel hat so viel mit Bureaugeschäften zu tun, und die beiden Unteroffiziere sind so sehr mit besonderen Dienstverrichtungen überhäuft, daß die Einzelheiten des Dienstes und auch ein guter Teil der Ausbildung in Händen der Gefreiten (**caporali**) und der Obergefreiten (**caporali maggiori**) liegt. Diesen steht häufig weder das Ansehen noch die Diensterfahrung zu Gebote, um ihren Altersgenossen und Kameraden gegenüber die Unteroffiziere ersetzen zu können. Den **sergenti** kann schon nach einer Dienstzeit von 1½ Jahren das Abzeichen ihres Grades*) verliehen werden. Bei der geringen Bezahlung, den geringen Aussichten auf eine Zivilstellung und dem schweren Dienst melden sich nicht immer die besten Elemente zur Unteroffizierlaufbahn. Solche freilich, denen es darum zu tun ist, sich durch pflichttreue Arbeit die Offiziersachselstücke zu erringen, heben sich vorteilhaft hervor. In manchen Fällen aber sind die Unteroffiziere wegen ihrer Jugend und mangelhaften Vorbildung keine große Hilfe für den Kompagniechef, und selbst der **furiere** ist oft zu jung, da er schon nach vier Dienstjahren diesen Grad erreichen kann. Für die Beförderung zum **furiere maggiore** sind sieben Dienstjahre nötig. Diesen kann man eigentlich erst als „alten Unteroffizier" bezeichnen, es gibt deren aber nur je einen bei den Stäben vom Bataillon aufwärts, und eine rege Schreibtätigkeit beschäftigt ihn reichlich. Nach zwölf Dienstjahren muß sich ein Unteroffizier entschließen, ob er eine Zivilstellung annehmen will. Schlägt er sie aus, so darf er später nicht mehr darauf zurückkommen. Geht er vor dem zwölften Dienstjahre ab, so erhält er eine Prämie als Abfindungssumme ausgezahlt. Nach dem zwölften Dienstjahre erhalten die Unteroffiziere eine erhebliche Gehaltsaufbesserung. Alle diese Bestimmungen sind in diesem Jahre erst in Kraft getreten. Sie haben vor allem den Zweck, die Zahl der Unteroffiziere herabzusetzen, welche vergeblich jahrelang auf eine Zivilanstellung warteten und unterdessen eine tägliche Zulage von 1 Frank bezogen.

Zur Vervollständigung des Bildes muß man auch die Laufbahn und die Stellung der Infanterieoffiziere betrachten. Zunächst ist zu bemerken, daß Italien seine Offiziere in zwei getrennten Schulen erzieht. In der **academia militare** zu Turin, einer Art Kriegsschule, werden in dreijährigem Kursus Artillerie- und Genieoffiziere herangebildet, die Infanterie- und Kavallerieoffiziere gehen hingegen zumeist aus der **scuola militare** zu Modena nach einem zweijährigen Kursus hervor. Beide Kriegsschulen beziehen ihren Ersatz aus den Kadettenkorps (**collegi militari**) zu Rom und Neapel oder aus den Gymnasien und diesen gleichgestellten Schulen. Manchmal treten auch Reserveoffiziere in den aktiven Dienst über. Es muß erwähnt werden, daß Schüler der **academia militare**, welche das Examen des dritten Jahres nicht bestehen oder das dritte Jahr nicht mehr mitmachen wollen,

---

*) Eine breite und eine schmale silberne oder goldene Tresse auf dem Unterarm über den Aufschlägen.

zur Infanterie oder Kavallerie versetzt werden.*) Schließlich können Unteroffiziere, welche Offiziere werden wollen, nach einem Examen zu den Kriegsschulen zu Modena und Turin zugelassen werden. Sie werden dort in gesonderten Abteilungen in derselben Zeit wie die anderen Schüler zu Offizieren herangebildet. Ein Viertel der frei werdenden Offiziersstellen soll alljährlich durch frühere Unteroffiziere besetzt werden.**) Hierin weicht also Italien wesentlich von dem ab, was man bei uns als Richtschnur für die Ergänzung des Offizierkorps betrachtet. Die Dinge liegen dort aber auch ganz anders. Die Stellung des Heeres im Staate, die Überlieferungen in der Armee, die Anschauungen im Lande sind von den unserigen sehr verschieden und schließen jeden Vergleich aus. In Italien ist man der Ansicht, daß ein älterer Unteroffizier, dem in einem Kursus von einigen Jahren die notwendigen Kenntnisse beigebracht worden sind, die Stellung als Offizier gut ausfüllen wird. Gesellschaftliche Rücksichten treten mehr in den Hintergrund, denn ein so enger kameradschaftlicher Zusammenhalt, ein solches Bedürfnis nach gleichmäßiger Bildung und Erziehung im Offizierkorps wie bei uns ist in Italien nicht vorhanden, wo von einem gemeinsamen Kasinoleben und einem gemeinsamen Mittagstisch zumeist keine Rede ist. Die Offiziere sehen sich vielfach nur im Dienst, verbringen aber ihre Freizeit und nehmen ihre Mahlzeiten ein, wo es ihnen beliebt. Da sind natürlich Unterschiede in der Erziehung, Vorbildung, Lebensauffassung weniger störend.

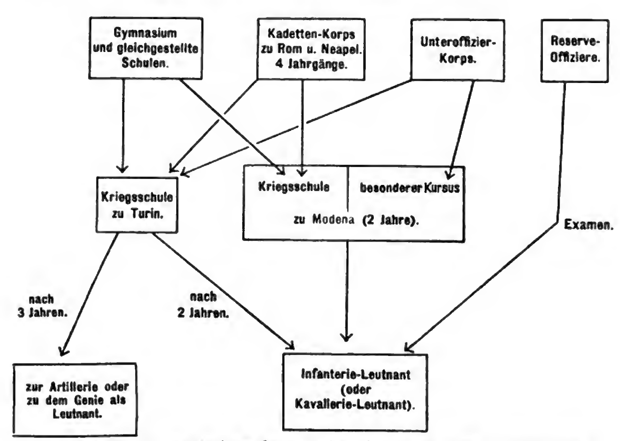
Der Ersatz der Infanterieoffiziere läßt sich graphisch darstellen, wie aus der Skizze auf Seite 50 zu ersehen ist.

Es ist eine Eigentümlichkeit der italienischen Armee, daß sie die Offiziere gleich nach ihrer Ernennung in verschiedenen Schulen ihrer Waffe entsprechend weiterbilden läßt. Alle Kavallerieoffiziere machen zunächst einen Kursus bei der Kavallerieschule zu Pinerolo und einen Vervollkommnungskursus zu Tor di Quinto (bei Rom) durch. Gesamtzeit der beiden Kurse: 1 Jahr. Die jungen Artillerie- und Genieoffiziere werden 2 Jahre lang bei der Artillerie- und Genieschule zu Turin weitergebildet. Die Infanterieleutnants werden auf 8 Monate zur Zentral-Infanterieschießschule nach Parma geschickt. Erst nach Ablauf dieser Zeit werden die Offiziere ihren Regimentern überwiesen. Aus schon dargelegten Gründen ist der gegenseitige erzieherische Einfluß in den Regimentern geringer als bei uns, und dies mag wohl dazu geführt haben, daß die Militärverwaltung die erste Ausbildung der jungen Offiziere selbst in die Hand nahm.

Den Unteroffizieren wird durch einen Kursus von 2 bis 3 Monaten bei der Zentral-Infanterieschießschule Gelegenheit zur besonderen Ausbildung in diesem Dienst-

*) Neuerdings schränkt man eine solche Versetzung möglichst ein und läßt Offiziere, welche das Abgangsexamen nicht bestanden, lieber beim Artillerie- und Genietrain.

**) In Wirklichkeit gehen weniger als 1/4 der Offiziere aus dem Unteroffizierstande hervor.



zweig gegeben. In dreijährigem Kursus wird eine Anzahl von Unteroffizieren zu Fechtlehrern ausgebildet. Eine Zentralturnanstalt für Offiziere ist nicht vorhanden.

Die Offiziere der einzelnen Waffen genießen also eine recht verschiedene Ausbildung, sowohl was die Lehrgegenstände als auch was die darauf verwendete Zeit betrifft. Dieser Umstand mag etwas daran schuld sein, daß man im Lande den Artillerie- und Genieoffizieren ein größeres, umfassenderes Wissen nachsagt, als ihren Kameraden der Infanterie. Die Kavallerieoffiziere entstammen meist alten, vornehmen Familien und müssen über gewisse Geldmittel verfügen. Bei der Infanterie befinden sich verhältnismäßig die meisten aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Offiziere. Alles dieses mag dazu beitragen, daß der Infanterist bei der Bevölkerung nicht ganz dasselbe Ansehen genießt, wie seine Kameraden der andern Waffen. In bezug auf pflichttreue Ausübung ihres Berufs stehen die Infanterieoffiziere sicher ihren Kameraden nicht nach. Eine besondere Stellung nehmen die Offiziere der Grenadiere ein. Sie werden in der Kriegsschule nach der Größe ausgesucht, wobei auch tadellose Zeugnisse mit in Betracht kommen. Von den Alpini- und Bersaglierioffizieren, die gleichfalls sorgfältig ausgewählt werden, und die außerdem die Träger volkstümlicher, beliebter Uniformen sind, läßt sich gleichfalls sagen, daß ihre Stellung eine bevorzugte ist.

Die tüchtigsten Offiziere aller Waffen treffen sich später auf der „scuola di guerra“ zu Turin, welche unsrer Kriegsakademie entspricht. Dort werden sie in dreijährigem

Kursus weitergebildet, um dann zum Generalstab kommandiert oder wieder zu ihren Regimentern geschickt zu werden. Es ist Grundsatz, allen Kriegsakademikern, die in den drei Jahren Gutes geleistet haben, einen Avancementsvorteil zu verschaffen. Sie werden zu Hauptleuten befördert, wenn sie das älteste Zwölftel ihres Dienstgrades in der Altersliste erreicht haben. Auch andere Offiziere können eine solche Beförderung außer der Reihe (a scelta) erreichen, wenn sie sich einem Examen unterziehen. Dieses besteht in einem Aufsatz über ein Thema, dessen Beherrschung allgemeine Bildung voraussetzt, in einer militärischen Arbeit, einer Probe in irgend einer fremden Sprache, einer taktischen Arbeit, der Anfertigung eines Krokis und einem praktischen Teil, bei dem Reitfertigkeit und Geschicklichkeit in der Führung der Truppe geprüft werden. Natürlich sind gute Personalberichte eine Vorbedingung, um zum Examen zugelassen zu werden. Wenn ein Offizier sich ganz besonders durch Wissen und Leistungen auszeichnet, kann er jederzeit durch „besondere Beförderung außer der Reihe" (a scelta straordinaria) in den nächsten, höheren Rang erhoben werden. Der Fall ist nicht häufig.

Im übrigen sind aber die Beförderungsverhältnisse, besonders bei den Offizieren der Infanterie, recht ungünstig. Bis vor kurzem brauchten sie 4 Jahre als Leutnant und 13 Jahre als Oberleutnant in der Beförderung nach dem Dienstalter, um Hauptmann werden zu können. Man hat viel hin- und hergestritten, wie dem Übel abzuhelfen sei. Die verschiedenartigsten Vorschläge wurden gemacht und wieder verworfen. Schließlich kam im vorigen Jahre ein Gesetz zustande, wonach auf 12 Jahre hinaus 400 Hauptmansstellen mehr geschaffen wurden. Dafür sollte eine gleiche Anzahl von Oberleutnantsstellen frei bleiben, und etwa 200 Hauptleuten wurde eine „à la suite-Stellung" auf die Dauer von 2 Jahren mit $^3/_5$ des Gehalts bewilligt. Nach Ausführung dieses Gesetzes ging es etwas schneller mit dem Avancement, es sind aber immer noch 15 Jahre für die Subalternoffizierzeit zu rechnen.*) Schuld an diesem Umstand ist die zu große Anzahl von Kriegsschülern, welche in den achtziger Jahren angenommen wurde, und für die nun als Hauptleute kein Platz ist. Die Beförderung ist immer noch eine recht langsame, wenn man bedenkt, daß ein italienischer Kriegsschüler im Durchschnitt erst mit 21 Jahren die Epauletten erhält. Die meisten haben also bei ihrer Beförderung zum Hauptmann das 36. Lebensjahr schon überschritten. Dann hat aber der Infanteriehauptmann noch kein Pferd, er muß erst noch etwa vier Jahre warten, bis er beritten wird. Es mag recht schwer für einen 40jährigen Kompagniechef sein, zu Fuß alle Strapazen seiner Leute zu teilen, und man kann es verstehen, daß hin und wieder in der Presse Stimmen laut werden, die auf eine gewisse Unzufriedenheit schließen lassen. Zu den ungünstigen dienstlichen Verhältnissen und dem langsamen Avancement treten gewöhnlich auch noch pekuniäre Schwierig-

*) Etwa 4 als Leutnant, 11 als Oberleutnant.

keiten, denn die Besoldung ist eine sehr geringe. Man darf bei Betrachtung der Gehälter allerdings nicht vergessen, daß das Leben in Italien im allgemeinen billig ist, daß die Uniformen größtenteils nicht kostspielig sind, und daß bei dem Fehlen eines kameradschaftlichen Kasinolebens die Möglichkeit gegeben ist, die Ausgaben ganz nach eigenem Ermessen zu regeln. Dennoch erscheinen die Gehälter kaum ausreichend.

Ein Leutnant erhält 1639,10, ein Oberleutnant 1999,85, ein Hauptmann 2895,25, ein Major 3957,15 Franken jährlich.*) Diese Summen stellen die wirklichen Einnahmen dar, zu denen keinerlei Nebeneinnahmen, wie Servis oder Wohnungsgeldzuschuß mehr treten. Nur in einigen größeren Garnisonen wird eine kleine Mietsentschädigung gewährt. Die angegebenen Zahlen sind um je $1/10$ für jede sechs Jahre zu erhöhen, während deren sich ein Offizier im gleichen Dienstrang befindet.

Im Hauptmannsrange bleiben die Infanterieoffiziere ungefähr 13 Jahre, sie sind dann annähernd 49 Jahre alt und erhalten 289 Franken monatlich, um dann ein Jahr nach der Beförderung**) zum Major auf 330 Franken zu steigen. Man wird zugeben müssen, daß diese Gehälter recht gering sind, und daß die augenblickliche Bewegung, um eine Besserstellung zu erreichen, nicht unberechtigt ist.

An dieser Stelle sei auch etwas über die Besoldung der Unteroffiziere und Mannschaften gesagt. Der tägliche Sold eines sergente beträgt 2,01 Franken und setzt sich folgendermaßen zusammen: 0,65 Franken eigentlicher Sold, 1,10 Franken für Beköstigung, 0,12 Franken für Bekleidung, 0,14 Franken für sonstige Ausgaben, wie Holz, Bettwäsche usw. Ein furiere erhält nur 0,30 Franken täglich mehr. Vom 12. Dienstjahre an tritt freilich eine Zulage hinzu, die im Höchstfalle 419,50 Franken im Jahre beträgt. Ein Gemeiner erhält von seinem Gesamtsold von 0,98 Franken täglich in Wirklichkeit nur 0,10 Franken ausgezahlt. Das übrige kommt für Verpflegung (0,62), Bekleidung (0,12) und Sonstiges (0,14) in Abrechnung.

Den geringen Gehältern entsprechen geringe Pensionen, deren Höhe sich nach dem Durchschnittsgehalt der drei letzten Jahre richtet, wenn der Abschied eines Offiziers verfügt oder die Altersgrenze erreicht worden ist. Die Offiziere müssen im letzteren Falle unweigerlich und ausnahmslos den Abschied nehmen, auch wenn sie noch rüstig genug zum Weiterdienen sind. Über die Altersgrenzen wird viel hin- und hergestritten, und der Gründe für und wider sind viele. Ein Subalternoffizier und ein Hauptmann muß mit 50 Jahren abgehen, ein Major mit 53, ein Oberstleutnant mit 56, ein Oberst mit 58. Hält man demgegenüber, was vorher über schlechte Beförderungsverhältnisse gesagt worden ist, so ergibt sich, daß ein Offizier, der mit 23 Jahren

*) Auf dem Papier sind die Gehälter höher, der Staat behält sich aber den Unterschied als Steuerabzug zurück: Beim Leutnant 160,90 Franken, beim Oberleutnant 200,15 Franken, beim Hauptmann 304,75 Franken, beim Major 442,25 Franken jährlich!

**) Im ersten Jahre nach einer Gehaltsverbesserung werden vom Staate bedeutende Abzüge gemacht.

die Epauletten erhalten hat, kaum mehr Aussicht hat, bei gewöhnlichem Avancement Major zu werden. Das trifft besonders die aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Offiziere. Hat ein Offizier aus eigenem Antrieb den Abschied genommen, so wird seine Pension nach dem Durchschnitt der letzten fünf Jahre berechnet. Als Pension erhält der Offizier soviel Vierzigstel von den ersten 2000 Franken, und soviel Sechzigstel des über 2000 Franken betragenden Gehaltsdurchschnitts, als er Dienstjahre hat.*) Kriegsjahre werden doppelt gerechnet. Als Beispiel für die Höhe der Pensionen sei angeführt, daß ein Major mit 33 Dienstjahren, der schon seit fünf Jahren ein diesem Rang entsprechendes Gehalt bezieht, eine Pension von 2970 Franken jährlich erhält. Die Pension darf höchstens 4/5 des Gehalts betragen, und keinesfalls 8000 Franken übersteigen. Will man verdienten Offizieren bei ihrer Verabschiedung auf eine Reihe von Jahren eine bessere pekuniäre Stellung gewähren, so entläßt man sie zur Disposition (posizione ausiliaria). Sie erhalten dann neben der Pension noch eine Zulage, die 250 Franken für den Subalternoffizier, 350 Franken für den Hauptmann, 400 Franken für den Stabsoffizier, 600 Franken für den Generalmajor, 1000 Franken für den Generalleutnant und 4000 Franken für einen Korpskommandeur**) beträgt. Aber auch für diese Stellung zur Disposition gibt es eine Altersgrenze, die z. B. für den Hauptmann auf 53 Jahre bemessen ist.

Unteroffiziere werden nach 25 Dienstjahren pensionsberechtigt. Die höchste Pension beträgt annähernd 1000 Franken.

Als Heiratskaution muß jeder Offizier bis zum 40. Lebensjahre eine Gesamteinnahme***) von 4000 Franken nachweisen können, von da ab eine solche von 3000 Franken. Ein Unteroffizier darf erst heiraten, wenn er acht Dienstjahre hat. Von da bis zum 12. Dienstjahre, d. h. bis er den sogenannten soprassoldo (Zulage) von 365 Franken jährlich erhält, hat er ein Privateinkommen von 300 Franken jährlich nachzuweisen. Marescialli bilden eine Ausnahme; sie haben stets eine Heiratskaution aufzubringen.

Der italienische Infanterieoffizier, insbesondere der Kompagniechef, hat, wie wir gesehen haben, mit einer ganzen Anzahl von Widrigkeiten zu kämpfen, die in der allgemeinen Organisation und vor allem in dem zu gering bemessenen Heeresbudget ihren Grund haben. Dazu treten noch mancherlei Schwierigkeiten im inneren Dienst, von denen die wichtigeren hier angeführt sein mögen.

Die Bekleidungswirtschaft liegt fast ganz in den Händen des Regiments. Dieses erhält für die Einkleidung jedes Rekruten 95 Franken, für die eines eingezogenen Mannes des Beurlaubtenstandes 15 Franken. Die Regimenter erhalten ihren Bedarf

*) Zur ganz genauen Berechnung der Pension wäre noch die Angabe einer Anzahl von Einzelbestimmungen notwendig, deren Wiedergabe aber den Rahmen dieses Aufsatzes überschreitet.

**) Aber nur, wenn der Korpskommandeur zwei Jahre lang diese Stellung bekleidete.

***) D. h. eine Einnahme aus Gehalt und Privatvermögen.

von den drei Zentralmagazinen zu Turin, Florenz und Neapel überwiesen und geben an die Kompagnien geringe Bestände aus. Aber auch mit diesen Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken arbeiten Regiment und Kompagnie ohne von etwaigen Ersparnissen einen Vorteil zu haben, denn die Bestände werden zum größten Teil zurückgelassen, wenn das Regiment die Garnison wechselt. Da dies etwa alle vier Jahre geschieht, läßt sich leicht begreifen, daß die Freude an einer rationellen Bekleidungswirtschaft zugunsten des Staates und der Truppe gering ist. Günstig bleibt indessen, daß sich sämtliche Uniformen der italienischen Infanterie so ähnlich sind, daß ganz geringe Veränderungen genügen, um die Bekleidung des einen Regiments für ein anderes zurechtzumachen. Eine solche Arbeit wird auf den Regimentshandwerkstätten geleistet. Von der Infanteriebekleidung und Ausrüstung sei das hervorgehoben, was bemerkenswerte Eigenart der italienischen Armee ist. Als besonderes Abzeichen des Mannes unter der Fahne, also entsprechend etwa unserer Kokarde, gelten die beiden Sterne auf den Kragenspiegeln. Die Regimentsnummer wird in der Mitte der Kopfbedeckung, sowie auf besonderen Schulterstücken unterhalb der Achselklappen getragen. Die Ausrüstung an tragbarem Schanzzeug ist ungenügend und soll daher vermehrt werden. Von den 120 Patronen wird ein Teil im Tornister getragen; man hat im letzten großen Manöver Versuche gemacht, die Patronen aus dem Tornister zu nehmen und in hinteren Patronentaschen unterzubringen sowie den Tornister auch sonst etwas zu erleichtern. Das Ergebnis des Versuchs war zufriedenstellend, man wird also voraussichtlich zur Einführung der neuen Tornisterpackung schreiten. Die gesamte Infanterie der Linie und der Landwehr ist mit dem Manlicher-Gewehr Modell 1891 bewaffnet. Dieses hat ein Kaliber von 6,5 mm, und ein bis 2000 m reichendes Visier. Die Patronen werden in Rahmen zu sechs eingeführt. Die Infanterie der Territorialmiliz (Landsturm) wird größtenteils mit dem Gewehr 70/87 (Vetterli) ausrücken müssen, das ein Kaliber von 10,35 mm besitzt.

Die früher üblichen Armverschnürungen fallen sowohl bei den Gefreiten und Unteroffizieren, wie auch bei den Offizieren weg. Letztere tragen ihre Gradabzeichen am Tschako und auf den Achselstücken: am Tschako schmale und breite silberne Tressen, auf den Achselstücken Sterne. Praktisch erscheint es, daß man bei der Infanterie*) den Grad der Offiziere am Tschako und an der Mütze schon von weitem erkennen kann, was besonders zustatten kommt, wenn der Betreffende einen Mantel trägt. Alles trägt Umklappkragen mit kleinem weißen Stehkragen darunter, der im Felddienst vielfach durch ein weißes Halstuch ersetzt wird.

Die Verpflegung der Mannschaften besteht meist aus Kaffee am Morgen, aus Fleisch und etwas Gemüse am Mittag und aus Nudeln am Abend. Der italienische Soldat ist sehr genügsam und bedürfnislos, gibt es doch, besonders im Süden, viele

*) Nicht bei den Feldkopfbedeckungen der Bersaglieri, Alpini und der Kavallerie.

Leute, die höchstens dreimal im Jahre Fleisch essen. Ihre Nahrung besteht dagegen aus Gemüse, Salat, Obst und Brot, die Mannschaftsküche bietet ihnen daher mehr, als sie zu bekommen gewohnt sind. Nach der Vorschrift stehen dem Manne täglich zu: Brot von 750 g Mehl, 200 g Rindfleisch, 180 g Nudeln, 15 g Speck und jährlich 250 Portionen Kaffee. Die Unteroffiziersküche ist reichlicher bedacht, denn es kommen für jeden Unteroffizier 1,10 Franken in Anrechnung.

Die Rekruten treten, wie schon erwähnt, erst im Frühjahr ein; die Ausbildung wird dann derartig zusammengedrängt, daß schon 6 bis 8 Wochen später die Kompagniebesichtigung erfolgen kann. Selbstverständlich leidet darunter die Durchbildung des einzelnen Mannes. Man muß dabei jedoch bedenken, daß die italienische Infanterie keinen „Marsch“ kennt, sondern nur ein Gehen im Gleichschritt und ohne Tritt, sowie daß Griffe und Bewegungen von Kolonnen auf das allernotwendigste beschränkt sind. Bei den Griffen selbst wird auf eine absolute Gleichmäßigkeit weniger gesehen, strammer Drill entspricht nicht dem Volkscharakter. Die Anschauungen der Völker romanischer Rasse sind in diesem Punkte von den unsrigen verschieden; man rechnet dort, und muß es wohl auch in Anbetracht der Volkseigentümlichkeiten, mit dem guten Willen, der Begeisterung des Augenblicks, dem leicht entzündlichen Geiste des Südländers. Ob diese Spannung während des nervenerschütternden stundenlangen Ringens des modernen Feuerkampfes, besonders aber bei Rückschlägen anhalten wird, ob ohne eine straffe Disziplin die Truppe in der Hand ihrer Führer bleibt, ist theoretisch nicht zu entscheiden. Die Kriegsgeschichte weiß von Episoden zu erzählen, wo Soldaten romanischer Rasse trotz mangelhafter Ausbildung, Ausrüstung und Bekleidung, aber geführt von einem Manne, der ihre Begeisterung zu entflammen wußte, großes geleistet haben. Demgegenüber stehen andere Ereignisse, welche zeigen, wie dieselben Soldaten völlig versagten, wenn eine solche Einwirkung des Führers fehlte. Es wird mithin viel davon abhängen, ob ein italienisches Heer im Ernstfalle an seiner Spitze Männer hat, die vor allem die besonderen Eigentümlichkeiten des südländischen Volkscharakters zu verstehen und ihre Leute zu hohen Leistungen anzuspornen wissen. Man wird also vorsichtig mit dem Urteil sein müssen, wenn man zur Abwägung des Wertes der italienischen Infanterie schreiten will; vor allem ist kein Vergleich mit deutschen Verhältnissen möglich. Ganz anderes Menschenmaterial, andere Eigenschaften des Soldaten, andere Anschauungen, andere Überlieferungen geben eine grundverschiedene Basis, auf der sich der Heeresorganismus aufbaut. Es wäre jedenfalls ein Fehler, wollte man aus der geringen Strammheit der äußeren Formen des Grüßens, der Bewegungen in Abteilungen, der Griffe allein ein abfälliges Urteil herleiten. Diese Dinge gehen nur nebenher, dagegen läßt sich ohne weiteres annehmen, daß die italienische Infanterie noch besseres leisten könnte, wenn die so oft in der Kammer vorgeschlagenen Mittel zur Erreichung eines höheren Friedensstandes, eines besseren Ersatzes, einer Verjüngung und Besserstellung des

Offizierkorps, einer gründlicheren Durchbildung der früher einzuberufenden Rekruten. Zustimmung fänden. Italiens Finanzlage bessert sich alljährlich, so ist denn auch Aussicht vorhanden, daß vielleicht nach Ablauf des bis 1905/06 festgesetzten Budgets eine gründliche Umwandlung Platz greift.

In äußerlicher Beziehung ist ferner auch die Art und Weise, wie die Infanterie untergebracht ist, häufig nicht günstig. Die Verteilung der Truppen auf die Städte erfolgte zum Teil anfänglich weniger nach militärischen Gesichtspunkten, als mit Rücksicht auf billige Unterbringung in schon vorhandenen und billig zu erstehenden Gebäuden. Vielfach waren es alte Klöster, in denen die Infanterie unterkam, sowie Paläste der unzähligen Regierungen, die früher über kleine Teile des Landes die herrschende Gewalt ausübten. Diese Baulichkeiten sind natürlich zum Teil wenig zur Aufnahme von Truppen geeignet, auch sind sie vielfach zu klein zur Unterbringung ganzer Truppeneinheiten, so daß in manchen Städten ein Infanterie-Regiment in drei bis vier weit voneinander entfernten Gebäuden untergebracht ist, was den Dienstbetrieb sehr erschwert. Mit Recht wird daher vorgeschlagen, allmählich mit diesen alten Kasernen aufzuräumen und durch deren Verkauf Mittel zum Bau neuer zu gewinnen.*)

Der Bau der neuen großen Kasernen wird, wie in anderen Ländern, möglichst so betrieben, daß jede Truppeneinheit des Regiments gesondert in hellen, luftigen Räumen untergebracht ist, jedes der drei Bataillone für sich, jede der zwölf Kompagnien in sich abgeschlossen, in der Mitte ein gemeinsamer weiter luftiger Hof, für jedes Bataillon eine besondere saubere, bequem gelegene Küche, zahlreiche Nebenräume für die Bekleidung und Ausrüstung, für Kohlen, Holz usw. Das mildere, südliche Klima begünstigt die Anlage gesunder, weiter, heller Räume. Die Kaserne wirkt in dieser Beziehung erzieherisch auf das Volk, das besonders im Süden wenig Wert auf gute Beschaffenheit der Wohnräume legt und in dumpfen, engen Stuben, finsteren Häusern, engen winkligen Gassen Gesundheit und Lebenskraft verliert.

Überhaupt ist gerade in Italien der Militärdienst eine besonders wichtige Schule für das Volk. „Spese improduttive“, nutzlose Ausgaben, heißt das Schlagwort, mit dem von den Parteien der Linken gegen jede Bewilligung von Mitteln für das Heer gekämpft wird. In der Kaserne lernt aber der Italiener vielfach erst den Segen der Ordnung und Reinlichkeit kennen, lernt begreifen, daß er der Arbeit bedarf, um sich aus seiner Armut zu erheben, und um seine Lage zu verbessern. Eine große Zahl der Analphabeten lernt bei der Truppe erst Lesen und Schreiben und erreicht damit jenen Grad der Bildung, den nur der noch nicht durchgeführte Schulzwang zum Allgemeingut machen könnte. Mit großem Erfolge wird der Unterricht der Soldaten in landwirtschaftlichen Zweigen betrieben. In vielen Garnisonen sind Versuchsstationen eingerichtet, welche die Soldaten mit den besten Metoden zur Er-

*) „Il giornale d'Italia“ vom 9. 10. 1903 bringt hierüber einen bemerkenswerten Artikel.

reichung guter Ernten bekannt machen. Vielfach haben Offiziere selbst den Unterricht übernommen. Ihre Untergebenen und Schüler bringen einen frischen Zug in die nach veralteten Systemen arbeitende Landwirtschaft. Ein ähnliches Ziel erstreben die „Baumfeste", bei denen die Soldaten angehalten werden, einige Bäume auf leerstehendem Gelände zu pflanzen, damit ihnen der Nutzen und hohe Wert der Baumkultur gegenwärtig werde, — sind doch weite Landstrecken in Italien für die Landwirtschaft unbenutzbar, weil der durch nichts aufgehaltene Gewitterregen die Erde aufwühlt und wegschwemmt, weil die plötzlich anschwellenden Gebirgsbäche weite Strecken überfluten, die Dämme niederreißen, die Kultur vernichten.

Das Heer erfüllt aber auch noch eine andere wichtige Aufgabe in Italien, es trägt wesentlich zur Einigung der so verschiedenen Teile und Provinzen, zur Verschmelzung der sich zum Teil wenig freundlich gegenüberstehenden Kirchturminteressen bei. Der Gegensatz von Nord zum Süd ist immer noch vorhanden, er macht sich bei allen großen und kleinen Lebensfragen, bei jeder Gesetzesaufstellung, besonders wenn sie Geldinteressen berührt, bemerkbar. Indem Leute des Südens im Norden dienen müssen, solche des Nordens in südlichen Garnisonen stehen, wird wenigstens teilweise ein gegenseitiges Verständnis angebahnt.

Der Segen einer Garnison für den Wohlstand einer Stadt pflegt erst dann so recht empfunden zu werden, wenn Gefahr im Verzuge ist, daß ein Truppenteil seinen Standort verlassen soll. Dann erhebt sich in der betreffenden Stadt und im betreffenden Bezirk ein Sturm der Entrüstung, der gewöhnlich in der Kammer als „Interpellation" seinen Widerhall findet. Die Gemüter beruhigen sich erst wieder, wenn der Kriegsminister das Versprechen gibt, der Stadt ihre Garnison zu lassen, und danach kann dort der Kampf gegen die spese improduttive mit frischen Kräften aufgenommen werden.

Der politische Einfluß, den das Heer ausübt, sei nur nebenbei erwähnt. Er ist um so größer, als die Offiziere wahlberechtigt sind, und auch selbst als Mitglieder des Senats und der Kammer am politischen Leben teilnehmen können.

An allen diesen Verdiensten um die kulturelle und geistige Hebung des Landes seitens der Armee ist die Infanterie als die stärkste Waffe naturgemäß auch am meisten beteiligt. Ihre Regimenter wechseln alle vier Jahre die Garnisonen*), tragen also am meisten zu einer nationalen Verschmelzung bei. In Italien weiß man sehr wohl, welche Mängel der Infanterie noch anhaften, die leitenden Kreise waren stets darauf bedacht, sie abzustellen, indessen haben die kurzen Lebzeiten der Ministerien gewöhnlich einen Kriegsminister entfernt, ehe er seine Pläne durchführen konnte. Eine bessere Rekrutierung, größere Friedensstärke, frühere Einberufung der Rekruten und damit sorgfältigere Ausbildung, bessere Beförderungsverhältnisse der Offiziere, Besser-

*) 1904 sollen keine Garnisonveränderungen stattfinden.

stellung der Offiziere und Unteroffiziere, frühere Berittenmachung der Hauptleute -- dies sind etwa die Fragen, welche in erster Linie eine Lösung erheischen. Eine ganze Reihe von Blättern, in erster Linie aber die bedeutenderen militärischen, werden nicht müde, immer wieder auf die Mängel hinzuweisen und ihre Abstellung zu erwarten. Trotz der zahlreichen Schwierigkeiten haben aber die Offiziere sich noch stets ihren Aufgaben gewachsen gezeigt, sie tun ihre Pflicht mit jenem Eifer und jener Selbstverleugnung, wie sie einem tüchtigen Offizierkorps eigen sind.

Bayer,
Hauptmann im 2. Seebataillon.





Betrachtungen des französischen Generalstabswerks über den Krieg 1870/71.

I. Aufmarsch und erste Operationen.

(Fortsetzung.)

Nach den Ereignissen des 4. und 6. August, die den französischen Waffen die ersten empfindlichen Niederlagen brachten, war ein Entschluß von weittragender Bedeutung zu fassen. Die Frage für die in Lothringen stehenden Hauptkräfte war zunächst die, ob ein Verbleiben in der Nähe der Grenze von Vorteil sein konnte oder ob man sie in das Innere des Landes zurückziehen sollte, um sie zu verstärken und besser zu organisieren, so daß sie mit mehr Aussicht auf Erfolg, vereinigt mit den aus dem Elsaß zurückgezogenen noch gebrauchsfähigen Feldtruppen sich dem Feinde stellen konnten. Entschied man sich für das Verbleiben in Lothringen, wie mußte man handeln, um sich des vorwärtsdrängenden Gegners zu erwehren, verließ man diesen Boden, wohin mußte der Rückzug gehen und wie waren die weiteren Operationen zu führen?

Der Kaiser hatte für den 7. August zuerst die Absicht, das 3., 4. Korps und die Garde bei St. Avold zusammenzuziehen. Die Befehle dazu ergingen in der Nacht vom 6./7. August. Als aber am 7. um 4⁰⁰ morgens, zu welcher Zeit der Kaiser im Begriff war, sich selbst nach St. Avold zu begeben, die Nachricht eintraf, daß der Bahnhof Beningen bereits in Feindeshand sei, bestimmten ihn diese Meldung und die Unkenntnis der Rückzugsrichtung des 2. Korps, die in Lothringen befindlichen Truppen bei Metz zu versammeln. Schon jetzt dachte der Kaiser an einen weiteren Rückzug bis Chalons. Er glaubte, je weiter der Zeitpunkt der allgemeinen Versammlung der Streitkräfte hinausgeschoben würde, desto mehr Zeit sei für die Neuorganisationen und das Heranziehen der Verstärkungen zu gewinnen. Ein an sich richtiger Gedanke, dessen Nachteil jedoch ebenso richtig vom französischen Generalstabswerk hervorgehoben wird, daß man dadurch nämlich ohne Schwertstreich dem Gegner einen großen Landstrich preisgegeben hätte. Die beiden Niederlagen des 6. August seien aber nicht derartig gewesen, daß man bereits jetzt nur an die Deckung der

Skizze 1.

Hauptstadt hätte zu denken brauchen. Ein längerer Rückzug würde die Stimmung der Truppen beeinträchtigt, die des Feindes gehoben, das Land beunruhigt haben. Zum Wenigsten hätte die Rhein-Armee noch an der französischen Nied, der Mosel, der Maas standhalten müssen.

An der Ausführung der Absicht, den Rückzug bis Chalons weiterzuführen, wurde der Kaiser durch das Eingreifen des Ministerrates gehindert. Um 4⁰⁰ vorm. telegraphierte Leboeuf an den Kriegsminister: „Der Kaiser hat bestimmt, daß die Rhein-Armee sich auf Chalons vereinigt, wo er 150 000 Mann und die Korps Mac Mahon und Failly haben kann. Douay bleibt in Belfort . . . Linker Flügel wird bei Metz in 48 Stunden, in Chalons in sieben Tagen sein". Die Antwort auf diese Nachricht bestand in dem Hinweis der Regierung in Paris auf die unpolitische Maßnahme, das lothringer Land ohne Entscheidungsschlacht räumen zu wollen, und nun ließ sich der Kaiser von der Festung Metz anziehen, wo er zunächst zu bleiben beschloß. „Der Rückzug nach Chalons", so schrieb er am 7. August abends an die Kaiserin, „wird zu gefährlich; ich kann, wenn ich bei Metz bleibe, mit 100 000 Mann gut organisierter Truppen nützlicher sein. Canrobert (Chalons) muß nach Paris zurückkehren, um den Kern für eine neue Armee zu bilden. Also zwei große Sammelpunkte: Paris und Metz, das ist unser Entschluß."

Das heutige Urteil der Franzosen über diesen Entschluß, bei dem für Mac Mahon und Failly der Befehl zur Vereinigung im Lager von Chalons aufrecht erhalten blieb, ist folgendes: Das 1. Korps nach Chalons zu senden war berechtigt, denn dies Korps war fast aufgelöst. Das 5. Korps ebendorthin zu weisen wäre erklärlich gewesen, wenn der Kronprinz energisch verfolgt hätte. Das geschah aber nicht und der Kaiser wußte es. Wollte er aber an der Mosel standhalten, dann mußte er es mit allen verfügbaren Kräften tun. Darum mußte er baldmöglichst der lothringischen Armee nicht nur das 5., sondern auch noch das 6. und 7. Korps angliedern. Einen Teil der Armee bereits für eine neue Armee in Paris abzuzweigen war dem Grundsatz der Vereinigung der Kräfte zur rechten Zeit entgegen und darum falsch. Der Grund mag in der Furcht vor Unruhen, die in Paris entstehen könnten, gelegen haben. Gegen diese Beurteilung des französischen Generalstabswerkes ist gewiß nichts einzuwenden, denn wenn überhaupt noch ein Verbleiben in Lothringen von Erfolg sein sollte, so mußte alles an Streitkräften zusammengezogen werden, dessen man habhaft werden konnte. Aber auch der wichtigeren Frage, wie man hätte handeln müssen, wenn man sich zum Rückzuge aus dem Grenzgebiete entschloß, tritt das Werk näher.

Es knüpft an Frossards 1867 verfaßte Denkschrift an, in der ausgeführt wurde, die Lage sei nicht mehr wie zur Zeit der Invasion von 1814/15. Die Befestigungen von Paris hätten die Kampfbedingungen bedeutend zum Vorteil der Franzosen verändert. Die Hauptstadt brauche nicht mehr durch die an der Grenze aufgestellte Armee gedeckt zu werden, und eine Unterbrechung der Verbindung zwischen beiden

sei nicht ängstlich zu vermeiden. Die Freiheit der Bewegungen sei außerdem durch das Eisenbahnnetz verbürgt. Diese neue Lage könne man dahin ausnutzen, daß man, nachdem der Feind nach seinen ersten Schritten auf französischem Gebiet aufgehalten sei, seitwärts ausweiche, um sein weiteres Vordringen durch beständige Bedrohung seiner Flanke und seines Rückens zu hemmen. Man müsse seine Verbindungen stören und seinen Flügelkorps Niederlagen beibringen. Diese Erwägungen zu grunde legend, hatte Frossard vorgeschlagen, bei einem notwendig werdenden Rückzuge den rechten Flügel der Mosel-Armee über Püttlingen und Saaralben nach Mörchingen und Dieuze zu weisen und ihn dann auf dem linken Seilleufer, etwa zwischen dem Linderweiher und dem Foret de Bezange (südwestlich Vic), Front machen zu lassen. Eine Abteilung sollte bei Saarburg Stellung nehmen zur Verbindung mit der Armee im Unterelsaß, die auch würde zurückgehen müssen. Ein Vormarsch der aus dem Elsaß durch die Vogesen nachdrängenden deutschen Kräfte hätte freilich den ganzen Vorteil dieser Flanken- oder Rückenstellung an der Seille aufgehoben, so erwog Frossard weiter, aber für diesen Fall sah er den weiteren Rückzug über Lunéville—Rambervillers—Epinal auf Langres vor, gab jedoch der Hoffnung einer den Franzosen günstigen Schlacht an der Meurthe Ausdruck. Der linke Flügel der Mosel-Armee sollte die Bewegung des rechten nicht mitmachen, sondern sich unter die Mauern von Metz zurückziehen. Das französische Generalstabswerk verwertet von dem Plane Frossards, was es davon für praktisch hält, führt jedoch aus, daß die Teilung der französischen Streitkräfte durch einen solchen Rückzug noch vermehrt worden wäre, und man dem Feinde die Vorteile der inneren Linie überlassen hätte. Da Frossard den rechten Flügel der Mosel-Armee zu 80 000, den linken zu 60 000 Mann berechnet, wäre allerdings durch die Teilung und den exzentrischen Rückzug dieser beiden Heeresgruppen eine den Deutschen günstige Lage geschaffen worden, die mit Recht verworfen wird.

Dagegen wird dem Gedanken eines Rückzuges nach Südwesten parallel zur Rheingrenze mit den ungeteilten Hauptkräften der in Lothringen stehenden Truppenmacht näher getreten. Schon im Jahre 1841 habe sich General v. Willisen dahin geäußert, daß es für die Franzosen von Erfolg sein werde, senkrecht zur feindlichen Vormarschrichtung auszuweichen, weil dann der Angreifer gehalten sei, dem Verteidiger längs der Grenze nach Süden zu folgen. Und auch Moltke habe es ausgesprochen, daß nicht eine Stadt oder Provinz, sondern die feindliche Armee das Objekt des Angriffs sei. Darin liege der Wert der Flankenstellungen. (Moltke, Takt. strat. Aufs. 1857—71 S. 261 und 267). Somit kommt das französische Generalstabswerk zu der Lösung: Die Rhein-Armee mußte 1870 nach dem 6. August in südwestlicher Richtung zurückgehen. Sie war, so wird ausgeführt, wenn auch an Zahl schwächer als der Feind, doch vermöge des Geistes in der Truppe stark genug, um einen seitlichen Rückzug auszuführen. Der Vorteil eines solchen Rückzuges lag in

dem Umstande, daß die Armee nicht in den nördlichen Teil Frankreichs, sondern mitten in das Land mit seinen Hilfsquellen gelangt wäre. Die gerade Rückzugslinie hätte in die Richtung nördlich Orleans geführt. Ging die französische Armee also nach Westen zurück, so hätte sie die Verbindung zwischen Paris und dem Loirebecken verlieren können. Bei der Überlegenheit des Gegners an Zahl konnte sie von Süden her umgangen und von der Mitte des Landes, d. h. den Hilfsquellen, abgeschnitten werden, denn drei Viertel des Landes liegen südlich der Linie Paris—Nancy. Diese Gefahr mußte vermieden werden, und daher der Rückzug nicht auf Metz—Chalons, sondern auf Lunéville—Mirecourt—Langres gehen.

Des Näheren schlägt das französische Generalstabswerk vor, die Truppenteile in folgender Weise marschieren zu lassen:

4. Korps Bolchen—Buschborn—Delme-Nancy; Garde St. Avold—Chateau Salins—St. Nicolas; 2. Korps Püttlingen—Dieuze—Lunéville; 1. und 5. Korps Pfalzburg—Blamont—Baccarat; 3. Korps folgt als Arrieregarde dem 2. und der Garde, das Ganze wird durch ein Kavallerie-Korps von vier Divisionen gedeckt. Die Kavallerie-Division Du Barail, in Lunéville versammelt, sollte zum Schutz des Rückzuges der Elsaßarmee zu Mac Mahon gehen, die Artillerie-Reserve (Nancy) in Doppelmärschen zum 3. Korps, dem sie zunächst beigefügt werden sollte. Das Gelingen dieser Bewegung sei deshalb gesichert gewesen, so fährt das Generalstabswerk fort, weil die Deutschen erst am 10. August St. Avold durchschritten und der linke Flügel der Zweiten Armee sich an diesem Tage erst mit der dritten an der Saar vereinigte. Da dies jedoch das französische Hauptquartier nicht habe voraussehen können, so hätte man, um Zeit zu gewinnen, durch eine Infanterie- und die Kavallerie-Division des 4. Korps den Feind in falscher Richtung, auf Metz, ziehen müssen. Die Infanterie-Division konnte dann als Besatzung dort bleiben, die Kavallerie-Division auf dem linken Moselufer mittels der Eisenbahn die Armee wieder erreichen. Am 11. oder 12. August wären 120 000 Mann des 2., 3., 4. Korps und der Garde an der Meurthe oder der Mortagne vereinigt gewesen, dazu 28 000 Mann des 5. und die „glorieux-débris“ des 1. Korps. Das 6. Korps, 39 000 Mann stark, konnte in Nancy, das 7., 20 000 Mann stark, in Lunéville ausladen und beide sich mit dem Gros der Armee vereinigen, sodaß damit schon eine Truppenmacht von 240 000 Mann zum Kampfe bereit gewesen wäre.*) Diese konnte, in zwei Armeen geteilt, mit dem linken Flügel an die Foret de Haye gelehnt, die aus den Vogesen tretende Dritte Armee schlagen oder sie nötigen zu halten und die Schlacht zu verweigern, bis die Erste und die Zweite Armee eine große Schwenkung nach Süden gemacht hätten. Dann hätte ein neuer Feldzug begonnen, wobei die französische Armee sichere Verbindungslinien über Langres gegen die mittlere Loire

*) Die Reste des 1. Korps werden dabei mit 33 000 Mann berechnet.

oder über Dijon gegen die Monts de Morvan (zwischen Dijon und der Loire) und die Mitte Frankreichs gehabt hätte. Sie hätte Paris mittelbar gedeckt, gegen das der Feind kaum eine zur Belagerung hinreichende Truppenmenge abzuzweigen hätte wagen können. Über Chaumont, Vesoul, Epinal konnten alle neu formierten Truppen herangezogen werden, die im Lager von Chalons noch verfügbar wurden. Am 20. August waren hier 140 000 Mann zusammen. Unter Berechnung der Zeit, die die Erste und Zweite deutsche Armee zu der großen Schwenkung nötig hatten, so wird nun diese Erörterung schließlich zu Ende geführt, sei es unbestreitbar, daß der Kaiser zu einer Entscheidungsschlacht an der Meurthe oder der oberen Mosel 320 000 Mann rechtzeitig hätte vereinigen können. Die Unterlegenheit an Zahl wäre immer noch fühlbar und die bessere Artillerie der Deutschen ein ungünstiges Moment, aber die strategischen Bedingungen wären für die Franzosen die denkbar günstigsten gewesen und hätten zu Hoffnungen auf einen Sieg berechtigt.

Wie bekannt, bezog die französische Rhein-Armee am 10. August die Stellung hinter der Französischen Nied, die aber unmittelbar darauf geräumt wurde, um ein engeres Zusammenziehen der Armee dicht vor der Festung zu bewerkstelligen. Das französische Generalstabswerk gibt die Nachrichten über den Feind, die bei der französischen Armee bis zum 11. August eingelaufen waren, und schließt daran eine Betrachtung über die Maßnahmen, die nun noch hätten ergriffen werden können, um die Armee der immer bedrohlicher werdenden Nähe des überlegenen Gegners zu entziehen. Die Nachrichten besagten: Auf dem rechten Flügel der Deutschen befinde sich General Vogel v. Falkenstein mit drei Armeekorps, 100 000 Mann stark. Seine Avantgarde sei im Vormarsch von Köln auf Trier. Er beabsichtige, an der luxemburgischen Grenze entlang gegen Diedenhofen vorzugehen. Die Mitte bildeten das VII. und VIII. Armeekorps unter Steinmetz und die Armee des Prinzen Friedrich Karl, sechs Armeekorps, worunter die Garde. Von dieser Armee war am 10. August noch nichts in Bolchen, aber zahlreiche Kavallerie auf der Straße von St. Avold bis Plappecourt vorgekommen, Kolonnenteten waren bei Saarunion bemerkt worden. Die Armee scheine Metz vermeiden zu wollen und sich auf Chateau-Salins—Pont a Mousson und Nancy zu wenden. Diese acht Armeekorps der Mitte wurden auf 200 000 Mann geschätzt. Auf dem linken Flügel scheine die Armee des Kronprinzen, V., XI. Armeekorps und die süddeutschen Truppen, im ganzen 150 000 Mann stark, durch die Vogesen vorzudringen. Der König, Bismarck und Moltke befänden sich in Saarbrücken, wo 12 000 Mann Landwehren eingetroffen seien. Der Vormarsch der Deutschen solle am 12. beginnen. Auf dem rechten Rheinufer sei nichts mehr von deutschen Truppen geblieben, sondern alles über Rastatt vorgeführt worden. Der Gouverneur von Straßburg meldete, daß starke Kolonnen aller Waffen sich der Festung näherten und daß er die Einschließung erwarte.

Auf Grund dieser Lage mußte, so wird geurteilt, das Armee-Oberkommando der

Franzosen folgende Erwägung anstellen: die große Überlegenheit des Feindes an Zahl ist sicher, den 450 000 Deutschen ist man nur in der Lage, 170 000 Mann entgegenzustellen, die sich in einigen Tagen durch Heranziehung des 5. und 7. Korps auf 212 000 bringen lassen können. Ein Kampf, der von der französischen Armee gegen doppelt so starke Kräfte unternommen wird, die durch ihre ersten Erfolge ermutigt und im Besitze einer besseren Artillerie sind, ist aussichtslos. Durchaus notwendig aber ist vor einer Entscheidungsschlacht die Gewinnung numerischer Gleichheit. Dazu muß man die Truppenstärken durch Leute aus den Depots erhöhen und neue Korps bilden. Aber diese schwierigen Maßnahmen darf man nicht unter den Mauern von Metz ins Werk setzen, da der Feind nahe ist und in kurzer Zeit angreifen kann. Die Neubildung der Armee muß in einem Landstrich vollzogen werden, der so weit von der Grenze entfernt ist, daß der Feind nicht vor der Vollendung dieser Neubildung dort eindringen kann. Außerdem muß dieser Landstrich so gelegen sein, daß daselbst alle Hilfsquellen des Landes an Menschen, Material, Munition und Lebensmitteln zusammenströmen können. Diesen Gesichtspunkten kann das Lager von Chalons, das zu nahe an der Mosel liegt und auch zu nahe an der belgischen Grenze, nicht genügen, es muß daher geräumt werden.

In diesem Gedankengange fortfahrend, wird nun die Verlegung des Kriegsschauplatzes in die Gegend von Fontainebleau, Orleans, Gien, Auxerre vorgeschlagen, wo alle genannten Bedingungen erfüllt werden: genügende Entfernung von Metz, sichere Eisenbahnverbindungen mit dem Norden, Südwesten, Südosten und Osten Frankreichs, daneben Gelegenheit, gegen die Flanke oder die Verbindungen des eindringenden Gegners zu operieren, wenn er seinen Marsch auf Paris fortsetzen würde. Hätte die französische Heeresleitung den Entschluß, diese Gegend zur Neubildung der Armee aufzusuchen, am 11. August gefaßt, so konnte die Bewegung am 12. früh beginnen. Ein Korps mußte mit dem Schutz des Rückzuges beauftragt werden und zunächst die Moselübergänge zwischen Frouard und Metz besetzen und zur Zerstörung vorbereiten. Ihm mußte ein Kavalleriekorps von drei Divisionen unterstellt werden, um Fühlung mit den Kolonnen des linken Flügels der Deutschen zu halten, ihren Marsch nach Kräften zu verzögern und die Armeeleitung über ihr Vorwärtsschreiten dauernd zu unterrichten. Ein anderes Korps, verstärkt durch zwei Kavallerie-Divisionen, mußte vorläufig östlich Metz zwischen den Forts Queuleu und St. Julien bleiben, um den Rückzug zu verschleiern und den Schein zu erwecken, als ob die französische Armee noch auf dem rechten Moselufer die Schlacht liefern wollte. Wenn es dies erreicht hätte — jedenfalls aber ohne ein feindliches Überschreiten des Flusses oberhalb der Festung abzuwarten —, mußte dies Korps in der Festung eine Division als Besatzung belassen und sich mit dem Rest nach Verdun und Chalons zurückziehen, wobei es soviel feindliche Kräfte wie möglich in westlicher Richtung nach sich ziehen mußte, dabei sorgsam nach Süden sichernd, um nicht gegen die belgische Grenze geworfen zu werden. In

Chalons mußte das Korps dann zum Eisenbahntransport nach Orleans verladen werden. Inzwischen hätte sich das Gros der Armee in die oben erwähnte Gegend begeben und zwar über Commercy—Brienne—Troyes—Sens, wobei die Arrieregarden mit viel Kavallerie dem Feinde nacheinander die parallelen Abschnitte der Mosel, Maas, Marne, Aube und Seine streitig machen mußten. Das 1. und 5. Korps mußten Joigny über Neufchateau—Chaumont—Bar a. d. Seine erreichen, das 7. Korps mit der Bahn von Belfort über Langres und Chaumont die Gegend von Troyes. Das Mißliche bei diesem Plan, so schließt die Betrachtung des französischen Generalstabswerks, wäre das Preisgeben des ganzen Landes zwischen der Mosel und Paris nördlich Troyes gewesen, aber es wäre besser gewesen, sich dazu mit voller Absicht zu entschließen, als dorthin gedrängt und verfolgt zu werden nach einer Schlacht, deren Ausgang bei dem Zahlenverhältnis für die Franzosen unglücklich sein mußte.

Der erste der angeführten Vorschläge sucht noch die Entscheidung an der oberen Mosel oder der Meurthe, der zweite geht auf einen ungesäumten Rückzug in das Herz des Landes hinaus. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß, falls es den sogleich nach dem 6. August in südwestlicher Richtung abziehenden französischen Kräften gelungen wäre, sich genügend verstärkt in der vorgeschlagenen Weise zum Kampfe zu stellen, den Deutschen noch schwerere Aufgaben erwachsen wären, als es in der Tat am 16. und 18. August der Fall war. Der Ersten und Zweiten Armee wäre die Rolle zugefallen, unter Abzweigung eines Korps gegen Metz, die französische Front anzugreifen. Dabei konnte eine Umfassung ihres linken Flügels trotz der Festung Toul und des schwierigen Waldgeländes zwischen Toul und Nancy eingeleitet werden, da die schwache Armierung der damals kleinen Festung kaum eine wirksame Flankenanlehnung für die Feldarmee geboten hätte. Die Aufgabe der Umfassung des rechten Flügels wäre der Dritten Armee erwachsen, die, allerdings unter großen Marschleistungen, aber schließlich doch wirksam von Süden her hätte eingreifen können. Hätte die französische Armee standgehalten, so hätte sie der Überlegenheit eines beiderseits umfassend vorgehenden Angreifers wahrscheinlich doch erliegen müssen. Wäre sie, ohne die Entscheidung hier abzuwarten, zurückgegangen, so würden die deutschen Heere gefolgt sein, und die Waffenentscheidung wäre noch eine Zeitlang hinausgeschoben worden.

Auch hier wieder kann man nur sagen, daß die Fehler der Mobilmachung und des Aufmarsches, einmal begangen, nur sehr schwer wieder gut zu machen waren. Und dieses Zugeständnis liegt auch in den beiden Operationsvorschlägen, denn beide bedeuten das Zurückziehen einer trotz mangelnder Kriegsbereitschaft an die Grenze gestellten, an Zahl dem Gegner unterlegenen Armee ohne Waffenentscheidung. Werden bei dem gleich nach dem 6. August auszuführenden Plane die Fehler des Aufmarsches noch durch Heranziehung aller Teile der verstreuten Armee zur Entscheidung an der oberen Mosel zu verbessern gesucht, so wird diese Möglichkeit angesichts der Lage des

11. August nicht mehr berührt. Hier begibt sich die Armee in mehreren großen Kolonnen, zum Teil mit der Eisenbahn, in ein gänzlich neues Operationsgebiet. Es wäre müßig, ausrechnen zu wollen, wann in diesem Falle die der Bewegung folgenden deutschen Heere die Gelegenheit zum Angriff hätten erfassen können, sowie, ob sich erhebliche Teile durch das zuerst östlich Metz belassene französische Korps hätten abziehen lassen. Hätten sie es getan, so wäre das durchaus nicht ungünstig gewesen, denn diese Teile wären so ganz von selbst in eine Richtung gezogen worden, aus der sich je nach Bedarf die Umfassung in sehr wirksamer Weise hätte ansetzen lassen, oder aus der sie während der Operationen des Hauptheeres gegen die französische Armee die Beobachtung der Hauptstadt hätten übernehmen können, die jedenfalls nötig gewesen wäre. Selbst wenn die französische Armee in dem neuen Operationsgebiet der Deutschen an Zahl hätte gleichgemacht werden können, so wäre sie ihr bei ihren zahlreichen Neuformationen hinsichtlich der Güte der Truppen, der Leistungsfähigkeit ihrer Artillerie, und vor allem in bezug auf die moralische Verfassung nach einem so langen Rückzuge schwerlich gewachsen gewesen. Man bedenke zudem die aufreibenden Arrieregardenkämpfe an den Abschnitten der Mosel, der Maas, der Marne, der Aube und der Seine, mit denen dieser Plan rechnet combats en retraite, deren materielle und moralische Folgen von recht schlimmem Einfluß auf die mit ihnen betrauten Truppen gewesen wären.

II. Die Führung der deutschen Heere bis zu den Schlachten um Metz.

Skizze 1—3.

Über den Aufmarsch der deutschen Armeen äußert sich das französische Generalstabswerk verschiedentlich, ebenso über die Maßnahmen der deutschen Führung in der Zeit bis zu den Schlachten um Metz. Was zunächst die Verwendung der Kavallerie beim Aufmarsch anbetrifft, so wird anstatt der Zuteilung von einer oder zwei selbständigen Kavallerie-Divisionen an jede Armee eine Verteilung der Aufklärungskörper als richtiger hingestellt, die von vornherein das Herumfassen um die Flügel der französischen Armee in Lothringen eingeleitet hätte, während andere Teile in Verbindung mit den Grenzschutzabteilungen die Sicherung des Aufmarsches übernahmen. Diese Kavallerie der Grenzschutzabteilungen hätte zwischen Völklingen, Saarbrücken, Saargemünd und Bliesbrücken stehen, die Saar- und Bliesübergänge halten und auch weiterhin vor der Front der französischen Armee verbleiben müssen. Auf dem rechten Flügel hätte man zwischen Saarlouis und Merzig eine größere Kavalleriemasse sammeln sollen, die den linken Flügel des Feindes zu umfassen und in das Tal der Nied vorzudringen bestimmt worden wäre, und auf dem linken Flügel eine andere an der Blies zu ähnlichem Vorgehen um den rechten französischen Flügel in der

Richtung Rohrbach—Saaralben—St. Avold. Daß man heutzutage einer Verwendung der Kavallerie in größerer Masse zuneigt und ihre Bewegungen weiter ausholend ansetzt als es 1870 beim Beginn des Feldzuges der Fall war, ist anderwärts genügend erörtert, und somit auch die Bemerkung des französischen Generalstabswerks, daß die Kavallerie-Divisionen zuerst nicht früh genug kamen und später nicht geschlossen genug, sondern in Regimentern und Eskadrons auftraten, die durch schwache Infanterie zurückgewiesen werden konnten, in Anbetracht jetzt geltender Grundsätze über die Aufklärung im Großen nicht unberechtigt.

Über die Aufgabe der Ersten Armee in den ersten Augusttagen wird eine nicht uninteressante Betrachtung angestellt. Sie hätte während des an den Rhein zurückverlegten Aufmarsches der Zweiten Armee deren Schutz übernehmen können, wozu ihr der bestimmte Auftrag hätte erteilt werden müssen. Die Ausführung wird dann in der Weise gedacht, daß die Erste Armee die etwa über die Saar vorgehenden feindlichen Kräfte auf sich ziehen und durch eine Reihe von Rückzugsgefechten sie in der Richtung Lebach—Wadern—Trier ablenken sollte. Dann hätte die Zweite Armee dem Gegner in die rechte Flanke fallen können, nachdem sie inzwischen ihren Aufmarsch beendet hatte.

Demgegenüber muß bemerkt werden, wie unwahrscheinlich es ist, daß sich die über die Saar vorgegangenen französischen Kräfte in dieser Weise hätten nach Norden ziehen lassen, um dem Hauptheere des Gegners die Flanke zu bieten. Eine solche Bewegung hätte die deutsche Führung kaum erhoffen dürfen. Die Moltkesche Absicht, im Falle eines feindlichen Vorgehens über die Saar mit der Zweiten Armee die Lauterlinie Lauterecken—Kaiserslautern zu halten und die rechts vorwärts bereitgestellte Erste Armee zur Einwirkung gegen die linke Flanke des Angreifers zu verwenden, baute sich auf wahrscheinlichere Voraussetzungen auf.

Moltkes ursprüngliche Absicht in der ersten Feldzugsperiode war, das Zusammenwirken aller drei Armeen in der Entscheidungsschlacht herbeizuführen.*) Bei den Betrachtungen über die Schlacht bei Spichern kommt das französische Generalstabswerk hierauf zu sprechen und sucht die Schuldigen, die diesen Plan eines Sadowa an der Saar zunichte machten, um sich dann in späteren Betrachtungen darüber zu verbreiten, wie Moltke sich mit den diesem Plane zuwiderlaufenden Ereignissen abgefunden habe. Am 4. August, so lautet etwa die Betrachtung, läßt Moltke Blumenthal wissen, daß das erstrebte Ziel gleichzeitiges Eingreifen aller drei Armeen in die Entscheidungsschlacht ist, und danach vom Großen Hauptquartier aus die Bewegungen zu regeln gesucht werden sollen.**) An demselben Tage erhält Steinmetz die Weisung, bis auf weiteres in der Gegend Tholey—Lebach—Ottweiler zu verbleiben,***) d. h. bis die

*) Gen. St. W. I, 166 und Moltke, Mil. Korr. Nr. 101.

**) Moltke, Mil. Korr. Nr. 101.

***) Moltke, Mil. Korr. Nr. 102.

Zweite Armee ihren Aufmarsch an der Saar vollendet hat. Die Rolle der Ersten Armee sei ein höchst entscheidendes Eingreifen gegen die linke Flanke des Feindes.*) Am 5. August erhält Steinmetz die Weisung, er möge bis zum 7. stehen bleiben, sich dann in Marsch setzen und am 9. bereit sein, die Saar zwischen Saarlouis und Völklingen zu überschreiten, sodaß die Erste Armee zur Offensive event. gegen die feindliche linke Flanke geführt werden könne.**) Danach entsprach es nicht den Absichten des Großen Hauptquartiers, daß die Anfänge des VII., VIII. und III. Armeekorps sich am 6. August in ein Gefecht einließen. Dies beweist auch die Beurteilung der Lage am 4. August (Preuß. Gen. St. Werk I, 166), die es als die Aufgabe der Ersten und Zweiten Armee hinstellt, den Feind an der Saar solange festzuhalten, bis das Eingreifen der Dritten Armee zur Entscheidungsschlacht erfolgen kann. Schließlich ist zu bemerken, daß am 5. August abends beim Großen Hauptquartier die Meldung von der Zweiten Armee eintraf, der Feind breche seine Lager an der Saar und Blies ab. Hätte es in Moltkes Absicht gelegen, daß die Saar am 6. überschritten würde, so hätte ihn diese Meldung sicher veranlaßt, dahingehende Befehle an die Erste und Zweite Armee zu geben. Er wollte eben, daß alle drei Armeen zur Schlacht vereinigt würden, gleichgültig an welchem Tage. Die Schlacht von Spicheren machte diesen Plan zunichte, war mithin ein strategischer Mißerfolg. Das 2. französische Korps als Hauptavantgarde der Rhein-Armee zog die Anfänge des VII., VIII. und III. Armeekorps auf sich und rettete vielleicht die andern französischen Korps vor einem Mißgeschick, indem es ihnen Zeit verschaffte, sich auf Metz zurückzuziehen.

Vom strategischen Standpunkt trifft die Verantwortung für die Schlacht Steinmetz, der in seiner Ungeduld, an den Feind zu kommen und in seiner Furcht vor Beiseiteschiebung durch die Zweite Armee Moltkes Direktiven überschritt, vom taktischen Standpunkt den General v. Kameke, der infolge irriger Meldungen und in falscher Annahme über die Lage befangen, sich nicht mit der Besetzung der Saar-Brücken und der sie südlich beherrschenden Höhen begnügte, sondern sich in einen Kampf verwickelte, der die 14. Division in Gefahr brachte. Zu dem Umstande schlechter Bedienung durch die Kavallerie kommt freilich noch der, daß General v. Kameke nicht über die Absichten der Armeeleitung unterrichtet war. Steinmetz scheint die ihm gegebenen Direktiven den Führern des VII. und VIII. Armeekorps nicht mitgeteilt zu haben. Das war für ihn auch schwer, da er sich entschlossen hatte, sie nicht zu befolgen. Hätte v. Kameke sie gekannt, so hätte er sich wohl mit der Besetzung der Höhen dicht südlich Saarbrücken begnügt und sich jedenfalls bei ernstlichem Widerstande der Franzosen nicht in ein hartnäckiges Gefecht eingelassen.

---

*) Moltke, Mil. Korr. Nr. 105.

**) Moltke. Mil. Korr. Nr. 107.

Es wird nun eine Parallele gezogen, wie in ähnlicher Lage am 13. Oktober 1806 der Marschall Lannes sich verhielt. Er war am 12. mit dem 5. und 7. Korps auf die Vorposten der Armee des Prinzen Hohenlohe gestoßen, besetzte Jena, das von den in der Richtung auf Weimar zurückgehenden Preußen geräumt war, und schrieb am 13. mittags an den Kaiser: „Ich werde Patrouillen entsenden, um genau zu erfahren, wo der Feind ist. Ich möchte wissen, ob es in der Absicht Ew. Majestät liegt, daß ich mit meinem Korps nach Weimar marschiere. Ich wage nicht, diese Bewegung selbständig zu befehlen." Hätte der Marschall am 13. Oktober eigenmächtig angegriffen, so wäre er in eine gefährliche Lage geraten und hätte vielleicht die schöne Operation von Jena zum Scheitern gebracht, wie das unbesonnene Unternehmen von Spichern Moltkes Plan, Sadowa an der Saar zu wiederholen, scheitern ließ. So sehr die „Initiative im Gehorsam", d. h. im Sinne der obersten Heeresleitung bei den Unterführern zu loben ist, liegt doch eine Quelle von Gefahren in den willkürlichen Handlungen, die im Gegensatz zu den Absichten der Oberleitung stehen, an Indisziplin grenzen, und aus denen zum mindesten unvorhergesehene Schwierigkeiten entstehen. Wenn man auch ohne Rückhalt die verschiedenen preußischen Generale lobt, die „acceptant le fait accompli", nur daran gedacht haben, einer bedrängten Truppe zu Hilfe zu kommen, so kann man doch unmöglich Steinmetz' Verhalten billigen, der die Vorschriften des Großen Hauptquartiers nicht befolgt, noch dasjenige des Generals v. Kameke, der einen noch frischen Gegner angreift ohne zu wissen, ob er unterstützt werden wird. Auch selbst wenn er gewußt hätte, daß die Nachbartruppen mitwirken würden, hätte er nicht eine Schlacht heraufbeschwören dürfen, durch die er den künftigen Verlauf des Krieges bindend beeinflußte.

Soweit die Kritik des französischen Generalstabswerkes über das Ereignis, welches die Absicht gemeinsamer Verwendung aller drei deutschen Armeen in der Entscheidungsschlacht nicht zur Ausführung kommen ließ. Wir wissen, daß nicht nur die Ereignisse in Lothringen, sondern auch die Entwicklung der Dinge im Elsaß das taktische Zusammenwirken mit der Dritten Armee verhinderte. Moltke schrieb darüber: „Von seiten der Dritten Armee wurde natürlich die taktische Einwirkung angestrebt, wenn sie aber nicht rechtzeitig zu erzielen war, die strategische erwartet, denn die Erste und Zweite Armee waren auch allein zu jeder Entscheidungsschlacht stark genug. —"*) Im Übrigen ist das französische Urteil sachlich und ohne weiteres zu unterschreiben.

Nicht dasselbe kann man von den Bemerkungen sagen, die über die Führung der deutschen Heere in den nun folgenden Tagen bis zu den Schlachten um Metz gemacht werden, denn hier werden die Schwierigkeiten entschieden verkannt, in denen sich die oberste deutsche Heeresleitung befand, als die Ausführung ihrer ursprüng-

*) Kriegsgesch. Einzelschr. Heft 18, S. 484.

lichen Absicht durch den Drang der unteren Führer, an den Feind zu kommen, unmöglich gemacht worden war.

Auf Seite 156 und 415/416 im ersten Bande des preußischen Generalstabswerkes ist in Kürze die Absicht niedergelegt, die im Großen Hauptquartier bezüglich der Operationen gegen und über die Saar vor und nach dem 6. August herrschte. Danach war vor dem 6. August geplant, daß der Zweiten Armee nach ihrem Aufmarsche in der Linie Neunkirchen—Zweibrücken am 8. August ein Ruhetag gewährt und am 9. mit der Ersten und Zweiten Armee gleichzeitig die Grenze überschritten werden sollte. „Im Großen Hauptquartier vermutete man nämlich, das französische Heer wenn nicht früher, so doch sicher hinter der Mosel in Stellung zu finden, die Flügel an Diedenhofen und Metz gelehnt. In diesem Falle sollte die Erste Armee den Feind in der Front beschäftigen, die Zweite ihn unmittelbar südlich umgehend angreifen. Bei der hierzu nötigen Achtelrechtsschwenkung bildete die Erste Armee auf ihrer kürzeren Marschlinie den Drehpunkt . . ."*) Nach Eingang der Meldungen über die Schlachten bei Wörth und Spichern hatte man zuerst die Möglichkeit ins Auge gefaßt, dem Marschall Mac Mahon mit dem linken Flügel der Zweiten Armee den Rückzug zu verlegen. Sodann wurde erwogen, daß die allmähliche Rechtsschwenkung jetzt umsomehr mit Verlangsamung des Vorrückens der Ersten Armee verbunden sein mußte, als die Zweite Armee mit dem linken Flügel weit nach Süden ausgeholt hatte, während die Mitte noch im Aufschließen begriffen war. „Hierzu kam, daß man über die Verhältnisse beim Feinde nach der Schlacht von Spichern noch nicht vollständig im klaren war, daß also die weiteren Maßregeln von den Meldungen der Kavallerie über den Verbleib der französischen Hauptarmee abhingen."**)

Hierüber urteilt das französische Generalstabswerk etwa wie folgt: Moltke will also die Erste und Zweite Armee nicht eher wieder in Bewegung setzen, als bis er von seiner Kavallerie benachrichtigt ist und das am Tage nach zwei Siegen. Die Lehre von einer strategischen Offensive, die so der Aufklärung der Kavallerie unterworfen, gleichsam im Schlepptau der Nachrichten geht, ist sehr anfechtbar. Der Führer wird dadurch verleitet, seine Erwägungen auf Lagen zu gründen, die nicht mehr richtig sein können, wenn er die Meldungen erhält, und sich ausschließlich nach den Bewegungen des Gegners zu richten, anstatt danach zu trachten, ihm seinen Willen aufzuzwingen.

Die am 7. und 8. August ergehenden Weisungen an die Erste Armee, worin diese in ihrer Aufstellung angehalten wird,***) geben nun dem französischen General-

*) Gen. St. W. I, 156.
**) Gen. St. W. I. 416.
***) Moltke, Mil. Korr. Nr. 120 und 123.

stabswerk Anlaß, an einer der Lage entsprechenden Leitung der deutschen Heere zu zweifeln. Als Moltke, so wird geschrieben, am 8. August Steinmetz vorschreibt, am nächsten Tage seine Aufstellung innezuhalten, gibt er ihm keinen anderen Grund an, als die Ungewißheit, ob Bolchen und Busendorf noch besetzt oder frei vom Feinde sind. Es ist keineswegs die Rede von dem Drehpunkt, den die Erste Armee bei der Schwenkung bilden soll. In dem Telegramm vom Tage vorher, dem 7. August, herrscht der Gedanke der Defensive auf den Höhen von Spichern vor. Moltke fordert von der Kavallerie sichere Nachricht über den Verbleib des Feindes*). An demselben Tage setzt er dem General v. Blumenthal auseinander, daß das Richtigste für den Gegner vielleicht eine allgemeine Offensive gegen die Zweite Armee wäre.**) Er mußte in der Tat annehmen, daß am 7. August das 3., 4. Korps und die Garde, mit dem 2. Korps in zweiter Linie, Steinmetz bei Forbach angreifen konnten. Das hätte sich ereignen können, wenn das 2. Korps sich am 6. August abends in Forbach und auf den Spicherer Höhen gehalten und so den Gegner gefesselt hätte.

Ferner mußte Moltke annehmen, daß das 5. Korps nach Püttlingen oder St. Avold zurückgekehrt sei, um bei dieser Offensive mitzuwirken. So ist man denn überrascht zu sehen, daß das deutsche Große Hauptquartier am 7. früh die Garde und das IV. Armeekorps nach Rohrbach entsendet, die gerade überaus günstig an der Blies ankamen, um das VII., VIII. und III. Armeekorps bei feindlichem Angriff zu unterstützen. Eine französische Offensive am 8. August scheint gleichwohl in den Bereich der Möglichkeit bei den Entschlüssen des Generals v. Moltke gezogen worden zu sein, und sie dürfte den Grund gebildet haben, die Erste Armee defensiv zu halten, bis man über den Verbleib des Gegners klar oder bereit wäre, sich wirksam gegen ihn zu schützen.

Im weiteren wird an Moltkes Schreiben an die drei Armeeoberkommandos vom 9. August 8⁰⁰ abends angeknüpft,***) in dem es heißt: „Die eingegangenen Nachrichten lassen vermuten, daß der Feind hinter die Mosel, event. die Seille zurückgegangen ist", und in dem angeordnet wird, wie die Armeen dieser Bewegung folgen sollen, nämlich die Dritte Armee auf der Straße Saarunion—Dieuze und südlich, die Zweite Armee auf der Straße St. Avold—Romeny und südlich, die Erste Armee auf der Straße Saarlouis—Bolchen—Tennschen und südlich; die Kavallerie soll zur Sicherung des Marsches auf größere Entfernung vorausgesandt und durch weit vorgeschobene Avantgarden unterstützt werden, damit nötigenfalls die Armeen Zeit haben, sich in sich zu versammeln. Für die Erste und Zweite Armee wird der 10. August als Ruhetag, oder um die Truppen auf die für sie bestimmten

*) Moltke, Mil. Korr. Nr. 120.
**) Moltke, Mil. Korr. Nr. 119.
***) Moltke, Mil. Korr. Nr. 127.

Straßen zu setzen, freigegeben. Schließlich werden den Korps des rechten Flügels verhältnismäßig kurze Märsche anempfohlen, da der linke Flügel erst am 12. die Saar erreichen könne.

Also, so lautet die Kritik des französischen Generalstabswerks, die Vorwärtsbewegung der Ersten und Zweiten Armee soll erst am 11. August angetreten werden. Vier Tage sollen nach den Siegen bei Wörth und Spichern verfließen, bevor man die physische und moralische Überlegenheit ausnutzt, um die Früchte zu ernten. Diese lange Zeit des Haltens gab dem Gegner die Möglichkeit, sich zu erholen, sich für eine neue Schlacht zu sammeln, oder sich zurückzuziehen und zu reorganisieren, sie gab ihm mit einem Worte die Freiheit des Handelns. Vielleicht wirft man ein, daß das Verhalten der vorderen und rechten Flügelkorps nötig war, um den Aufmarsch der Zweiten Armee zu ermöglichen und der Dritten Zeit für das Vorgehen in dieselbe Höhe zu verschaffen. Hier führt das Werk die Worte des Kapitän Gilbert an: „C'est dans cette halte forcée*) après les premiers coups dans les lenteurs et les difficultés du déploiement, que s'accusent tous les défauts du dispositif de marche de la IIe armeé et toute la peine que le haut commandement eut à reprendre possesion de lui même et des troupes, après des évènements imprévus.“ *)

Weiter wird fortgefahren, die so vom Großen Hauptquartier geregelte Vorwärtsbewegung habe nicht den Charakter einer Operation gehabt, die den Angriff auf die Stellung der Franzosen an der Nied einleiten sollte, sondern es sei lediglich ein gerader Vormarsch gegen die Mosel oberhalb Metz gewesen, bei dem die Anfänge in gleiche Höhe geführt werden sollten. Die ganze Front der drei Armeen habe nach dem Vormarschplane nicht weniger als 70 km gemessen, sodaß die Vereinigung nach einem Flügel drei Tage, nach der Mitte zwei Tage erfordert hätte. Deshalb hätte das Große Hauptquartier Vorkehrungen treffen müssen für den Fall, daß der Feind wider Vermuten doch noch vor dem Überschreiten der Seille oder der Mosel die Schlacht anbot. Die Weisung über die Verwendung der Kavallerie, die auf größere Entfernung vorgeschoben und durch weit vorgesandte Avantgarden unterstützt werden sollte, zeige zwar, daß man diese Möglichkeit ins Auge gefaßt habe, doch sei diese Maßregel ungenügend gewesen, da eine Kavalleriemasse als Aufklärungsorgan in der Hand der obersten Heeresleitung und eine Heeresavantgarde gefehlt hätten, um nötigenfalls die drei Tage Zeit zur Vereinigung der Kräfte zu schaffen. Die auf die Mosel in der Gegend von Pont a Mousson gerichtete lange deutsche Frontlinie wäre schwer zu lenken gewesen, wenn z. B. der Gegner aus der Gegend zwischen Metz und Diedenhofen offensiv gegen den rechten Flügel geworden wäre.

---

*) Essais de critique militaire, p. 160.

Diese Offensive wird folgendermaßen gedacht: Da am 10. August die Erste und Zweite Armee in zwei Teile geteilt waren, rechts: I. Armeekorps Kreuzwald, VII. Karlingen, III. St. Avold, dahinter VIII. Lauterbach, IX. Saarbrücken, links: die andern Armeekorps der Zweiten Armee, da ferner die Gegend von Bolchen am 9. von der Kavallerie der Ersten Armee noch nicht erkundet war, konnte die französische Armee am 10. früh aus dieser Gegend unerwartet vorbrechen und über Buschborn das III. Armeekorps angreifen, das bei St. Avold allein stand. Die Erste Armee wäre sehr spät zur Unterstützung eingetroffen, das X. Armeekorps (Saargemünd 28 km) spätestens am Abend, das IX. (St. Ingbert 42 km) an diesem Tage nicht mehr. Das XII. (Homburg—Habkirchen,) die Garde (Gr. Rederchingen) und das IV. Armeekorps (Lorentzen) wären nicht in Betracht gekommen. Also nur vier Armeekorps von den neun, über die die Erste und Zweite Armee verfügten, konnten die Deutschen ins Gefecht führen.

Dieser Angriffsplan wird mit der Bemerkung beschlossen, daß nichts wahrscheinlicher war als ein Zusammenziehen der französischen Kräfte bei Bolchen, wo sie aller ihrer Verbindungen nach der Mosel zwischen Metz und Diedenhofen sicher waren, und daß es verwunderlich erscheint, daß das Deutsche Große Hauptquartier nicht die ungeheure Frontausdehnung der Zweiten Armee angesichts eines noch zum größten Teil intakten Gegners abgestellt hat.

Wir wollen, ehe wir auf den wahrscheinlichen Ausgang eines solchen Unternehmens näher eingehen, zunächst die Kritik an der Moltke'schen Führung im Französischen Generalstabswerk weiter verfolgen. Sie ist an verschiedenen Stellen zerstreut in die Darstellung eingeflochten. Bei der Besprechung des 12. August wird unter Andrem gesagt: Die Befehle des Deutschen Großen Hauptquartiers vom 9., 11. und 12. August gründen sich auf die Nachrichten der Kavallerie, aber es verstreichen jedesmal drei Tage, bis die strategischen Folgen aus diesen Meldungen wirksam werden. Wenn diese Nachrichten, auf die hin man beschließt, die Operationen der Armeen für jeden Tag zu regeln, an das Große Hauptquartier gelangen, datieren sie von 48 Stunden vorher, und die Befehle, die sie bewirken, sind erst am Tage darauf ausführbar. So dirigiert der Befehl vom 9. August abends die Erste und Zweite Armee von der Saar an die Mosel zwischen Metz und Frouard, er fügt hinzu, daß man die Franzosen nicht mehr östlich des Stromes antreffen wird. Aber an demselben Tage macht der Gegner an der Nied halt. Davon ist das Große Hauptquartier am 11. August nachmittags unterrichtet und gibt daraufhin neue Befehle für den 12.,*) die die ursprünglich angesetzte Bewegung aufheben und die Erste Armee für den Fall einer Schlacht heranschließen lassen. In der Nacht vom 10./11. und am Morgen des 11. August räumen die Franzosen die Niedlinie und ziehen nach Westen

*) Moltke, Mil. Korr. Nr. 141.

ab. Moltke erfährt es am 12. und glaubt, daß sie auf das linke Moselufer gehen. Auf diese Nachricht und diese Ansicht gründet sich der Befehl vom 12. August. In Wirklichkeit hat nun die französische Armee am 11. vor Metz Halt gemacht und ist am 12. dort verblieben. Dies erfährt das Große Hauptquartier am 13., und befiehlt der Zweiten Armee für den 14., an welchem Tage sie schon im Marsch gegen die Mosel oberhalb Metz ist, zu halten und zur Unterstützung der Ersten Armee bereit zu sein.

Eine Menge von Möglichkeiten konnten sich also in dem Zeitraum zwischen den vom Feinde getroffenen Maßnahmen und denjenigen ereignen, die infolgedessen die deutschen Armeen ergriffen. Die Franzosen konnten ihr „centre de gravité" wechseln, ihre Korps zweiter Linie verschieben, ohne daß die Kavallerie, die nur die äußeren Linien erkennen konnte, etwas davon entdeckte, sie konnten sogar unvermutet offensiv werden. Die Maßnahmen, die auf Grund der Lage von zwei Tage vorher getroffen wurden, konnten, zumal bei so kurzer Entfernung vom Feinde, den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechen. „Die strategische Offensive läßt sich nicht ins Schlepptau der Nachrichten nehmen; sie regelt sich nicht ausschließlich nach dem, was der Feind tut; sie trachtet selber danach, ihm ihren Willen aufzuzwingen."*) So wird denn schließlich das Urteil dahin zusammengefaßt, das Große Hauptquartier habe immer gewartet, um erst ein genaues Bild der Lage zu bekommen und es sei der Initiative und dem einheitlichen Handeln der Unterführer, besonders aber der Untätigkeit und den veralteten Kriegsmethoden der französischen Führer zu danken, wenn in der Folge günstige Lagen dennoch richtig ausgenutzt wurden, was oft ohne Vermuten, ja direkt gegen die Erwartung des Großen Hauptquartiers geschehen sei.

Soviel über die angeblich hinter den Ereignissen herschleppende Befehlsgebung von seiten der obersten Heeresleitung. Was den Inhalt des letzterwähnten Befehls an die Oberkommandos der Ersten und Zweiten Armee für den 14. August betrifft, der mit dem Hinweis auf das am 13. noch bemerkte Vorhandensein größerer Abteilungen des Feindes bei Servigny und Borny beginnt, sei in die Erinnerung zurückgerufen, daß durch ihn die Erste Armee angewiesen wurde, am 14. August in ihrer Stellung an der Französischen Nied zu verbleiben und zu beobachten, ob der Feind sich zurückziehe oder zum Angriff vorgehe. Von der Zweiten Armee sollte das III. Armeekorps vorerst nur bis in die Höhe von Pagny, das IX. nach Buchy vorrücken, die übrigen den Vormarsch gegen die Moselstrecke Pont a Mousson—Marbache fortsetzen, das X. Armeekorps vorwärts Pont a Mousson Stellung nehmen. Die Kavallerie beider Armeen sollte möglichst weit vorgeschoben werden, um den eventuellen Rückzug des Feindes auf der Straße Metz—Verdun zu beunruhigen.

Dieser klare, sowohl der Möglichkeit eines feindlichen Angriffs, als derjenigen eines

*) Gilbert, Essais S. 177.

weiteren Rückzuges des Gegners Rechnung tragende Befehl gibt dem französischen Generalstabswerk Anlaß zu einer Kritik, deren Schärfe in Erstaunen setzen muß. Das deutsche Große Hauptquartier, so wird gesagt, übertrug also der Ersten und zwei Armeekorps vom rechten Flügel der Zweiten Armee eine rein defensive Aufgabe. Es handelte sich für diese beiden Gruppen einfach darum, zu beobachten, ob der Feind sich zurückzöge, im anderen Falle eine etwaige Offensive abzuwehren. Eine solche war in der Tat die einzig einleuchtende Erklärung für das Verbleiben der französischen Armee auf dem rechten Moselufer. Somit sollten die beiden Korps vom rechten Flügel der Zweiten Armee gegebenenfalls gegen die rechte Flanke der Franzosen wirken, wenn diese die Front der Ersten Armee angreifen würden. Diese war dagegen bereit, „jedes Vorgehen des Feindes gegen Süden durch einen Flankenangriff zu verhindern."*) Diese Lösung brachte die deutsche Heeresleitung — wenigstens für diesen Zeitpunkt — von dem Ziele ab, das ihr das preußische Generalstabswerk zuschreibt, nämlich: zunächst die Verbindung der Rhein-Armee mit den bei Chalons in der Versammlung begriffenen Kräften zu verhindern. Fünf Armeekorps, rechnet man das XII. und II. mit (die noch weiter zurück waren, d. Verf.), sogar sieben, sollten nur in abwartender Stellung vor der französischen Armee gehalten werden, und die drei am weitesten von Metz entfernten blieben allein verfügbar (X. G. und IV.), um die Operation über die Mosel auszuführen, die allein die so sehr gewünschte Entscheidungsschlacht herbeiführen konnte. Es scheint also, daß in dieser Lage die deutsche Heeresleitung dieselbe Befangenheit hegte, die ihr schon beim Beginn der Operationen eigen war, daß sie nämlich um jeden Preis einen Echec auch bei einzelnen Teilen vermeiden wollte. Die Möglichkeit eines feindlichen Angriffs auf dem rechten Moselufer brachte sie dazu, mehr als zwei Drittel ihrer Armeekorps vor Metz festzulegen, um in der Lage zu sein, mit gleichen Kräften eine Schlacht aufzunehmen, zu der die Initiative ausschließlich der französischen Führung überlassen wurde. Wenn Moltke am 13. August fest entschlossen gewesen wäre, der französischen Armee eine Entscheidungsschlacht aufzuzwingen, die er an der Mosel wünschte, nachdem er sie vergeblich an der Saar gesucht hatte, hätte er vielleicht versucht, seinen Gegner an Schnelligkeit zu übertreffen, indem er eine an Kavallerie starke Avantgarde aus den vordersten Korps auf die Straßen nach Verdun vorschob, einen möglichst kleinen Teil der Truppen die Festung auf dem rechten Ufer beobachten ließ und das Gros der Kräfte südlich Metz vereinigte, um von da aus in geeigneter Weise vorzugehen.

Die weitere Kritik der deutschen Führung bis zu den Schlachten um Metz knüpft an den am 14. August 6⁰⁰ abends vom Großen Hauptquartier aus Herlingen an die Oberkommandos der Ersten, Zweiten und Dritten Armee sowie an die Generalkommandos des III., IX. und XII. Armeekorgs erlassenen Befehl**) an, der also zu

*) Moltke, Mil. Korr. Nr. 155.

**) Moltke, Mil. Korr. Nr. 161.

einem Zeitpunkt erging, wo man bei der obersten Heeresleitung noch keine Kenntnis von der am Nachmittage entbrannten Schlacht von Colombey—Nouilly hatte. Der Befehl stellt es als möglich hin, daß der größere Teil der feindlichen Armee sich noch diesseits Metz befinde, faßt etwaige Offensivunternehmungen von dort her ins Auge und bestimmt, in Berücksichtigung dieser Möglichkeit und weil nach anstrengenden Märschen ein Ruhetag erwünscht schien, daß die Teten des III., IX. und XII. Armeekorps am 15. August stehen bleiben sollen, daß diese Korps in sich aufschließen, daß die Erste Armee mit dem I. und VII. Armeekorps stehen bleiben und das VIII. Armeekorps behufs näherer Verbindung mit dem rechten Flügel der Zweiten Armee nach Bazoncourt—Alben heranziehen solle, wodurch gleichzeitig die später notwendig werdende Linksschiebung der Ersten Armee eingeleitet würde. Zur Aufklärung der Lage sollte die Zweite Armee alle am linken Ufer der Mosel verfügbaren Kavallerie gegen die Verbindungsstraßen des Feindes Metz—Verdun entsenden und diese in der Richtung auf Gorze und Thiaucourt durch diejenigen Korps unterstützen, welche zuerst die Mosel überschritten. Dazu sollte das III. Armeekorps am 15. einen Übergang unterhalb Pont a Mousson vorbereiten, das II. seinen Marsch in der bisherigen Richtung fortsetzen.

Nachdem das französische Generalstabswerk getadelt hat, daß das Große Hauptquartier weder von der seit zwei Stunden wogenden Schlacht noch von der Stellung der französischen Armee Kenntnis hatte, wobei es die Schuld einerseits in dem Mangel eines direkt der obersten Heeresleitung unterstellten Aufklärungskörpers, anderseits in der über Gebühr weiten Entfernung des Großen Hauptquartiers von dem seit mehreren Tagen entscheidenden Punkt Metz sucht, fährt es etwa fort: Man muß beinahe bezweifeln, daß Moltke zu diesem Zeitpunkt — also am 14. August 6⁰⁰ abends — wußte, daß der entscheidende Moment seiner Operation nahe war, daß es in kurzer Zeit klar sein müßte, ob er die Entscheidungsschlacht, die er anstrebte, bekommen, oder ob der Feind ihm noch einmal entrinnen würde, um sich mit weiter rückwärts versammelten Kräften zu vereinigen. Zum mindesten läßt der Befehl die Unentschlossenheit und zögernde Haltung Moltkes einem Gegner gegenüber erkennen, von dem er — leider sehr mit Unrecht — eine Offensive auf dem rechten Ufer zu erwarten schien. Weit entfernt, die Operation zu beschleunigen, die allein einen positiven Erfolg gegen einen einigermaßen regsamen Feind geben konnte, schrieb er seinen Armeen vor, ihre Bewegung zu verlangsamen, indem er ihrem Ruhebedürfnis nachgab, das wohl bestand, das er aber als oberster Leiter der Heere unter solchen Umständen hintansetzen mußte. So sollte denn der größere Teil der deutschen Armeen — sechs Armeekorps und vier Kavallerie-Divisionen — am 15. August weiter den Gegner untätig beobachten, der allerdings unter den Mauern von Metz gestanden hatte, der nun aber seit zwölf Stunden auf dem Rückzuge war und trotz des Kampfes bei Colombey—Nouilly am nächsten Morgen das rechte Ufer völlig hätte geräumt haben

müssen. Das III., IX. und XII. Armeekorps mit zwei Kavallerie-Divisionen hätten die einzig verfügbaren Truppen für eine Operation auf dem linken Ufer am 15. gebildet, und diesen empfahl man, nur Kavallerie vorzuschieben. Weder zur Eile wurde gemahnt, noch den Truppen ein Ziel bestimmt. Daher mußte Prinz Friedrich Karl annehmen, daß der Auftrag vom Tage vorher noch Geltung habe: „den Marsch gegen die Moselstrecke Pont a Mousson—Marbache fortzusetzen.“*)

Der Entschluß zu entscheidendem Vorgehen wurde von Moltke zu spät gefaßt, sodaß ein gut organisierter, tätiger Gegner sich dem Angriff der Deutschen mit Leichtigkeit hätte entziehen können.

Nach gewonnener Kenntnis von der Schlacht bei Colombey—Nouilly erließ das Große Hauptquartier vom 15. August früh bis 6^{30} abends eine Reihe von Befehlen,**) deren erste noch mit der Möglichkeit eines feindlichen Vorgehens rechnen und die Truppen näher an das Schlachtfeld heranziehen, wobei der Zweiten Armee die Verfolgung auf der Straße Metz—Verdun als wichtig bezeichnet wird.

Sodann heißt es in den 10^{45} vormittags an den General v. Steinmetz und an das VIII. Armeekorps ergehenden Befehlen und in dem Telegramm um 11^{00} vormittags an die Zweite Armee, vorwärts Metz seien keine feindlichen Truppen mehr, die Franzosen seien vollständig nach Metz hineingeworfen und wahrscheinlich jetzt schon im vollen Rückzug auf Verdun. Auf dieser Grundlage wurde der Ersten Armee vorgeschrieben, mit dem I. und VII. Armeekorps Halt zu machen, mit dem VIII., sofern dies schon im Marsch wäre, an Pange vorüber nach Orny vorzugehen.***) Von der Zweiten Armee wurden das III., XII. und IX. Armeekorps, die in der Erwartung eines feindlichen Vorgehens, durch den Befehl†) vom 14. August angehalten waren, um in sich aufzuschließen, wieder zur freien Verfügung des Oberkommandos gestellt. Der am Abend gegebene Befehl endlich an die drei Oberkommandos regelte die Bewegungen weiter dahin, daß die Erste Armee vorläufig ein Armeekorps in der Gegend von Courcelles zurücklassen, mit den beiden anderen am 16. August Stellung zwischen Seille und Mosel, etwa auf der Linie Arry—Pommerieux, nehmen sollte behufs demnächstigen Überganges. Der Armee des Prinzen Friedrich Karl wurde bedeutet, daß die Früchte des Sieges der Ersten Armee nur durch eine kräftige Offensive der Zweiten gegen die Straßen von Metz sowohl über Fresnes wie Etain nach Verdun zu ernten seien, eine Offensive, die sie nach eigenem Ermessen mit allen verfügbaren Mitteln führen möge.

Auch die Maßnahmen, die am Vormittage des 15. August getroffen wurden, geben dem französischen Generalstabswerk Anlaß, in seiner abfälligen Beurteilung der

*) Moltke, Mil. Korr. Nr. 155.

**) Moltke, Mil. Korr. Nr. 162 bis 168.

***) Das VIII. A. K. war vom Generalquartiermeister v. Podbielski bereits vorher selbständig in diese Richtung gewiesen worden. Gen. St. W. I, S. 515.

†) Moltke, Mil. Korr. Nr. 161.

deutschen Führung in diesen Tagen fortzufahren. Man liest dort: Jetzt durfte die Lage als fast gänzlich geklärt erscheinen; das Verlassen des rechten Ufers durch die Franzosen war erkannt. Ihr Rückzug nach Westen war so gut wie sicher, und es blieb nur noch festzustellen, ob er schon weit vorgeschritten oder noch im Beginn war. Und nun beschränkte sich das Große Hauptquartier darauf, der Ersten Armee vorzuschreiben, sie solle halten bleiben und die Festung durch Kavallerie beobachten. Wenige Augenblicke vorher hatte der König die Anordnung des Generals v. Podbielski gutgeheißen, die darauf ausging, die Erste Armee lebhaft gegen die Mosel vordrängen zu lassen, und jetzt sollte sie das Plateau von Borny weiter beobachten, das vor kurzem von der französischen Armee besetzt war, die man sich schmeichelte „vollkommen nach Metz hineingeworfen zu haben, und die wahrscheinlich jetzt schon im vollen Rückzuge auf Verdun sein sollte."*) Was die Zweite Armee betrifft, begnügte man sich damit, ihr die Verfügung über die drei Armeekorps ihres rechten Flügels wiederzugeben, aber nichts in den ihr zugehenden neuen Befehlen ließ sie glauben, daß das neue Verhalten der französischen Armee im Geiste der obersten Heeresleitung den Gedanken an eine schnelle, entscheidende Operation erzeugt hätte, die sie auszuführen bestimmt sei. Für sie blieb auch weiterhin das Ziel, die Mosel mit dem Gros zu erreichen, bestehen, und zwar unter Entsendung starker Kavallerie, unterstützt durch Infanterie, gegen die Verbindungen der französischen Armee. Diese Weisung datierte schon vom Abend vorher. Die große Änderung in dem Verhalten der französischen Armee, die der Chef des preußischen Generalstabes persönlich feststellen konnte, gab ihm also keinen neuen Entschluß ein.

Die Entschlüsse des Generals Constantin v. Alvensleben am 15. August verdienen höchstes Lob: Das war der geniale Funke, der trotz der Zaghaftigkeit und dem Mangel an Entschlußkraft des Großen Hauptquartiers und trotz der Langsamkeit und den Irrungen des Führers der Zweiten Armee von seiten eines Unterführers einen Akt hoher Initiative erzeugte, deren unmittelbarer Erfolg die Schlacht von Rezonville war, die ihre Vollendung zwei Tage später bei St. Privat fand.

Moltke hätte wie Prinz Friedrich Karl annehmen müssen, daß der Feind trotz seiner schlechten Marschverfassung am 15. abends weiter nach Westen gekommen wäre und darum in dem Befehl vom 15. 6^{30} abends**) die Offensive der Zweiten Armee gegen die Straßen Metz—Verdun nicht auf Etain und Fresnes, sondern weiter westlich ansetzen sollen, obgleich die Tatsachen später seine Annahme bestätigten. Er beschränkte sich darauf, „im allgemeinen einiges zu bemerken" und ließ den Erfolg auf die Initiative eines der Armeeführer ankommen in dem Augenblick, wo man dem entscheidenden Zeitpunkt in den Operationen nahe kam. Dank den falschen Maßnahmen

*) Moltke, Mil. Korr. Nr. 167.
**) Moltke, Mil. Korr. Nr. 168.

der Franzosen und der Initiative der deutschen Unterführer erfüllte sich Moltkes Hoffnung am folgenden Tage, aber unter so schwierigen Umständen, daß die deutsche Avantgarde unfehlbar zerschmettert worden wäre, wenn ein anderer als der Marschall Bazaine der Führer der Franzosen war.

Wenn wir in eine Besprechung aller dieser, dem ersten Berater König Wilhelms in zwei siegreichen Feldzügen gemachten Vorwürfe eintreten, so geschieht es, um dem Leser des französischen Generalstabswerkes, der durch eine solche, nach Aufdeckung der Karten geführte, Kritik sich allzusehr beeinflussen lassen sollte, die Lagen vor Augen zu führen, in denen sich das deutsche Große Hauptquartier in den Tagen von Spichern bis Vionville befand. Die französischen Betrachtungen scheinen in letzter Linie den Beweis erbringen zu wollen, daß, wie die deutsche Führung war, es der französischen Rhein-Armee mit Leichtigkeit gelingen konnte, sich den Niederlagen durch den Rückzug zu entziehen. Diesen Beweis braucht man nicht zu führen, denn es ist ohne weiteres klar, daß ein Heer, das von den Hauptkräften des Gegners genügend weit entfernt ist, wenn es will, nur abzumarschieren braucht, zumal, wenn ihm die Möglichkeit gegeben ist, einen Abschnitt wie die Mosel zwischen sich und den Feind zu legen, der noch dazu erst im Aufmarsch begriffen ist. Aber wenn sich die Heeresmacht eines Landes zur Abwehr feindlichen Eindringens dicht an der Grenze aufstellt, so muß der Angreifer doch zunächst einmal annehmen, daß sie sich dort schlagen, vielleicht gar mit der Gegenoffensive antworten und nicht nach einigen Gefechten, die die strategische Anfangslage noch keineswegs von Grund aus ändern, in das Innere des Landes zurückgehen will. Dann hätte sie sich gleich weiter rückwärts aufstellen können.

Die Hauptfrage nach dem 6. August war die, ob die Franzosen die Entscheidung östlich der Mosel wagen, oder ob sie hinter den Strom zurückgehen würden. Im ersten Falle war es fraglich, ob sie sich in der Verteidigung halten oder eine Gelegenheit zum Angriff gegen einen Teil der in breiter Front vorgehenden Deutschen ergreifen würden. Mit diesen Möglichkeiten mußte das Hauptquartier König Wilhelms rechnen und danach die Bewegungen der drei Armeen zu regeln suchen. Um einer feindlichen Offensive begegnen zu können, mußten die deutschen Kräfte in hinreichender Versammlung so geführt werden, daß ein Teil zur Unterstützung des andern bereit war. Traf man den Feind in einer Stellung noch vor der Mosel, so galt es, ihn mit der Ersten und Zweiten Armee zu schlagen, wich er hinter den Fluß zurück, so konnte vielleicht noch die ursprüngliche Absicht zur Wirklichkeit werden, die eine taktische Einwirkung auch der Dritten Armee in Aussicht nahm.

Vorderhand war nach den Schlachten von Wörth und Spichern das im Anfang beabsichtigte Zusammenwirken aller drei Armeen in der Entscheidungsschlacht nicht zu erreichen, da der rechte Flügel der Deutschen mit den Franzosen handgemein geworden war, während zwischen dem linken Flügel der Zweiten Armee und der Dritten noch

die Vogesen lagen. Die Entscheidungsschlacht mußte ohne die taktische Mitwirkung der Dritten Armee erstrebt werden. Die Zweite Armee aber war mit ihrer Mitte und ihrem linken Flügel noch erheblich zurück. Das wechselnde Verhalten der Franzosen nach dem 6. August, das, sollte es überhaupt planmäßig sein, nur die Schlüsse zuließ, die der preußische Generalstabschef zog, bedingte naturgemäß einen öfteren Wechsel in den Entschlüssen des Großen Hauptquartiers, dessen Maßnahmen stets den verschiedensten Möglichkeiten gleichmäßig gewachsen sein mußten. Die ersten Anordnungen nach der Schlacht bei Spichern konnten sich nur darauf beschränken, dem gegen die Absichten des Großen Hauptquartiers vereinzelt über die Saar vorgegangenen rechten Flügel der deutschen Gesamtmacht ein verteidigungsweises Verhalten zu empfehlen. Als ein feindlicher Angriff gegen diesen Flügel nicht erfolgt, tritt naturgemäß die Ansicht in den Vordergrund, daß es östlich der Mosel zu einem ernsten Kampfe nicht mehr kommen werde; am 9. wird vermutet, daß der Feind hinter die Mosel oder die Seille zurückgegangen sei, um sich dort zu schlagen; am 11. hat man erkannt, daß der Feind an der Nied halt gemacht hat und am 12. gewinnt man wieder die Ansicht, daß er im Rückzug durch Metz und über die Mosel sei. Die bis zum 13. August eingetroffenen Nachrichten lassen dagegen nochmals eine feindliche Offensive als möglich erscheinen, die durch das Verbleiben des Gegners auf dem rechten Moselufer trotz der immer wachsenden Gefahr für seine rechte Flanke, am 14. und 15. früh an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Durch eigenen Augenschein endlich überzeugen sich der König und sein Generalstabschef in den Vormittagsstunden des 15. August von der Räumung des rechten Moselufers durch den Feind. Alle diese wechselnden Anschauungen über die mutmaßlichen Absichten des Gegners waren wohlbegründet, und aus ihnen heraus mußten — immer in Verfolgung des gesteckten allgemeinen Ziels — die Entschlüsse gefaßt werden.

Daß die Meldungen der Kavallerie, wenn sie in das Große Hauptquartier gelangten, oft überholt waren und der Lage nicht mehr entsprachen, ist richtig und konnte nicht anders sein, da die Aufstellung der französischen Kräfte fast täglich wechselte. Daß aber Moltke nur auf Grund dieser überholten Meldungen seine Entschlüsse gefaßt habe, ist nicht richtig. Seine Gedanken reichten stets weiter und faßten alle Möglichkeiten ins Auge, selbstverständlich unter Berücksichtigung der zuletzt eingegangenen Meldungen, die doch einen Schluß auf die weiteren Absichten des Feindes zulassen mußten. So sagt er in seinen Befehlen nie: „Der Feind ist über die Mosel zurückgegangen," oder „der Feind steht hinter der Nied," weil er wohl wußte, daß dies zur Zeit der Ausgabe des Befehls schon nicht mehr der Fall zu sein brauchte, sondern er sagt stets: „Die eingegangenen Nachrichten lassen vermuten, daß der Feind hinter die Mosel zurückgegangen ist," oder „es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein erheblicher Teil des Feindes vorwärts Metz auf dem linken Ufer der französischen Nied steht" und ähnliches — und erst auf Grund eigener Wahrnehmung am

15. August wird der Befehl an die Erste und Zweite Armee mit dem Hinweis begonnen, daß vom Feinde vorwärts Metz nichts mehr steht. Es ist also ein mangelhaftes Studium oder ein Nichtverstehen Moltkescher Heerführung im Verein mit der Unterschätzung der Schwierigkeiten, die mit der Bewegung großer Massen verbunden sind, das in der Behauptung des französischen Generalstabswerkes zutage tritt, Moltke habe seine Befehle auf überholte Meldungen gegründet. Er hat die eingehenden Nachrichten soweit berücksichtigt, als sie die Ausführung der Operationen beeinflussen mußten, ohne sich jedoch durch sie von dem leitenden Gedanken, der strategischen Offensive, abziehen zu lassen. Und hierin liegt, kurz zusammengefaßt, die Widerlegung der Ausführungen des französischen Generalstabswerkes, das Moltke als unentschlossen, schwankend und zaghaft hinstellt. Mußte er auch zeitweise das Vordringen der Armeen an die Mosel verlangsamen, um für einen feindlichen Offensivstoß vorbereitet oder anderen Aufgaben, wie sie die Lage fordern konnte, gewachsen zu sein, so ist darin kein Aufgeben der Initiative zu erblicken und noch weniger eine Kriegführung, die „im Schlepptau der Nachrichten" einhergeht. Ein solches Verhalten war vielmehr für die in breiter Front anmarschierenden deutschen Heere durch den Umstand geboten, daß der Gegner seine Versammlung zu einem Schlage gegen einen Flügel ausnutzen konnte, wodurch auch den übrigen Teilen der Front in dieser Periode des Feldzuges Halt geboten und die weitere Durchführung der strategischen Offensive vorerst vertagt worden wäre.

Napoleon I. war in seinen glänzenden Offensivfeldzügen in ganz ähnlicher Weise von den eingehenden Nachrichten abhängig wie Moltke und gleich ihm fortgesetzt durch die unberechenbaren Maßnahmen seiner Gegner überrascht. Auch er hat sich mehrfach genötigt gesehen, dem Feinde vorübergehend die Initiative zu überlassen, um sie, gleich Moltke, im rechten Augenblick um so entschiedener wiederaufzunehmen. Einen schlagenden Beweis hierfür liefert sein Verhalten bei Austerlitz. Wir bewundern mit Recht die hochgradige Energie in der Kriegführung Napoleons, aber es hieße diesen großen Feldherrn völlig verkennen, wenn man mit seinem offensiven Handeln die Vorstellung eines unausgesetzten, rastlosen Vorwärtsstürmens verbinden wollte.

Im Jahre 1805 überschritt die französische Armee vom 7. bis zum 9. Oktober die Donau zwischen Donauwörth und Ingolstadt, aber erst am 12. Oktober abends konnte Napoleon die Lage hinreichend übersehen, um seine Armee bis auf zwei Korps und eine Kavallerie-Division, die zur Beobachtung der vom Inn her erwarteten Russen gegen die Isar Front machten, auf Ulm in Bewegung zu setzen, wo sich wider Erwarten noch immer die österreichische Armee unter Mack befand. Die große Umgehungsbewegung von Jena ist bekanntlich ebensowenig das Ergebnis einer ununterbrochenen Offensive in einer von Hause aus geplanten, unabänderlich festgehaltenen Richtung. Man darf nicht vergessen, daß der am 12. Oktober 1806 eingeleiteten Linksschwenkung der französischen Armee gegen die Hochfläche zwischen Saale

und Ilm, am 11. eine engere Zusammenziehung in der Richtung auf Gera vorausgegangen war, weil der Kaiser dort den Gegner vor sich glaubte.

Es ist gerade das Verdienst des französischen Generalstabes, durch seine neueren, vortrefflichen Veröffentlichungen aus der napoleonischen Kriegsgeschichte uns einen näheren Einblick in die Art der Heerführung des Kaisers gegeben und damit die Legende von dem nach einem von Anbeginn feststehenden Plane handelnden Feldherrn zerstört zu haben. Man hätte daher erwarten dürfen, daß von Moltke, der mehrere Armeen zu leiten hatte, nicht wie Napoleon in seinen glücklichen Offensivfeldzügen nur eine einzige, der sonach vor eine weit schwierigere Aufgabe gestellt war, nicht Dinge gefordert wurden, die unausführbar, weil mit der Praxis des Krieges unvereinbar, gewesen wären.

Am Frühmorgen nach den Schlachten bei Wörth und Spichern war im Hauptquartier König Wilhelms weder zu übersehen, wie sich die Hauptmasse des Feindes in Lothringen weiter verhalten würde, noch wohin Mac Mahons Rückzug gerichtet sei. Erst um 8[15] morgens konnte an das Oberkommando der Zweiten Armee das Telegramm*) abgehen, das den linken Flügel dieser Armee in die Richtung auf Rohrbach wies. Die Nachricht, infolge deren diese Weisung erging, und die die Maßnahmen dieses Tages überhaupt beeinflußte, war aber irrig, denn sie besagte, daß Mac Mahon nach der Schlacht bei Wörth auf Bitsch zurückgegangen sei. Moltke sah für diesen Fall als die nächste Aufgabe der Deutschen an, dem Marschall, dessen Absicht die Vereinigung mit dem Hauptheere zu sein schien, durch Eingreifen des linken Flügels der Zweiten Armee eine erneute nunmehr vollständige Niederlage beizubringen, die diese Absicht vereitelte. Dies mußte die Operation gegen die Mosel solange verzögern, bis diese Aufgabe erfüllt war. So wurden das IV. Armeekorps und die Garde in eine Richtung gewiesen, aus der sie den Marschall bei seinem Rückzuge fassen konnten, und das X. Armeekorps schlug zur eventuellen Unterstützung ebenfalls eine südwestliche Richtung ein. Das Festhalten des gewonnenen Geländes auf dem rechten Flügel der Deutschen wurde also der Ersten Armee befohlen, während dem linken Flügel der Zweiten die in diesem Zeitpunkt als wichtigste erscheinende Aufgabe zufiel, nämlich Mac Mahon durch Verlegung des Rückzuges die Vereinigung mit Bazaine zu verwehren. Diese Aufgabe erkennt das französische Generalstabswerk nicht und daher die erstaunte Frage, warum das IV. Armeekorps und die Garde nicht zur Unterstützung bei der erwarteten feindlichen Offensive an die Erste Armee herangezogen wurden. Dem Chef des preußischen Generalstabes aber erschien diese Aufgabe, Mac Mahon den Rückzug zu verlegen, mit Recht so wichtig, daß er zu ihrer Ausführung selbst im Bedarfsfalle die Heranziehung des III. Armeekorps in Aussicht nahm, wodurch dem VII. und VIII. Armeekorps allein (das I. war noch

*) Moltke, Mil. Korr. Nr. 117.

weiter zurück) die Abwehr eines feindlichen Angriffs zugefallen wäre. Wenn Mac Mahon in der angenommenen Richtung über Bitsch abgezogen und ihm die Vereinigung mit den Hauptkräften gelungen wäre, so hätte der Marschall einen Hauptfehler des französischen Aufmarsches wieder gut gemacht, aus dem die Deutschen Nutzen ziehen konnten, und dies suchte Moltke nach Kräften zu verhindern. Daß Mac Mahon nicht über Bitsch zurückgegangen war, konnte Moltke nicht wissen, er mußte diese Richtung sogar für die wahrscheinlichste halten, denn nur sie bot die Möglichkeit, den Mißerfolg des 6. August wieder gut zu machen.

Am folgenden Tage wurde es klar, daß Mac Mahon bei seinem Rückzuge eine mehr südliche Richtung eingeschlagen habe und danach mußte nun weiter verfahren werden. Im Großen Hauptquartier erwog man, daß den in Lothringen stehenden feindlichen Kräften, die sich bald in ihrer Flanke von der Dritten Armee bedroht sehen mußten, zwei Wege offen standen, um sich der gefährlichen Lage zu entziehen. Sie konnten entweder ebenfalls zurückgehen, um sich bei Chalons mit den übrigen Heeresteilen zu vereinigen, oder es auf eine Waffenentscheidung mit der Ersten und Zweiten Armee ankommen lassen. Die erste Lösung hatte zunächst die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Dementsprechend mußte aber jetzt die anfangs begonnene Rechtsschwenkung wieder aufgenommen werden, die nun, da der linke Flügel der Zweiten Armee weit abgekommen war, nur allmählich vor sich gehen konnte. Ein ununterbrochener Vormarsch, dessen Unterlassen das französische Generalstabswerk tadelt, hätte höchstens vier preußische Armeekorps gleichzeitig an der Mosel anlangen lassen. Darum, und weil die dritte Armee in ihrer Bewegung durch die Vogesen noch zurück war, wurde der Vormarsch der Ersten und Zweiten Armee entsprechend verlangsamt. Das Auseinanderziehen der durch die von der obersten Heeresleitung nicht beabsichtigte Linksschiebung der Ersten Armee in einander geratenen Kolonnen dieser und der Zweiten Armee erforderte überdies Zeit. So betrachtet erscheinen die Maßnahmen in einem andern Lichte als im französischen Generalstabswerk. Man ließ nicht vier Tage ungenutzt verstreichen, bevor man die Früchte der Siege von Wörth und Spichern zu ernten begann, sondern man ordnete seine Kräfte zu weiterem, erfolgreichen Vorgehen in Wiederaufnahme der ursprünglichen Absicht. Wäre man unentwegt vorwärts gegangen, so hätte man sich des Vorteils der Überlegenheit begeben, wäre vielleicht mit einer Minderheit in eine Schlacht eingetreten und hätte den Erfolg der ganzen Operation aufs Spiel gesetzt. Hätte aber der Gegner abziehen wollen, so konnte er das auch, wenn der deutsche Vormarsch auf der ganzen Linie fortgesetzt wurde, wie er es überhaupt stets während der Zeitspanne tun konnte, die diese Betrachtungen behandeln.

Daß während der ganzen, unter so wechselnden Eindrücken ins Werk gesetzten Operation gegen die Mosel Lagen entstanden, die ein tätiger Gegner sich zu nutze machen konnte, indem er seine Versammlung zu einem Angriff gegen einen Teil der

Deutschen verwertete, ist nicht zu bestreiten, und kein anderer als Moltke selbst war sich dessen wohl bewußt. So konnte auch ein Angriff, wie ihn das französische Generalstabswerk in die Erwägung zieht, am 10. früh, gegen das III. Armeekorps aus der Gegend von Bolchen mit versammelten Kräften unternommen, einen vorübergehenden Erfolg bringen. Moltke hatte schon am 7. August eine ähnliche Maßregel als „vielleicht das Richtigste"*) erklärt, jedoch hinzugefügt, daß ein solcher kräftiger Entschluß wenig im Einklange stehe mit dem bisherigen Verhalten der Franzosen. Er nahm also die zeitweise ungünstige Lage als etwas Unvermeidliches in den Kauf zu gunsten des größeren Gedankens, wohl ein schlagender Beweis gegen die Bemerkung des französischen Generalstabswerkes, die ihn als zaghaft und unentschlossen hinstellt, und zugleich ein Beispiel, wie Moltkes Operationen nicht nur Rechenexempel unter rein mechanischer Abwägung der Kräfte des Gegners darstellen, sondern Handlungen, bei denen die eigene Persönlichkeit und die Ansicht über das moralische Element beim Feinde schwer ins Gewicht fallen.

Trotz des bereits am 7. August erwogenen Gedankens also, daß die Franzosen offensiv werden könnten, schaltet der Chef des preußischen Generalstabes diese Möglichkeit zunächst aus. Das Halten der französischen Armee an der Nied zwingt ihn jedoch, wieder mit ihr zu rechnen und die Erste und Zweite Armee näher an einander schließen zu lassen, wobei indessen auch hier wieder der Grundgedanke: vorwärts über die Mosel nicht aus den Augen gelassen wird**), den Moltke schon am nächsten Tage weiter auszuführen beginnt, als die Räumung der Niedlinie***) den Schluß zuläßt, daß die feindliche Armee sich im Rückzuge durch Metz befindet. Nur wenn eine vorzeitige Versammlung, aus der man sich in der Folge erst wieder hätte lösen müssen, gegen die französische Nied erfolgt wäre, wäre das Urteil des französischen Generalstabswerks berechtigt. Das abermalige Halten des Feindes bringt die Notwendigkeit mit sich, nunmehr ernstlich wieder mit einer Entscheidung im Osten von Metz zu rechnen, denn nur so ließ sich das Verbleiben der Franzosen auf dem rechten Ufer erklären.

Hier erwuchs dem rechten Flügel der Deutschen zeitweilig eine ähnliche Aufgabe, wie sie einige Tage zuvor der vermeintliche Rückzug Mac Mahons auf Bitsch dem linken Flügel der zweiten Armee gestellt hatte. Immer mit dem Ziel des Überschreitens der Mosel vor Augen mußte doch vorderhand mit dem Falle gerechnet werden, der augenblicklich als der wahrscheinlichste in Betracht kam, nämlich der feindlichen Offensive. Naturgemäß mußte sich durch die aus dieser Lage entspringenden Maßnahmen abermals eine, wenn auch geringe Verzögerung der Operation über die Mosel ergeben. In der Tat ging nun der Feind nicht zum Angriff über. Hätte er es getan, ohne

*) Moltke, Mil. Korr. Nr. 119.
**) Moltke, Mil. Korr. Nr. 141.
***) Moltke, Mil. Korr. Nr. 149.

daß deutscherseits Vorsichtsmaßregeln dagegen getroffen wurden, indem die Bewegungen der Zweiten Armee gegen die Mosel fortgesetzt worden wären, so konnte die ihm unterlegene Erste Armee schlagen, ohne daß die Zweite Armee imstande war, in den Kampf einzugreifen.

Das französische Generalstabswerk macht Moltke den Vorwurf, er habe es der Initiative des Feindes überlassen, ob die Entscheidung hier fallen sollte oder nicht, gibt aber gleich darauf einen Vorschlag, dessen Ausführung das Aufgeben der Initiative für eine längere Zeit bedeutet haben würde, wenn die Franzosen, wie sie es in Wirklichkeit taten, doch nicht zum Angriff schritten, sondern den Rückzug antraten. Denn die Vereinigung der deutschen Hauptkräfte südlich Metz hätte ein neues Ansetzen aus der Vereinigung erfordert, so aber blieb der linke Flügel der zweiten Armee in der Bewegung gegen die Mosel, und auch hier sehen wir, wie Moltke, zwar vorübergehend gezwungen, mit einem Teile der Streitkräfte die Hauptaufgabe außer Acht zu lassen, um die nächstliegende zu erfüllen, doch mit dem andern Teile in der Verfolgung des einmal gesteckten Zieles beharrt.

Wir kommen zu der französischen Beurteilung der Befehle vom 14. August 6⁰⁰ abends und derer vom 15. August. Bei der Zurückweisung der Vorwürfe, die hier dem Chef des Generalstabes gemacht werden, können wir uns kurz fassen. In einer der neuesten Veröffentlichungen des Großen Generalstabes*) heißt es: „Von dem Augenblick an, als an der Nied die nähere Fühlung mit dem Feinde wiedergewonnen war, zeigte sich die oberste Heeresleitung dauernd bemüht, die Erste und Zweite Armee zu gemeinsamem Handeln einander nahezuhalten, sodaß ein auf dem rechten Moselufer gegen eine der beiden Armeen gerichteter Vorstoß des Gegners stets die andre in seiner Flanke gehabt haben würde. Gleichzeitig aber wurde die Zweite Armee so bewegt, daß der Vorteil der Umfassung auch bei einem Übergreifen auf das linke Moselufer erhalten blieb. Die Schlacht am 14. unterbrach die Bewegung über die Mosel nur vorübergehend für die rechten Flügelkorps der Zweiten Armee, die am 15. zunächst angehalten werden mußten. Das zögernde Verhalten der Franzosen, sowohl in operativer, wie am 16. August auch in taktischer Hinsicht, hat dann die deutsche Umfassungsbewegung vollauf gelingen und es dazu kommen lassen, daß nicht nur die Zweite, sondern auch die Masse der Ersten Armee auf dem linken Moselufer zur Wirksamkeit gelangte."

Die französische Beurteilung übersieht, daß Moltke schon am 14. August, bevor er Kenntnis von der Schlacht bei Colombey—Nouilly hatte, diese wirksame Umfassung dadurch ins Auge faßte, daß er von der später notwendig werdenden Linksschiebung der Ersten Armee sprach.**) Noch mußte mit dem feindlichen Vorstoß gerechnet werden, aber trotzdem wurde die Linksschiebung durch die Heranziehung des

*) Der Schlachterfolg S. 233.
**) Moltke, Mil. Korr. Nr. 161.

VIII. Armeekorps eingeleitet. Die Verwendung möglichst starker Kräfte auf dem linken Moselufer wurde dadurch angebahnt. Hätten die Nachrichten den Abmarsch des größeren Teiles der französischen Armee hinter die Mosel ergeben, so wäre das Ansetzen der Armeen in dieser Richtung schon für den 15. in weiterem Maße erfolgt, wie es der für diesen Fall vorbereitete Operationsentwurf beweist.*) Unter den gegebenen Umständen jedoch mußte ein schnelleres Vorgehen auf das linke Ufer einen Verzicht auf die Erste Armee bei einer Entscheidungsschlacht westlich der Mosel in sich schließen und zugleich zu einer im Hinblick auf die Möglichkeit feindlicher Offensive nicht ungefährlichen Trennung der Kräfte führen. Aber auch der großen Schwierigkeit ist sich Moltke bewußt, die in der Frage liegt, wohin nach Überschreiten der Mosel der Marsch weiter zu richten ist, da der Feind schon im vollen Abzuge sein kann. Darum weist der Befehl alle am linken Ufer befindliche Kavallerie der Zweiten Armee in die Richtung auf die Verbindungsstraßen des Feindes Metz—Verdun „um sichere Aufklärung in die Situation zu bringen". Hier war wohl unzweifelhaft eine der schwierigsten Lagen, in denen sich das Große Hauptquartier seit dem 6. August sah. Fast in Berührung mit dem Feinde, aber doch nicht darüber aufgeklärt, ob er vor oder hinter dem Hindernis war, das man zu überschreiten im Begriffe stand, einerseits eines Angriffs gewärtig, andrerseits in der Befürchtung, der Gegner möchte sich der nahen Entscheidung entziehen, wird dennoch das große Ziel im Auge behalten, den Feind mit möglichst starken Kräften unter wirksamer Umfassung zu schlagen.

Die Beurteilung dieses Befehls vom 14. 6⁰⁰ abends und der folgenden, die die weiteren Bewegungen nach der Schlacht von Colombey—Nouilly regeln, durch das französische Generalstabswerk legt in der Hauptsache dem Chef des preußischen Generalstabs zu langsames Handeln, zu späten Entschluß zur Last. Sehen wir, wie sich der 15. August im Großen Hauptquartier abspielte. In der Frühe dieses Tages war noch nicht zu übersehen, ob nicht der Feind das gestern verlorene Gelände durch ein Vorgehen wiederzugewinnen suchen würde. Daher die Befehle an die Zweite und Erste Armee sowie an das IX. Armeekorps, die darauf abzielen, für diesen sehr wahrscheinlichen Fall durch nähere Versammlung der Kräfte gerüstet zu sein.**) Um 10⁴⁵ vormittags hat sich der König selbst überzeugt, daß vorwärts Metz vom Feinde nichts mehr steht. Damit war der Bann gebrochen, der bisher die Hauptschwierigkeit in der Führung der Heeresmassen erzeugt hatte, und die Bewegung über die Mosel durfte ohne Bedenken weiter geführt werden. Freilich war schon fast die Mittagsstunde herangerückt, und man mußte sich im Großen Hauptquartier für diesen Tag darauf beschränken, die Truppen so zu bewegen, oder ihre Bewegungen so anzuhalten, daß sie am anderen Tage in einer Richtung weitergeführt werden konnten, aus der die

*) Moltke, Mil. Korr. Nr. 159.
**) Moltke, Mil. Korr. Nr. 162—164.

Umfassung auf dem linken Ufer mit möglichst starken Kräften erfolgen konnte. Das I. und VII. Armeekorps wurden angehalten. Sie waren im Begriffe gewesen, das Schlachtfeld vom Tage vorher wieder zu betreten, das VIII., das sich zur Unterstützung dieser beiden Armeekorps in westlicher Richtung in Marsch gesetzt hatte, erhielt die Weisung, seinen Anfang auf Orny zu drehen, und der Zweiten Armee wurde die Verfügung über die drei Korps ihres rechten Flügels wiedergegeben. In diesen Anordnungen liegt nach der französischen Beurteilung weder das Ergebnis eines neuen Entschlusses noch sollen sie geeignet sein, die Führer erkennen zu lassen, daß die Bewegung über die Mosel jetzt ins Werk gesetzt werden sollte. Der neue Entschluß des Chefs des Generalstabes bestand darin und brauchte nur darin zu bestehen, die durch die Schlacht von Colombey—Nouilly aufgehaltene Bewegung weiter ihren Gang gehen zu lassen, und das geschah.

Wenn das französische Generalstabswerk annimmt, die Zweite Armee hätte jetzt, nach den ihr gegebenen Weisungen, nur als Ziel das Erreichen der Mosel mit ihren Hauptkräften ansehen dürfen, so setzt das denn doch bei einem preußischen Armeeführer und seinem Generalstabschef einen gar zu eng umgrenzten Gesichtskreis voraus. Seit Tagen gingen die Gedanken nicht nur der Führer, sondern wohl auch die jedes Musketiers darauf aus, über die Mosel zu kommen. Was also konnte das Freigeben der drei Korps der Zweiten Armee anderes bedeuten, als nunmehr dem allgemeinen Vorwärtsdrängen die in weiser Erwägung möglicher Rückschläge auferlegten Fesseln wieder zu nehmen? Auf die Lage, die man auf dem linken Ufer vorfand, kam es an, wie die übergegangenen Kräfte ihre Bewegungen weiter einrichten würden. Diese Lage aber konnte der Chef des Generalstabes unmöglich voraussehen und mußte sich daher auf die Direktiven beschränken, die er in seinem Befehl vom 15. August 6[30] abends*) erließ, und die neben dem Bereitstellen auch der Hauptkräfte der Ersten Armee für den Moselübergang eine „kräftige Offensive der Zweiten Armee mit allen verfügbaren Mitteln gegen die Straßen von Metz auf Verdun“ vorschrieben. Ließ er damit den Erfolg auf die Initiative eines Armeeführers ankommen? Konnte er einem Armeeführer noch energischer den Willen des obersten Heerführers übermitteln?

Im Ganzen betrachtet berührt die Kritik des französischen Generalstabswerkes, die sich gegen den Mann richtet, auf dessen Schultern die ungeheure Verantwortung eines ersten Ratgebers des Königs in dem gewaltigen Kriege lastete, wie ein Suchen nach den Fehlern des nie Besiegten. Lassen wir uns seine Gestalt dadurch nicht verdunkeln.

Helfritz,
Oberleutnant im Infanterie-Regiment von Voigts-Rhetz (3. Hannoversches) Nr. 79,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.

*) Moltke, Mil. Korr. Nr. 168.



Organisation und Verwendung von Radfahrertruppen und berittener Infanterie in Frankreich.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man in Frankreich in technischer Beziehung rührig und geschickt ist. Es braucht nur an die bahnbrechende Einführung des Rohrrücklaufgeschützes, an die Fortschritte im Automobilwesen und an den Bau von Unterseebooten, den jetzt auch England entschieden aufnimmt, erinnert zu werden. Daß überraschend auftretende Erfindungen und wichtige technische Fortschritte ihre Gegner finden, kann nicht Wunder nehmen. Gerade der endgültige Sieg des Rohrrücklaufgeschützes hat aber bewiesen, daß man sich durch die solchen Neuerungen anfangs anhaftenden Mängel nicht von vornherein zu einer völligen Abweisung verleiten lassen darf.

So mag zur Zeit ein Hinweis auf die Leistungen der mit dem Klapprad ausgerüsteten französischen Radfahrertruppe am Platze sein, obwohl man sich anderwärts bisher meist ablehnend gegen dieses System verhalten hat. Es ist doch zu beachten, daß Frankreich ebenso, wie es seiner Zeit in bezug auf die Geschützkonstruktion und auf die darauf begründete völlig neue Artillerietaktik verfahren ist, und wie es noch jetzt hinsichtlich des weiteren Ausbaues der Unterseeboote verfährt, sich in keiner Weise in der organisatorischen Entwicklung der Radfahrertruppen beirren läßt. Auch Italien ist Frankreich auf diesem Wege gefolgt und verfügt zur Zeit über vier mit dem Klapprad ausgerüstete Radfahrerkompagnien, von denen je eine einem Bersaglieriregiment zugeteilt ist.

Der Zweck, den Frankreich mit der Formation von Radfahrertruppen verfolgt, ist klar: sie sollen als eine Art berittener Infanterie dienen. Augenscheinlich ist die französische Heeresverwaltung nicht gesonnen, sich der in Frankreich vom General de Negrier und in England vom Feldmarschall Lord Roberts vertretenen Ansicht anzuschließen, nach der die Kavallerie im nächsten Kriege hauptsächlich mit dem Karabiner kämpfen und daher zu einer berittenen Infanterie gemacht werden soll. Auch die Einführung einer eigentlichen berittenen Infanterie, wie sie in England neben der Kavallerie besteht, ist in Frankreich keineswegs beabsichtigt. Allerdings gibt es bei

dem in Afrika stehenden, zur Armee zählenden 19. Armeekorps vier berittene Infanterie-Kompagnien, von denen drei den Fremdenregimentern und eine einem Turkoregiment zugeteilt sind. Sie sind aber ausschließlich für den Kampf mit den räuberischen Marokkanerstämmen an der Westgrenze des südlichen Oran bestimmt. Diese Kompagnien sind auf Maultieren beritten. Je zwei Mann sind auf ein Maultier angewiesen, das sie abwechselnd reiten. Außerdem wird das Gepäck beider Leute von dem Maultiere getragen. Für einen kontinentalen Krieg kommen diese Kompagnien in keiner Weise in Betracht.

Nachstehend sollen nur die französischen Radfahrertruppen, nicht die den einzelnen Stäben und Truppenteilen beigegebenen Radfahrer in Betracht gezogen werden.

Die Entwicklung des Radfahrerwesens in der französischen Armee, insbesondere die Aufstellung von Radfahrerkompagnien, ist hauptsächlich dem Verdienst des Majors Gerard zuzuschreiben, der seit 1892 unablässig hierfür eingetreten und der Erfinder des zusammenklappbaren, auf dem Rücken tragbaren Rades (bicyclette pliante) ist. Zum ersten Male trat der damalige Hauptmann Gerard im Jahre 1895 bei den Manövern der 4. Infanterie-Division mit einer kleinen Radfahrerabteilung von 20 Mann auf, die er mit Genehmigung seines Regimentskommandeurs aus Mannschaften des 87. Regiments gebildet hatte, um die Brauchbarkeit seiner Erfindung und die Verwendbarkeit einer Radfahrertruppe zu erproben. Die hierbei gemachten Erfahrungen veranlaßten das Kriegsministerium, weitere Versuche mit dem neuen Rade anzustellen nnd eine schwache Versuchskompagnie von 60 Mann unter Führung desselben Hauptmanns Gerard zu bilden, die demnächst an den Manövern des 2. Armeekorps im Jahre 1896 teilnahm. Die Kompagnie bewährte sich trotz des schlechten Wetters in jeder Beziehung, diente als Rückhalt für die Kavallerie, als Artilleriebedeckung und wurde im Aufklärungsdienst und zu Unternehmungen des kleinen Krieges mit Vorteil verwendet. Auch das Klapprad erwies sich als kriegsbrauchbar.

Auf Grund dessen legte der Abgeordnete Le Herissé Ende 1896 der Kammer einen Gesetzentwurf vor, in dem er die Aufstellung von 25 Radfahrerkompagnien vorschlug. Nach der dem Entwurfe beigegebenen Begründung sieht er den hauptsächlichen Nutzen dieser Truppe in ihrer Zuteilung als Rückhalt zu den Kavallerie-Divisionen und Korps-Kavallerie-Brigaden, eine Verwendung auf die, wie wir später sehen werden, sich Gerard neuerdings nicht mehr beschränken will. Bis dahin waren, da eine Zuteilung von Infanterie zu den Kavallerie-Divisionen von der französischen Felddienstordnung gestattet wurde, hauptsächlich die Jägerbataillone dazu bestimmt, galten aber vielfach nur als ein Hemmnis für die Beweglichkeit der Kavallerie. Statt dessen wollte Le Herissé den damals in Frankreich vorhandenen 7 Kavallerie-Divisionen und 18 Armeekorps je eine Radfahrerkompagnie dauernd zuteilen. Die Kosten eines Rades berechnete er dabei auf 280 Franken, sodaß das Material für 25 Kompagnien zu rund 200 Mann 1 400 000 frs. gekostet haben würde. Die Armee-

kommission der Kammer entschied sich 1897 zunächst nur für die Aufstellung einer Kompagnie; der Kriegsminister ersuchte aber um Aufschub, um im Manöver 1897 nochmals Versuche in größerem Maßstabe anstellen zu können. Diesmal wurde, wiederum unter Gerards Befehl, in demselben 87. Regiment in Saint Quentin eine Kompagnie von 150 Mann zusammengestellt, die an den großen Manövern des 8. und 13. Armeekorps teilnahm.

Nachdem die Versuche im Jahre 1898 wiederholt worden waren, schritt man 1899 versuchsweise zur ersten Aufstellung zweier ständiger Radfahrerkompagnien in Saint Mihiel und Lunéville im Bereiche des 6. und 20. Armeekorps. Die Stärke jeder Kompagnie betrug 5 Offiziere, 120 Mann und 2 zweispännige Fahrzeuge. In bezug auf die Verwaltung wurden sie Jägerbataillonen zugeteilt. Im Budget für 1899 wurden zur Beschaffung von Rädern nachträglich 49 000 Franken gefordert und bewilligt. Zwei weitere Kompagnien wurden im Jahre 1901 beim 147. Infanterie-Regiment in Sedan und beim 132. Regiment in Reims gebildet, von denen die Kompagnie in Sedan dem Hauptmann Gerard unterstellt wurde. Im Laufe des Jahres 1903 wurde die Kompagnie von Sedan nach Longwy und diejenige von Reims nach Stenay, also näher an die Grenze verlegt; beide traten als 6. Kompagnie (die französischen Jägerbataillone sind 6 Kompagnien stark) in den Verband der Jägerbataillone 9 und 18. Die in Saint Mihiel verbleibende Kompagnie bildete nunmehr ebenfalls die 6. Kompagnie des Jägerbataillons 25, dem sie bisher zugeteilt war. An Stelle der ursprünglich in Lunéville gewesenen Kompagnie, von der 1903 die Hälfte in St. Nicolas, die Hälfte in Nancy stand, traten zwei Kompagnien, die eine in St. Nicolas als 6. Kompagnie des Jägerbataillons 4, die andere in Lunéville als 6. Kompagnie des Jägerbataillons 2. Die Kompagnien werden nicht mehr durch Abgaben anderer Kompagnien zusammengestellt, sondern erhalten solche Rekruten zugewiesen, die des Fahrens kundig sind. Sämtliche jetzt bestehenden fünf Kompagnien sind jedoch nur versuchsweise aufgestellt und harren noch der gesetzlichen Bestätigung. Im Militäretat erscheint alljährlich seit der ersten Bewilligung von 49 000 Franken vom Jahre 1899 ab eine Summe von 75 000 Franken für „weitere Aufstellung von Radfahrertruppen durch Ankauf von neuen Rädern und Unterhaltung der vorhandenen Räder“.

Auf einem anderen Gebiete ist die Verwendung von Radfahrertruppen in Frankreich noch nicht über den Bereich der ersten Versuche hinausgelangt. Die vorhandenen acht Kavallerie-Divisionen verfügen merkwürdigerweise ebenso wenig über ein etatsmäßiges Brückengerät wie über Pionierabteilungen. Die im Felde erforderlichen Zerstörungs- und Herstellungsarbeiten wollte die französische Kavallerie bisher mit ihren eigenen Mitteln ausführen und verfügt hierzu in jeder Eskadron über 10 „Sappeurs“, die von einem, auf der Reitschule Saumur ausgebildeten Offizier für ihre Verwendung besonders vorbereitet werden. Sie sollen zur Zerstörung von

Eisenbahnen und Telegraphen, zur Herstellung von Brückenstegen, Wegesperrungen und Verteidigungseinrichtungen imstande sein. Jeder Reiter der Eskadron führt eine Sprengpatrone mit sich; die Kavallerie-Division verfügt über einen Sprengmunitionswagen, der sich bei der reitenden Abteilung befindet.

Im Jahre 1901 wurden nun versuchsweise beim 6. Geniebataillon in Verdun und beim 6. Genieregiment in Angers zwei Pionierabteilungen auf Rädern in der Stärke von 2 Offizieren, 33 Unteroffizieren und Mannschaften und 3 Fahrzeugen formiert. Seitdem nehmen an den jährlichen besonderen Kavallerieübungen solche Pionierabteilungen regelmäßig teil, ohne daß über deren ständige Organisation bis jetzt eine Entscheidung getroffen wäre.

Soweit ist augenblicklich die Organisation der Radfahrertruppen in Frankreich gediehen. Wie sich die weitere Entwicklung gestalten wird, läßt sich zwar mit Sicherheit noch nicht absehen; gewiß ist aber, daß man mit der Aufstellung von Radfahrertruppen fortfahren wird. Zur Zeit handelt es sich hauptsächlich um die Frage, ob die Organisation von Radfahrerkompagnien oder -Bataillonen zweckmäßiger sei. Bei der letzten Beratung des Militäretats wurden die für Radfahrertruppen geforderten Kredite nur unter der Bedingung von der Kammer bewilligt, daß keine neuen einzelnen Kompagnien aufgestellt, sondern Versuche mit einem Radfahrerbataillon gemacht würden. Tatsächlich wird bereits bekannt, daß der Kriegsminister die Absicht hat, im Laufe des Jahres 1904 die bestehenden einzelnen Kompagnien versuchsweise zu einem Bataillon zusammenzustellen, dessen Führung jedenfalls Major Gerard übernehmen wird.

Der Vertreter der Forderung, Radfahrerbataillone aufzustellen, ist hauptsächlich der Abgeordnete Maujan, ein früherer Generalstabsoffizier. In seinem im Auftrag der Budgetkommission verfaßten Bericht über den Militäretat des Jahres 1903 entwirft er mit kühnen Strichen ein phantastisches Bild von der weiteren Entwicklung der Radfahrertruppen. Nachdem er, durch kein Gefühl der Verantwortung bedrückt, einen umfassenden Plan zur Reorganisation der französischen Armee vom Grunde bis zum Gipfel vor seinen Lesern ausgebreitet hat, unternimmt er es, auch über die zweckmäßigste Verwendung dieser neuen Armee überraschende Aufschlüsse zu geben. Durch materielle Mittel, wie z. B. durch bessere Waffen, sich eine Überlegenheit über den Gegner in einem zukünftigen Kriege zu verschaffen, sei heute nicht mehr möglich, da alle technischen Errungenschaften, wie z. B. das neue französische Geschütz, baldigst von den andern Armeen nachgeahmt, wenn nicht übertroffen würden. Nur die moralische Überlegenheit sichere im Kriege das Übergewicht; diese aber lasse sich durch Überraschung erreichen. In taktischer Beziehung seien Umfassungen, in strategischer große Raids die Mittel hierzu, und das Werkzeug bilde eine „berittene Infanterie", die Schrecken in Flanke und Rücken des Gegners verbreite. Hierzu schlägt er die Umwandlung einer Anzahl von Jägerbataillonen in Radfahrerbataillone vor, die beim

Beginn des Krieges in das feindliche Gebiet eindringen, die Mobilmachung stören und die Eisenbahnen unterbrechen könnten, während ihnen im Verlaufe des Feldzuges die Raids zufallen würden. Die taktische Umfassung sei die Aufgabe der Kavallerie, die lediglich aus Dragonern bestehen und im Sinne des Generals de Negrier ihre Hauptwaffe im Karabiner erblicken müsse. Die Kammer ist dem Gedankenfluge ihres Berichterstatters zwar noch nicht ganz gefolgt und hat sich nicht zu einer Umwandlung der Kavallerie, wohl aber zu dem Versuch einer Aufstellung von Radfahrerbataillonen entschlossen.

Sieht man von den Übertreibungen Maujans ab, so ist doch zu beachten, daß auch Major Gerard, der auf diesem Gebiet mit Recht in Frankreich eine unbestrittene Autorität besitzt, die von Maujan vorgeschlagene Aufstellung von Radfahrerbataillonen keineswegs verwirft, sondern es für durchaus angezeigt hält, Versuche damit zu machen. Er selbst allerdings scheint sich vorläufig mit der Aufstellung von Radfahrerkompagnien begnügen zu wollen und tritt auch bei dieser für eine gewisse Beschränkung ein. Keinesfalls dürfe man die Radfahrertruppe in kleine Einheiten zersplittern, die auf die einzelnen Regimenter oder Brigaden verteilt würden, sondern als die zweckmäßigste Organisation erscheint ihm die Zuteilung einer Kompagnie zu jedem Armeekorps. Das Armee-Oberkommando habe es dann in der Hand, durch die Vereinigung aller Kompagnien der Armee sich in geeigneten Fällen ein besonderes wertvolles Organ zu schaffen.

Auf Grund zehnjähriger Erfahrung hat neuerdings Major Gerard in einem Buche, Conséquences tactiques de la création de l'infanterie cycliste, seine Ansichten über die zweckmäßigste Verwendung der Radfahrertruppen ausführlich begründet. Wenn er als ein begeisterter Vertreter des Rades auch hier und da über das Ziel hinausschießt, so verdienen seine Darlegungen doch in hohem Maße Beachtung, da sie auf eingehenden praktischen Versuchen beruhen, die er zu jeder Jahreszeit und Witterung, in günstigem wie in ungünstigem Gelände seit vielen Jahren gemacht hat. Da anderwärts ausreichende Erfahrungen mit ständig organisierten Radfahrertruppen fehlen, so lohnt sich ein näheres Eingehen auf die Gerardsche Schrift.

Das Material, das er benutzt, besteht aus dem von ihm erfundenen zusammenklappbaren Rade, das aus zahlreichen Abbildungen auch in Deutschland hinlänglich bekannt ist. Die vielseitigen Anforderungen, die man an ein solches Rad stellen muß, machen die Herstellung nicht leicht. Es muß sehr haltbar, aber auch sehr leicht und bequem zu tragen sein. Es darf also, wenn es auf dem Rücken getragen wird, so wenig Umfang wie möglich haben und beim Schießen oder beim Durchmarsch durch Wälder möglichst wenig hinderlich sein. Die Klappvorrichtung bedarf einer großen Sicherheit, während der Rahmen der Maschine für die Fahrt starr und zuverlässig fest sein muß. Die Industrie ist in bezug auf die Herstellung solcher

Klappräder in Frankreich hoch entwickelt, wie sich aus dem seiner Zeit veröffentlichten Bericht der militärischen Kommission über die Pariser Ausstellung des Jahres 1900 ergibt. Inzwischen sind neuerdings mehrfache technische Verbesserungen erfunden worden, durch die die militärische Brauchbarkeit des Rades erhöht wird. Die Bestrebungen Gerards richten sich in den letzten Jahren mit Erfolg hauptsächlich auf eine weitere Erleichterung seines ursprünglich 14 kg schweren Rades, da hiervon die Tragbarkeit auf dem Rücken und von dieser wiederum die Möglichkeit abhängt, die Radfahrer wie Infanterie zu verwenden und unabhängig von den Wegen zu machen. Immerhin kann man hierbei eine gewisse Grenze nicht überschreiten, ohne die Haltbarkeit und Kriegsbrauchbarkeit der Maschine zu gefährden. Augenblicklich glaubt Major Gerard in bezug auf die Verminderung des Gewichts an dieser Grenze angekommen zu sein. Es ist jedoch nicht bekannt, wie schwer das augenblicklich von ihm benutzte Rad ist.

Die mittlere Geschwindigkeit, die Gerard mit seiner Radfahrerkompagnie zu erreichen pflegt, beträgt 15 km in der Stunde, ohne die kurzen Halte, die in Frankreich stündlich beim Marsch eingelegt werden. In besonderen Fällen kann die Geschwindigkeit bis auf 20 km gesteigert werden, in sehr schwierigem Gelände, in dem zum Teil zu Fuß marschiert werden muß, sinkt sie bis auf 8 km in der Stunde. Die durchschnittliche Tagesleistung schätzt er auf 75 bis 80 km ein, ausnahmsweise können in 24 Stunden 120 km zurückgelegt werden. Die Kompagnie muß mit zwei Fahrzeugen ausgerüstet sein, die mit Vorratsstücken, Verpflegung, Lagergerät und einem kleinen Gepäckstück für jeden Mann zu beladen sind. Doch ist die Kompagnie soweit mit tragbaren Ersatzteilen, mit einer eintägigen Verpflegungsportion und mit den nötigsten Effekten versehen, daß sie auf das tägliche Eintreffen der Fahrzeuge nicht angewiesen ist. Dank ihrer Beweglichkeit ist sie mehr als jede andere Truppe imstande, die Hilfsquellen des Landes in weitem Umfange auszunutzen. Gerard empfiehlt ferner eine Patronenausrüstung von 160 Patronen, von denen die eine Hälfte vom Radfahrer, die andere Hälfte auf der Maschine getragen wird. Mit Recht legt Gerard besonderen Wert auf eine starke Patronenausrüstung.

Es handelt sich nun vor allem um die Frage, wie die Radfahrertruppe am zweckmäßigsten verwendet werden kann. Zur Beantwortung dieser Frage ist zunächst festzustellen, welche Leistungen man von Radfahrertruppen verlangen kann. Gerade hierüber gehen die Ansichten aber bekanntlich erheblich auseinander. Vielfach glaubt man, sie könnten die Wege nicht verlassen und dürften ein Feuergefecht nur auf großen Entfernungen führen; stets sei es nötig, ihnen Kavallerie beizugeben, da sie allein außer stande wären, für ihre Aufklärung zu sorgen. Auf diesem Standpunkt steht in Frankreich z. B. der General Keßler, ein angesehener Taktiker. Im Gegensatz dazu behauptet Gerard auf Grund seiner achtjährigen Erfahrungen, auf das bestimmteste, daß eine Radfahrertruppe überall vorwärts kommen und kämpfen

kann wie die Infanterie, und daß sie völlig selbständig aufzutreten vermag, wenn sie durch ihre Aufgabe genötigt ist, sich von den anderen Truppen zu entfernen.

Natürlich benutzt die Radfahrertruppe, ebenso wie die Infanterie und Artillerie, die Wege. Sind aber ausnahmsweise keine Wege vorhanden oder muß man sie aus taktischen Gründen verlassen, so nimmt der Radfahrer sein Rad auf den Rücken und wird zum Infanteristen. Auf alle Fälle bilden die Radfahrertruppen aber eine vollwertige Infanterie und sind keine berittene oder fahrende Infanterie, die an ihre Pferde oder Fahrzeuge gebunden ist. Sie können überall hingelangen und Deckungen ebenso benutzen, wie jede andere Infanterie. Gerade darum aber handelt es sich bei der Aufstellung von Radfahrertruppen, daß man im gegebenen Fall mit größter Schnelligkeit eine vollwertige Infanterie an einen bestimmten Punkt hinbringen kann. Um ihn zu erreichen, wird man auf mitteleuropäischen Kriegsschauplätzen in der Regel Wege zur Verfügung haben. Ist dies aber der Fall, so wird keine berittene Infanterie so schnell und sicher dort eintreffen, wie eine Radfahrertruppe.

Um den Beweis zu erbringen, daß die Radfahrer auch außerhalb der Wege vorwärts kommen, hat Gerard bei der Rückkehr von den Manövern im Jahre 1902 einen interessanten Versuch gemacht. Er zog auf der Karte einen 20 km langen Strich vom Bahnhof Sedan bis zum Kirchturm von Beaumont und grenzte beiderseits dieses Striches einen Geländestreifen von je 750 m Breite, im ganzen also ein Gelände von 1500 m Breite ab. Am 22. September 5^{00} morgens verließ er den Bahnhof Sedan mit seiner Radfahrerkompagnie und erreichte, ohne den abgegrenzten Streifen zu verlassen, Beaumont um 7^{57} morgens, indem er den einschließlich der Umwege und Höhenunterschiede 24 km langen Weg mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 8 km in der Stunde zurücklegte. Das Gelände war schwierig; drei tief eingeschnittene Wasserläufe waren zu überwinden, und nur am Anfange und am Ende der Strecke standen Fahrstraßen in einer Länge von insgesamt 8 km zur Verfügung. Im übrigen mußte man sehr schlechte Verbindungswege mit übermäßigen Steigungen benutzen und während einer Strecke von 6 km sogar zu Fuß, die Maschine auf dem Rücken, querfeldein, durch Wälder und über abschüssige Hänge marschieren. Angeblich ohne jede Ermüdung traf die Kompagnie am Ziele ein, da man sich während des Fahrens vom Fußmarsch und umgekehrt erholt hatte. Kavallerie, so meint Gerard, hätte den Wege nicht schneller zurücklegen können, und Infanterie auf Wagen wäre überhaupt nicht durchgekommen. Der Rückweg von Beaumont nach Sedan wurde auf der großen Straße in $1^1/_4$ Stunde zurückgelegt, also mit einer Geschwindigkeit von rund 18 km in der Stunde.

Daß auch beim Nachtmarsch die Radfahrertruppe eine beträchtliche Geschwindigkeit entwickeln kann, hat Gerard vor kurzem bewiesen. Nach den darüber vorliegenden Nachrichten legte er bei der Rückkehr von den Manövern im Herbst 1903 den 85 km langen Marsch von Verzieux (nordwestlich von St. Menehould) nach Sedan, um

11^{15} abends von Verzieux aufbrechend, mit zwei Radfahrerkompagnien in einer sehr dunklen Nacht und ohne Laternen mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 13 km in der Stunde zurück und kam um 5^{45} morgens in Sedan an.

Nun hat man ferner den Einwand erhoben, daß der Radfahrer, wenn er sein Rad auf dem Rücken trägt, schwerer bepackt sei als der Infanterist, querfeldein daher nur langsamer vorwärts komme und schwerfälliger im Gefecht sei. Diesen Einwand sucht Gerard durch innere Gründe und durch die eigenen Erfahrungen zu widerlegen. Beim Ausmarsch aus der Kaserne sei allerdings der sein Rad tragende Radfahrer schwerfälliger als der Infanterist. Aber wenn nach einigen Stunden, nachdem der Infanterist vielleicht zwei Meilen marschiert und der Radfahrer unterdessen vier Meilen gefahren ist, beide zu Fuß querfeldein vorgehen und fechten sollen, werde der ermüdete Infanterist sicher dem Radfahrer unterlegen sein, der nun zum ersten Male seine Last auf den Rücken nimmt. Im allgemeinen könne man also sagen, daß beide sich gleichstehen.

Die Erfahrung bestätige dies. Jedesmal, wenn Gerard mit seiner Kompagnie zu Fuß marschierte, war das Marschtempo, wie er behauptet, demjenigen der Infanterie gleich. Während der Übungen mußten die Mannschaften oft $2^1/_2$ bis 3 Stunden ihr Rad ununterbrochen auf dem Rücken tragen und überwanden Geländeschwierigkeiten ebenso leicht wie die Infanterie. Natürlich würden Radfahrer auf die Dauer der Infanterie nachstehen, wenn sie immer mit dem Rade auf dem Rücken marschieren sollten.

Allerdings muß gegenüber diesen Auseinandersetzungen Gerards darauf hingewiesen werden, daß der mit dem Klapprad ausgerüstete Radfahrer sein Gepäck weder selbst tragen noch auf dem Rade mitführen kann.

Das Tragen des Rades ist im übrigen nach Gerards Erfahrung Sache der Übung und der Gewohnheit. Die Vorschläge, die er auf Grund seiner Erfahrungen in dieser Hinsicht macht, sind interessant. Man darf die Leute nicht daran gewöhnen, daß die Räder in einem besonderen Stand untergebracht, selten zusammengeklappt und noch weniger getragen werden, sondern der Radfahrer tritt morgens mit der Maschine auf dem Rücken an und nimmt sie erst nachher herunter. Nach dem Marsche reinigt er sie, klappt sie zusammen und stellt sie in seinem Quartier neben sein Bett. Wenn er so gewöhnt ist, sich nie von seinem Rade zu trennen, es zusammenzuklappen oder zu öffnen je nach Bedarf, so wird er sich auch nicht wundern, wenn er es im Gefecht auf den Rücken nehmen muß.

Am wenigsten ist nach Gerards Ansicht der Vorwurf gerechtfertigt, daß eine auf sich selbst angewiesene Radfahrertruppe blind sei. Warum soll sie sich auf dem Marsch und in der Unterkunft nicht ebenso leicht sichern können, wie jede andere Truppe? Und wen soll sie fürchten? Die feindliche Kavallerie doch gewiß nicht, gegen die schon ein Graben oder ein Drahtzaun, weit mehr aber noch das weittragende Gewehr und

die starke Patronenausrüstung sichern. Viel eher hat die Kavallerie die Radfahrer zu fürchten. Und auf feindliche Infanterie können Radfahrer, die weithin vorwärts und in den Flanken aufzuklären vermögen, doch kaum überraschend stoßen.

Immerhin wird man gegen diese Auseinandersetzungen Gerards einwenden können, daß die Aufklärung in den Flanken stets ihre Schwierigkeiten haben wird. Sind geeignete Seitenwege da, so läßt sie sich durchführen. In schwierigem Gelände müssen die Aufklärer aber zu Fuß vorgehen und beeinträchtigen dann die Marschgeschwindigkeit der Truppe. Wie Gerard dem abhelfen will, werden wir später sehen. Immer wird aber die große Schwierigkeit bestehen bleiben, etwaige Meldungen der Seitenpatrouillen rechtzeitig zur Marschstraße zu befördern.

Andere Einwendungen, die man gegen die Verwendung von Radfahrertruppen gemacht hat, sind nach Gerards Ansicht nur von geringer Bedeutung. Man meint, daß das Rad des fechtenden Radfahrers leicht durch das feindliche Feuer beschädigt werde, so daß die Truppe unter Umständen ihre Beweglichkeit verlieren könne. Der Umfang des zusammengeklappten Rades ist aber so gering, daß es, wenn es auf dem Rücken getragen wird, in der Hauptsache durch den Mann selbst gedeckt wird. Wird es also beschädigt, so ist der Radfahrer meist schon vorher getroffen, und dagegen läßt sich allerdings im Kriege nichts machen. Es wird ebenso beschädigte Räder wie getötete Pferde geben. Übrigens braucht der Radfahrer im Gefecht sein Rad nicht unter allen Umständen auf dem Rücken zu tragen, sondern dies kommt auf die Lage an. Will die Radfahrertruppe den Gegner nur kurze Zeit aufhalten, um dann zu verschwinden, so wird sie dazu nicht erst das Rad auf den Rücken nehmen. Will sie sich aber irgendwo behaupten oder am Angriff teilnehmen, so muß sie natürlich das Rad tragen.

Man wird jedenfalls Gerard einräumen müssen, daß in dieser Freiheit, das Rad im Gefecht zu tragen oder nicht, an sich ein großer Vorzug des mit dem Klapprad ausgerüsteten Radfahrers liegt. Besitzt der Radfahrer nur ein starres Rad, so muß er es auf alle Fälle zurücklassen, wenn er ins Gefecht tritt, und nimmt dann die Gefahr in den Kauf, es nicht mehr wiederzusehen.

Als gänzlich verfehlt bezeichnet Gerard den hier und da aufgetretenen Vorschlag, an Stelle von organisierten Radfahrertruppen einzelne Infanteriekompagnien soweit im Fahren auszubilden, daß sie gelegentlich als Radfahrerkompagnien verwendet werden könnten. Die Räder würden dann auf Wagen beim Marsche in der kleinen Bagage mitzuführen sein. Werden nun Radfahrer gebraucht, so verwandelt sich die Infanteriekompagnie im Umsehen in eine Radfahrertruppe. Nun braucht eine Kompagnie aber zum Verladen der Räder 20 oder 40 Wagen, je nachdem die Räder zusammenklappbar sind oder nicht. Bis die Kompagnie sich in eine Radfahrertruppe umgewandelt hat, vergeht eine halbe Stunde, und dann ist vielleicht die Zeit schon verstrichen, in der man sie brauchte. Ob man später sich wieder in Infanterie zurück-

verwandeln kann, hängt davon ab, ob und wo man die Wagen mit den Rädern wiederfindet.

Man kann zu dieser Beweisführung Gerards noch zusetzen, daß sich eine Radfahrertruppe überhaupt nicht in dieser Weise improvisieren läßt, sondern daß sie, wenn sie eine brauchbare Truppe bilden soll, eine gründliche Fachausbildung verlangt. Da gerade dieser Grundsatz bei den anderwärts angestellten Versuchen vielfach nicht genügend gewürdigt worden zu sein scheint, so sind die Erfahrungen, die Gerard mit ständigen Radfahrertruppen gemacht hat, von besonderem Werte.

Somit stellt nach Gerards Überzeugung der Radfahrer die vollendete Form eines berittenen Infanteristen dar. Er vereint den Vorteil größter Schnelligkeit mit allen Eigenschaften des Infanteristen und kommt damit der Forderung nach einer für besondere Zwecke bestimmten, schnelleren Infanterie nach, die zu allen Zeiten der Kriegsgeschichte erhoben wurde und in unserer Zeit noch in verstärktem Maße betont wird. Daß eine eigentliche berittene Infanterie diese Forderung nicht erfüllt, haben die Buren bewiesen, die nicht angreifen konnten, und die auch in der Verteidigung die Flucht ergriffen, sowie eine Umfassung drohte. Auch die englische berittene Infanterie sah, wenn sie abgesessen kämpfte, ängstlich rückwärts nach den Pferden. Jeder Reiter erblickt nun einmal in seinem Pferde die Hälfte seiner selbst; er fürchtet stets dessen Verlust und wird schwerlich für eine entschlossene Verteidigung oder einen Angriff zu haben sein. Auch beträgt die mittlere Geschwindigkeit der berittenen Infanterie nur 8 km in der Stunde, und ihre Tagesleistung nur etwa 40 km. Die berittene Infanterie kann keineswegs überall durchkommen und muß im Gefecht die Pferdehalter ausscheiden. In der Ortsunterkunft angelangt, muß sie die Pferde pflegen und hat zu deren Sicherung besondere Maßregeln zu treffen. Zudem ist die berittene Infanterie kostspielig und bedarf längerer Ausbildung.

Man wird dem Major Gerard in seinem Urteil über die berittene Infanterie wohl allgemein zustimmen. Ihre Leistung im Fußgefecht wird stets durch die Rücksicht auf die Pferde erheblich beeinträchtigt werden, ganz abgesehen davon, daß sie zu Pferde nur eine sehr minderwertige Truppe bildet, die sich feindlicher Kavallerie nicht erwehren kann. Den früher oft erörterten Gedanken einer fahrenden Infanterie wird man heute, abgesehen von besonderen Verhältnissen, mit Rücksicht auf die lange, an gute Straßen gebundene, Wagenkolonne wohl kaum mehr für durchführbar halten. Wenn man somit die Forderung nach einer schnellen Infanterie von großer Gefechtskraft, die der Truppe vorauseilen, aber auch der Gefahr sich rechtzeitig wieder entziehen kann, für berechtigt hält, so erfüllt die Gerardsche Radfahrertruppe diese Bedingungen wohl am besten.

Eine solche Truppe wird, wie Gerard im weiteren betont, einer zu Fuß kämpfenden Kavallerie gegenüber durch die Zahl ihrer Gewehre, durch ihre Patronenausrüstung und durch ihre Gefechtsausbildung derartig überlegen sein, daß der

Gefechtswert eines Radfahrerbataillons demjenigen einer Kavallerie-Division gleichkommt. Immerhin will Gerard die Bedeutung des Fußgefechtes der Kavallerie und dieser Waffe überhaupt in keiner Weise dadurch beeinträchtigen.

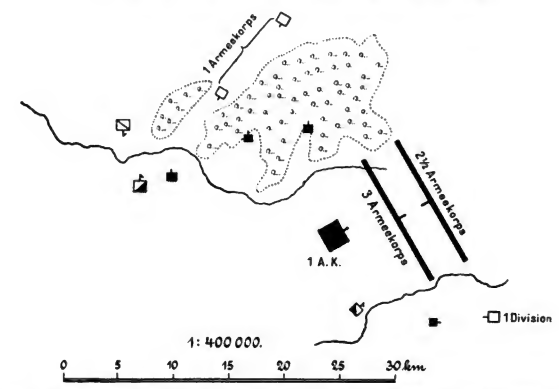
Vielmehr sind gerade im Verein mit der Kavallerie und unterstützt durch Artillerie die Radfahrertruppen zur Bildung leichter Detachements und fliegender Kolonnen geeignet, die der Führer dem Feinde entgegen oder in dessen Flanke und Rücken entsenden kann. Ob man nun die Radfahrer zum Zwecke der strategischen Aufklärung mit den Kavallerie-Divisionen voraussendet, ob man sie im Verein mit den Korps-Kavallerie-Brigaden mehr im engeren Aufklärungs- und Sicherungsdienst der Armeen, oder ob man sie als Avantgarden und Seitendeckungen verwendet: immer müssen sie, wenn die Schlacht entbrennt, aus eigenem Antrieb rechtzeitig zurückkehren, um hierbei mitzuwirken. Auch dieser Forderung können die Radfahrer vermöge ihrer Schnelligkeit nachkommen. So gering die Zahl ihrer Einheiten auch ist, so kann doch der Führer, wenn er sie unter einheitlichem Befehl zusammenzieht, sich daraus in der Schlacht ein neues Element von schneller und großer Wirkung neben den Kavallerie-Divisionen schaffen.

Wie sich nun Gerard im einzelnen die Verwendung der Radfahrertruppen denkt, sucht er in interessanter Weise an einem auf der Karte durchgeführten praktischen Beispiel zu erläutern. Er nimmt dabei diejenige Kriegslage und den Verlauf der Ereignisse an, wie sie der General Langlois in seinem vielbesprochenen Werke „Conséquences tactiques des progrès de l'armement" zum praktischen Beweise seiner Gefechtslehre durchgespielt hat. Da dieses Werk im ersten Heft der Vierteljahreshefte S. 24 ff. eingehend erörtert worden ist, so kann ich mich hierauf beziehen. In organisatorischer Beziehung legt Gerard hierbei aber nicht seine eigenen gemäßigten Vorschläge, sondern die weiterreichenden Pläne Maujans zugrunde und nimmt an, daß bei beiden sich gegenüberstehenden Armeen jedes der vier Armeekorps über ein Radfahrerbataillon zu vier Kompagnien, jede in der Stärke von 200 Mann, verfügt. Der Zweck Gerards ist der, zu untersuchen, inwieweit nicht nur Radfahrerkompagnien, die seit Jahren schon hinreichend erprobt worden sind, sondern auch Bataillone sich innerhalb des gegebenen Rahmens der Kriegsereignisse zweckmäßig verwenden lassen, und inwieweit auf Grund dessen zu praktischen Versuchen mit solchen Bataillonen geschritten werden muß.

In dem Beispiel Langlois' kämpfen zwei gleich starke und gleichmäßig zusammengesetzte Armeen miteinander, von denen die Süd-Armee, den Langloisschen Grundsätzen entsprechend, in starker Tiefengliederung vorgeht, indem sie ein Armeekorps als Armee-Avantgarde vorausschickt, zwei im Gros nebeneinander marschieren und eines in dritter Linie in der Mitte dahinter folgen läßt. Diese Armee ist, so meint Langlois, manövrierfähig und bereit, sich nach jeder Seite schnell zu entwickeln. Umgekehrt geht der Gegner, die Ost-Armee, in großer Breite mit allen vier Armeekorps

divisionsweise nebeneinander vor, um unmittelbar aus dem Anmarsch zur Umfassung überzugehen. Hierin liegt nach Langlois' Ansicht die Verneinung jedes Manövers und jeder Leitung. Im Verlauf der Operationen stoßen nun beide Armeen aufein-

Lage am Abend des ersten Schlachttages.



ander und schwenken derartig gegeneinander ein, daß die Ost-Armee aus nordöstlicher, die Süd-Armee aus südwestlicher Richtung vorgeht. Die Süd-Armee hält durch gemischte Detachements und durch ihre Kavallerie die zur beiderseitigen Umfassung weit ausholenden Teile der Ost-Armee auf beiden Flügeln solange auf, bis die drei vorderen Armeekorps in einer Linie entwickelt sind und das in dritter Linie folgende Armeekorps hinter der Mitte aufmarschiert und zum frontalen Durchbruch bereitgestellt ist. Dieser Durchbruch gelingt dann am zweiten Schlachttag und beweist nach Langlois' Ansicht die Überlegenheit eines entscheidenden Angriffs mit massierter Kraft an bestimmter Stelle gegenüber dem breiten Anmarsch und dem fehlerhaften Streben des Gegners nach Umfassung. Indem sich Gerard dieser Ansicht anschließt, will er versuchen, zu zeigen, wie die Fehler der Ost-Armee durch eine zweckmäßige Verwendung von Radfahrerbataillonen hätten ausgeglichen werden können.

Er beginnt mit dem Abend des 1. Juni, nämlich desjenigen Tages, an dem die Vortruppen beider Armeen miteinander in Berührung treten, während das Gros der Ost-Armee noch mehrere Meilen vom Avantgardenkorps der Süd-Armee entfernt ist. Vor dem rechten Flügel der Ost-Armee liegt ein großer Wald, der in dem Langloisschen

Verlauf von ihr vermieden wird, indem sie mit den Hauptkräften östlich vom Walde und mit einem zur Umfassung bestimmten Armeekorps westlich davon vorgeht. Die Gefahr, die in dieser weiten Trennung liegt, hätte vermieden und die Wirksamkeit der Umfassung bedeutend erhöht werden können, wenn man nach Gerards Vorschlag folgendermaßen verfahren wäre: Der rechte Flügel der Hauptkräfte hätte den Wald am 2. Juni durchschreiten müssen, während das Umfassungskorps westlich des Waldes vordrang. Ohne sich des 15 km entfernten Südausganges vorher versichert zu haben, konnte sich aber das Armeekorps des rechten Flügels in diesen Wald nicht hinein begeben. Am Abend des 1. Juni und erst recht am anderen Morgen war es dazu für Infanterie zu spät, und das Armeekorps würde sich, wie es in dem Langloisschen Beispiel geschehen ist, zu einer östlichen Umgehung des Waldes haben entschließen müssen, wenn nicht ein von Gerard bei dem Armeekorps angenommenes Radfahrerbataillon noch an demselben Abend binnen 1¼ Stunden an Ort und Stelle hätte anlangen und den Wald besetzen können, um dem Armeekorps am andern Morgen den Vormarsch durch diesen Wald zu ermöglichen.

Statt dessen ist der tatsächliche Verlauf in dem Beispiele Langlois' folgender:

Am 2. Juni marschiert die Süd-Armee mit drei Armeekorps nebeneinander auf und kann sich dabei mit dem linken Flügel an den vom Gegner nicht besetzten Wald anlehnen. Das in dritter Linie folgende Armeekorps schließt hinter der Mitte auf, die Ost-Armee hat tatsächlich den Durchmarsch durch den Wald vermeiden und sich nach links zusammendrängen müssen. Sie will östlich vom Walde mit 2½ Armeekorps dem Gegner in der Front gegenübertreten, während ein Armeekorps weit getrennt westlich um den Wald herum und eine Division auf dem linken Flügel zur Umfassung vorgehen.

Am 3. Juni, am ersten Schlachttage, verläuft der Kampf in der Front ohne Entscheidung. Bei der Süd-Armee steht am Abend das Reservekorps hinter der Mitte zum Eingreifen bereit, während die zur Umfassung angesetzten Abteilungen der Ost-Armee nicht hinreichend vorwärts gekommen sind.

Dieser Verlauf, so urteilt Gerard, wäre nach dem am 1. Juni abends erfolgten Eingreifen des Radfahrerbataillons unmöglich gewesen. Weder hätte der linke Flügel der Süd-Armee sich an den Wald anlehnen können, noch wäre das rechte Umfassungskorps der Ost-Armee so weit zurück- und von den Hauptkräften so weit abgeblieben. Insbesondere hätte dessen hintere Division, die angeblich westlich des Waldes keinen Raum zur Entwicklung fand und daher in zweiter Linie zurückblieb, nunmehr durch den Wald hindurchmarschieren können, dessen Südausgang im Besitz der Armee war. Auf diese Weise wäre dann auch der vorderen Division das Vordringen erleichtert, und damit die Gefahr der Umfassung für die Süd-Armee so bedrohlich geworden, daß deren Seitendetachements zur Abwehr nicht ausgereicht, sondern Teile des Reservekorps dagegen hätten eingesetzt werden müssen. Damit

wurde aber der für den zweiten Schlachttag, den 4. Juni, beabsichtigte Massenstoß des Reservekorps, auf dessen Gelingen die ganze Hoffnung der Süd-Armee und die Gefechtslehre Langlois' beruhten, in Frage gestellt.

Indem nun Gerard von diesen Möglichkeiten absieht, legt er für den zweiten Schlachttag (4. Juni) den wirklichen Verlauf zugrunde. Der Führer der Ost-Armee, der alle Kräfte von vornherein eingesetzt hat, kann auf den weiteren Verlauf des Kampfes nach Langlois' Ansicht keine Einwirkung mehr ausüben und muß den vom Führer der Süd-Armee beabsichtigten entscheidenden Stoß über sich ergehen lassen. Gerard will ihm jedoch noch ein Mittel zu selbständigem Eingreifen in die Hand geben, indem er die Entsendung sämtlicher vier Radfahrerbataillone in Verbindung mit einer Kavallerie-Division und drei reitenden Batterien am Morgen um beide Flügel des Feindes herum in dessen Rücken vorschlägt, um an der hier fließenden Seine dem Feinde den Rückzug zu verlegen. Gerard verfolgt im einzelnen, wie es den Radfahrern möglich gewesen wäre, die hierzu erforderlichen großen Entfernungen rechtzeitig zurückzulegen, wie sie den Widerstand der sich im Fußgefecht entgegenstellenden feindlichen Kavallerie-Division durch Umfassung und Bedrohung der Handpferde überwunden und dann zur weiteren Erfüllung ihrer Aufgaben im Rücken des Gegners bereitgestanden hätten. Die Erfüllung einer solchen Aufgabe ist ja für Radfahrertruppen gewiß denkbar. Auf die Schlacht selbst würde dies aber kaum Einfluß haben und hauptsächlich nur zur Geltung kommen, nachdem die eigene Partei gesiegt hat.

So hätten nach Gerards Ansicht die Radfahrer in der Zeit vom 1. bis 4. Juni verwendet werden und eine bedeutende Rolle spielen können. Ob diese Rolle tatsächlich so einflußreich gewesen wäre, kann dahingestellt bleiben. Daß aber am Abend des 1. Juni das an den Südrand des Waldes vorgeschickte Bataillon der Ost-Armee dort sehr am Platze gewesen wäre, muß Gerard unbedingt zugestanden werden.

Aber auch in vielen anderen Beziehungen hätten sich für die Verwendung von Radfahrern dankbare Aufgaben nach Gerards Ansicht gefunden. In der Zeit, die den hier geschilderten Ereignissen vorausgeht, marschierte die Ost-Armee ursprünglich in westlicher Richtung, als sie von dem Anmarsch der Süd-Armee Kenntnis erhielt. Während die Ost-Armee nun gegen den Gegner einschwenkte, konnte sie z. B. alle Radfahrerbataillone diesem entgegensenden. Es würde den Bataillonen wahrscheinlich sehr bald gelungen sein, die Fühlung mit dem Feinde aufzunehmen, sich wie ein elastisches Band vor seine Spitzen zu legen und seinen Vormarsch zu verzögern. Hier hätten die Radfahrer ein günstiges Feld der Tätigkeit gefunden, indem sie in geschickt gewählten Stellungen den Feind zur Entwicklung zwangen, vor einem überlegenen Angriff aber in schnellem Sprung in eine neue Stellung zurückeilten.

So hätten diese Bataillone dem Armeeführer wertvolle Dienste leisten können.

Keineswegs wäre es aber den Radfahrern möglich gewesen, die feindliche Kavallerie in ihrer Aufklärungstätigkeit zu behindern, noch weniger aber, die eigene

Kavallerie, besonders hinsichtlich ihrer Aufklärungstätigkeit, zu ersetzen. Diesen Anspruch haben sie auch niemals ernstlich erhoben. Eine Radfahrerpatrouille kann zwar schnell die feindliche Linie erreichen, keineswegs aber durch sie hindurchdringen. Hierzu fehlt ihr einerseits die dem Kavalleristen in so hohem Maße eigentümliche Beweglichkeit, anderseits die erforderliche Stärke, um gewaltsam durchzustoßen. Die Radfahrer können also nur schnell die Umrisse des Gegners feststellen. Was dahinter ist, muß die Kavallerie erkunden. Ist der Gegner noch weit entfernt, so wird er nur auf den Wegen marschieren; auf diesen suchen ihn die Radfahrer auf. Ebenso können sie schneller, als es durch irgend ein anderes Aufklärungsmittel möglich ist, feststellen, wo der Gegner nicht ist. Gewiß ist dies keine eigentliche Aufklärung, sondern mehr eine Sicherung. Diese aber können die Radfahrer auf außerordentlich weite Entfernung hin gewährleisten.

Dieses Zugeständnis Gerards, daß die Radfahrer keineswegs die Kavallerie entbehrlich machen, ist gegenüber hier und da auftretenden übertriebenen Anforderungen beachtenswert.

Um so bestimmter hält er aber die Behauptung aufrecht, daß das Aufklärungsvermögen der Radfahrertruppen zur eigenen Sicherung beim Marsch und bei der Unterkunft ausreiche, da es hierbei vornehmlich darauf ankomme, festzustellen, wo der Feind nicht ist. Wie die Radfahrertruppe hierbei zu verfahren hat, entwickelt Gerard in interessanter Weise an der Hand des bereits besprochenen Beispiels, wonach am 1. Juni ein Radfahrerbataillon der Ost-Armee durch den großen Wald nach dessen Südrand entsendet wurde.

Das Bataillon schickt vier Offizierpatrouillen in der Stärke von je einem Offizier und zwölf Mann auf den wichtigsten Wegen voraus. Aus den besten Fahrern ausgesucht, eilen sie leicht mit einer Geschwindigkeit von 18 bis 20 km in der Stunde vorwärts. Zwei Mann gehen voraus, dahinter folgt mit 300 bis 400 m Abstand der Führer mit acht Mann, während zwei Mann weiter zurückbleiben für den Fall, daß die Patrouille in einen Hinterhalt gerät. Nach vorwärts sieht somit die Patrouille hinreichend weit, nicht aber nach seitwärts. In hügeligem Gelände kann sie nicht, ohne ihre Geschwindigkeit zu verlieren, wie die Kavalleriepatrouille verfahren, die seitwärts auf die Höhen galoppiert, um Umschau zu halten. In durchschnittenem und bedecktem Gelände allerdings sieht der Kavallerist auch nicht mehr als der Radfahrer.

Das Bataillon scheidet ferner eine Avantgarde, bestehend aus einer Kompagnie, aus und folgt dieser mit einer Marschgeschwindigkeit von 12 km in der Stunde. Die Avantgarde hat durch Entsendung von Seitenpatrouillen für die Aufklärung seitwärts der Marschstraße zu sorgen, ohne daß der Marsch des Gros hierdurch aufgehalten wird. Dies wird in folgender Weise erreicht.

Die Avantgarde gliedert sich in Spitze (1 Offizier, 12 Mann), Vortrupp (ein Zug) und Haupttrupp (die drei anderen Züge; die französische Infanterie-Kompagnie

zerfällt in vier Züge). Die Spitze geht mit einer mittleren Geschwindigkeit von 20 km in der Stunde in Sprüngen von 1 bis 2 km Länge voraus, nach denen sie jedesmal eine bis zwei Minuten halten und beobachten kann. Während sie in dieser Weise nach vorwärts sichert, ist es die Aufgabe des Vortrupps, die Flanken zu sichern. Der Kompagnieführer befindet sich an der Spitze des Vortrupps und hat ständig eine Patrouille von vier Mann hinter sich, die jederzeit bereit ist, auf einen kurzen Auftrag hin nach rechts oder links als Seitenpatrouille vorzugehen. Ist ein geeigneter Punkt, z. B. eine seitwärts vorgelagerte Höhe, nicht mit dem Rade zu erreichen, so läßt die Patrouille die Räder unter Aufsicht eines Mannes auf der Straße stehen und geht zu Fuß dorthin. Später kehrt sie zur Straße zurück und eilt ihrem Zuge nach. Sowie eine Patrouille vom Kompagnieführer entsendet ist, wird sie durch eine neue vom Vortrupp ersetzt. Ist der Vortrupp aufgebraucht, was sich in unübersichtlichem Gelände leicht ereignen kann, so wird er durch den beschleunigt voreilenden vordersten Zug des Haupttrupps ersetzt. Die allmählich zurückkehrenden Seitenpatrouillen des ursprünglichen Vortruppzuges werden durch den Zugführer auf dem Wege hinter der Kolonne gesammelt und dieser mit einer Geschwindigkeit von 20 km in der Stunde nachgeführt. In dieser Weise wechseln die einzelnen Züge ab, so daß das Bataillon seine Marschgeschwindigkeit beibehalten kann, während es andauernd von einem Sicherungskreis umgeben ist. Man wird Gerard zugestehen können, daß diese ganze Art der Aufklärung recht praktisch erdacht ist, aber man wird auch die Schwäche des Systems, die in der Natur des Radfahrens liegt, nicht verkennen dürfen. Eine wirkliche Aufklärung seitwärts der Straße in den Flanken ist nur selten möglich. Selbst wenn die Entsendung von Seitenpatrouillen auf Parallelwegen angängig ist, oder wenn Patrouillen zu Fuß seitwärts entsendet werden, so sind sie, auch bei dem Gerardschen System, meist nicht imstande, rechtzeitig eine Meldung über ihre Beobachtungen zu bringen, und damit geht ihr Hauptwert verloren.

Nachdem nun das Marschziel erreicht ist, sichert sich das Bataillon durch Vorposten und Wegesperrungen, während die Offizierpatrouillen in ihren vorgeschobenen Aufstellungen verbleiben. Die von den Vorposten ausgestellten Feldwachen (petits postes) haben die Räder zusammengeklappt bis auf etwa ein Drittel der Stärke. Andernfalls würden sie, wenn sie nachts überfallen würden, nur unmittelbar auf dem Wege, auf dem sie stehen, Widerstand leisten und sich zu schnell zurückziehen. Auch bei dem in der Ortsunterkunft befindlichen Gros sind zwei Drittel oder drei Viertel der Räder zusammengeklappt. Im Falle eines Alarms treten diese Mannschaften mit dem Rade auf dem Rücken hinter den zur Verteidigung zugewiesenen Abschnitten an, der Rest steht mit geöffneten Rädern im Innern des Ortes an einem angewiesenen Platz bereit, und ist für eine besondere Verwendung, sei es zur Aufnahme weiter rückwärts, sei es zu einem Flankenangriff u. dergl. verfügbar.

Bei dieser Gelegenheit bespricht Gerard noch an einem Beispiel den besonderen

Fall, daß die im ganzen 2 km lange Kolonne eines Radfahrerbataillons während des Vormarsches in offenem Gelände überraschend in der Flanke von einer feindlichen Kavallerie-Division angegriffen wird. Er will hierbei zeigen, daß die Kavallerie-Division nicht imstande sei, das Radfahrerbataillon aufzuhalten.

Zum Schluß faßt Gerard die verschiedenartige Verwendung von Radfahrer-Bataillonen, wie er sie in einem zukünftigen Kriege für möglich hält, zusammen. Während den Kavallerie-Divisionen die Aufklärung zufällt, eilen die Radfahrerbataillone, die somit nach Gerards Ansicht keineswegs immer in unmittelbarer Abhängigkeit von den Kavallerie-Divisionen handeln, der Armee voraus, decken ihre Front, unterstützen die Kavallerie, wo dies nötig wird, erschweren die Aufklärungstätigkeit der feindlichen Kavallerie und nehmen auf weite Entfernung die Fühlung mit der feindlichen Infanterie auf. Sie können diese in ihrem Vormarsche aufhalten, während sie der eigenen Armee Zeit und Raum für ihre Operationen verschaffen. Nähert sich die feindliche Armee und steht der Kampf bevor, so weichen die Radfahrer auf die Flügel aus, um eine Umfassung des Gegners einzuleiten oder feindlichen Umfassungsversuchen entgegenzutreten. Was hierzu nicht gebraucht wird, tritt als Reserve hinter die Front oder wird für besondere Aufgaben verfügbar, wenn unvermutet ein Punkt vom Feinde bedroht wird und schnelle Hilfe erfordert, oder wenn sich Gelegenheit zu einer Unternehmung in Flanke und Rücken des Feindes bietet.

Mittelbar ergibt sich aus dieser Verwendung der Radfahrer vor und während der Schlacht nach Gerards Ansicht der weitere Vorteil, daß man für diese Aufgaben an Kavallerie sparen kann, um sie in Masse als Reservekavallerie zur Unterstützung des entscheidenden Angriffs zu verwenden. Gerard stützte sich in dieser Beziehung auf die Ansicht des Generals Langlois, der bekanntlich die Schlachtenentscheidung durch den Massenstoß der Reserve an einem bestimmten Punkt, sei es auch die Mitte der feindlichen Front, herbeiführen will. Wenn in dem erörterten Langloisschen Beispiel die Südarmee den Sieg durch den frontalen Gewaltstoß eines Armeekorps erzwingen will, so läßt sie diesem eine Kavallerie-Division zur Ausbeutung des erhofften Erfolges unmittelbar folgen (s. Vierteljahrshefte, 1. Heft 1904, S. 29). Es ist dies zugleich ein charakteristischer Beitrag zur Beantwortung der Frage, wie man sich in einem zukünftigen Kriege die Verwendung der französischen Kavallerie zu denken hat. In diesem Sinne ist auch zu Beginn des Jahres 1903 eine Scheidung der Kavallerie-Divisionen in vier leichte, aus Dragonern und leichter Kavallerie zusammengesetzte, und vier schwere, aus Dragonern und Kürassieren bestehende und vorwiegend als Schlachtenreiterei bestimmte Kavallerie-Divisionen erfolgt.

Eine wichtige Aufgabe weist sodann Gerard seinen Radfahrern beim Rückzug und bei der Verfolgung zu, im ersteren Falle, um Aufnahmestellungen einzunehmen und die Flanken zu schützen, im letzteren Fall, um überraschend in der Flanke des Feindes zu erscheinen, und um sich ihm vorzulegen.

Auf alle Fälle finden die Radfahrerbataillone ein wirkliches Feld der Tätigkeit nur in größeren Verhältnissen, d. h. im Armeeverbande. Wollte man sie kleineren Detachements mit beschränktem Wirkungskreise zuteilen, so würde man ihnen die Möglichkeit nehmen, ihre wichtigste Eigenschaft, die Schnelligkeit, zu entfalten. Ebensowenig darf man die Radfahrertruppenteile ausschließlich als Rückhalt der Kavallerie-Divisionen an Stelle einer leichten oder fahrenden Infanterie verwenden und dadurch zu einer mehr oder weniger unbeweglichen, passiven Rolle verurteilen wollen. Dank ihrer Schnelligkeit, ihrer Unabhängigkeit und Feuerwirkung sind sie in der Lage, in offensiver Weise die Kavallerie zu unterstützen, wenn sie ihr auch zeitweise unterstellt werden können.

Somit sind die Radfahrertruppen ein Organ der Armee oder des Armeekorps, allenfalls noch einer selbständigen Infanterie-Division, und in diesem Verbande werden sich für den obersten Führer in taktischer und strategischer Hinsicht zahlreiche Lagen für ihre nutzbringende Verwendung finden, wenn sich dieser mit der Leistungsfähigkeit und Eigenart des neuen Kriegsmittels hinlänglich vertraut gemacht hat.

Wir werden es dem eifrigen und gewandten Vertreter dieser noch jungen Truppe zugute halten können, wenn er in überschwenglicher Begeisterung in ihr eins der Mittel sieht, um in einem zukünftigen Kriege die Unterlegenheit an Zahl auszugleichen, an der infolge der abnehmenden Geburtszahlen zu seinem Bedauern Frankreich in einem zukünftigen Kriege seinem voraussichtlichen Gegner gegenüber leiden wird.

Ähnlich, wenn auch in bescheidenerem Umfange, als es bei den Maujanschen Radfahrerbataillonen der Fall ist, gestaltet sich die Verwendung der Radfahrerkompagnien, wenn man die von Gerard selbst empfohlene Organisation zugrunde legt und annimmt, daß jedem Armeekorps nur eine Kompagnie zugeteilt ist. Der Platz dieser Kompagnie in der Truppeneinteilung des Armeekorps würde bei der Korps-Kavallerie-Brigade sein. Die französische Felddienstordnung empfiehlt, diese Kavallerie-Brigade mit Artillerie zu versehen und durch Beigabe von Infanterie zu unterstützen, um sie als Avantgarde dem Armeekorps voraussenden zu können. Auch vom General Keßler wird diese Art der Marschsicherung in seiner Tactique des trois armes anstelle der üblichen starken, gemischten Avantgarden warm empfohlen.

Eine solche leichte Avantgarde setzt sich nach des Generals Keßler Ansicht in zweckmäßiger Weise aus der Korps-Kavallerie-Brigade, einer oder mehrerer Batterien, einem Infanteriebataillon, einer Pionierabteilung und einem Sanitätsdetachement zusammen. Keineswegs soll nach Keßlers Meinung diese Avantgarde geschlossen marschieren, sondern die Kavallerie eilt mit der Artillerie voraus, um aufzuklären und den Feind zu zwingen, seine Infanterie zu zeigen. Die Fußtruppen folgen geschlossen mit ihrer gewöhnlichen Marschgeschwindigkeit als zweite Staffel der Avantgarde. Insbesondere ist das Bataillon nur als Rückhalt für die Kavallerie bestimmt, wenn diese sich vor überlegenen Kräften zurückziehen muß, und erhält somit einen

sehr viel beschränkteren Wirkungskreis zugewiesen, als die Gerardschen Radfahrertruppen. Im Gegensatz zu Gerard ist Keßler der Ansicht, daß die Versuche, diesen Avantgarden an Stelle des Infanteriebataillons Radfahrerabteilungen zuzuteilen, keine günstigen Ergebnisse gehabt hätten. Der Radfahrer sei zu sehr an das Wegenetz gebunden, um der Kavallerie in ihren Bewegungen folgen zu können. Sowie die Kavallerie die Wege verlasse, müsse man die Radfahrerabteilung sich selbst überlassen und ihr Reiter zur Aufklärung zuteilen.

Wir wissen, daß Gerard auf Grund seiner Erfahrungen dieser Ansicht lebhaft widerspricht, und daß er den Radfahrern eine tätigere Rolle zuweisen will, als diejenige eines bloßen Rückhalts für die Kavallerie. Gerade den Zweck, den Gegner zum Zeigen seiner Infanterie zu veranlassen, erreiche am besten die Radfahrertruppe. Nach Abgabe der Aufklärungsabteilungen, der Divisionskavallerie und der Meldereiter könne eine Korps-Kavallerie-Brigade nur 300 bis 400 Karabinerschützen mit je 30 Patronen ins Gefecht bringen. Tritt eine Radfahrer-Kompagnie mit 200 Gewehren und 32 000 Patronen hinzu, so ändert sich die Lage zugunsten der leichten Avantgarde ganz erheblich.

Während der Unterkunft verbleibt die Radfahrerkompagnie bei der vorgeschobenen Kavallerie-Brigade als deren Reserve oder an einem wichtigen Knotenpunkt oder auch auf einem Flügel. In der Schlacht halten sich die Radfahrerkompagnien, ebenso wie es für die Radfahrerbataillone vorgeschlagen worden ist, in der Reserve zur Erfüllung besonderer Aufgaben bereit. Der Armeeführer wird zweckmäßig die einzelnen Radfahrerkompagnien der Armeekorps hierbei vereinigen. Ihr überraschendes Auftreten an einem entfernten Punkt kann auf den Gegner, der nicht, wie im Manöver, die feindliche Stärke kennt, oft einen großen Eindruck ausüben und vielleicht eine überraschende Wendung herbeiführen.

Faßt man auf Grund der Gerardschen Ausführungen und der dazu gemachten Bemerkungen die Tätigkeit der Radfahrertruppen, wie sie sich in einem zukünftigen Kriege gestalten könnte, zusammen, so wird man von ihnen einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Operationen nur ganz ausnahmsweise erwarten können. Die Verhältnisse eines zukünftigen Krieges sind viel zu groß, als daß eine Truppe von so geringer Stärke eine solche Bedeutung gewinnen könnte, und starke Radfahrertruppen sind mit Rücksicht auf ihre Marschlängen undenkbar. Rechnet man auf den Radfahrer 2 m und auf den Abstand hinter ihm ebensoviel, so beträgt die Marschlänge eines Bataillons zu zweien 2 km. Wenn man aber auch von zu hoch gespannten Erwartungen absieht, so ergeben sich doch im Kriege, z. B. innerhalb eines Armeekorps, fast täglich Lagen, in denen die Verwendung einer Radfahrer-Kompagnie von großem Nutzen sein kann. Jedenfalls würde sie z. B. die Divisionskavallerie im Aufklärungs- und Sicherungsdienst erheblich zu entlasten imstande sein. Es entsteht daher die Frage, ob man durch Beigabe von Radfahrer-

kompagnien an die Infanterie-Divisionen nicht eine Verminderung der Divisions-kavallerie erreichen kann, um die Zahl der Kavallerie-Divisionen im Kriege zu erhöhen und damit dem oft betonten Mangel an Kavallerie abzuhelfen. Es fällt dabei sehr in die Wagschale, daß Radfahrertruppen leicht und billig aufzustellen und zu ersetzen sind.

Weniger Wert ist auf die Tätigkeit einer solchen Truppe im kleinen Krieg und im Etappendienst zu legen. Nicht als ob sie dort nicht sehr oft mit großem Vorteil zu verwenden wäre; aber die geringe Zahl von Kompagnien, die vorhanden sein wird, ist sicher wertvoller im Anschluß an die Feldtruppen, als im Etappengebiet, in denen sie nur ausnahmsweise Verwendung finden wird.

Wenn auf die Gerardschen Vorschläge zur Verwendung von Radfahrertruppen in einem zukünftigen Kriege in so genauer Weise, wie es vorstehend geschehen, eingegangen worden ist, so sollte damit, wie auch im einzelnen wiederholt vermerkt wurde, keineswegs in allen Punkten die Zustimmung ausgesprochen werden. Es lag nur die Absicht vor, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, daß die mit ständig organisierten Radfahrertruppen in Frankreich seit langer Zeit gemachten Erfahrungen die dortige Heeresleitung zu einer weiteren Entwicklung der Radfahrertruppen veranlaßt haben.

Daß das Gerardsche Klapprad dem Radfahrer die Möglichkeit gewährt, sein Rad bequem auf dem Rücken zu tragen und dadurch im Gefecht wie jeder Infanterist aufzutreten, ist ein unbestreitbarer Vorzug. Hierauf beruht vor allem die vielseitige Verwendungsfähigkeit, wie sie Gerard vorschlägt. Man hat nun anderwärts mancherlei Vorwürfe gegen dieses System erhoben. Zunächst wurde das Rad als zu kompliziert befunden. Man muß bei der gesteigerten Technik der heutigen Zeit mit diesem Vorwurf gegenüber neuen Erfindungen vorsichtig sein. Auch gegen das System des Rohrrücklaufgeschützes wurde, als es zuerst zutage trat, von allen Seiten derselbe Einwand erhoben. Nach allen Berichten ist doch anzunehmen, daß das Gerardsche Klapprad in jeder Weise solide, fest und kriegsbrauchbar ist. Wenn man behauptet hat, daß der Radfahrer, wenn er nicht fahren kann, sein Rad viel lieber schiebt, als auf den Rücken nimmt, so bleibt dabei die Tätigkeit des Radfahrers im Gefecht außer Betracht.

Schwerer wiegt der Einwand, daß das Klapprad keine Unterbringung des Gepäcks gestatte und daher die Beigabe eines Packwagens erforderlich mache, auf dessen Eintreffen nicht täglich zu rechnen sei. Wenn jedoch hieraus der Schluß gezogen worden ist, daß das Klappradsystem nicht kriegsbrauchbar und die darauf begründete Verwendung von Radfahrertruppen unausführbar sei, so geht man offenbar zu weit. Was Major Gerard zu seinen Gunsten anführt, erscheint in vielen Punkten durchaus stichhaltig.

Kuhl,
Major im Großen Generalstabe.



Zur Frage der Verwendung schwerer Wurfbatterien im Feldkriege.

Die Frage, ob die heute allgemein zur Durchführung gelangte Zuteilung von Haubitzbatterien zur Feldarmee den Bedürfnissen des Krieges entsprechen wird, dürfte erst von späterer Kriegserfahrung einwandfrei beantwortet werden. Erst das auf diese gegründete Urteil wird die bestehenden Meinungsverschiedenheiten verschwinden lassen. Bis dahin aber kann auch ablehnende Kritik nur zur Klärung der Ansichten über den Nutzen und die Verwendung des Wurffeuers beitragen. Die Bedenken, welche der neuen Waffe entgegengehalten werden, gehen von der Ansicht aus, daß die Vorbereitung des Infanterieangriffs auf verschanzte Stellungen durch Wurffeuer im Feldkriege entbehrlich und diese Feuerart überdies wegen ihrer geringen Treffwahrscheinlichkeit garnicht fähig sei, die schwierige Aufgabe mit Aussicht auf Erfolg zu lösen. Hieraus wird der Schluß gezogen, daß die leichte Feldhaubitze besser durch die im Artilleriekampfe mehr leistende Kanone ersetzt werde, während die schwere Feldhaubitze ohnehin wegen ihres Gewichts als Feldgeschütz ungeeignet und auf den Kampf um starke Befestigungen, also den Positions- und Festungskrieg, zu beschränken sei.

Das Gewicht des schweren Geschützes wird von Gegnern der Sache immer in erster Linie als Angriffspunkt gewählt werden. Schwere Artillerie und Bewegungskrieg werden von mancher Seite als unvereinbare Gegensätze angesehen. Wenn nun auch die Grundanschauung, daß die Feldarmee durch Beigabe schwerer Geschütze niemals in der Energie und Schnelligkeit ihrer Operationen beeinträchtigt werden darf, außer Frage steht, so muß doch anderseits berücksichtigt werden, daß, um solches zu vermeiden, eine Trennung zwischen Belagerungsartillerie und schwerer Artillerie des Feldheeres eingetreten ist, daß nur die erstere als Impedimentum anzusehen ist, während die letztere dem Grundgedanken nach eine Behinderung der Feldarmee ausschließen soll. Die Konstruktion ihres Hauptgeschützes, der schweren Feldhaubitze, beruht auf dem Grundsatze, die höchste im Feldkriege erreichbare Wirkung mit einem Gewicht zu vereinigen, welches die Fähigkeit, der Feldarmee unbehindert zu folgen,

nicht in Frage stellt. Dadurch gewinnt dieses Geschütz die Möglichkeit, in gewissen Fällen zur Beschleunigung der Operationen der Feldarmee das zeitraubende Heranführen von Belagerungsartillerie unnötig zu machen, daneben aber die Wirkung der Feldartillerie in vielen Fällen zu ergänzen.

Zum Durchbrechen des Gürtels feindlicher Grenzbefestigungen, zur Mitwirkung bei Kämpfen, die sich in Zukunft vielleicht in Anlehnung an diese abspielen werden, ist die schwere Artillerie des Feldheeres unbedingt notwendig. Sie aber, wie vorgeschlagen wird, nach dem Durchbrechen der Grenzbefestigungen zurückzulassen, um die Feldarmee zu erleichtern, dürfte kaum zweckmäßig sein. Man entlastet die Feldarmee dadurch nur scheinbar, erschwert im Gegenteil ihre Operationen deshalb, weil ohne die sofortige Mitwirkung von schwerer Artillerie alle die schwachen, veralteten und isolierten kleinen Befestigungen im Inneren des Landes, ebenso wie neu entstandene provisorische Werke, ihren verzögernden Einfluß auf die Bewegung der Armeen auch in solchen Fällen ungehindert auszuüben vermögen, wo die Tätigkeit schwerer Artillerie sofortige Abhilfe verspricht. Die Erfahrung lehrt, daß auch minderwertige Festungen im Inneren des Landes als Stützpunkte für den Volkskrieg oder als Sperrpunkte von Eisenbahnen eine strategische Bedeutung gewinnen können, die ihre schnelle Wegnahme erwünscht macht. Nicht selten sind Armeen nur dadurch, daß sie entsprechende Hilfsmittel nicht besaßen, in schwierige Lagen geraten. Man denke nur daran, wie sehr die Mitführung von schwerer Artillerie des Feldheeres im Jahre 1870 unsere Lage dadurch gebessert hätte, daß ihr schnelles Eingreifen den lästigen Widerstand einer ganzen Reihe kleiner veralteter Sperrplätze beseitigt, die Eisenbahnverbindungen freigemacht und dadurch den Fortgang der Operationen beschleunigt hätte. Die heutigen Massenheere, die eine schnelle Entscheidung dringend erwünscht machen, und deren rückwärtige Verbindungen äußerst empfindlich sind, bedürfen derartiger Vorkehrungen zum Beseitigen von Hindernissen mehr als die früheren kleineren Armeen. Eine weitblickende Heeresleitung, die vorzusorgen versteht und nicht erst vom Bedürfnis zu Abhilfemaßregeln veranlaßt wird, darf es daher schon aus diesem Grunde nicht unterlassen, schwere Artillerie dem Feldheere dauernd anzuschließen.

Aus dem Grundsatze nun, daß man zur Entscheidung niemals stark genug sein kann, ergibt sich dann ohne weiteres die Folgerung, daß die schwere Artillerie, die nun einmal vorhanden ist, auch überall verwendet werden muß, wo sie einzugreifen vermag, ganz abgesehen davon, daß ihre Feuerwirkung auch zur Bekämpfung starker Feldbefestigungen notwendig ist. Freiwillig auf ihre Mitwirkung zu verzichten, weil man fürchtet, daß ihre Bewegungsfähigkeit nicht ausreicht, hieße ebensogut sich einer möglichen und sehr wirkungsvollen Unterstützung selbst berauben, wie wenn man eine Reserve zur Entscheidung nicht einsetzen wollte.

Allerdings darf die Verwendung schwerer Artillerie im Bewegungskriege die Tätigkeit anderer Waffen niemals behindern, es besteht aber, wie alle bisherigen Er-

fahrungen beweisen, voller Grund zu der Annahme, daß Marschschwierigkeiten nur in seltenen Ausnahmefällen eintreten. Beim Marsche auf Straßen scheinen sie gänzlich ausgeschlossen. Übrigens beugt schon die Felddienst-Ordnung jeder Behinderung anderer Waffen dadurch vor, daß sie der schweren Artillerie in allen den Fällen, wo es sich nicht um den Angriff auf befestigte Stellungen handelt, den Platz hinter der Infanterie des Gros anweist. Hier stört sie die fechtenden Truppen nicht und nimmt auch niemandem Platz fort. Sie, wie anderweitig vorgeschlagen, hinter der I. Staffel der Trains marschieren zu lassen, würde zur Folge haben, daß sie in vielen Fällen das Schlachtfeld nicht zu erreichen vermöchte, wie z. B. die Armee-Artillerie-Reserve der Italiener 1866 bei Custoza, ohne daß doch mit dem weiten Zurücklassen irgend etwas gewonnen wird. Erst dadurch würde die schwere Feldhaubitze zum Spezialgeschütz, dessen Nutzen vielleicht nicht immer im richtigen Verhältnis zum Aufwand an Verpflegung und zu manchen sonstigen Schwierigkeiten stehen würde, die man sich unter Umständen durch seine Mitführung auferlegt.

Wenden wir uns nun zu der Frage, ob mit Recht anzunehmen ist, daß das Gewicht der schweren Feldhaubitze eine derartige Verwendung im Feldkriege ausschließt. Ein Rückblick auf die Kriegsgeschichte zeigt, daß schwere Geschütze bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts einen dauernden Bestandteil der Feldarmeen bildeten. Wenn sich nun inzwischen auch die Kriegführung ebenso geändert hat wie die Geschützwirkung, so können wir doch aus solchen Rückblicken selbst heute noch gewisse praktische Nutzanwendungen ziehen. Da uns neuere Kriegserfahrung auf dem Gebiete der Verwendung schwerer Artillerie fast gänzlich fehlt, müssen wir bestrebt sein, aus ähnlichen Erscheinungen früherer Zeit einen Anhalt dafür zu finden, ob unsere heutigen Einrichtungen und Grundsätze den Bedürfnissen des Krieges entsprechen werden. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung die Entwicklung und Verwendung der schweren Artillerie Friedrichs des Großen. Allerdings ist die Waffe dem Wesen nach nicht dasselbe wie unsere heutige schwere Artillerie des Feldheeres, denn sie bildete im Gegensatz zu den der Infanterie zugeteilten leichten Geschützen die eigentliche Kampfartillerie und steht deshalb gewissermaßen in der Mitte zwischen der heutigen Feldartillerie und schweren Artillerie. Sie bestand hauptsächlich aus schweren Kanonen, welche die unzureichende Wirkung der leichten Geschütze ergänzen sollten, und nur zum kleineren, allerdings stetig wachsenden Teile, aus Haubitzen und wenigen Mörsern. Da es für unsere Zwecke indessen nur darauf ankommt, festzustellen, ob das Gewicht der heutigen schweren Feldhaubitze wirklich Anlaß zu Bedenken bietet, so müssen die Erfahrungen, die man damals machte, auch heute noch gewissen Wert bei der Entscheidung solcher Fragen besitzen, bei denen Wirkung und Beweglichkeit miteinander in Widerspruch stehen.

Es ist interessant, zu beobachten, wie der König von der in seinen ersten Regierungsjahren mit Entschiedenheit durchgeführten Forderung nach einem möglichst

leichten, wenn auch weniger leistungsfähigen Artilleriematerial auf Grund seiner Kriegserfahrungen mehr und mehr zu der Ansicht gelangte, daß der Beweglichkeit nicht auf Kosten der Wirkung allzusehr der Vorrang eingeräumt werden dürfe, und daß die geringere Beweglichkeit des schweren Geschützes doch auch im Feldkriege durch seine größere Wirkung in den meisten Fällen ausgeglichen würde. Er begann daher schon vor dem siebenjährigen Kriege das System der leichten kurzen Rohre mit geringer Schußweite zu verlassen und trat auch in diesen Krieg bereits mit einer recht starken schweren Artillerie ein. So befanden sich bei den beiden Kolonnen, die 1757 über das Erzgebirge nach Böhmen rückten, und die zusammen nicht ganz 60 000 Mann zählten, 120 schwere Geschütze. Im Laufe des Krieges nötigte ihn dann die tüchtige und zahlreiche schwere Artillerie der Österreicher, die in wohlgewählten Stellungen verwendet wurde, dazu, auch die seinige zu vermehren.

Vor der Schlacht bei Leuthen entschloß er sich, 20 schwere 12 Pfünder*) aus den Beständen der Festung Glogau zur Entscheidung heranzuziehen. Diese Anordnung ist um so mehr zu beachten, als sich der König darüber klar war, daß die Aussicht, die Österreicher zu schlagen, in erster Linie auf der überlegenen Manövrierfähigkeit seiner kleinen Armee beruhte. Offenbar war er der Ansicht, daß der Versuch nichts schaden konnte, daß im schlimmsten Falle nichts weiter zu befürchten war, als daß diese Geschütze nicht zum Eingreifen gelangten. Aber sie waren rechtzeitig in Stellung, und ihr Erfolg übertraf alle Erwartungen. Die schweren 12 Pfünder des rechten Flügels hatten gegen die dichten österreichischen Infanteriemassen schon auf großer Entfernung eine so vernichtende Wirkung, daß die Österreicher der Meinung waren, die Verwendung so schwerer Geschütze im Feldkriege sei als eine Verletzung des Völkerrechts anzusehen. Trotz ihrer Schwere begleiteten sie auch den Infanterieangriff, während der Nebenangriff des linken Flügels durch eine Batterie gleicher Geschützart wirksam unterstützt wurde.

Der König gliederte die schwere Artillerie seit dem Jahre 1759 in sogenannte Brigaden (Batterien) zu 10 Geschützen und teilte sie den Infanterietreffen zu. Er verwendete grundsätzlich eine starke Batterie schwerer Geschütze zur Unterstützung der sogenannten „Attacke" vor dem angreifenden Flügel und wünschte, daß diese Batterie, wie bei Leuthen, den Infanterieangriff begleitete. Er war sich darüber klar, daß ihm in Zukunft wahrscheinlich nichts anderes übrig bleiben würde, als die Österreicher nötigenfalls auch in festen Stellungen anzugreifen, und daß er dazu Artillerie brauchte. Daß er sich nur ungern dazu entschloß, geht aus folgender Äußerung hervor:**) „Das

---

*) Es sind zu unterscheiden:
Schwere 12 Pfünder 22 Kaliber lang,
Mittlere 12 Pfünder 18 " "
Leichte 12 Pfünder 14 " "

**) Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung. Breslau 17. XII. 1758.

System einer zahlreichen Artillerie muß man, so unbequem es auch sein mag, annehmen. Ich habe die unserige beträchtlich vermehrt, sodaß sie im Notfall unsere Infanterie ersetzen kann, deren Material sich, je mehr sich der Krieg in die Länge zieht, verschlechtern wird." Dementsprechend zählte seine Armee schon 1759 bei 130 000 Mann 221 12 Pfünder und 69 Haubitzen, zusammen 290 schwere Geschütze.

Seit der Schlacht bei Leuthen besaß der König eine besondere Vorliebe gerade für die schwerste Geschützart, die sogenannten Brummer (schwere 12 Pfünder), die übrigens seinen Ansprüchen auch fernerhin so sehr genügten, daß sie von da ab einen dauernden wichtigen Bestandteil seiner Feldartillerie bildeten. Welche Wirkung er von ihnen erwartete, und wie er sich mit den im Geschützgewicht liegenden Schwierigkeiten abfand, weil er ihre Verwendung als wünschenswert anerkannt hatte, zeigt folgendes Schreiben an den Prinzen Heinrich vom 11. März 1758:

„Ich gebe Eurem Korps 20 schwere 12 Pfünder bei; diese haben eine staunenswerte Wirkung. Wenn Ihr mit dem Feinde handgemein geworden seid, so müßt Ihr diese Geschütze in einer Batterie aufstellen und sie alle gegen den Flügel des Feindes wirken lassen, welchen Ihr anzugreifen beabsichtigt; ohne Zweifel werdet Ihr den Nutzen der Maßregel bald verspüren. Die Geschütze sind zwar etwas schwierig fortzuschaffen, aber sie schießen dafür auch auf 5400 Schritt."

Der Ausspruch zeigt eine überraschende Übereinstimmung mit modernen Anschauungen über die Verwendung schwerer Artillerie und die frische Kriegserfahrung, die bekanntlich immer hoher Wirkung den Vorzug vor hoher Beweglichkeit gibt, hatte dazu geführt.

Die Ansprüche des Königs an die Beweglichkeit der schweren Artillerie waren außerordentlich hohe, ihre Führer verstanden es aber, ihnen zu ensprechen, ohne ihn durch Unterstützungsanträge zu belästigen. Sehr dürftig waren dabei ihre Hilfsmittel, die Bespannungen bestanden meist aus schlechten Bauernpferden, die Fahrer aus Knechten. Man sieht aber, daß sich mit den Anforderungen auch die Energie im Überwinden von Hindernissen steigert, und daß sich der Geist des königlichen Feldherrn auf seine Unterführer übertrug. Meilenweite Umgehungsmärsche auf schlechten Wegen, wie bei Zorndorf, Kunersdorf und Torgau wurden ohne Zeitverluste ausgeführt und dabei Bewegungshindernisse überwunden, vor denen mancher heutige Truppenführer zurückschrecken würde.

Die Schlacht bei Freiberg zeigt ein Beispiel für das Begleiten eines Infanterieangriffes durch eine Brummerbatterie. Sie protzte beim Angriff auf ein Feldwerk auf 2000 Schritt Entfernung ab, ging vermittelst der zum Avancieren vorgehängten Pferde bis auf 500 Schritt an das Ziel heran und vertrieb den Verteidiger durch Kartätschfeuer aus seiner Stellung. Bei Torgau wurde die aufmarschierende schwere Artillerie des Hauptangriffs von dem überlegenen österreichischen Kartätschfeuer in wenigen Augenblicken vernichtet. Auch bei Liegnitz protzte die 12 Pfünder-Batterie

des linken Flügels auf dem Wolfsberge im feindlichen Gewehrfeuer ab und trug wesentlich zum Erfolge bei. Nichts Besseres könnte wohl den Zweiflern an der Beweglichkeit unserer heutigen schweren Artillerie entgegengehalten werden, als die Tatsache, daß sich die schwere Artillerie Friedrichs des Großen nicht scheute, rücksichtslos bis in das Kartätschfeuer des Gegners vorzugehen.

Es ist begreiflich, daß bei solchen Anforderungen die schwere Artillerie unter Umständen auch versagte. Bei Prag verursachte ihr Zusammentreffen mit anderen Marschkolonnen in Unter-Potschernitz ihr verspätetes Eingreifen auf dem linken Flügel, der, ohne sie abzuwarten, verfrüht angriff und hauptsächlich am feindlichen Artilleriefeuer scheiterte. Bei Kunersdorf führte nach tadellos ausgeführtem Umgehungsmarsche die Notwendigkeit, auf engen Waldwegen Kehrt zu machen, zu einer unliebsamen Verzögerung des Aufmarsches. In dieser Schlacht bereitete die schwere Artillerie zwar den Angriff auf den verschanzten Mühlberg mit großem Erfolge vor, vermochte aber nach dessen Wegnahme nur noch teilweise den tiefsandigen, steilen Hang dieser Höhe mit den schon vorher überanstrengten Bespannungen zu erklimmen. In den meisten derartigen Fällen war die Notwendigkeit, in enger Verbindung mit der in Gefechtsgliederung marschierenden Infanterie vorzugehen, die Ursache zu Marschschwierigkeiten, weil es der schweren Artillerie dann nicht möglich war, sich den besten Weg auszusuchen. Derartige Vorkommnisse blieben immerhin Ausnahmen, sie haben die günstige Meinung des Königs nicht zu beeinflussen vermocht und beweisen nur, daß die schwere Artillerie damals die leicht bewegliche Regimentsartillerie nicht zu ersetzen vermochte, ebenso wie sie auch heute nur eine Hilfswaffe bildet.

Die Entwicklung der schweren Artillerie nach dem siebenjährigen Kriege zeigt, daß die Anschauungen des Königs unverändert blieben. Die Ausrüstung der Armee mit schwerer Artillerie im bayerischen Erbfolgekriege 1778, in der wir wohl einen Niederschlag der Kriegserfahrungen des Königs sehen dürfen, war eine besonders starke und hatte folgende Zusammensetzung:

Armee in Schlesien (80 Bataillone)	40	schwere 12 Pfünder
	90	mittlere = =
	40	leichte = =
	10	schwere 6 =
	20	= Haubitzen
	200	schwere Geschütze
Armee in Sachsen (61 Bataillone)	40	schwere Kanonen
	40	= Haubitzen
	62	leichte =
	142	Geschütze.

Es wird mehrfach hervorgehoben, daß die Marschleistungen der Brummerbatterien auch in diesem Feldzuge allen Anforderungen entsprachen; z. B. marschierte eine solche

Batterie mit 10 Bataillonen beschleunigt 7 Meilen von Schweidnitz nach Jägerndorf auf schlechten Wegen und mit sehr herruntergekommener Bespannung, ohne daß ein Fahrzeug zurückblieb, während einzelne Bataillone bis zu ²/₃ ihres Bestandes liegen ließen*).

Ein Vergleich des Gewichtes der schweren Geschütze Friedrichs des Großen mit dem der heutigen schweren Feldhaubitze zeigt, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, daß letztere keine nennenswerten Bewegungsschwierigkeiten verursachen wird. Das Gewicht eines marschfertigen Brummers kann auf 3100 bis 3300 kg angenommen werden, war also bedeutend höher als das einer 15 cm Haubitze, die etwa das gleiche Gewicht hat wie der mittlere 12 Pfünder, das Hauptgeschütz der fridericianischen schweren Artillerie**). Berücksichtigen wir, daß unser heutiges Wegenetz im Durchschnitt die Zugkraft der Pferde sehr viel weniger beansprucht, wodurch die Leistungen längere Zeit auf gleicher Höhe bleiben werden, und daß die heutige Bespannung wahrscheinlich mehr leistet, so wird man zugeben müssen, daß unsere günstigen Friedenserfahrungen doch insofern bestätigt werden, als man in der Mitführung eines Wurfgeschützes von 15 cm Kaliber bei der Feldarmee ein ernstliches Hinderniß für deren Beweglichkeit nicht erblicken kann.

Dieser Schluß entspricht übrigens auch den Erfahrungen, die man vor dem Bestehen der Eisenbahnen mit dem Befördern von Lasten auf minder guten Straßen gemacht hat. In Scharnhorsts Handbuch ist angegeben, daß man im Frachtverkehr bei täglich 3¹/₂ bis 5 Meilen auf gewöhnlichen, nicht chaussierten Landstraßen für vier Pferde eine Zuglast von 2500 kg rechnen könne. Sechs Pferde würden demnach über 3000 kg leisten. — Bei der Belagerung von Kassel 1761 zogen bei einem langen Munitionstransport auf äußerst schlechten Wegen sechs Pferde 1500 kg und das Wagengewicht. Nimmt man letzteres auf 800 bis 900 kg an, so würde man 2300 bis 2400 kg erhalten.

Auch die Kriegserfahrungen in Südafrika dürften dieser Ansicht recht geben. Die Buren verwendeten von vornherein mit einer durch Vorurteil nicht angekränkelten Selbstverständlichkeit ganz besonders schwere Geschütze nach Art unserer langen 15 cm-Kanonen im Feldkriege. Diese sollen auch in sehr schwierigem Gelände eine geradezu überraschende Beweglichkeit gezeigt haben, und vielfach soll es den Buren gelungen sein, die Engländer durch das Feuer von auf großer Entfernung schnell in

*) v. Malynowsky und v. Bonin. Geschichte der Brandenburgisch-preußischen Artillerie. Bd. 2. Seite 525.

**) Nach Scharnhorsts Handbuch für Offiziere, Ausgabe 1815 Seite 35, wog ein dänischer 22 Kal. langer 12 Pfünder 3150 kg. Höchste Angabe für Brummer 3300 kg (Rohrgewicht 1450 bis 1550 kg). Schwere eines mittleren 12 Pfünders, 18 Kal. lang, marschfertig 2600 kg (Rohrgewicht 923 kg). Schwere einer Kruppschen 15 cm Haubitze nach Mil. Wochenblatt 1903 Seite 1763 = 2600 kg.

Stellung gebrachten schweren Geschützen zu überraschen. Die Engländer folgten diesem Beispiele sehr bald, da die Schußweite ihrer Feldbatterien nicht ausreichte, und sollen auch nach dem Zugeständnisse der Buren mit den schweren Marinegeschützen recht erhebliche Erfolge erzielt haben. Englische Berichte heben die großen Marschleistungen der Marinebatterien hervor, denen auch wir volle Anerkennung nicht versagen dürfen, wenn wir bedenken, daß es sich um Geschütze handelt, deren Gewicht man mit 5000 kg nicht zu niedrig schätzen wird. Es legte z. B. ein Landungsdetachement mit schweren Schiffsgeschützen 50 km von Jakobsdal bis Paardeberg in 23 Stunden zurück. Dieselben Batterien marschierten im großen Verbande beim Vorgehen auf Bloemfontein vom 10. bis 13. März 100 km und zwar zum Teil ohne Wege. Im Gefecht von Almans Nek sollen solche Geschütze bis auf 2000 m an die Burenstellungen herangegangen sein und wesentlich zum Erfolge beigetragen haben.*) Im gleichen Aufsatz wird der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß der Krieg deutlich gezeigt habe, daß neben der Feldartillerie auch im Feldkriege Batterien schweren Kalibers verwendet werden müssen.

Derartige Erfahrungen müssen dazu beitragen, die Bedenken gegen den vielseitigen Gebrauch der schweren Artillerie zu vermindern. Man übernimmt ja damit noch nicht die Verpflichtung, die Bewegung des Ganzen auch in schwierigen Verhältnissen von ihr abhängig zu machen. Besonderer Fürsorge bedarf sie voraussichtlich nur in seltenen Fällen. Die Truppenführung muß sich nur des Gedankens entwöhnen, daß es sich bei der Verwendung schwerer Artillerie um etwas ungeheuer schweres und schwieriges handelt. Halten wir uns lieber an das Vorbild Friedrichs des Großen, verlangen wir, was notwendig ist, ohne allzu große Befürchtungen vor Bewegungsschwierigkeiten zu haben, die in Wirklichkeit gar nicht bestehen, dann wird die schwere Artillerie wieder wie zur Zeit des großen Königs auf den Schlachtfeldern der Zukunft gar häufig ein gewichtiges Wort mitsprechen.

Das Bedürfnis zum Mitführen schwerer Geschütze entstand bei Friedrich dem Großen dadurch, daß die Verluste an Infanterie, die ein nicht genügend durch Artillerie unterstützter Angriff auf starke Stellungen kostete, auf die Dauer nicht zu ertragen gewesen wären. Diesen Gesichtspunkt, der Infanterie ihre Aufgabe zu erleichtern, müssen wir auch heute noch festhalten. Auch heute noch würde rücksichtslose Tapferkeit manchen Angriff auf befestigte Stellungen vielleicht auch ohne die Mitwirkung von Wurfgeschützen durchzuführen vermögen, aber das würde so schwere Verluste kosten, daß dagegen die Unbequemlichkeiten, die man sich durch das Mitführen solcher Geschütze auferlegt, nicht ins Gewicht fallen. Gerade der Angriff auf befestigte Stellungen bietet bei heutiger Waffenwirkung der Infanterie solche Schwierigkeiten, daß man kein Mittel unversucht lassen darf, welches geeignet ist, ihn zu erleichtern. Der Feldzug

*) Mil. W. Bl. 1903, S. 2644.

1870/71 hat deutlich bewiesen, daß eine Vorbereitung durch Artilleriefeuer notwendig ist, daß dieses nicht erst beginnen darf, wenn der Infanterieangriff ansetzt, und wenn wir das für den Angriff im freien Felde verlangen, so gilt es mit vermehrtem Nachdruck auch für den Kampf um Befestigungen.

Schon Friedrich der Große hat im Gefühl der Unzulänglichkeit des Flachbahnschusses die Unterstützung des Angriffs auf befestigte Stellungen durch Haubitzfeuer in einer Reihe von Friedensübungen versucht und trotz der Unvollkommenheit des damaligen Wurffeuers befriedigende Ergebnisse erreicht. Bei Burkersdorf hat er diesen Gedanken in großartigster Weise in die Praxis umgesetzt und 58 Haubitzen gegen die starke feindliche Stellung ins Feuer gebracht, die er aus strategischen Gründen angreifen mußte. Seine Vorliebe für Haubitzen prägte sich mit der Zeit immer mehr aus und führte 1768 zu der Anordnung, daß jeder selbständige Heeresteil 40 schwere Haubitzen mit sich führen solle.

In neuerer Zeit gaben namentlich die Kämpfe um Plewna den Anstoß zu der Frage, ob die nur aus Flachbahngeschützen bestehende moderne Artilleriebewaffnung für den Kampf um befestigte Stellungen ausreichte. Dafür, daß die Mitführung von Wurfgeschützen bei Plewna erwünscht gewesen wäre, scheint in erster Linie der Umstand zu sprechen, daß gerade Rußland bald nach dem Kriege zur Einführung eines Feldmörsers schritt, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die Mißerfolge, die es vor Plewna erlitt, zum größten Teil auf Ursachen zurückzuführen sind, die mit der Frage der Wurfgeschütze an sich nichts zu tun haben. Plewna beweist in dieser Beziehung nichts, weil die Verhältnisse nicht als normal anzusehen sind. Die türkische Stellung war im Verhältnis zur Stärke des Verteidigers so ausgedehnt und ihre Artillerie so gering, daß die richtig verwendete russische Überlegenheit schon durch das erdrückende Gewicht der Masse den Sieg hätte erringen müssen. Immerhin beweisen die außergewöhnlich hohen Verluste der Russen, die zur Folge hatten, daß die erschöpften Truppen nach Wegnahme der vordersten Verschanzungen nicht mehr fähig waren, den Kampf mit den türkischen Reserven siegreich durchzuführen, doch, daß der Angriff auf befestigte Stellungen der Energie des Angreifers besondere Schwierigkeiten entgegensetzt. Der Schluß liegt nahe, daß zu seiner Durchführung besonders wirksame Kampfmittel notwendig sind.

Der Erfolg ist unzweifelhaft sicherer, wenn man für den Angriff alle erreichbaren Hilfsmittel an der entscheidenden Stelle verwendet, dort die wirksamsten Waffen einsetzt und nach Erschütterung des Verteidigers zum entscheidenden Stoß ansetzt. Ist der Infanterieangriff durch Haubitzfeuer vorbereitet, so wird er mit geringeren Verlusten und in kürzerer Zeit durchgeführt werden können.

Der Kampf um Sewastopol hat übrigens mehr als 20 Jahre früher dasselbe bewiesen, was auch Plewna lehrt, daß nämlich Flachbahngeschütze zur Vorbereitung des Angriffs auf Verschanzungen nicht ausreichen, da das vor Sewastopol erst

zuletzt in größerem Umfange verwendete Wurffeuer den Verteidiger völlig erschütterte. Vor Plewna versagte die russische Feldartillerie trotz ihrer Überzahl, weil die Aufgabe ihre Leistungsfähigkeit überstieg. Das Bedürfnis nach einer besseren Artillerievorbereitung hatte sich namentlich vor der dritten Schlacht sehr fühlbar gemacht. Das russische Schrapnell war allerdings unvollkommen, es reichte beim leichten Geschütz nur bis 1700 m, beim schweren Geschütz bis 1900 m (irrtümlich ist angenommen worden, es sei nur auf der Entfernung zwischen 1700 und 1900 m verwendbar gewesen), aber die Hauptmasse der Artillerie ging nicht so nahe an die Werke heran, daß sie es hätte verwenden können. Es fragt sich deshalb, ob wir unter heutigen Verhältnissen ausreichende Wirkung vom Schrapnellfeuer allein erwarten können. Wegen der geringen treffbaren Fläche einer aus Schützengräben feuernden Schützenlinie gehört auf mittleren Entfernungen wohl eine nicht unbedeutende Munitionsmenge dazu, einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß das Ziel noch sehr viel kleiner wird, wenn der Schütze durch eine aus Rasenstücken oder Steinen leicht herzustellende Scharte feuert.

Nun ist aber die Zeit, während der die Kanonenbatterien mit Schrapnells zu feuern vermögen, keinesfalls eine lange. Bei heutiger Waffenwirkung dürfte sich die Infanterie des Verteidigers dem Feuer nicht unnötig als Ziel darbieten. Wahrscheinlich wird sie ihre Feuertätigkeit möglichst ausschließlich auf die Zeit zusammendrängen, in der sich der Angreifer vorbewegt und deshalb ein günstiges Ziel bietet. Sie wird verschwinden, wenn dieser sich zum Feuern niederwirft, denn unser Infanteriefeuer zeigt überall grundsätzlich das Bestreben, die Feuergeschwindigkeit der Zielgröße anzupassen.

Man wird gegen dieses Verfahren einwenden, daß es schwer halten wird, die Infanterie im gegebenen Augenblick sofort wieder zum Feuern zu bringen, aber dafür wird die Tätigkeit der Unterführer sorgen, die sich im Schützengraben gedeckt zu bewegen vermögen und daher ungleich wirksamer eingreifen können, als beim Feuern aus ungedeckter Stellung. Jedenfalls wird es dem Verteidiger leichter sein, seine Infanterie zur Wiederaufnahme des Feuers zu veranlassen, als dem Angreifer, die seine zum Sprunge vorzureißen.

Zweifellos wird die Schrapnellwirkung das Infanteriefeuer sehr wesentlich unterstützen, aber man muß daneben auch berücksichtigen, daß die Kanonenbatterien des Angriffs zum großen Teil dadurch in Anspruch genommen sind, daß die zur Abwehr des Infanterieangriffs wieder auftretende feindliche Artillerie das Feuer der Hauptmasse der Kanonenbatterien von neuem auf sich ziehen wird. Die Wirkung der dann noch im Feuer gegen die Infanteriestellung bleibenden Batterien wird sich daher auf eine ziemlich breite Front zu verteilen haben. Die Schrapnellwirkung ist deshalb voraussichtlich nicht unter allen Umständen ausreichend, und es liegt das Bedürfnis vor, die Erschütterung des Verteidigers wenigstens an der entscheidenden Stelle bereits erreicht zu haben, bevor der Nahangriff ansetzt. Dieses Ziel vermag aber, wenn

auch nur schwache Unterstände vorhanden sind, solange sich der Verteidiger nicht zeigt, allein das Wurffeuer zu erreichen. Es macht weder das Infanterie- noch das Schrapnellfeuer entbehrlich, aber es arbeitet beiden wirksam vor.

Die englischen Mißerfolge in Südafrika beim Kampfe um befestigte Stellungen dürften ihren Grund, abgesehen von den Fehlern der Führung, hauptsächlich in der mangelhaften Feuervorbereitung haben. Hier verfügten die Engländer über zahlreiche mit Schrapnells ausgerüstete Kanonenbatterien, und doch gelangen ihre Angriffe nicht. Die Zahl ihrer Haubitzbatterien aber war so gering, daß von deren vereinzelten Auftreten gegen die außergewöhnlich breiten Fronten ein durchschlagender Erfolg nicht hätte erwartet werden dürfen. Außerdem wurden diese Haubitzbatterien, namentlich bei den ersten Kämpfen, unzweckmäßig verwendet und scheinen auch, wie die zahlreichen Blindgänger*) und die geringe Splitterwirkung beweisen, ein unvollkommenes Geschoß geführt zu haben. Auch besaß die Artillerie offenbar im Auffinden und Beschießen derartiger schwer erkennbarer Ziele nur geringe Übung und überschätzte die Wirkung ihrer Granaten. Dabei lassen aber Photographien der Schützengräben bei Magersfontein vermuten, daß die Aufgabe dort wenigstens nicht als besonders schwierig anzusehen war. Die Schützengräben dürften, so wie sie sich hier zeigen, einem geübten Auge wohl erkennbar gewesen sein. Die Engländer haben den Grund zu diesen Mißgriffen, die ja zum großen Teil ihre Erklärung durch die eigenartigen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes finden, auch nicht im System ihrer Steilfeuergeschütze, sondern in der Verwendung und geringen Anzahl gesehen. Ihre Erfahrungen sprechen nirgends gegen die Notwendigkeit des Wurffeuers im Feldkriege.

Nun hat allerdings der Burenkrieg gezeigt, daß die Engländer zuweilen ihre Munition zwecklos gegen unbesetzte Stellungen verfeuerten, und es wird befürchtet, daß das auch bei uns eintreten könnte. Derartige Erfahrungen dürfen aber nur mit Vorsicht auf europäische Verhältnisse übertragen werden. Die berittenen Buren vermochten ihre Stellungen ungleich schneller zu besetzen und zu verstärken oder im gegebenen Augenblick zu verlassen, als das bei uns möglich sein würde. Unsere Infanteriestellungen liegen, um sie von der Artilleriestellung zu trennen, und um tote Winkel vor der Front zu vermeiden, meist auf dem vorderen Hange der Höhen. Erfolgt ihre Besetzung erst nach dem Eintreffen des Angreifers, so verrät das die Stellung, wird die Besatzung bis zum Beginn des Vorgehens der Infanterie zurückgehalten, so muß sie ungedeckt die Entfernung bis zu den Schützengräben im vernichtenden Schrapnellfeuer zurücklegen. Annäherungsgräben aber werden wir im Feldkriege nur selten finden, weil sie sehr viel Arbeit verursachen und wegen ihrer leichten Sichtbarkeit die Stellung verraten. Auch geht das Vorführen von Truppen durch diese Gräben so langsam vor sich, daß man mit dem Besetzen nicht mehr zögern darf, wenn die Infanterie des Angreifers entwickelt bereitsteht.

*) Mil. Woch. Bl. 1903 Nr. 93.

Wir finden das Nichtbesetzen der Stellung im Burenkriege nur da, wo die Engländer ihre Absicht, zu demonstrieren oder zunächst nur ihre Artillerie wirken zu lassen, wie z. B. am 10. Dezember bei Magersfontein, allzudeutlich verrieten. Wo sie hingegen energisch anfaßten und ihre Infanterie zum Angriff entwickelten, zögerten die Buren auch nirgends, die Stellungen zu besetzen, sofern sie überhaupt eine ernstliche Verteidigung beabsichtigten. Auch für unsere Verhältnisse dürfen wir daher wohl daran festhalten, daß wir bei richtigem Verhalten nicht auf leere Stellungen feuern werden, daß spätestens die zur Zeit des Artilleriekampfes erfolgende Entwicklung der Infanterie den Gegner zum Besetzen seiner Stellung zwingen wird, und daß dieser im allgemeinen im eigenen Interesse nicht zögern wird, es schon zu tun, wenn er aus der Anmarschrichtung des Gegners erkannt hat, daß dieser die Stellung angreifen wird. Jedes längere Abwarten ist gefährliche Künstelei, die im Ernstfalle ebensowenig ausführbar ist, wie das vorübergehende Räumen einer Stellung, die von Haubitzen wirksam unter Feuer gehalten wird.

Die Gefahr, daß an Stelle der wirklich besetzten Stellung Scheinanlagen beschossen werden, wird im Feldkriege dadurch vermindert, daß selten Zeit für nebensächliche Arbeiten erübrigt werden kann. Wenn die Erkundung frühzeitig beginnt, vielleicht noch die Zeit, wo der Gegner arbeitet, ausgenutzt wird, und die stete Beobachtung keinen Augenblick aussetzt, wird die Gesamtsumme der Meldungen doch meist erkennen lassen, welche Stellung der Gegner besetzt hat. Gelingt das gegenüber besonders sorgfältig hergestellten Scheinanlagen nicht, so bleibt allerdings nichts anderes übrig, als durch Vortreiben von Teilen der Infanterie Klarheit zu schaffen. Auch dabei muß aber richtig verfahren werden, denn ein Vorgehen, welches den Zweck der bloßen Erkundung deutlich erkennen läßt, wird den Gegner nicht zum Feuern veranlassen. Bei Magersfontein versuchten die Engländer am 10. Dezember diesen Zweck vergeblich dadurch zu erreichen, daß sie ein in dünnen Schützenlinien aufgelöstes Bataillon bis auf 1500 m an die feindliche Stellung herangehen ließen. Das Vorgehen muß vielmehr den Beginn des Infanterieangriffs bilden und ist deshalb auch nicht als gewaltsame Erkundung zu bezeichnen. Die Infanterie muß die unter Ausnutzung günstigen Geländes erreichten Stellungen behaupten und von hier aus, ganz im Sinne des Exerzierreglements, das spätere Vorgehen der Hauptmasse der Infanterie unterstützen.

Übrigens wird nach Einführung von Schildbatterien eine derartige Verwendung von Infanterie deshalb weniger ungewöhnlich erscheinen, weil häufig nichts anderes übrig bleiben wird, als durch das Vortreiben von Infanterie die hinter dem Höhenkamm kaum sichtbare feindliche Artillerie zum Verlassen ihrer verdeckten Stellung zu zwingen, und dadurch erst die Möglichkeit zu ihrer wirkungsvollen Bekämpfung zu geben. Die Verteidigungsartillerie wird heute viel mehr als früher das Bestreben haben, ihre Kräfte nicht unnütz im Artilleriekampfe zu erschöpfen. Erst wenn sie zum

Bekämpfen der Infanterie auf dem Höhenkamm erschienen ist, wird es den Kanonen der Angriffsartillerie möglich sein, durch Volltreffer ausreichende Wirkung gegen sie zu erzielen.

Auf Grund von Berechnungen, welche die Verhältnisse doch wohl zu ungünstig auffassen, wurde nun neuerdings der Nachweis zu führen versucht, daß die Haubitze gar nicht fähig sei, mit der verfügbaren Munitionsmenge eine Infanteriestellung durch Wurffeuer sturmreif zu machen, weil wegen der Kleinheit des Ziels nur sehr wenig Treffer gegen Unterstände zu erwarten seien. Auch dieser Frage müssen wir uns daher zuwenden, wenn auch durch Berechnungen immer nur Annäherungswerte erzielt werden können. Wir begnügen uns dabei mit runden Zahlen, da genaue Angaben über die Treffähigkeit unserer Geschütze nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind.

Richtig angelegte Unterstände in Schützengräben sind aus der Ferne nicht zu erkennen. Es hat deshalb keinen Zweck, die Treffähigkeit gegen einen einzelnen Unterstand zu berechnen. Man muß sich darauf beschränken, die ganze Front der Stellung gleichmäßig unter Feuer zu nehmen und es dem Zufall überlassen, wieviel von den Grabentreffern auf Unterstände fallen.

Sollen in einem für eine Kompagnie bestimmten Schützengraben von 120 m Länge zwei Züge in Eindeckungen untergebracht werden, während der dritte Zug vielleicht in Deckungsgräben dahinter liegt, so müssen die Eindeckungen bei Anwendung nur einer Sitzreihe den größten Teil der Front einnehmen. Sie können ja so angelegt werden, daß sie die Feuerlinie nicht verkürzen. Nimmt man zwei Sitzreihen an, so werden die Unterstände eine Gesamtlänge von 60 m haben, mithin die Hälfte der Front einnehmen. Die Hälfte aller Grabentreffer fällt also auf Unterstände. Von den übrigen Schüssen haben bei der schweren Feldhaubitze sicher noch diejenigen Wirkung, die im Umkreise von 1 m um den Unterstand einschlagen. Dadurch vergrößert sich die treffbare Fläche bei zehn Unterständen für je 15 Mann im Graben auf 80 m, und zwei Drittel der Grabentreffer werden gegen Unterstände Wirkung haben.

Sind weniger Unterstände, als hier angenommen, im Graben, so verändert sich doch der Prozentsatz der getroffenen Unterstände nicht. Es werden dann auch weniger Treffer notwendig sein, um die gewünschte Wirkung herbeizuführen.

Die Ausdehnung eines Unterstandes mit zwei Sitzreihen möge mit 2,5 m in der Schußrichtung angenommen werden. Die treffbare Fläche beträgt dann etwa 4,5 m, da alle Schüsse innerhalb 1 m vor und hinter dem Unterstande noch Wirkung haben. Nimmt man an, daß 50 Prozent aller Schüsse bei einem schweren Wurfgeschütz auf mittlerer Entfernung in einen Streifen von 25 m Tiefe fallen, was sicher nicht zu günstig gerechnet ist, so müssen in einen Streifen von 4,5 m Tiefe bei richtiger Lage der Flugbahn $9\frac{1}{2}$ Prozent Treffer fallen. Zwei Drittel davon, also mindestens 6 Prozent, werden im obigen Falle Unterstandstreffer sein. Das ist sehr viel, wenn man bedenkt, daß jeder Treffer genügen wird, die Besatzung eines Unterstandes außer Gefecht zu setzen.

Da es zur Erschütterung der Besatzung einer Stellung mit Sicherheit genügen dürfte, wenn die Hälfte aller Unterstände getroffen ist, würden somit bei günstigen Verhältnissen schon 100 Schuß die beschossene Front sturmreif zu machen vermögen. Rechnet man, mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten des Ernstfalles, das Doppelte, 200 Schuß, so kann man mit großer Wahrscheinlichkeit ausreichenden Erfolg annehmen, wenn das Ziel überhaupt zu sehen ist, zumal in einer gut gedeckten schweren Feldhaubitz-Batterie verhältnismäßig große Ruhe herrschen wird und ihre Treffergebnisse im Ernstfalle deshalb nicht wesentlich herabgemindert werden dürften.

Nun würde es aber unrichtig sein, anzunehmen, daß alle die Schüsse, die nicht Unterstände treffen, wirkungslos sind. Da die schwere Feldhaubitze gegen alle feldmäßigen Stellungen mit Geschossen ohne Verzögerung feuert, werden alle Schüsse, die in den Graben und dicht dahinter fallen, gegen die nicht in Eindeckungen befindlichen Mannschaften Wirkung haben. Der Erfolg des Schießens wird also nicht in Frage gestellt, wenn sich wider Erwarten keine Unterstände in der Stellung befinden. Das ist sehr wichtig, weil man in dieser Beziehung im Ernstfalle auf Vermutungen beschränkt sein wird. Der Az.-Schuß der schweren Granate vereinigt somit in sich die Wirkung gegen die Mannschaften in und außerhalb der Deckungen, verhindert dadurch ein vorübergehendes Räumen der Stellung und ist dem Bz.-Schuß vorzuziehen, bei dem die Zünderstreuungen die Geschoßstreuungen verdoppeln, und dessen Wirkung durch schwache Eindeckungen aufgehoben wird. Außerdem wird eine Anzahl von den Schüssen, die über das Ziel hinausgehen, etwa vorhandene Annäherungswege und Deckungsgräben treffen können.

Die obige Berechnung ist zwar nur oberflächlich, dürfte aber keinen Anlaß bieten, zu bezweifeln, daß die im Frieden erreichten günstigen Ergebnisse auch im Ernstfalle die Regel bilden werden. Einzelne verfehlte Schießen beweisen dagegen ebensowenig etwas, wie verfehlte Schrapnellschießen, die sicher wegen der größeren Schwierigkeit der Beobachtung häufiger sind, gegen die Güte des Schrapnellschusses sprechen. Das Geschütz leistet, was verlangt wird, es muß nur richtig verwendet werden.

Die Haubitze ist nun aber keineswegs ein ausschließlich für das Beschießen von Infanteriestellungen verwendbares Spezialgeschütz. Ihre Wirkung ist auch im Bewegungskriege gegen Dörfer, Wälder und sonstige Stützpunkte sehr schätzenswert. Vor allem aber werden sich nach Einführung von Schildbatterien die Verhältnisse im Artilleriekampfe sehr entschieden zugunsten der Haubitzen verändern. Das Schrapnell der Kanonen reicht nicht mehr dazu aus, eine Schildbatterie außer Gefecht zu setzen. Volltreffer ihrer Granaten aber werden sich nur schwer erreichen lassen, wenn der Feind verdeckt hinter einem Höhenkamm steht.*) Zum Beschießen solcher Ziele eignet sich eine Granate mit großer Splitterwirkung besser, weil diese auch von solchen Schüssen, die innerhalb einer gewissen Entfernung von den feindlichen Geschützen ein-

*) Bekanntlich besitzt das französische Feldgeschütz eine erhöhte Richtvorrichtung, die das hinter einem Höhenkamm stehende Geschütz fast unsichtbar macht.

schlagen, noch Wirkung erwarten läßt. Das leistet die Granate um so besser, je schwerer sie ist. Die Haubitze verspricht also mehr Wirkung als die Kanone. Sie ist aus diesem Grunde auch gegen sichtbare Geschütze weniger als die Kanone auf Volltreffer angewiesen. Außerdem wird der dichte Rauch der schweren Granaten dem Gegner das Richten und die Beobachtung erschweren.

Die guten Eigenschaften der Haubitze treten erst dann auch im Artilleriekampfe deutlich hervor, wenn sie aus gedeckter Stellung feuert. Sie ist dann der direkt richtenden feindlichen Artillerie unbedingt überlegen, weil diese nicht zu beobachten vermag und deshalb auf das Streuen angewiesen ist. Sie nimmt ferner auf diese Weise den Kanonen den heute ohnehin schon so beengten Platz nicht weg und gibt dadurch zugleich die Möglichkeit, an der entscheidenden Stelle die Artillerieaufstellung zu verdichten. Auch das rechtzeitige Eingreifen der schweren Haubitzen in den Artilleriekampf scheint gesichert, wenn man berücksichtigt, daß der planmäßige Aufmarsch der heutigen starken Artillerie gegenüber einer vorbereiteten Stellung viel Zeit in Anspruch nehmen wird, und außerdem die schwere Feldhaubitze wegen der auch auf großen Entfernungen ausreichenden Treffähigkeit Stellungen benutzen kann, die weit hinter der Linie der Feldartillerie liegen.

Nur ein Bedenken könnte gegen die Verwendung der schweren Feldhaubitze im Artilleriekampfe sprechen, die Frage nämlich, ob ihre Munition dann noch zum Beschießen der Infanteriestellung ausreichen wird. Nun ist aber der Sieg im Artilleriekampfe so ausschlaggebend für die ganze Gestaltung des Gefechts, daß man nicht davon absehen wird, derartig wirkungsvolle Geschütze einzusetzen, um sich von vornherein möglichst die Überlegenheit zu sichern. Erst dadurch erhält die Haubitze ihren vollen Wert. Man beschleunigt auf diese Weise die Entscheidung, verkürzt den Artilleriekampf und spart so bei allen Batterien an Munition. Eine erdrückende Überlegenheit in den ersten Stadien des Kampfes wird die gegnerische Artillerie veranlassen, den aussichtslosen Kampf um so früher aufzugeben, und deshalb ist ein frühzeitiges Eingreifen der schweren Artillerie in den Kampf erwünscht. Sie verfügt übrigens über eine erhebliche Munitionsmenge, da das Gewicht des Munitionswagens dem des Geschützes entspricht, und der Erfolg ohnehin viel weniger im Schnellfeuer als im wohlgeleiteten ruhigen Feuer gesucht werden wird. Unterliegt der Gegner, so wird man die Haubitzbatterien möglichst bald aus dem Artilleriekampfe herausziehen und zum Beschießen der Infanteriestellung übergehen lassen, während die Kanonen das Werk vollenden.

Eine Unbequemlichkeit für die Truppenführung ist bei der Verwendung von Haubitzen darin gefunden worden, daß es schwierig sein werde, die Haubitzen rechtzeitig an der Stelle einzusetzen, wo sie gebraucht werden, ohne sie zunächst während des Artilleriekampfes zurückzuhalten, um erst die Art ihrer Verwendung klarzustellen Nun richtet man aber doch den entscheidenden Angriff dahin, wo die Lage und die Geländegestaltung die Aussichten am günstigsten erscheinen lassen. Da, wo man die

Entscheidung sucht, braucht man auch die Haubitzen, und dorthin werden sie dirigiert, auch wenn man die Einzelheiten der feindlichen Stellung noch nicht kennt. Dort werden sie in der Regel auch Verschanzungen finden, weil der Verteidiger die schwächsten Punkte seiner Stellung zuerst verstärkt. Namentlich in großen Verhältnissen würde ein Zurückhalten zeitraubend und deshalb schädlich sein. Hier zwingt die Lage dazu, sehr frühzeitig den Entschluß über die Richtung des entscheidenden Angriffs zu treffen, weil davon der Anmarsch der Massen abhängig ist. Häufig wird man dann, wie bei St. Privat, auf besonders günstige Verteidigungsstellungen stoßen und dennoch hier angreifen müssen, weil seitliche Verschiebungen großer Massen dann nicht mehr möglich sind. Hier muß dann der rechtzeitige Einsatz des schweren Wurffeuers den Weg bahnen.

Gewisse Rücksichten legt die Mitführung von Haubitzen der Führung ohne Zweifel auf, sie macht zugleich die Organisation und den Munitionsersatz komplizierter. Man darf diese Bedenken aber auch nicht zu hoch einschätzen, weil sie gegenüber dem Nutzen der Geschütze nicht mitsprechen, und allezeit derartige mehr technische Fragen sich dem großen Kriegszweck unterordnen müssen. Man verwendete früher sogar ganz normal Kanonen und Haubitzen in einer Batterie, weil deren Wirkung sich ergänzte, ohne darin eine Belästigung zu erblicken. Die Hauptursache für das Verschwinden der früheren Haubitzen aus der Feldartillerie dürfte darin zu suchen sein, daß sich beim Wurffeuer der Übergang zum gezogenen Geschütz technisch langsamer vollzog, als bei den Kanonen. Lange Zeit wurden deshalb glatte Wurfgeschütze neben gezogenen Kanonen verwendet. Allmählich holte aber das Wurffeuer diesen Vorsprung ein und erreichte solche Vollkommenheit, daß heute die Längenstreuungen der Kanonen die der schweren Wurfgeschütze weit übertreffen.

Für die Annahme, daß das Wurffeuer sich seine Stellung im Feldkriege mit Recht wenigstens zum Teil wieder erworben hat, spricht auch die Entwicklung der Artilleriebewaffnung im Festungskriege, dem Kampfe um besonders widerstandsfähige Befestigungen. Hier trat zuerst die Unzulänglichkeit des Flachbahnschusses zum Bekämpfen von Zielen hinter Deckungen hervor, und hier erkannte man auch, daß die Brennzündergranate selbst schwerer Kanonen doch immer nur ein sehr unvollkommenes Mittel zum Beschießen derartiger Ziele bildet. Das Wurffeuer gewann daher eine entschieden überwiegende Bedeutung. Ähnlich, wenn auch weniger scharf ausgeprägt, haben sich deshalb durchaus folgerichtig die Verhältnisse des Kampfes um befestigte Stellungen des Feldkrieges gestaltet, und wenn auch hier die Kanone als das den wechselnden Verhältnissen des Feldkrieges am meisten entsprechende Geschütz sich die größere Bedeutung unbedingt wahren wird, so wird ihre Wirkung doch notwendig durch das Wurffeuer ergänzt werden müssen.

Ludwig,
Oberleutnant im Fußartillerie-Regiment Nr. 13,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.



Das Kavalleriekorps Murat vom Rhein bis zur Donau. 24. September bis 6. Oktober 1805.

Die Kavalleriemassenbildungen zu operativen Zwecken, wie sie neuerdings üblich geworden sind, legen es nahe, auf Napoleon, der zuerst im Jahre 1805 eine operative Verwendung der Kavallerie in großem Stile anbahnte, zurückzugehen. Erst das Erscheinen der Schriften Foucarts*) in den Jahren 1880 bis 1901 gab uns einen näheren Einblick in die Verhältnisse bei den Armeen des ersten Kaiserreichs. Das ältere Werk von Matthieu-Dumas und die Correspondance de Napoléon I. reichten nur allenfalls zur Beurteilung der Handlungen des Feldherrn hin, sie ließen die Art der Ausführung der Befehle des Kaisers nicht erkennen, und auch die Memoirenliteratur vermochte diesem Mangel nur bis zu einem gewissen Grade abzuhelfen. Die neueren, unter Leitung der Section Historique des französischen Generalstabes erfolgenden Veröffentlichungen über die napoleonischen Kriege gewähren daher im Verein mit den Werken Foucarts erst ein anschauliches Bild über die einzelnen Feldzüge. So können wir mit Hilfe des Werks „La campagne de 1805 en Allemagne" von Alombert und Colin die französische Kavallerie im Feldzuge von Ulm eingehend verfolgen.

Bisher wußten wir nur im allgemeinen, daß Murat mit den Divisionen der Kavalleriereserve den Vormarsch Napoleons vom Rhein zum Neckar am Oberrhein verschleiert habe, daß er dann nachgezogen sei, um die Deckung der Rechtsschwenkung der Armee nach der Donau gegen Ulm und die Aufklärung in der rechten Flanke zu übernehmen, daß sonach die hauptsächlichsten operativen Tätigkeiten moderner großer Reitermassen: Verschleierung, Sicherung, Aufklärung hier bereits von einem Kavalleriekorps ausgeübt waren. Die Art, wie das erfolgte, wie diese Reitermasse geführt und im einzelnen verwendet wurde, war jedoch nicht bekannt.

*) 1. Campagne de Prusse 1806.
2. La cavalerie pendant la campagne de Prusse.
3. Campagne de Pologne.
4. De Lutzen à Bautzen, de Bautzen à Ploeswitz.
5. Bautzen, une bataille de deux jours.
6. Bautzen, La poursuite jusqu'à l'armistice.
7. Une division de cavalerie légère en 1813.

Dieses zu schildern, soll hier versucht werden. Es ist dabei der Begebenheiten bei den Korps und deren Kavallerie nur so weit gedacht worden, als es zum Verständnis des Ganzen erforderlich schien.

24. September. Skizze 4.

Die am 26. August 1805 begonnenen Märsche der „Großen Armee" aus den Standlagern am Kanal nach dem Oberrhein waren am 24. September beendet. Am Abend dieses Tages stand die Armee folgendermaßen:

Die Grenadier-Division Oudinot, zum 5. Korps Lannes gehörig, um Straßburg, das 6. Korps Ney links davon mit je einer Division in Hagenau, Zabern und Saarburg. Weiter nördlich das 4. Korps Soult mit je einer Division in Germersheim, Lembach, Bitsch und St. Avold, sowie das 3. Korps Davout mit seinen Divisionen in Kaiserslautern, Homburg und Saarlouis. Die Garde*) und die zum 5. Korps gehörige Division Gazan waren noch in Lunéville und Nancy zurück. Gleichzeitig mit dem Vormarsch dieser insgesamt etwa 131 000 Mann starken vier Korps war eine zweite Gruppe, bestehend aus dem 2. Korps Marmont aus Holland und dem 1. Korps Bernadotte aus Hannover, zusammen etwa 40 000 Mann, gegen den Main vorgerückt und hatte diesen Fluß mit dem 2. Korps am 23. bei Mainz, mit dem 1. am 21. bei Frankfurt erreicht.

Bei der Rheingruppe hatte Napoleon eine sogenannte Kavalleriereserve geschaffen. Aus vier im Innern des Landes garnisonierenden Küraſſier-Regimentern,**) welche sich am 26. August in Marsch setzten, wurde in Schlettstadt die 2. schwere Kürassier-Division d'Hautpoul zusammengesetzt, während die bereits bestehende 1. schwere Kürassier-Division Nansouty***) von Lille auf Pirmasens gewiesen wurde. Aus den beiden großen Dragoner-Divisionen der armée des côtes in Saint Omer, von denen die eine aus 9, die andere aus 11 Regimentern bestand, und zu welchen im Elsaß 4 dort bereits stehende Dragoner-Regimenter zu stoßen hatten, waren unter Leitung des Generals Baraguay d'Hilliers 4 Dragoner-Divisionen zu 2 Brigaden zu 3 Regimentern†) geschaffen und gegen den Rhein in Marsch gesetzt. Nach den von Napoleon für die Aufstellung dieser großen Kavalleriereserve gegebenen Befehlen sollte jedes Kürassier-Regiment aus 4 Eskadrons mit zusammen 500 Mann bei jedem Regiment zusammengesetzt sein. Die der 1. Kürassier-Division bisher fehlenden vierten Eskadrons sollten von den Depots aus (Lunéville für Karabiners, Caën, Saint

*) Sie bestand im Jahre 1805 nur aus etwa 6000 Mann, d. h. etwa einer Infanterie-Division nach damaliger Stärke, worunter 3/4 Infanterie, 1/4 Kavallerie.

**) 1. Rgt. Paris, 5. Rgt. Vesoul, 10. Rgt. Hagenau, 11. Rgt. Versailles.

***) 1. und 2. Karabiner-Regiment, 2., 9., 3. und 12. Kürassier-Regiment.

†) Es bestand:

1. Dragoner-Division aus den Dragoner-Regimentern	1, 2, 20, 4, 26, 14.
2. " " " "	10, 13, 22, 3, 6, 11.
3. " " " "	5, 8, 12, 9, 16, 21.
4. " " " "	15, 17, 18, 25, 19, 27.

Germain, Mainz und Zweibrücken für Kürassiere) sich direkt auf Schlettstadt in Marsch setzen und sich dort mit der Division vereinigen. Jedes Dragoner-Regiment hatte aus 3 berittenen Eskadrons mit zusammen 400 Mann bei jedem Regiment und einer Eskadron Dragoner zu Fuß zu 300 Mann zu bestehen. Diese Dragoner zu Fuß waren zu der beabsichtigten Landung in England gebildet mit der Bestimmung, dort mit den im Lande gefundenen Pferden beritten gemacht zu werden. Zu diesem Zwecke waren als Dragoner zu Fuß nur ausgebildete Kavalleristen eingestellt, während ihre Lücken bei den Dragoner-Regimentern durch Rekruten ausgefüllt wurden. Diese Maßregel stellte sich im Verlaufe des Marsches zum Rhein als unzweckmäßig heraus, da die berittenen Dragoner-Divisionen infolge der großen Anzahl der im Reiten nicht ausgebildeten Rekruten erhebliche Abgänge hatten. Auf Murats Antrag wurde dann beim Überschreiten des Rheins ein entsprechender Austausch zwischen den berittenen Divisionen und der Division zu Fuß vorgenommen. Die Dragoner zu Fuß sollten jetzt brigadeweise zu Bataillonen formiert werden und so aus den 4 leichten Kavallerie-Divisionen 8 Bataillone geschaffen werden, die unter dem Befehl von Baraguay d'Hilliers zu einer Division zusammentraten und geschlossen an den Rhein marschierten.

Außer dieser Kavalleriereserve, deren Verwendung sich der Kaiser vorbehielt, war jedem der aus der armée des côtes gebildeten Korps eine leichte Kavallerie-Division, bestehend aus 4 Husaren- oder Chasseur-Regimentern, zugeteilt. Hierzu war außer den bereits vorher bei den Armeegruppen eingeteilt gewesenen Regimentern die division de cavalerie légère, die aus 6 Regimentern bestanden hatte, aufgelöst, und von ihr waren 2 Regimenter dem Korps Davout, welches bisher erst zwei leichte Kavallerie-Regimenter hatte, überwiesen worden, während die anderen 4 Regimenter als leichte Kavallerie-Division dem Korps Lannes, welches als Avantgarde der armée des côtes keine leichte Kavallerie gehabt hatte, zugeteilt wurden. Aufgabe dieser Korps-Kavallerie-Divisionen sollte — unabhängig von der großen Kavalleriereserve — die Aufklärung vor der Front der Korps sowie die Verbindung der Korps untereinander sein. Dadurch war beabsichtigt, sie ergänzend in den Aufklärungsdienst der Dragoner-Divisionen, denen weitere Ziele gesteckt wurden, eingreifen zu lassen. Allen Divisionen der Kavalleriereserve, schweren wie leichten, waren je 2 canons de 8 und 1 obusier, der Dragoner-Division zu Fuß 10 Geschütze zugeteilt. Alle waren mit dem Karabiner bewaffnet. Von dieser großen Reitermasse bildeten tatsächlich eigentlich nur die beiden schweren Kürassier-Divisionen eine Reservekavallerie, indem sie Napoleon meist als Schlachtenkavallerie zurückhielt, während die 4 berittenen Dragoner-Divisionen die Aufgaben zu erfüllen hatten, die in modernen Heeren den Kavallerie-Divisionen obliegen. Die Sollstärke der Dragoner-Division betrug 2400 Mann, eine Stärke, die, selbst wenn sie anfangs beim Abmarsch von Saint Omer bestanden hatte, infolge des langen beschwerlichen Marsches bis an den Rhein bereits sehr vermindert war. Im

ganzen war bei den sechs Divisionen der Kavalleriereserve der Pferdebestand von 14500 Pferden beim Abmarsch vom Lager von Boulogne auf 13300 Pferde beim Überschreiten des Rheins gesunken.

Unter den Befehl von Murat gestellt, stand diese Kavalleriereserve am 24. September abends folgendermaßen: Die 2. schwere Division d'Hautpoul in Erstein und Neubreisach, die 1. Dragoner-Division Klein bei Molsheim, die 2. Dragoner-Division Walther bei Benfeld, die 3. Dragoner-Division Beaumont bei Grafenstaden, die 4. Dragoner-Division Bourcier bei Ober-Ehnheim, die Dragoner-Division zu Fuß in Friesenheim.

Die 1. schwere Division Nansouty war am 23. nach Oggersheim an die Befehle des 3. Korps gewiesen.

Entsprechend den während des Anmarsches zum Rhein eingehenden Nachrichten über den Feind hatte Napoleon seine ursprüngliche Absicht allmählich geändert. Während er noch am 17. September auf die Nachricht hin, daß die Österreicher den Inn überschritten hatten und in das ihm befreundete Bayern eingerückt waren, angeordnet hatte, daß die Korps vom 25. September ab bereit sein sollten, den Rhein in der Linie Neubreisach—Mannheim zu überschreiten, um von Neubreisach mit der Dragoner-Division zu Fuß und der Dragoner-Division Walther auf Freiburg, mit dem rechten Flügel, dem Korps Lannes, über den Kniebis auf Urach vorzugehen, sodaß die Rheingruppe zwischen dem 7. und 10. Oktober die Linie Ulm—Nördlingen erreichte, indes Bernadotte mit der Maingruppe Weißenburg gewinnen sollte, änderte er seine Anordnungen, als er erfuhr, daß der Gegner über den Lech vorgegangen sei und auf Ulm vorrücke.

Das eilige Vorstürmen der Österreicher, ohne die russische Bundeshilfe abzuwarten, schien ihm nur dadurch zu erklären, daß sie gewillt waren, sich einem Vorgehen der Franzosen an den Pässen des oberen Schwarzwaldes vorzulegen. Er beschloß daher, diesen mit dem rechten Flügel über Pforzheim zu umgehen und von einem Rheinübergang bei Neubreisach abzusehen. Dadurch gewann er den Österreichern die Flanke ab und konnte hoffen, sie entscheidend geschlagen zu haben, bevor die erste russische Hilfsarmee, die sich zur Zeit noch in Mähren befand, herbeikommen konnte. Zur Verschleierung des nunmehr auf der Strecke von Straßburg bis Mannheim beabsichtigten Rheinüberganges und des weiteren Marsches der Armee durch den unteren Schwarzwald erhielt Murat Befehl, mit der 2. schweren Kürassier- und den vier leichten Dragoner-Divisionen und der Dragoner-Division zu Fuß, nötigenfalls unter Unterstützung durch das 5. Korps, über Straßburg vorzugehen und Abteilungen seiner Dragoner in die Schwarzwaldpässe vorzutreiben. Für diese Aufgabe gab Berthier Murat genaue Anweisungen. Er befiehlt ihm, am 25., nachdem die Division Oudinot des 5. Korps bei Kehl übergegangen sei, mit der schweren Division d'Hautpoul, den vier leichten Dragoner-Divisionen und den Dragonern zu Fuß über

den Fluß zu folgen, die Kavallerie-Divisionen ostwärts vorzuschieben und sein Hauptquartier in Sand zu nehmen. Es läge nicht in der Absicht des Kaisers, daß sich der Marschall Lannes in ernste Gefechte mit dem Feinde einlasse; werde dieser aber dazu gezwungen, solle Murat das 5. Korps unterstützen. Da Murat infolge der bereits seit Mitte September auf dem rechten Rheinufer befindlichen Erkundungsoffiziere und Patrouillen über den Feind orientiert sei, liege es ihm ob, alles Wissenswerte den anderen Korps mitzuteilen.

Diese Weisungen wurden ergänzt durch einen unmittelbaren Befehl Napoleons, welcher anordnete, daß die Dragoner-Divisionen auf den Weg nach Freiburg, in das Kinzigtal auf Offenburg und in den Kniebispaß auf Oberkirch zu senden seien und möglichst viele Erkundungen auszuführen hätten. Für den Fall, daß der Feind Freudenstadt am Kniebispasse besetzt hätte, solle die Division Oudinot bei Oberkirch das Herankommen der anderen Division des Korps abwarten. Sei der Gegner nur schwach am Kniebis, solle Murat im Verein mit Lannes entsprechend handeln. „Cependant je ne désire point engager une affaire un peu sérieuse de ce côté." Wenn dagegen die Österreicher einen Vorstoß auf Stuttgart machen sollten, „je désire qu'une forte colonne avance par le Kniebis et occupe Freudenstadt." Dieser Auftrag schrieb Murat also genau sein Handeln vor. Nur in dem einen Falle der österreichischen Offensive auf Stuttgart war ein Vorstoßen über die Pässe befohlen, in allen andern Fällen war dagegen defensives Verhalten vorgeschrieben.

Am 25. September 3°° früh begann die erste Kavallerie-Brigade des 5. Korps bei Kehl überzugehen. Ihr folgte die Division Oudinot sowie die zweite Kavallerie-Brigade. Beide Divisionen marschierten auf dem rechten Ufer auf der Rastatter Straße vor, und machten, die Division Oudinot zwischen Sasbach und Steinbach, die Kavallerie-Division zur Hälfte zwischen Steinbach und dem Rhein, zur Hälfte zwischen Sasbach und Renchen Halt.

25. September.

Skizze 5.

Unmittelbar hinter diesen Teilen des 5. Korps vollzog die Kavallerie-Reserve den Uferwechsel. Ein Kürassier-Regiment, eine Brigade der 3. Dragoner-Division und ein Bataillon der Dragoner zu Fuß verblieben vorläufig auf dem linken Ufer. Die 2. schwere Division d'Hautpoul ging bis in die Gegend von Renchen vor, besetzte mit einem Regiment Oberkirch, um den Ausgang des Kniebispasses zu sperren, sowie Haslach und Mösbach. Patrouillen gingen auf Petersthal und im Achertal vor. Die ihr folgende 2. Dragoner-Division Walther machte zwischen Willstätt, Urloffen und Nußbach Halt und schob Aufklärungstruppen nach vorwärts vor. Links hatte sie Anschluß an die Division d'Hautpoul, während rechts Fühlung mit der 1. Division Klein genommen wurde, welche bei Offenburg und Friesenheim den Ausgang des Kinzigtales sperrte und zur Sicherung Gengenbach besetzt hatte, von wo Patrouillen auf Biberach gingen. Anschließend an die Division Klein besetzte die 3. Dragoner-Division Beaumont (vorläufig nur eine Brigade stark) Ettenheim, Kappel und Lahr

und rekognoszierte gegen Freiburg, während die 4. Division Bourcier die Lücke zwischen der 3. Division und dem Rhein mit dem Hauptquartier in Altenheim ausfüllte. Die Dragoner zu Fuß blieben vorwärts Kehl zwischen Marlen und Diersheim halten. Murat und sein Hauptquartier gingen nach Kork. Für alle Divisionen war befohlen, daß sie sich in den ihnen zugewiesenen Stellungen durch Vorposten decken sollten, und daß mit Tagesanbruch alles auszurücken hätte, um erst nach Einrücken der ausgesandten Patrouillen wieder in die Kantonnements zurückzukehren. Am 26. September blieb die Aufstellung im großen und ganzen die gleiche wie am Tage vorher. Nur auf dem rechten Flügel wurde die 3. Dragoner-Division in die Gegend von Friesenheim zurückgezogen mit dem Auftrag, auf Lahr und Mahlberg zu erkunden und über den Steinfirst und Diersburg Verbindung mit der Division Klein aufzunehmen. Die Division war bei Ringsheim auf eine österreichische Patrouille gestoßen, die über Herbolzheim ausgewichen war, und hatte gemeldet, daß ihr in der Richtung auf Freiburg auf 8 Lieues = 32 km von Ettenheim zwei feindliche Regimenter gegenüberständen. Auch die Dragoner-Division Klein war im Kinzigtale bei Biberach auf feindliche Patrouillen gestoßen und hatte gebeten, daß ihr als Rückhalt Teile der Division der Dragoner zu Fuß überwiesen würden. Infolgedessen wurden von dieser Division je ein Bataillon nach Zimmern, Appenweier, Windschläg, drei nach Sand vorgeschoben und zugleich mit diesen die Divisionen Beaumont und d'Hautpoul angewiesen, der Division Klein, sobald sie angegriffen würde, zu Hilfe zu eilen. Entsprechend dem Verschieben der 3. Dragoner-Division besetzte die 4. anschließend an diese Ichenheim und Meißenheim und erkundete gegen Kappel. Vom Feinde war außer dem, was die Divisionen Klein und Beaumont gemeldet hatten, nur bekannt, daß er Freudenstadt besetzt habe.

26. September.

Die Division Oudinot und die Kavallerie-Division des Korps Lannes setzten an diesem Tage ihren Marsch bis Rastatt und Gegend fort. Das 6. Korps erreichte mit seinen drei Divisionen den Rhein bei Hagenbach, Lauterburg und Selz und begann mit dem Bau einer Brücke über den Rhein bei Pfortz, während das 4. Korps Soult auf Kähnen eine Avantgarde, bestehend aus einem Infanterie- und einem Kavallerie-Regiment, bei Speier über den Rhein setzte und eine Brücke bei Rheinhausen schlug. Davout, welcher bereits in der Nacht zum 26. September Vortruppen über den Rhein auf Heidelberg in Marsch gesetzt hatte, begann am 26. den Übergang und besetzte mit einer Division Mannheim.

Skizze 4.

Während am 27. September das 6., 4. und 3. Korps den Rheinübergang fortsetzten, verblieb Lannes mit der Division Oudinot und seiner Kavallerie zur Deckung der Flanke dieser Korps in der Gegend von Rastatt. Ein schon am 26. von Bühl über Schwarzenberg auf Freudenstadt in Marsch gesetztes Bataillon erreichte diesen Ort, ohne mit einer österreichischen Abteilung von etwa 400 Mann, welche Freudenstadt freiwillig räumte, in Kampf getreten zu sein.

27. September.

Skizze 5.

Bei der Kavallerie Murats wurden die Erkundungen fortgesetzt. Auf Befehl des am 26. in Straßburg eingetroffenen Kaisers wurde jedoch die 2. schwere Division d'Hautpoul in die zweite Linie genommen und nach Renchen und Willstätt, wo das anfangs auf dem linken Ufer belassene 5. Kürassier=Regiment wieder zur Division stieß, zurückverlegt. An Stelle dieser Division wurde die 2. Dragoner=Division Walther nach Oberkirch vorgeschoben und erhielt die Aufgabe, die Kniebisstraße zu bewachen. Die bisher der 3. Division Beaumont fehlende Brigade stieß an diesem Tage wieder zu ihr. Neue Nachrichten über den Feind gingen nur von der Division Klein ein. Eine Eskadron des 1. Dragoner=Regiments dieser Division stieß bei Biberach auf ein feindliches Kavallerie=Regiment, wo man sich, ohne in ernste Berührung zu kommen, gegenüberstehen blieb. Auf die Meldung hiervon befahl Murat für den 28. der Division Klein, mit einem Dragoner=Regiment den Feind bei Biberach anzugreifen und möglichst weit zurückzudrängen. Da Zell angeblich vom Feinde besetzt sei, sie es nötig, im Falle des Gelingens des Angriffs diesen Ort ebenfalls zu nehmen. Gleichzeitig mit diesem Vorstoß sollte die Division Walther über Oppenau vorgehen und dem auf Freudenstadt entsandten Bataillon, dessen daselbst bereits erfolgtes Eintreffen noch nicht bekannt war, die Hand reichen. Als Rückhalt für beide sollte je ein Bataillon der Dragoner zu Fuß nach Offenburg bezw. gegen Oberkirch vorgeschoben werden. Die 3. und 4. Dragoner=Division sowie die 2. schwere Division d'Hautpoul erhielten Anweisung, sich bereit zu halten, diese Unternehmungen nötigenfalls zu unterstützen.

28. September.

Den Befehlen entsprechend wurden am 28. die beiden Vorstöße ausgeführt. Da sich jedoch die feindlichen Postierungen in Biberach sowohl wie in Oppenau während der Nacht bereits zurückgezogen hatten, kam es zu keinem Zusammenstoß mehr. Die 1. Dragoner=Division ging bis Haslach südlich Biberach vor, die 2. erreichte in Freudenstadt das Bataillon der Division Oudinot und zog sich darauf nach Offenburg zurück. Infolge des Ergebnisses dieser Unternehmungen gewann Murat die Überzeugung, daß in den Schwarzwald nur ganz schwache feindliche Abteilungen vorgeschoben seien (man schätzte den Feind im ganzen Schwarzwald auf etwa 2000 Mann), und teilte dies dem Kaiser mit.

Skizze 4.

Die Armee war inzwischen am 27. und 28. September mit dem Übergang über den Rhein fortgefahren. Das 6. und 3. Korps hatten den Uferwechsel bereits mit allem vollzogen, beim 4. Korps war nur noch eine Division zurück. Da somit eine unmittelbare Deckung des Rheinüberganges gegen feindliche Unternehmungen aus dem oberen Schwarzwald entbehrlich schien, und bei dem bevorstehenden Eintreffen der Armee am Neckar ein weiteres Verschleiern durch die gesamte Kavallerie an den Schwarzwaldpässen keinen Zweck mehr hatte, beschloß der Kaiser, die Kavallerie Murats der Armee nachzuziehen, um sie bei dem weiteren Vormarsch vom Neckar gegen die Donau zur Verfügung zu haben.

Zur Ausführung der beabsichtigten Bewegung durch die Kavallerie-Reserve erging am 28. September ein Befehl an Murat, welcher ihn anwies, am 29. mit der 2. schweren Division d'Hautpoul und den Dragoner-Divisionen Klein, Walther und Beaumont aufzubrechen, um über Rastatt bis zum 2. Oktober nach Stuttgart zu rücken. Nur die Dragoner-Division Bourcier sollte im oberen Schwarzwald zurückgelassen werden mit dem Auftrage, zwei Regimenter vorwärts Kehl zum Schutze des Brückenkopfes aufzustellen und mit der Aufklärung in die Schwarzwaldpässe fortzufahren. Da während des Marsches dieser Kavallerie-Masse die Armee-Artillerie-Reserve über Kehl der Armee nachrücken sollte, wurde bestimmt, daß der Marsch dieser Artillerie durch die Kavallerie in der rechten Flanke gedeckt werden sollte, indem einzelne Eskadrons der Dragoner an die Gebirgsausgänge zur Beobachtung vorgeschoben wurden, bis die Artillerie Bruchsal passiert habe. Den direkten Schutz der Artillerie hatte die Dragoner-Division zu Fuß zu übernehmen.

In Ausführung dieses Befehls ordnete Murat für den 29. September an, daß die Division Klein über Bohlsbach auf Bühl, die Division Walther über Renchen nach Baden zu rücken habe. Letztere sollte die Straße nach Gernsbach, das Murgtal und die Straße nach Gailsbach beobachten. Die Division Beaumont sollte über Kehl—Rheinbischofsheim nach Lichtenau gehen, während die 2. schwere Division d'Hautpoul von Renchen bis Rastatt vorzurücken hatte. Die Dragoner-Division zu Fuß wurde angewiesen unter Zurücklassung eines Bataillons bei Kehl zur Begleitung der Artillerie-Reserve bis Hügelsheim zu marschieren. Für die zurückzulassende Division Bourcier ordnete Murat folgendes an: ein Regiment sollte nach Offenburg gesandt werden, um das Kinzigtal zu beobachten, und Postierungen auf die Straße nach Gengenbach vorschieben. Ein zweites Regiment hatte Ottenheim zu besetzen und mit Offenburg Verbindung zu halten. Oberkirch sollte durch ein drittes Regiment besetzt werden, welches auf Oppenau und gegen den Kniebis sowie auf den Straßen nach Gengenbach und Allerheiligen aufklären sollte. Das Hauptquartier war mit einem Regiment nach Willstätt zu legen, während die beiden noch verbleibenden Regimenter vor Kehl und bei Sand aufzustellen waren und eine starke Postierung nach Appenweier vorzuschieben hatten, um die Verbindung mit Oberkirch aufrechtzuhalten.

Mit der am 29. September früh begonnenen Ausführung dieser Befehle war für Murat und die Kavallerie-Reserve die Aufgabe der Verschleierung des Rheinüberganges der Armee beendet. Daß es während der Erfüllung dieser Aufgabe zu größeren Ereignissen nicht kommen würde, war von vornherein wohl zu erwarten, da man die österreichischen Hauptkräfte an der Iller wußte. Immerhin war doch nicht völlig zu übersehen, in welcher Stärke sie Postierungen in den Schwarzwald vorgeschoben hatten. Da es nun vor allem darauf ankam, schnell und ungestört den Rheinübergang und den weiteren Marsch gegen den Neckar mit den Armeekorps der Rheingruppe

auszuführen, ohne durch Ereignisse an einer anderen Stelle von der Ausführung der beabsichtigten Umgehung abgelenkt zu werden, mußte es von wesentlicher Bedeutung sein, daß die Kavallerie Murats und das Korps Lannes bei der Ausführung der Verschleierung sich keinem Mißerfolge aussetzten. Wohl aus diesem Grunde war der Auftrag für Murat rein defensiv gefaßt, und es wurden ihm ins einzelne gehende Vorschriften hierfür gegeben. Überdies mußte schon allein das Vorgehen einer starken Reitermasse über Kehl, ihre Entfaltung zwischen Rhein und Schwarzwald sowie das gleichzeitige Vortreiben von Kavallerieabteilungen auf den über den oberen Schwarzwald führenden Straßen beim Feinde den Glauben erwecken, daß hinter dieser Kavallerie eine starke Armee folge, welche den Schwarzwald überschreiten wollte. Tatsächlich ist denn auch die Absicht in vollem Umfnnge erreicht worden, denn dadurch, daß sich der österreichische Führer Mack*) durch die Meldungen über das Erscheinen der Kavallerie im Schwarzwalde in seiner vorgefaßten Meinung eines bevorstehenden frontalen Angriffs der Franzosen gegen die Illerlinie bestärkt sah und seine ganze Aufmerksamkeit dorthin wandte, gelang es, den Rheinübergang und den Vormarsch zum Neckar so überraschend und unbeobachtet auszuführen, daß Mack selbst dann noch, als ihm das Eintreffen des 6. Korps Ney in Stuttgart gemeldet wurde, an seiner Meinung festhielt und dieses Korps nicht für den rechten, sondern für den linken Flügel der französischen Armee hielt.

29. September bis 2. Oktober.

Skizze 4.

Die vier Korps der Rheingruppe 6, 5, 4, 3 hatten inzwischen den Weitermarsch zur Neckarlinie fortgesetzt. Hierbei schob sich das 5. Korps Lannes, nachdem es bei Rastatt seine Aufgabe des Flankenschutzes erfüllt hatte, im Vormarsch zwischen das 6. und 4. Korps ein. Der Marsch des 6. Korps erfolgte nach Überschreiten des Rheins auf zwei Straßen, mit der 1. Division über Neuenburg—Heimsheim, mit den beiden andern Divisionen über Pforzheim — Vaihingen – Ludwigsburg auf Stuttgart. Die leichte Kavallerie-Division, der noch immer ein Regiment fehlte, war auf die beiden Kolonnen während des Vormarsches derart verteilt, daß an der Spitze der rechten ein Husaren-Regiment an der Spitze der linken die beiden andern Regimenter marschierten. Das Korps erreichte bis zum 30. September Stuttgart und Cannstatt, über welche Linie es vorerst, entsprechend den vom Kaiser gegebenen Weisungen nicht vorgehen sollte. Die Kavallerie-Division wurde gegen Süden in die Linie Eßlingen—Böblingen vorgeschoben, Patrouillen gingen auf Tübingen. An die 1. Division waren 2 an die beiden anderen Divisionen je 1 Eskadron abgegeben worden. Dazu war noch für das Hauptquartier Neys die Stabswache zu stellen gewesen. So erklärt es sich, daß die Division um diese Zeit nur noch 800—900 Pferde stark

*) Dem Namen nach führte der 25 Jahre alte Erzherzog Ferdinand den Oberbefehl über die österreichischen Streitkräfte in Deutschland, doch war er in jeder Hinsicht an die Ratschläge des Generals der Kavallerie Freihern von Mack gewiesen.

war, und Ney mit der Meldung hierüber den Kaiser um Verstärkung an Kavallerie bat, zumal da das vierte für das 6. Korps bestimmte Regiment in absehbarer Zeit noch nicht eintreffen konnte. Vom Feinde hatte das 6. Korps außer einer stärkeren Patrouille von österreichischen Chevaulegers, welche bei Pforzheim am 28. September angetroffen wurde, nichts gesehen. Das 5. Korps marschierte von Rastatt über Pforzheim, sobald das 6. durch war, und erreichte bis zum 1. Oktober die Gegend von Ludwigsburg. Seine Kavallerie-Division, welche sich bisher vor der Front befunden und durch Entsendung von Eskadrons in die Pässe des Schwarzwaldes den Marsch des Korps in der rechten Flanke gedeckt hatte, war in die Linie Zuffenhausen—Poppenweiler vorgeschoben. Für diese Sicherung in der Flanke während des Vormarsches war dem Marschall Lannes vom Kaiser vorgeschrieben, seine Kavallerie über Baden und Wildbad vorzutreiben. Sie sollte vor Tagesanbruch aufbrechen, mit 2 Regimentern 2 Lieues (9 km) mit einem Regiment 2 weitere Lieues zurücklegen. Von letzterem Regiment sollte eine Eskadron noch eine Lieue über das Marschziel des Regiments hinaus, von dieser eine Abteilung ausgesuchter Pferde noch eine Lieue weiter vorgetrieben werden. Im ganzen wurde auf diese Weise eine Aufklärung auf etwa 30 km in der Richtung auf Stuttgart angestrebt.

In gleiche Höhe war bis zu demselben Tage links vom 5. Korps das 4. über Eppingen mit den beiden vorderen Divisionen bis in die Gegend von Heilbronn, mit der 3. Division nach Groß-Gartach vorgerückt, während die 4. Division noch einen Tagemarsch rückwärts zwischen Sinsheim und Fürfeld lagerte. Der Marschall Soult hatte für den Vormarsch seines Korps eine Avantgarde, bestehend aus einem Infanterie- und einem Chasseur-Regiment, gebildet, welche, einen Tagemarsch voraus, den auf der einen Marschstraße erfolgenden Vormarsch des Korps zu sichern hatte. Patrouillen dieser Avantgarde brachten dieselben Meldungen über den Feind bei Pforzheim, wie sie beim 6. Korps eingingen. Die beiden andern Regimenter der Kavallerie-Division — auf das 4. Regiment, welches erst Mitte Oktober in Landau eintreffen konnte, war vorerst nicht zu rechnen — waren dauernd vereinigt. Es war dies ausdrücklich von Soult vor Überschreiten des Rheins befohlen worden, ebenso daß diese Division nur Anordnungen vom Generalstab des Korps zu befolgen habe. An jede Infanterie-Division sollte ein alle 8 Tage abzulösendes Kommando von 10 Chasseurs oder Husaren unter einem Maréchal des logis abgegeben werden. Die Kavallerie-Division, deren Gesamtstärke Soult selbst am 1. Oktober auf 1100 Mann angibt, war zwischen Rhein und Neckar an der Spitze des Gros marschiert und lagerte am 1. Oktober in und um Weinsberg vor der 1. Division, während die Avantgarde bis Thalheim nach Süden vorgeschoben war. Während des Vormarsches hatte der Marschall Soult nach beiden Seiten mit dem 6. Korps Ney und dem 3. Korps Davout die Verbindung aufgenommen.

Davout hatte ebenfalls eine Avantgarde, bestehend aus einem Infanterie-

und einem Chasseur-Regiment, voraufgeschickt, welche bis zum 1. Oktober bis Sindringen gelangt war. Vom Gros des Korps waren die beiden vorderen Divisionen bis Mosbach und Neckarburken vorgerückt, während die dritte noch auf dem linken Neckarufer an der von der Avantgarde geschlagenen Brücke bei Obrigheim zurück war. Zwischen diesen beiden Gruppen hatten die Kavallerie-Division (noch drei Regimenter) Neckarelz erreicht. Sie war während des Vormarsches zum Neckar dauernd hinter der zweiten Division zurückgehalten worden. Dadurch, daß von ihr an jede Infanterie-Division 50 Mann und außerdem als persönliche Ordonnanzen an jeden der drei Divisions-Kommandeure 6, zum Stabe des Korps 10 und zu jedem Brigade-Kommandeur 2 Mann abkommandiert waren, dazu noch aus je 10 Mann von jedem Regiment eine garde particulière de M. le maréchal gebildet war, war ihre Stärke beträchtlich gemindert.

Hinter dem 3. Korps gelangte die schwere Kürassier-Division Nansouty, die am 29. September Oggersheim erreicht hatte, am 1. Oktober nach Seckenheim.

Auf dem linken Flügel trafen die Korps Marmont und Bernadotte in der Gegend von Würzburg ein, während die Bayern, die eine Stärke von 24 000 Mann erreichten, sich bei Bamberg zusammenzogen.

Skizze 5. Das Kavallerie-Reservekorps hatte am 29. September den befohlenen Marsch über Rastatt auf Stuttgart angetreten. Nachdem an diesem Tage die von Murat befohlenen Stellungen im allgemeinen erreicht waren, setzten die Divisionen am 30. den Marsch fort und kantonnierten von Kuppenheim bis Durlach nebeneinander. Die 3. Dragoner-Division Beaumont in Kuppenheim beobachtete auf Gernsbach und in das Murgtal und hielt mit der Division Klein in Rastatt Verbindung. Anschließend an die 3. Division stand die zweite, Walther, in Malsch, Walprechtsweiler und Muggensturm und hatte gegen Moosbrunn sowie in die bei ihren Unterkunftsorten einmündenden Täler Patrouillen entsandt. Die Dragoner zu Fuß in Ettlingen beobachteten auf den beiden dort von Osten her zusammenlaufenden Straßen von Langensteinbach und Herrenalb. Die zweite schwere Division d'Hautpoul endlich hatte Durlach besetzt und patrouillierte gegen Langensteinbach, Nöttingen und Wössingen. Am 1. Oktober wurde die Bewegung auf Stuttgart, immer unter weiterer Deckung der Marschstraße des großen Artillerie-Parks, die von Rastatt über Durlach auf Heilbronn führte, fortgesetzt und standen am Nachmittage d'Hautpoul in Vaihingen und die Dragoner zu Fuß in Enzberg; die Division Walther hatte Eutingen vorwärts Pforzheim erreicht, während die Division Klein sich von Büchenbronn bis Pforzheim ausdehnte und gegen Liebenzell, Münklingen und Heimsheim patrouillierte. Hinter ihr stand bei Brötzingen die 3. Division Beaumont.

Entsprechend den am 30. erhaltenen Befehlen Napoleons vom 29. September 9^{00} abends setzte dann Murat mit den drei Dragoner-Divisionen und der Division Dragoner zu Fuß am 2. Oktober den Marsch bis in die Gegend von Stuttgart

fort, während die Division d'Hautpoul im Marsch auf Ludwigsburg bis Markgröningen gelangte. In der Nacht vom 1. zum 2. vor dem Abmarsch nach Stuttgart erhielt Murat in Pforzheim einen Befehl Napoleons vom 30. September, der ihn mit den für die nächsten Tage bei dem Marsch vom Neckar bis zur Donau von der Armee auszuführenden Bewegungen bekannt machte und ihm seine Aufgabe für die drei Dragoner-Divisionen und die Dragoner zu Fuß zuwies.

Der Kaiser wußte den Feind immer noch an der Iller zwischen Ulm und Memmingen, mit Teilen über den Fluß auf Stockach vorgeschoben. So konnte die Hoffnung, die Österreicher bei Ulm selbst zu umgehen, immer mehr in den Vordergrund treten, wenn auch der Kaiser ihr noch nicht allzusehr vertrauen zu dürfen glaubte. Es lag nahe, daß die Österreicher bei Herannahen so überlegener Kräfte Bayern räumen und sich auf die schon im Anmarsch befindlichen russischen Verstärkungen zurückziehen würden, andererseits mußte man stets beim Weitermarsch zur Donau eines feindlichen Offensivstoßes von Ulm aus gewärtig sein. Um hierüber Klarheit zu verschaffen und gleichzeitig gegen Ulm zu sichern, sollte Murat sich am 3. Oktober mit den drei Dragoner-Divisionen bis Göppingen vorbewegen und alle auf Ulm führende Wege über die Rauhe Alp erkunden lassen, ohne jedoch den Filsbach zu überschreiten, „pour ne pas donner trop l'éveil à l'ennemi“.

Am 5. hatte er Geislingen, am 6. Heidenheim mit einer Division zu besetzen, während er selbst in Göppingen bleiben sollte, so daß an diesem Tage die drei Divisionen den Marsch des 6. Korps, das am 4. Oktober von Stuttgart aufbrach, um über Eßlingen—Göppingen—Weißenstein auf Heidenheim zu marschieren, in der rechten Flanke decken konnten. Die Dragoner zu Fuß hatten sich der 1. Division des 6. Korps anzuschließen. Dreimal täglich sollte Murat an den Kaiser, der am 1. Oktober von Straßburg nach Ludwigsburg aufzubrechen und von dort über Schorndorf auf Gmünd den Marsch des 5. Korps zu begleiten dachte, ebenso wie an das 6. und 5. Korps über das Ergebnis seiner Erkundungen melden. Gleichzeitig wurde er benachrichtigt, daß die im Schwarzwald belassene 4. Division Bourcier sich am 2. Oktober, nachdem sie die Deckung des Marsches des großen Hauptquartiers auf Ludwigsburg ausgeführt hätte, bei Rastatt zusammenziehen und als Arrieregarde der Armee auf Stuttgart marschieren würde.

Bei der Ungewißheit, in der man über die Maßnahmen und Absichten des Feindes war, wurde Murat besonders darauf hingewiesen, daß es von Wichtigkeit sei, daß er sich mit starken Kräften bei Heidenheim aufstelle, da dieser Punkt für den Feind, sollte er eine Vorbewegung über die Donau machen, von großem Werte sein müsse. Von dort solle er alle Meldungen über den Feind auch an das 4. Korps, das am 6. nach Nördlingen, und an das 3. Korps, das am 7. nach Öttingen gelangen werde, schicken, damit diese Korps nötigenfalls rechtzeitig ihre Maßnahmen treffen könnten.

Sofort nach Empfang dieses Befehls wandte sich Murat an den Marschall

Berthier und stellte ihm vor, daß es ihm schwierig sein würde, den Befehl, so, wie er gegeben, auszuführen. Während ihm einerseits aufgetragen werde, für seine Person in Göppingen zu verbleiben und nach Heidenheim nur eine Division vorzuschieben, verlange der Befehl andererseits, daß er persönlich mit starken Kräften in Heidenheim sein solle. Hierüber sowie über die Wünsche des Kaisers, wie er sich bei einem etwaigen Angriff bei Heidenheim zu verhalten habe, bitte er nochmals um besondere Anweisung. Gleichzeitig ersuchte er um Angabe, ob die Division d'Hautpoul, über die er keinerlei Weisungen erhalten habe, noch unter seinem Befehl stände. In einem zweiten Schreiben an den Kaiser, in dem er seine Bedenken über den Befehl mitteilte und erwähnte, daß die Pferde infolge der großen Märsche der letzten Tage ziemlich ermüdet seien,*) erbat er ausdrücklich Anordnungen darüber, wer in dem Falle, daß das 6. Korps und das Reserve-Kavalleriekorps bei Heidenheim angegriffen würden, den Befehl zu führen habe, er oder Ney, und fügte hinzu, daß er des besseren Einverständnisses halber eine persönliche Unterredung, wenn der Kaiser in Ludwigsburg angelangt sei, für erwünscht halte.

In Stuttgart angekommen, erhielt Murat die Antwort Napoleons. Dieser befahl ihm, sich zu persönlicher Rücksprache abends nach Münchingen zu begeben, wohin im Laufe des Tages das Hauptquartier gelangen würde, und erläuterte ihm zugleich nochmals schriftlich den Auftrag, den er in den nächsten Tagen auszuführen habe. „Vous allez flanquer toute ma marche, qui est délicate, en ce que c'est une marche oblique sur le Danube. Il faut donc, si l'ennemi voulait prendre l'offensive, que je sois averti à temps pour prendre un parti et ne pas être obligé de prendre celui qui conviendrait à l'ennemi."

Er fügte hinzu, daß Murat mit dem 6. Korps und der Dragoner-Division zu Fuß über 30 000 bis 35 000 Mann verfügen werde, zu deren Unterstützung das 5. Korps und die hinter ihm am 2. Oktober eingetroffene Garde sowie die Division d'Hautpoul über Gmünd jederzeit mit etwa 26 000 Mann herbeieilen könnten. Nötigenfalls würde sogar noch vom Korps Soult, dessen Marsch dementsprechend angeordnet sei, Hilfe gebracht werden. Die Division d'Hautpoul sei absichtlich nicht unter Murats Befehl gelassen, „ce serait encombrer votre manoeuvre". Ausdrücklich wurde Murat noch ermahnt, seine Pferde bei gutem Futterzustande zu er-

*) Die Kavalleriereserve, mit Ausnahme der Division Bourcier, hatte in den Tagen vom 29. September bis 2. Oktober etwa 110 bis 120 km zurückgelegt, eine in Anbetracht ihres Pferdematerials und des damaligen Zustandes der Wege durch den Schwarzwald nicht zu unterschätzende Leistung. Über die Abgänge bei den Dragoner-Divisionen liegen aus diesen Tagen keine Nachrichten vor. Vielleicht geben die der Kavallerie-Division des 6. und 4. Korps, von denen die des 6. etwa 15 %, die des 4. etwa 10 % ihres Bestandes bei dem Marsch vom Rhein bis zum Neckar einbüßten, einigen Anhalt dafür; dabei ist zu berücksichtigen, daß bei der Kavalleriereserve infolge der größeren Anstrengungen, die sie zu überwinden hatte, die Marschverluste eher größer als geringer gewesen sein werden.

halten und lieber täglich sechs Stunden weniger zu marschieren, als die Pferde übertrieben anzustrengen, um das Kavalleriekorps dauernd zu der wichtigen Aufgabe, die ihm aufgetragen war, geeignet zu erhalten.

An demselben Tage traf auch Berthiers Antwort ein, die jedoch über Murats Fragen fortging und nur die Weisung enthielt, daß der Kaiser wünsche, „que vous suiviez vos instructions et en conséquence, que vous fassiez le mouvement préscrit“. Des weiteren wies der Befehl auf die große Wichtigkeit hin, feindliche Patrouillen aufzuheben und Kenntnis von den Maßnahmen des Feindes zu erlangen. Vor allem komme es dem Kaiser darauf an, zu erfahren, was der Feind auf dem linken Donauufer tue, ob er noch hinter der Iller stehe, oder welche Richtung er eingeschlagen habe.

Entsprechend den Befehlen ordnete Murat für den 3. Oktober eine Vereinigung der drei Divisionen vor Stuttgart an, um mit ihnen in die einzunehmenden Stellungen zu marschieren. Der 1. Division Klein wurde befohlen, Plöchingen, wohin auch Murats Hauptquartier gehen würde, und die Ortschaft rechts der Fils bis Holzhausen zu besetzen sowie die Filsbrücke durch einen Dragonerposten zu Fuß zu sichern. Die Division Walther sollte sich auf die Ortschaften von Holzhausen bis Göppingen verteilen und die Brücke bei Fauerndau beobachten, während die 3. Division Beaumont Göppingen besetzen und ein Regiment in den auf dem linken Filsufer gelegenen Teil von Eislingen schieben sollte. Dieses hatte die Filsbrücke stark zu besetzen und Patrouillen bis Süssen, Reichenbach und Hohenstaufen zu entsenden. Ausdrücklich wurde darauf aufmerksam gemacht, daß diese Truppen die vordersten am Feinde seien und daher für ihre Sicherheit in erhöhtem Maße Sorge zu tragen hätten.

Während so das Kavallerie-Reservekorps hinter dem rechten Flügel der Armee wieder eintraf und seine Weisungen für die weiteren Aufgaben erhielt, waren bei den Korps, entsprechend den ebenfalls für diese am 30. September gegebenen Befehlen des Kaisers, am 2. Oktober die vorbereitenden Bewegungen ausgeführt worden. Während beim 6. und 5. Korps nur die Kavallerie-Divisionen ihren Standpunkt änderten, indem sie von ersterem nach Plöchingen, von letzterem nach Waiblingen, Neustadt und Beinstein vorgeschoben wurden, und die Korps um Stuttgart und Ludwigsburg stehen blieben, um denjenigen des linken Flügels die Ausführung der beim weiteren Vormarsch zur Donau beabsichtigten Rechtsschwenkung der Armee zu ermöglichen, ging das 4. Korps Soult mit der 1. Division und einem Husaren-Regiment bis Finsterroth, mit der 2. Division und den beiden anderen Kavallerie-Regimentern, welche vorwärts des Ortes vorgeschoben wurden und auf Hall patrouillierten, bis in die Gegend von Öhringen, mit der 3. bis zur Brettnach vor und beließ die 4. bei Heilbronn, um den großen Artilleriepark zu erwarten und zu begleiten. Hierdurch war das Korps, entsprechend den Befehlen Napoleons, auf die beiden Straßen angesetzt, auf welchen es den weiteren Marsch auf Nördlingen fortsetzen sollte, nämlich mit der

Skizze 4.

1. Division über Hall—Gaildorf—Abstgemünd, und mit dem Rest des Korps über Öhringen—Ellwangen. Dies war die Anordnung, von der der Kaiser Murat gegenüber gesprochen hatte, und welche eine rechtzeitige Unterstützung der beiden Korps des rechten Flügels gewährleisten sollte.

Für das 3. Korps war die Straße über Dinkelsbühl—Öttingen auf Donauwörth vorgeschrieben und befohlen, Öttingen bis zum 6. oder 7. Oktober zu erreichen. Es sollte mit allen drei Divisionen auf einer Straße, jede Division mit zwei Stunden Abstand von der vorderen, vormarschieren. Hierbei sollte es Verbindung mit der linken Armeegruppe, den Korps Marmont und Bernadotte, aufnehmen, deren Marschziele ihm mitgeteilt wurden. Dementsprechend schob Davout am 2. Oktober seine Avantgarde nach Langenburg vor und folgte mit dem Gros nach Sindringen, Jagsthausen und Mosbach. Die leichte Kavallerie wurde nach Adelsheim links herausgeschoben und hatte, auf Mergentheim patrouillierend, Fühlung mit dem dort an demselben Tage eintreffenden Korps Marmont zu suchen. Das Korps Bernadotte machte beiderseits des Main bei Ochsenfurth, die Bayern bei Forchheim Halt. Bei dieser Vorbewegung der Armee gewann nur die Kavallerie-Division des 6. Korps Fühlung mit dem Feinde. Sie fand Göppingen von feindlichen Chevaulegers besetzt, von denen nach einer Attacke ein Offizier und zwölf Mann gefangen genommen wurden. Sie meldete weiter, daß in Geislingen und Blaubeuren feindliche Husaren und Chevaulegers sein sollten, sowie daß bei Ulm unter Zuhilfenahme von 5000 Arbeitern der Bevölkerung eifrig geschanzt würde.

3. Oktober. Entsprechend den gegebenen Befehlen setzte die Armee am 3. Oktober den Vormarsch fort. Auch an diesem Tage wurden die beiden Korps des rechten Flügels noch zurückgehalten, um den übrigen, die eine bedeutend längere Strecke bis zur Donau zurückzulegen hatten, zu ermöglichen, in gleiche Höhe zu gelangen und so für den Fall, daß man auf überlegenen Feind stoßen sollte, dauernd die Unterstützung jedes Korps durch seine Nachbarkorps zu gewährleisten.

Das Kavallerie-Korps Murat gelangte in die am Tage vorher befohlene Aufstellung, besetzte die Filsbrücken von Groß-Eislingen bis zur Mündung dieses Flusses in den Neckar und patrouillierte eine Strecke nach Süden über die Fils sowie auf Reichenbach und Hohenstaufen, ohne auf den Feind zu stoßen. Murat meldete dem Kaiser jedoch das Ergebnis eines Verhörs, das er mit dem am Tage vorher in Göppingen gefangenen Offizier abgehalten hatte. Danach schien es, daß die Österreicher sich aus der Gegend von Stockach westlich der Iller, wo starke Kräfte gestanden hatten, und aus der Illerstellung zurückzuziehen begännen, sei es, um hinter den Lech zurückzugehen, sei es, um sich an der Donau mit veränderter Front aufzustellen. Die Kavallerie-Division Tilly des 6. Korps, welche von Göppingen am frühen Morgen auf Geislingen, Gmünd und Schorndorf Patrouillen vorgesandt hatte, bestätigte die Nachrichten vom vorigen Tage und meldete, daß sie bei Geis-

lingen auf österreichische Dragoner gestoßen wäre, sowie daß auch Husaren gesehen seien. Bei Ulm, wo der Feind angeblich augenblicklich acht Infanterie- und drei Kavallerie-Regimenter versammelt habe, werde eifrig geschanzt, doch sollte in der Stadt nach Aussage eines Überläufers nur Feldartillerie, keine Festungsgeschütze vorhanden sein. Die auf Gmünd und Schorndorf entsandten Erkundungen blieben ohne Ergebnis.

Hinter seiner Kavallerie-Division, die in Göppingen blieb, schloß das 6. Korps von Stuttgart her um Eßlingen und Wangen auf, während das 5., zu dem die Division Gazan in Ludwigsburg stieß, sowie die Division d'Hautpoul in ihren Stellungen verblieben; die Garde erreichte den Neckar bei Cannstatt — Ludwigsburg. Das Korps Soult gelangte mit der 1. Division bis Hagenbach, mit der 2. und 3. bis östlich Hall auf der Straße nach Ellwangen und schob auf beiden Straßen Avantgarden bis Westheim und Bellberg vor. Kleinere Kavallerieabteilungen wurden bis Gaildorf und Bühlerthann gesandt; ihre Patrouillen meldeten jedoch nichts vom Feinde.

Die 4. Division war bei Weinsberg zurückgelassen und sollte erst, nachdem der große Artilleriepark der Armee daselbst eingetroffen war, mit diesem nachrücken. Links neben dem 4. Korps setzte das 3. den Vormarsch mit der Avantgarde und einer Kavallerie-Brigade bis in die Gegend von Ilshofen fort, die 1. und 2. Division machten westlich Langenburg, die 3. Division bei Ingelfingen Halt, während die Kürassier-Division Nansouty nach Möckmühl gelangte. Vor die Avantgarde war das 4. Kavallerie-Regiment des Korps auf Crailsheim vorgeschoben und patrouillierte auf Kirchberg—Crailsheim—Geislingen. Das Korps meldete bis zum Abend, daß nach Aussage von Einwohnern der österreichische General Wallmoden mit 500 Ulanen in Ellwangen gesehen sei, sowie daß am Abend vorher Postierungen dieser Abteilung angeblich in Bühlerthann gewesen seien. Die Verbindung mit den Korps Soult und Marmont sei aufgenommen. Dieses letztere rückte mit seinen drei Divisionen nach Rothenburg, Laudenbach und Weikersheim vor, links von ihm vollendete Bernadotte den Mainübergang bei Ochsenfurth und erreichte Uffenheim, indem er seine Kavallerie-Division Kellermann auf der Straße nach Buchheim etwa ½ Lieue (2 km) vorschob. Auf dem äußersten linken Flügel schlossen sich die Bayern der allgemeinen Vorwärtsbewegung an und gelangten mit der Avantgarde bis Herzogen-Aurach, mit dem Gros nach Forchheim.

Der Kaiser hatte am Abend des 3. Oktober aus den spärlichen Meldungen, die er von der Armee erhalten hatte, sowie aus den Kundschafternachrichten noch kein klares Bild von der Lage und Aufstellung der österreichischen Truppen. Er hielt sowohl eine feindliche Offensive auf Heidenheim wie auf Nördlingen für möglich für den Fall, daß der Gegner den Rückzug zum Lech noch nicht angetreten habe; ebenso konnte aber der Feind bei Neuburg die Donau überschreiten und gegen den linken Armeeflügel vorgehen. Daß er, wie es tatsächlich der Fall war, bei Ulm

dauernd stehen bleiben würde, konnte Napoleon nicht vermuten, da es ihm nach der ganzen Lage als das Unzweckmäßigste erscheinen mußte, was der Gegner tun konnte. Um baldigst klar zu sehen und doch gleichzeitig für alle Fälle vorbereitet zu sein, erließ er am 3. Oktober abends an die Korps Lannes, Soult und Davout noch ausführliche Befehle. Lannes sollte Abteilungen möglichst weit über Gmünd auf Heidenheim und Aalen vorsenden, um durch Patrouillen festzustellen, ob bei Heidenheim oder Nördlingen Feind sei. Er wurde auf die Notwendigkeit hingewiesen, Gefangene zu machen, aus deren Aussagen man sich leichter ein Bild von der Lage machen könne. Mit der rechten Division des 4. Korps sollte dauernd Verbindung gehalten werden, damit der Kaiser jederzeit in der Lage sei, über sie entsprechend zu verfügen. Diesem Befehl folgte die Ergänzung durch Berthier, daß das 5. Korps die Kavallerie-Division, durch zwei Bataillone der Division Oudinot verstärkt, zwei Stunden voraussenden solle, und daß die Division Gazan drei Stunden hinter Oudinot, weitere zwei Stunden hinter jener die Garde, zwei Stunden darauf das große Hauptquartier und noch zwei Stunden später als Schluß die Division d'Hautpoul zu folgen hätten.

An Soult schrieb der Kaiser, daß er seine 4. Division von Heilbronn nachziehen und zum Schutze des Parks dort nur ein „Detachement" zurücklassen möge. Über die Verwendung der 1. Division seines Korps behalte er sich vorläufig die Bestimmung vor. Am 6., wo sie von Abstgemünd aufbrechen würde, sei sie immer noch in der Lage, nach Nördlingen zum Korps heranzurücken, falls dieses ihrer bedürfe. Nötigenfalls könnte auch auf die Unterstützung des linken Nachbarkorps Davout gerechnet werden.

An dieses waren für die drei dem Kaiser wahrscheinlichsten Fälle Anweisungen ergangen, wie es sich zu verhalten hatte. Wurde der rechte Flügel der Armee bei Heidenheim angegriffen, solle es den Marsch fortsetzen, hatte der Feind die Donau bei Donauwörth überschritten und Nördlingen besetzt, sollte Davout mit Soult zusammen Nördlingen angreifen. Ging der Feind dagegen weiter unterhalb, etwa bei Neuburg oder Ingolstadt, über die Donau und wandte er sich gegen Marmont und Bernadotte, so sollte Davout auf dem kürzesten Wege die Wörnitz überschreiten und den beiden linken Flügelkorps zu Hilfe eilen. Für diesen Fall war auch dem 4. Korps aufgetragen, von Nördlingen an die Wörnitz zu rücken, um sowohl als Rückhalt für die drei Korps des linken Flügels zu dienen, als auch die feindlichen Verbindungen auf Neuburg zu bedrohen.

4. Oktober. Skizze 5.

Das Kavalleriekorps Murat ging am 4. Oktober früh sowohl gegen Ulm wie gegen Heidenheim weiter vor. Die 1. Dragoner-Division Klein nahm Aufstellung in dem Raume Böhmenkirch—Söhnstetten—Steinenkirch und klärte gegen Steinheim—Heidenheim, Heuchstetten und Guffenstadt auf. Die 2. Dragoner-Division Walther besetzte im Filstale Gingen, Kuchen und Altenstadt und schob Aufklärungsabteilungen auf Wiesensteig, Aufhausen, Überkingen und über Geislingen auf Urspring. Die

3. Division Beaumont endlich gelangte bis Weißenstein—Neuningen und erkundete auf Heidenheim sowie im Eybachtale zur Verbindung mit der 2. Division. Abends 11^{00} meldete Murat dem Kaiser das Ergebnis der Erkundungen dieses Tages. Jenseits Geislingen war die Division Walther auf eine Chevaulegerspatrouille gestoßen, die sich in der Richtung auf Ulm über Urspring zurückgezogen hatte. Nach Aussagen zweier Reisenden, die von Donauwörth auf Gmünd bezw. Giengen gegangen waren, seien auf diesen Straßen außer einigen Husaren bei Donauwörth keine feindlichen Truppen gewesen. Ein Überläufer berichtete, daß in Ulm am 2. Oktober nur ein Regiment Infanterie gewesen sei, ein bayerischer chef des chasseurs de l'Electeur in Geislingen bestätigte dies, behauptete jedoch, daß am 3. und 4. dort, von Memmingen kommend, starke feindliche Truppenabteilungen angelangt seien, da man um Ulm besorgt sei, in Anbetracht dessen, daß die Hauptkräfte auf Stockach vorgerückt seien. Dies letztere scheine eine Meldung des Generals Bourcier zu bestätigen, dessen Patrouillen vor dem Abmarsch der Division auf Stuttgart bei Freiburg drei feindliche Kavallerie-Regimenter und in der ganzen Gegend viel leichte Truppen angetroffen hätten. Andererseits melde ein Kundschafter, daß am 3. früh von Günzburg nach Lauingen 6 Infanterie-Regimenter mit viel Kavallerie marschiert seien. Im ganzen habe er den Eindruck, als ob der Feind seinen Rückzug einzuleiten beginne. Doch ständen die Hauptkräfte anscheinend noch an der Iller.

Unter dem Schutze der vorgeschobenen starken Kavallerie begann das 6. Korps an diesem Tage ebenfalls den Vormarsch und gelangte mit der 1. Division bis in die Gegend von Donzdorf, mit der 2. nach Klein-Eislingen und mit der 3. nach Göppingen, woselbst die Kavallerie-Division verblieben war. Die den Divisionen zugeteilten Husaren-Eskadrons nahmen auf Geislingen Fühlung mit der 2. Dragoner-Division Walther und über Heubach und Mögglingen die Verbindung mit dem 5. Korps auf. Die Dragoner-Division zu Fuß wurde von Stuttgart nach Plöchingen dem 6. Korps nachgezogen.

Skizze 4.

Das 5. Korps hatte ebenfalls in der befohlenen Weise den Vormarsch angetreten und mit der Division Oudinot bei Schorndorf und östlich, mit der Division Gazan bei Heppach und Gegend Halt gemacht. Dahinter waren die Garde und die Division d'Hautpoul aufgerückt. Die Kavallerie-Division war weiter vorgegangen und hatte die Gegend von Lorch erreicht. Ihre Husaren meldeten, daß eine feindliche Eskadron in Aalen, zwei feindliche Eskadrons in Ellwangen, ein Husaren-Regiment in Heidenheim seien, und daß in Nördlingen bisher noch keine Infanterie gewesen sei. Wie befohlen, wurde die Verbindung mit der 1. Division des 4. Korps auf Gaildorf aufgenommen. Dieses Korps rückte mit beiden Kolonnen nach Gaildorf und bis über Bühlerthann hinaus und schob Avantgarden nach Laufen und Rosenberg vor. Die Masse seiner Kavallerie lagerte zwischen Sontheim und Bühlerthann, die 4. Division gelangte bis Öhringen. Soult meldete, daß 300 feindliche Ulanen, die noch am 3. abends

Ellwangen und Dettenroden besetzt gehabt hätten, sich am 4. früh nach Nördlingen zurückgezogen hätten. Es verlaute zwar, daß sich dort ein größeres feindliches Korps sammle, doch habe er aus dem Weichen der feindlichen Kavallerie den Eindruck gewonnen, daß, selbst wenn dies der Fall gewesen sei, auch dieses Korps bereits den Rückzug angetreten habe.

Das 3. Korps gelangte mit der 1. Division nach Ilshofen, mit der 2. und 3. Division nach Heroldshausen und Nesselbach und schob seine Avantgarde nach Unter-Schmerach vor. Zwischen dieser und der 1. Division lagerte die Kavallerie. Die Kürassier-Division Nansouty schloß hinter dem Korps auf. Nachrichten über den Feind gingen von diesem Korps ebenso wie von der Bernadotte unterstellten Armeegruppe nicht ein. Diese setzte den Marsch fort und gelangte bis in die Linie vorwärts Rothenburg—Ober-Dachstetten—Fürth. Entsprechend den Anordnungen des Kaisers war Marmont von Bernadotte angewiesen, nötigenfalls das Korps Davout zu unterstützen, sollte es von Donauwörth her angegriffen werden.

Aus den im Laufe des Tages von den Korps eingegangenen Meldungen gewann der Kaiser die Anschauung, daß die Österreicher keine Offensivoperation über die Donau beabsichtigten. Er hatte nicht den Eindruck, daß sich bei Nördlingen ein stärkeres feindliches Korps befände und äußerte sich Bernadotte gegenüber dahin, daß die Österreicher noch immer an der Iller ständen. Infolgedessen beschloß er den Flankenschutz gegen Ulm, der ihm nun nicht mehr von so großer Bedeutung zu sein schien, der am 4. in Stuttgart eingetroffenen 4. Dragoner-Division Bourcier, der Dragoner-Division zu Fuß und dem 6. Korps zu übertragen, von denen erstere am 5. Eislingen, am 6. Geislingen, die Dragoner zu Fuß am 5. Süssen erreichen sollten, während das 6. Korps am gleichen Tage in die Gegend südlich Heidenheim zu gelangen hatte. Das Kavalleriekorps Murat, dessen er somit in den am 4. Oktober eingenommenen Stellungen nicht mehr bedurfte, wurde dafür angewiesen, sich am 5. bei Heidenheim zusammenzuziehen, um am 6. in der Ebene von Nördlingen vorzugehen und aufzuklären. Gleichzeitig benachrichtigte er Murat von den Meldungen über die angeblich in Nördlingen stehenden feindlichen Abteilungen und befahl ihm, durch energisches Vorgehen diesen den Rückweg nach Donauwörth zu verlegen. Hauptsache bleibe jedoch das Erlangen weiterer Nachrichten über den Feind. Schätze er diesen bei Nördlingen nicht mindestens auf 6000 Mann, solle er keine besonderen Maßregeln gegen ihn ergreifen.

War so die Aussicht auf ein Zusammentreffen mit dem Feinde nördlich der Donau in den Hintergrund getreten, so erschienen die für den beabsichtigten Donauübergang notwendigen Vorbereitungen um so wichtiger, wenn nicht der stetige Fortgang der Operation in Frage gestellt werden sollte. Daher befahl der Kaiser noch am 4. abends den Marschällen Soult, Davout, Marmont und Bernadotte, durch Zusammentreiben von Nachen und Kähnen an der Wörnitz und Altmühl Material

zu sammeln, um beim Eintreffen an der Donau die Brücken, die man voraussichtlich zerstört finden würde, wiederherzustellen. Dem Korps Soult wurde außerdem aufgetragen, den Armee-Brückentrain schleunigst derart vorzuziehen, daß er bis zum 6. oder 7. Oktober bei Nördlingen einträfe. Es sei der Wunsch des Kaisers, zwischen dem Lech und Ingolstadt den Uferwechsel zu vollziehen und diesen mit dem bei Donauwörth übergehenden rechten Flügel zu decken. Bernadotte wurde zugleich angewiesen, die günstigste Übergangsstelle zwischen Neuburg und Ingolstadt zu erkunden und darüber zu melden.

5. Oktober.

Skizze 5.

Murat hatte am 4. Oktober abends die Absicht gehabt, am folgenden Tage die 1. und 3. Dragoner-Division über Heidenheim nach Giengen zu führen, um von hier aus den Marsch des 6. Korps, das er über Heidenheim auf Neresheim angesetzt glaubte, in der Flanke zu decken. Die 2. Division Walther wollte er bis zum Eintreffen der Division Bourcier bei Geislingen stehen lassen. Diese Absichten änderte er jedoch am 5. morgens nach Eingang des Befehls vom Kaiser und teilte seine neuen Anordnungen von Geislingen aus, wo er die Rückkehr der gegen Ulm entsandten Patrouillen erwartete, dem Kaiser zugleich mit dem bisherigen Ergebnis seiner Erkundungen mit. Aus letzteren hatte er sich die Ansicht gebildet, daß die Österreicher auf dem rechten Donauufer an den Brückenstellen, die angeblich zerstört wären, durch Entsendungen den Abmarsch der Masse ihres Heeres auf Augsburg zu decken beabsichtigten. In Ulm ständen noch erhebliche Kräfte, deren Aufgabe anscheinend darin bestehe, zu verhindern, daß von dort aus der Abzug nach Augsburg in Flanke und Rücken bedroht werde. Als dann um Mittag die Patrouillen nach Geislingen zurückkehrten, meldete Murat erneut über das nunmehr gewonnene Bild von der Aufstellung des Feindes. Danach waren in Ulm sehr starke Kräfte versammelt. Die Patrouillen hatten die feindlichen bis Dornstatt zurückgedrängt und einen Gefangenen gemacht, nach dessen Aussage seit zwei Tagen in Ulm Verstärkungen von Memmingen und von der Illerlinie her eingetroffen waren. Nach Aussage eines Postmeisters sollte fast die ganze feindliche Armee um Ulm versammelt sein.

Wenn auch Murat einen jetzt noch von Ulm aus unternommenen Offensivstoß auf Heidenheim oder Geislingen für wenig wahrscheinlich hielt, sondern bei der Ansicht blieb, daß die Besetzung von Ulm nur in defensiver Absicht gegen die Bedrohung durch das 6. Korps erfolgt sei, im übrigen der Feind aber seinen Rückzug einleite, traf er doch für alle Fälle Maßregeln, um einem solchen Vorstoß zu begegnen. Er veranlaßte das 6. Korps, von Heidenheim nach Süden abzubiegen und die Defileen bei Giengen zu besetzen. Auch ließ er die Dragoner zu Fuß als Rückhalt für die in Geislingen stehenden Kräfte bis nach Süssen vorrücken.

Während auf diese Weise das 6. Korps mit der 1. Division bis Herbrechtingen, mit den beiden anderen bis Giengen vorging, seine Kavallerie-Division bei Giengen aufstellte und auf Gundelfingen patrouillierte, konnte Murat dem Befehle des Kaisers,

sich bei Heidenheim zusammenzuziehen, umsomehr nachkommen, als das 6. Korps nunmehr bei Giengen in der Lage war, sich selbst zu schützen. Er ließ daher die 1. Division Klein nach Nattheim, Auernheim und Fleinheim rücken und Neresheim mit einer Eskadron besetzen. Patrouillen gingen auf Dischingen sowie in die rechte Flanke. Statt der ganzen Division Walther wurde bei Geislingen nur ein Regiment bis zum Eintreffen der Division Bourcier, die am 5. bis Göppingen nachrückte, zurückgelassen, während die Division über Eybach, Waldhausen, Gussenstadt nach Bolheim und Anhausen gezogen wurde und von hier aus auf Giengen—Hürben und über Dettingen auf Hausen aufklärte. Die 3. Division gelangte nach Schnaitheim und patrouillierte auf Königsbronn. Heidenheim war bereits beim Anmarsch des Kavalleriekorps vom Feinde, der nach Ulm abzog, verlassen, 150 Husaren, die Neresheim besetzt hatten, zogen sich bei Annäherung der Division Klein auf Nördlingen zurück.

Skizze 4. Das 5. Korps setzte am 5. den Marsch auf Aalen fort und erreichte diesen Ort mit seiner Husaren-Brigade; die Chasseurbrigade rückte bis Mögglingen nach. Oudinot machte bei Gmünd, Gazan und die Garde bei Lorch Halt. Nachrichten über den Feind scheinen vom 5. Korps nicht eingegangen zu sein. Der Kaiser verlegte sein Hauptquartier von Ludwigsburg nach Gmünd. Hier trafen abends Meldungen vom 4. und 3. Korps ein, welche die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit einem stärkeren Korps bei Nördlingen oder bei der Armee-Abteilung Bernadotte wieder mehr in den Vordergrund treten ließen. Das 4. Korps hatte mit der 1. Division Abstgemünd, mit der Avantgarde Wasseralfingen und Hüttlingen erreicht, die 2. Division war bis Röhlingen, mit der Avantgarde bis Zöbingen unter Besetzung von Walxheim vorgerückt, während die 3. Division und die Kavallerie-Brigade bei Ellwangen und Neunstadt Halt gemacht hatten. Die 4. Division stand in Hall. Das Korps meldete, daß sich auch am 4. abends noch 300 Österreicher in Ellwangen befunden hätten, welche am Morgen des 5. auf Bopfingen ausgewichen seien. In Nördlingen sollten nunmehr 7 bis 8000 Mann des Korps Klenau stehen, das daselbst am Abend noch Verstärkungen erwarte. Aalen sei frei vom Feinde gewesen.

Das 3. Korps war mit der Avantgarde bis vorwärts Mönchsroth, mit der 1. Division bis zu diesem Ort, mit der 2. und 3. bis in die Gegend von Haselbach vorgerückt und hatte seine Kavallerie auf Öttingen geschoben, von wo sie auf Wallerstein und Nördlingen aufklärte. Das Korps teilte mit, daß vor einigen Tagen vier feindliche Regimenter bei Donauwörth den Fluß überschritten hätten und stromabwärts gezogen seien, sowie daß ihnen angeblich ein Korps von 16 000 Mann folge. Der Feind sei sowohl auf Nördlingen wie auf Harburg und Donauwörth in Bewegung. Trotzdem das 4. und 3. Korps an diesem Tage bereits Ellwangen und Dinkelsbühl durchschritten hatten, war es ihren Erkundungsabteilungen nicht gelungen,

näheres über den Feind bei Nördlingen zu erfahren. Die Aufklärung reichte also nicht einmal 20 km weit.

Das 2. Korps erreichte Dentlein und Feuchtwangen, das 1. Korps Desmannsdorf und die Bayern die Gegend von Schwabach, ohne Nachrichten über den Feind zu erhalten.

Aus den eingegangenen Meldungen der Korps und den Kundschafternachrichten gewann der Kaiser die Anschauung, daß zwar von Ulm aus eine Offensive der Österreicher kaum zu befürchten sei, daß es dagegen bei Nördlingen am folgenden Tage, wenn der Feind nicht weiter auf Donauwörth zurückwiche, zum Kampfe kommen würde, und daß auch Bernadotte, dem bei Eichstädt nach sicheren Nachrichten etwa 15 000 Mann gegenüberständen, mit dem Feinde in Berührung gelangen könnte. Dementsprechend erließ er 10⁰⁰ abends an alle Korps entsprechende Befehle. Während Ney am 6. in seiner Aufstellung verbleiben und am 7. über Neresheim weiter marschieren sollte, hatte Bourcier am 6. bei Geislingen und am 7. vor der Dragoner-Division zu Fuß, die nach Heidenheim rücken sollte, Aufstellung zu nehmen und die Flanke der Armee zu decken. Lannes wurde angewiesen, mit Oudinot nach Bopfingen, wohin auch die Garde vorgehen sollte, zu rücken, während die Division Gazan sich in Aalen als Rückhalt für Bourcier und Baraguay aufzustellen hatte.

Die Division d'Hautpoul erhielt Befehl, bis zum 7. die Gegend von Nördlingen zu erreichen. Da eine Notwendigkeit die 1. Division des 4. Korps zur Mitwirkung beim 6. und 5. heranzuziehen nicht mehr vorlag, wurde dem 4. Korps die freie Verfügung über diese Division bei seinem weiteren Vorrücken auf Nördlingen wiedergegeben. Am 7. sollte das Korps bis Donauwörth gelangen und sich den Übergang erzwingen. Entsprechend den ihm bereits am 3. Oktober gegebenen Weisungen hatte Davout, wenn seine Hilfe bei Nördlingen nicht mehr erforderlich schien, seinen Marsch auf Monheim zu richten, um von hier, wenn nötig, Bernadotte und Marmont zu unterstützen. Sei dies aber nicht erforderlich, sollte er am 7. gegen die Donau weiter vorgehen, die Strecke von Neuburg bis zur Lechmündung besetzen und versuchen, bei Neuburg den Übergang zu erzwingen.

Murat, der am Abend nochmals meldete, daß nach seiner Meinung sich die österreichischen Hauptkräfte noch bei Ulm befänden, wurde angewiesen, am 6. auf Donauwörth vorzugehen, hierbei den bei Nördlingen gemeldeten Kräften des Feindes den Rückzug zu verlegen und am 7. die Donau zu erreichen. Fände er dort stärkeren Feind, sollte er die Ankunft des 6. und 4. Korps, die am Nachmittag des 7. erfolgen würde, abwarten.

6. Oktober.

In der Nacht zum 6. Oktober erhielt Soult endlich genauere Nachricht über die Verhältnisse bei Nördlingen; die Avantgarde der 2. Division meldete, daß der Feind am Abend in großer Eile auf Donauwörth abgezogen sei. Daraufhin gab er am Morgen des 6. neue Befehle aus. Die Avantgarde des Korps, durch den Rest

der Kavallerie-Division mit ihrer Artillerie verstärkt, setzte den Marsch über Nördlingen auf Donauwörth fort. Sie erreichte den Ort abends und drängte ein österreichisches Bataillon, das im Zurückweichen die Brücke leicht zerstörte, über die Donau. Da der Feind das jenseitige Ufer besetzt hielt und ein Überschreiten des Flusses von dort aus verhinderte, wurde von der Avantgarde des 4. Korps ein Bataillon nach der Brücke von Münster, etwa 6 km oberhalb Donauwörth, gesandt, wo es glückte, den Fluß zu überschreiten. Hinter der Avantgarde gelangte die 2. und 3. Division nach Möttingen und vorwärts Nördlingen, die 4. Division bis Ellwangen, während die 1. Division von Abstgemünd über Bopfingen nach Hohlheim vorrückte. Rechts vom 4. Korps waren die Division Oudinot und die Garde, wie befohlen, bis Bopfingen vorgegangen, die Division Gazan in Aalen, wohin der Kaiser sein Hauptquartier verlegte, verblieben.

Skizze 5.

Das 6. Korps behielt seine Aufstellung vom 5. Oktober bei. Murat war vor Tagesanbruch mit den drei Dragoner-Divisionen — das Regiment aus Geislingen war herangezogen, da die Division Bourcier dorthin gewiesen war — aus der Gegend von Heidenheim, wohin die Dragoner-Division zu Fuß nachrückte, aufgebrochen und erreichte mit der 1. Division Deggingen, mit der 2. Ringingen, Thalheim, Diemantstein, mit der 3. Amerdingen. Er meldete erneut, daß die feindlichen Hauptkräfte bei Ulm ständen, und daß er sich während der Nacht bis Donauwörth vorzuschieben gedenke. An Bourcier waren am Morgen Weisungen abgesandt. Danach sollte er mit zwei Regimentern Altenstadt, außerdem Geislingen, Hausen, Überkingen, Amstetten, Urspring und Weidenstetten besetzen und auf Ulm sowie auf Heidenheim Truppen vorschieben. Nur wenn er durch Infanterie stark gedrängt würde, sollte er sich nach Heidenheim auf die Dragoner-Division zu Fuß zu zurückziehen.

Skizze 4.

Während so auf dem rechten Flügel der Vormarsch ohne Störung fortgesetzt und bis zum Abend die Donau erreicht werden konnte, hatte sich auch für die Korps des linken Flügels die Wahrscheinlichkeit, sich die Donauübergänge noch erkämpfen zu müssen, erheblich vermindert. Davout hatte am 6. Oktober früh durch Kundschafter festgestellt, daß ein feindliches Korps unter dem General Kienmeyer in den ersten Oktobertagen bei Lauingen auf dem linken Donauufer, mit Patrouillen bei Neresheim und Harburg gewesen sei, sich aber dann mit seiner Masse auf Rain und Neuburg nach dem rechten Ufer zurückgewandt und nur eine Division bei Rennertshofen, eine Kavallerie-Division bei Eichstädt auf dem linken Ufer belassen habe. Da für das 3. Korps, nachdem der Feind bei Nördlingen abgezogen war, die Aufgabe, das 4. Korps zu unterstützen, fortfiel, setzte Davout am 6. seinen Marsch mit der Avantgarde, bei der die Kavallerie-Brigade marschierte, bis Harburg, mit den Divisionen nach Münningen und Dornstadt fort. Die Division Nansouty lagerte mit einer Brigade bei der 1., mit dem Rest hinter der 2. Division. So war das Korps bereit, am 7. den befohlenen Marsch auf Monheim zur Unterstützung der Truppen Bernadottes

auszuführen und, falls diese nicht erforderlich war, auf Neuburg zu gehen. Marmont erreichte Wassertrüdingen und beabsichtigte, am 7. über Pappenheim weiterzumarschieren.

Das 1. Korps, bei welchem ebenfalls Nachrichten vorlagen, welche das Zurückgehen der auf 15 000 Mann geschätzten Kolonne Kienmeyer über die Donau bestätigten, erreichte Gunzenhausen, mit der Avantgarde Weißenburg, links von ihm die Bayern Spalt. Während dann am 7. früh die zweite Dragoner-Division und die Avantgarde des Korps Soult bei Münster die Donau überschritten und das 5. und 4. Korps sowie die beiden schweren Kürassier-Divisionen nach Donauwörth zu aufschlossen, rückten das 3., 2. und 1. Korps und die Bayern näher an die Donau zwischen der Lechmündung und Ingolstadt heran und begannen zum Teil noch am 7. Oktober den Uferwechsel.

Bewegungen der Österreicher vom 8. September bis 6. Oktober.

Die französische Armee hatte den Vormarsch zur Donau ohne Störung ausführen können. Sie war nur vereinzelt auf schwache österreichische Kavallerie-Postierungen getroffen und besaß, da ihre Kavallerie über den Fluß nicht hatte aufklären können, nur durch Kundschafternachrichten ein unsicheres Bild über die tatsächliche Aufstellung der österreichischen Kräfte. Wie richtig aber im allgemeinen die durch die Kavalleriemeldungen gebildete Anschauung über die Lage des Feindes waren, zeigen die Bewegungen der Österreicher. Diese hatten am 8. September mit 30 Bataillonen und 29 Eskadrons den Inn überschritten und waren in Bayern eingerückt. Der Versuch, die Bayern zum Beitritt zur Koalition zu veranlassen, war gescheitert.

Auf die falsche Nachricht hin, daß die Franzosen bei Kehl den Rhein überschritten hätten und gegen Offenburg vorrückten, ließ Mack die ganze Armee in Gewaltmärschen an die Iller weitervorrücken, um dem Feinde zuvorzukommen, während er selbst die Iller bereiste, um bei Ulm, Memmingen und Kempten Befestigungen anlegen zu lassen.

Trotzdem der eigentliche Führer auf österreichischer Seite, Erzherzog Ferdinand, dieses Vorstürmen bis an die Iller zu verhindern suchte, blieb es, nachdem Mack den inzwischen bei der Armee eingetroffenen Kaiser für seine Idee gewonnen hatte, bei den getroffenen Anordnungen. Ende September war die Armee an der Iller mit ungefähr 43 000 Mann versammelt, eine Avantgarde von 20 Bataillonen und 40 Eskadrons war über den Fluß zwischen Donau und Bodensee vorgeschoben und hatte in die Schwarzwaldpässe Kavallerie entsandt. Weitere Verstärkungen wurden aus Tirol erwartet.

Während des Vormarsches war eine zweite Gruppe von 20 Bataillonen und 34 Eskadrons unter F. M. L. Kienmeyer bei Neuburg und Ingolstadt gebildet, welche durch aus dem Innern der Monarchie kommende Verstärkungen und der ersten russischen Hilfsarmee, deren Eintreffen am Lech bis zum 20. Oktober erwartet wurde, auf 50 000 bis 60 000 Mann gebracht werden sollte. Kienmeyers Aufgabe war, die bei

Amberg stehenden Bayern entweder mit der Armee zu vereinigen oder zu entwaffnen, ein Auftrag, der nicht mehr ausführbar war, da die Bayern sich bereits der französischen Armee angeschlossen hatten. Kienmeyer hatte weiterhin den Anmarsch des aus Hannover vorrückenden französischen Korps unter Bernadotte zu beobachten. Zu diesem letzteren Zwecke hatte er eine Abteilung Kavallerie unter Oberst Graf Wallmoden gegen Würzburg und Mergentheim und leichte Truppen unter Oberst Graf Nostitz auf Amberg entsandt. Gleichzeitig war von Ulm aus Oberst Civalart mit einer Abteilung Chevaulegers gegen den Neckar vorgeschoben.

Da die bis zum 1. Oktober bei Mack eingehenden Meldungen, lediglich aus dem oberen Schwarzwald kamen, schloß dieser, durch die Anwesenheit des Korps Murat und später der Division Bourcier irregeführt, daß der Feind die Illerlinie frontal anzugreifen beabsichtige. Hinter dieser Linie standen am 3. Oktober zwischen Kempten und Günzburg die 43 000 Mann der Korps Riesch, Werneck und Schwarzenberg verteilt, während vom Korps Kienmeyer, das z. Zt. erst 6000 Mann zählte, 3 Bataillone in Neuburg, 3 in und vor Ingolstadt, 8 Eskadrons in Eichstädt, 4 vorwärts Ellwangen und 2 vor Amberg standen. Im Anmarsch zu Kienmeyer befanden sich weitere 10 000 Mann.

Als es dann in den nächsten Tagen bei Göppingen und Geislingen zu den erwähnten kleineren Zusammenstößen kam, wollte Mack seine Truppen nach dem rechten Flügel zusammenziehen und ordnete am 4. Oktober an, daß sich das ganze Korps Riesch in und um Ulm, die andern Korps bei Günzburg und Gögglingen derart zu sammeln hätten, daß sie die Stellung von Ulm besetzen könnten. Aber schon am nächsten Tage überzeugte er sich, daß er keinen Angriff in der Front zu erwarten habe, sondern daß die französische Armee auf dem linken Donauufer vorrückte. Er beschloß nunmehr bei Ulm die Donau zu überschreiten und die getrennt anmarschierenden einzelnen feindlichen Korps anzugreifen. Ein 11 400 Mann starkes Korps unter F.M.L. Jellachich, das in Eilmärschen von Tirol herangezogen wurde, sollte bei Ehingen, Kienmeyer mit 16 000 Mann bei Donauwörth übergehen und den Angriff der Hauptmacht unterstützen. Entsprechend dieser Absicht sollten die Russen über Landshut direkt nach Ingolstadt marschieren und Anschluß an Kienmeyer suchen. Ehe jedoch diese Offensive über Ulm angetreten werden konnte, hatte, da das Zusammenziehen der Korps dorthin 3—4 Tage dauerte, die französische Armee am 6. abends bereits die Donau bei Donauwörth und unterhalb erreicht, so daß der Plan aufgegeben werden mußte. Kienmeyer hatte sich schon am 6. Oktober über Neuburg auf Aichach zurückgezogen, nachdem auch seine vorgeschobenen Abteillungen von Ellwangen und Eichstädt an demselben Tage über die Donau gewichen waren, und hatte nur bei Donauwörth, Rain und Ingolstadt schwache Postierungen belassen.

Die Verwendung der französischen Kavallerie im Jahre 1805 auf dem Vormarsch vom Rhein zur Donau kann trotz mannigfacher Abweichungen von den jetzt üblichen Grundsätzen doch in mehr als einer Hinsicht auch heute noch als vorbildlich gelten. Das Kavalleriekorps, unterstützt durch eine Infanterie-Division, sichert den Aufmarsch in der zunächst bedrohten Richtung und ermöglicht eine Verschiebung der Hauptkräfte nach Norden. Als der beweglichste Teil des Heeres kann es gleichwohl im Verlauf der Operationen wieder an anderer Stelle Verwendung finden. Es wird beschleunigt nachgezogen, gelangt abermals vor die Front des nunmehr durch das 6. Korps Ney gebildeten rechten Flügels der Armee und übernimmt hier die Aufklärung und Sicherung gegen Ulm. Von hier drohte dem Flankenmarsche Napoleons die nächste Gefahr, die Anwesenheit starker Kavallerie war sonach in erster Linie vor dem rechten Armeeflügel geboten. Es konnte hierbei freilich nicht ausbleiben, daß die Aufklärung vor der Mitte darunter litt, so daß der Kaiser über die Verhältnisse bei Nördlingen und Donauwörth ungebührlich lange im Zweifel blieb. Die Darstellung hat gezeigt, wie vielseitigen Ansprüchen die Kavallerie der Korps zu genügen hatte. Sie besaß daher in sich selbst nicht die Kraft zu weit ausgreifenden Unternehmungen in größeren geschlossenen Körpern, das Vortreiben einzelner, von nachfolgenden Aufklärungs-Eskadrons im Bedarfsfalle unterstützter Offizierspatrouillen auf weitere Entfernungen aber fand zu jener Zeit nur ausnahmsweise statt. Die Patrouillen kehrten fast immer zur Truppe zurück, und diese selbst hielt sich im nahen Bereich ihrer eigenen Infanterie. Auch Murats Dragonerkorps tritt nicht mit derjenigen Selbständigkeit auf, wie sie heute von einem großen Kavalleriekörper gefordert wird. Es darf indessen die geringere Leistungsfähigkeit des damaligen Pferdeschlages und die geringere Wirksamkeit der damaligen Feuerwaffen bei Beurteilung dieser Verhältnisse nicht übersehen werden. Ist doch unsere heutige strategische Kavallerieverwendung erst eine Errungenschaft der neuesten Zeit und ließ sie doch noch zu Anfang des Krieges 1870/71 bei uns fast alles zu wünschen.

Die übliche Art, die Patrouillen stets wieder zurückzurufen, wodurch sie unnötige Wege machten, hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, die Pferdekräfte rasch abzunutzen. Die für den damaligen Pferdeschlag recht starken Märsche haben dann beim Kavalleriekorps ein übriges getan. Das Vorziehen über Stuttgart an die Spitze des rechten Flügels der Armee und das weitere Vorschieben von hier auf Donauwörth bildet, zumal bei Berücksichtigung der damaligen schlechten Wege in einem gebirgigen Lande, eine recht achtbare Leistung, wurden doch ohne Ruhetag in acht Tagen von der Masse etwa 240 km zurückgelegt. Bei der völligen Untätigkeit der Österreicher hätte es allerdings des Einsatzes der ganzen Masse des Kavalleriekorps in dieser Richtung gar nicht bedurft. Mit solcher Untätigkeit konnte Napoleon jedoch von Hause aus nicht rechnen, vielmehr mußte er darauf gefaßt sein, daß die zahlreiche und vortreff-

liche österreichische Kavallerie alsbald seinen Reitern den Einblick in das Donautal verwehren würde. Unter heutigen Verhältnissen hätten weit vorgetriebene kleinere und beweglichere Aufklärungskörper hier die Möglichkeit gewährt, die Masse des Kavalleriekorps mehr zurückzuhalten. Damit wären dessen Kräfte geschont, sein Vorgehen in der Richtung auf Ulm wohl überhaupt vermieden und ein frühzeitiges Erscheinen bei Donauwörth vor der Mitte der Armee ermöglicht worden. Schon die Rücksicht auf die im Verhältnis zu jener Zeit soviel schwächere Kavallerie wird einen heutigen Führer in ähnlicher Lage zu einer größeren Ökonomie der Kräfte nötigen.

Der Führer des Kavalleriekorps, Murat, war in dieser ganzen Periode persönlich sehr tätig, sowohl im Sattel wie am Schreibtisch. Er war bestrebt, im Aufklärungs- und Meldedienst das Beste zu leisten. Nach unseren Begriffen erscheint er allerdings sehr unselbständig; er handelt stets nur auf Befehl. Es darf aber nicht übersehen werden, daß wir hier vor einer durchaus neuen Art der Kavallerieverwendung stehen, einer Erfindung Napoleons, wie der neuere große Krieg überhaupt. So erklärt es sich zum Teil auch, daß der Kaiser bis ins einzelne gehende Anordnungen für die Verwendung der Aufklärungskörper bei den Korps trifft. Sein Streben, alles in der Hand zu behalten, hat dann freilich zuzeiten auch jene Unklarheiten in der Befehlserteilung entstehen lassen, deren die Darstellung gedachte. In Anbetracht der Neuheit der hier geübten Kavalleriemassenverwendung wird man Murat zugestehen müssen, daß er in der einheitlichen Führung des Kavalleriekorps gutes leistete. Jedenfalls hat er den Beweis erbracht, daß sich eine Reitermasse von mehreren Divisionen, im ganzen über 10 000 Mann, mehrere Tage hindurch auf Märschen und in der Unterkunft zusammenhalten und verpflegen läßt, sowie daß sie von einer Stelle aus geleitet werden kann. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß hier durch den Feind in keiner Weise Schwierigkeiten bereitet wurden, und daß die vielseitigen operativen Aufgaben, die eine heutige große Reitermasse vor der Front der Armee zu lösen hat, schon mit Rücksicht auf ihre im Verhältnis zur Gesamtstärke der Armee sehr viel geringere Zahl, auch eine vermehrte Ausbreitung im Raum bedingen werden. Die größere Leistungsfähigkeit heutiger Blutpferde, der Telegraph und die anderen Verständigungsmittel, welche die heutige Technik an die Hand gibt, gleichen indessen diese Schwierigkeiten wieder zum größten Teile aus. Für unüberwindlich dürfen sie jedenfalls nicht gelten.

Sydow,
Oberleutnant aggregiert dem Generalstab der Armee.



Die russischen Kaisermanöver im Militärbezirk Petersburg 1903.

Die Vorliebe der Russen für Massenmanöver, in denen das Hauptgewicht der operativen Seite und der strategischen Aufklärung der Kavallerie zufällt, drückt auch dem Manöverprogramm des verflossenen Jahres den Stempel auf.

Zwar wurde diesem durch die Kosten der Militärtransporte nach Ostasien, die die drohende Verwicklung mit Japan erforderte, sowie durch Truppenzusammenziehungen anläßlich innerer Unruhen eine beträchtliche Verkürzung zuteil. Letztere bestand hauptsächlich in einer Einschränkung des ursprünglich geplanten Riesenmanövers bei Warschau, das mit 200 Batlen., 185 Esk., 91 Batt. selbst die 1902 abgehaltenen Kursker Kaisermanöver (160 Batle., 60 Esk., 82 Batt.) in den Schatten stellen sollte. Trotzdem aber wurden an mehreren Stellen doch recht bedeutende Truppenstärken zu Manövern zusammengezogen.

Die größten Manöver des verflossenen Jahres fanden im Militärbezirk Warschau statt, an denen 136 Batle., 113 Esk. und 60 Batt. beteiligt waren. In der Reihenfolge der herangezogenen Truppenzahl schlossen sich ihnen an diejenigen des Militärbezirks Petersburg (124 Batle., 63 Esk., 63 Batt.), Kijew (72 Batle., 60 Esk., 37 Batt.) und Wilna (64 Batle., 30 Esk., 32 Batt.).

Auffallend gering zu der großen Zahl der taktischen Einheiten sind die Frontstärken. Nachfolgende vergleichende Zusammenstellung läßt dieses Mißverhältnis deutlich hervortreten.

Jahr	Russische Manöver	Deutsche Manöver	Französische Manöver
1902	Kursk 160 — 60 — 82 etwa 90 000 M.	Tempel 79 — 90 — 78 etwa 69 000 M.	Toulouse 65 — 36 — 34 etwa 40 000 M.
1903	Pskow 124 — 63 — 63 etwa 65 000 M. Wlodawa 136 — 113 — 60 etwa 80 000 M.	Merseburg 97 — 96 — 102 etwa 89 000 M.	Montélimar 61 — 32 — 35 etwa 37 000 M.


Skizze 1.
Ladoga See
Finnischer Meerbusen
Reval
Petersburg
PETERSBURG
LIVLAND
PSKOW
Luga
Nowgorod
Ilmen S.
Pernau
Rigaer Meer-busen
Riga
Walk
Porchow
Bologoje
Rjeshiza
Dwinsk
1:7500000.
100 50 0 100 200 km

Die Gründe für die geringen russischen Frontstärken liegen in der starken Belastung der Truppe durch Wirtschaftsbetrieb und Wachtdienst, ein Übelstand, der sich auf fast allen Gebieten der Ausbildung in nachteiliger Weise fühlbar macht.

Die großen Manöver im Militärbezirk Petersburg, deren Betrachtung dieser Aufsatz gewidmet ist,*) fanden statt vom 13. bis 23. August unter Leitung des Oberbefehlshabers des Militärbezirks Petersburg, des Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch in den Gouvernements Petersburg, Pskow und Livland.

Das engere Manövergelände in dem Raume Luga — Porchow — Wyschgorodok — Walk mit Pskow als Mittelpunkt hatte eine Längenausdehnung von etwa 250 km (= Entfernung Metz — Paris).

Das Gelände ist hier im allgemeinen hüglig, mit kleinen Ortschaften, Wäldern und Sümpfen reich bedeckt und, abgesehen von den beiden Staatsstraßen Riga—Petersburg und Kowno—Pskow nur von schlechten Wegen durchzogen. Tief eingeschnittene Flußtäler, unter denen diejenigen der Welikaja und Tscherecha im Manöver besondere Bedeutung gewannen, teilen es in mehrere scharf geschiedene Abschnitte.

Zur Verbesserung der Verbindungen über die Welikaja war in Pskow unweit der ständigen Stadtbrücke vom 1. Pontonier-Bataillon vor Beginn der Manöver vom 3. bis 10. August friedensmäßig eine Floßbrücke von 65 m Länge eingebaut worden.

Den Übungen wohnte vom 17. August ab der Zar mit Gemahlin bei. Die fremden Mächte waren durch ihre Militärbevollmächtigten vertreten. Vom verbündeten Frankreich hatten außerdem noch der Generalstabschef, General Pendezec, mit zwei Generalstabsoffizieren der Einladung des Zaren zu den Manövern entsprochen.

Die Truppenstärke betrug vier Armeekorps mit mehr als zwei Kavallerie-Divisionen.

Es nahmen teil vom Militärbezirk Petersburg: Garde-Korps, I. A. K. und vom XVIII. A. K. die 24. J. D. Die 23. J. D. des letztgenannten Korps hatte in Petersburg den Wachtdienst auszuüben. Sie wurde ersetzt durch eine aus dem L. G. Schütz.-Regt., den Militärschulen, Reserve- und Festungstruppen gebildete gemischte J. D.

Vom Militärbezirk Wilna wurden das XX. A. K. und die 1. Brigade der 3 Kav. Div. herangezogen.

Aus diesen Truppen wurden zwei Armeen gebildet, welche nachstehende Kriegsgliederung hatten.

---

*) Die der Bearbeitung zugrunde gelegten Nachrichten entstammen ausschließlich der russischen Tagespresse. Der Aufsatz kann daher auf eine erschöpfende und in allen Einzelheiten einwandfreie Darstellung keinen Anspruch machen. Das Bestreben konnte vielmehr nur darauf gerichtet sein, ein in den Umrissen richtiges Bild von dem Gange der Operationen zu geben.

Kriegsgliederung.

Blau.

Nord-Armee.

59 35 28

Gen. Adj. Gen. d. Kav. Baron Meiendorf.
Chef des Gen. Stabes: Gen. Maj. v. Poppen.

XVIII. A. K. 27 3 12

Gem. J. D. 11 0 6

1. Gem. J. R.
2. Gem. J. R.
3. Gem. J. R.

Gemischte Artl. Br.

24. J. D. 16 0 6

2. Br.: 95. J. R., 96. J. R.
1. Br.: 93. J. R., 94. J. R.

24. Artl. Br.

Rit. Kav. Sch. O. K. Sch

1. Pont. Ball. 18. Sapp. Batl.

G. K. 32 32 16

2. G. J. D. 16 0 7

2. Br.: L. G. R. Paul, L. G. R. Finnland
1. Br.: L. G. R. Moskau, L. G. Gren. R.

G. Res. Battr. 2. L. G. Artl. Br.

1. G. J. D. 16 0 6

2 Br.: L. G. Jsmailowski R., L. G. Jäger R.
1. Br.: L. G. Preobraschenski R., L. G. Ssjemjonowski R.

1. L. G. Artl. Br.

3. Br. 1. G. K. D.
L. G. Kas. R.*)
L. G. Ataman R.
6. L. G. Don Kas. Batt.

2. G. K. D.*)

2. Br.: L. G. Dr. R., L. G. Hus. R
1. Br.: L. G. Gren. R. zu Pferde, L. G. Ul. R. d. Kaiserin

5 2

*) 2. G. K. D. mit L. G. Kas. R. und 6. L. G. Don Kas. Batt. als Armeekavallerie vereinigt. Die Zuteilung von Kavallerie an die Divisionen erfolgte während der Operationen nach Bedarf.

Kriegsgliederung.

Rot.

Süd-Armee.

Gen. d. Kav. Kachanow.

Chef des Gen. Stabes: Gen. Maj. Ebjelow.

65 28 35

XX. A. K. 29 12 15

45. J. D. 14 0 6

- 2. Br.: 179. J. R., 180. J. R.
- 1. Br.: 177. J. R., 178. J. R.
- 45. Artl. Br.

29. J. D. 15 0 8

- 2. Br.: 115. J. R., 116. J. R.
- 1. Br.: 113. J. R., 114. J. R.
- 29. Artl. Br.

1. Br. 3. K. D.*)

- 7. Dr. R.
- 8. Dr. R.
- 5

I. A. K. 32 16 16

37. J. D. 16 0 8

- 2. Br.: 147. J. R., 148. J. R.
- 1. Br.: 145. J. R., 146. J. R.
- 37. Artl. Br.

22 J. D. 16 0 6

- 2. Br.: 87. J. R., 88. J. R.
- 1. Br.: 85. J. R., 86. J. R.
- 22. Artl. Br.

Bon der 1. G. K. D.*)

- 2. Br.: L. G. Kür. R. d. Kaisers; L. G. Kür. R. d. Kaiserin; 4.
- 1. Br.: Chev. G. R.; L. G. Reit. R.; 1.

1. Sapp. Batl.

G. Sch. Br.**)

4. Mörs. Artl. R.***)

*) 1. G. K. D. 1. und 2. Br. und 3. K. D. 1. Br. vom 15. 8. ab als Armeekavallerie vereinigt. Zuteilung einzelner Eskadrons an die Armeekorps bzw. Divisionen erfolgte während der Operationen nach Bedarf.

**) Dem I. A. K. zugeteilt.

***) Der 22. J. D. zugeteilt.

Kriegslage.

Die Südarmee (Rot) befindet sich über Rjeshiza und Riga im Vormarsch auf Petersburg. Die Nordarmee (Blau) — im eigenen Lande — hat sich östlich Pskow versammelt, um ein weiteres Vordringen des Feindes gegen die Hauptstadt zu verhindern.

13. August. Die Anfangsstellung beider Armeen am 13. August abends ergibt Skizze 2.

14. August. Da auch Blau den Entschluß faßte, seinen Auftrag offensiv auszuführen, traten beide Parteien am 14. August den Vormarsch auf Pskow an. Auf roter Seite verblieb jedoch an diesem Tage vom I. A. K. die 22. J. D. bei Ostrow, um das nähere Aufschließen der 37. J. D. zu ermöglichen. Nur die Avantgarde (G. Schütz. Brig., 1 Esk., 1 Batt.) marschierte bis Panjewa vor.

Die Masse der Kavallerie wurde auf beiden Seiten sofort zur Aufklärung gegen den Welikaja—Tscherechaabschnitt vorgetrieben. Aufstellung am Abend s. Skizze 3.

15. August. Am 15. August morgens wurde Pskow von der roten Kavallerie (etwa 25 Esk., drei r. Batt.), die sich östlich Isborsk vereinigt hatte, besetzt und in hartnäckigem Fußgefecht gegen die blaue Kavallerie (28 Esk., drei r. Batt.) behauptet. Im übrigen brachte dieser Tag nur Märsche.

Aufstellung am Abend s. Skizze 4.

16. August. Ruhetag.

17. August. Kavallerie.

In der Nacht vom 16./17. August wurde Pskow von Blau überraschend angegriffen und genommen.

Rot zog sich hierauf über Wydra an das I. A. K. heran, um bei Ogurzowa den Schutz der rechten Armeeflanke zu übernehmen.

Die Armeen.

Rot.

I. A. K. marschierte auf dem linken Tscherechaufer auf, wo es zunächst das Herankommen des XX. A. K. abzuwarten beabsichtigte. Während die Avantgarde Tscherecha(dorf) besetzt hielt, wurden durch einen Nachtmarsch die 22. J. D. mit dem 4. Mörser Artl. Regt. nach Barbaschi, die 37. J. D. nach Ssolowjowa vorgezogen.

Blau beabsichtigte, die Armee zunächst bei Pskow zu vereinigen, um alsdann durch Vorstoß in westlicher Richtung die rote Armee auseinanderzusprengen. Das G. K. setzte hierzu den Marsch auf Pskow fort, das von der Avantgarde am Abend erreicht wurde.

Vom XVIII. A. K. marschierte die gemischte J. D. von Podlinje über Kresty gleichfalls nach Pskow, die 24. J. D. wurde zum Schutz der linken Flanke über Posnischtsche auf Lopatina in Marsch gesetzt.

Gefecht bei Lopatina.

• Anscheinend auf dem Marsche erhielt der Kommandeur der 24. J. D. die Meldung, daß das südliche Tscherechaufer vom Feinde besetzt sei. Er entschloß sich darauf, den Feind, dessen Stärke offenbar unterschätzt wurde, anzugreifen. Durch schnelles Vorgehen gelang es auch der Avantgarde, unterstützt von der bei Posnischtsche auffahrenden Artillerie der Division die Tscherechabrücke in Besitz zu nehmen, doch bald darauf wurde sie durch einen Gegenangriff der G. Schütz. Brig., die durch vier Batle. der 22. J. D. (86. J. R.) verstärkt worden war, wieder über die Tscherecha zurückgeworfen. Der Versuch der Brigade, über Lopatina nachzudrängen, scheiterte an dem Eingreifen des Gros der 24. J. D. und der von Pskow her gegen die Flanke attackierenden blauen Kavallerie. Rot mußte hinter die Tscherecha zurückweichen, aufgenommen durch die nach Tscherecha(dorf) vorgezogene 22. J. D. Die 37. J. D. rückte an ihre Stelle nach Barbaschi.

Für den Rest des Tages beschränkten sich alsdann beide Gegner auf Behauptung ihrer Flußufer.

Aufstellung am Abend s. Skizze 5 und 6.

18. August. In der Befürchtung eines Vorstoßes von Blau über Pskow, der die Vereinigung der Armee gefährdete, beschloß der Armeeführer von Rot, das I. A. K. über Wydra auf das linke Ufer der Welikaja hinüberzuziehen, von wo es alsdann in Richtung Babjakowa den Anschluß an das XX. A. K. gewinnen sollte.

Letzteres hatte an diesem Tage mit Vortruppen die Linie Dubjagi—Mursina zu erreichen.

Vom I. A. K. wurden noch in der Nacht 17./18. August ein J. R. eine Esk., zwei Batt. der 22. J. D. mit dem 1. Sappeur-Bataillon nach Wydra entsandt, um die daselbst befindliche Furt zu besetzen und für den Übergang des Armeekorps einzurichten. Gleichzeitig wurden gegen die 24. J. D. starke Verschanzungen an der Tscherecha und Mnoga angelegt.

Mit der Besetzung wurde die durch das 146. J. R. (37. J. D.) und eine weitere Batterie verstärkte G. Schütz. Brig. als Avantgarde beauftragt. Am frühen Morgen begannen die Kavallerie- und 22. J. D. den Abmarsch, gegen Mittag folgte die 37. J. D.

Blau beschränkte sich im wesentlichen auf Vollendung des Aufmarsches des G. K. bei Pskow. Seine Maßnahmen zur Verhinderung des Abmarsches des I. A. K. bestanden nur in vereinzelten Vorstößen der 24. J. D. über die Tscherecha und Entsendung einer Kavallerie-Brigade mit einer reitenden Batterie von Pskow auf Wydra. Erstere kamen an der starken Arrieregardenstellung zum Stehen, letztere mußte vor der 22. J. D. zurückweichen. Bis zum Abend war der Übergang des I. A. K. außer der Arrieregarde durchgeführt, der Anschluß an das XX. A. K. damit gesichert.

Da das I. A. K. von Pskow her nicht ernstlich angegriffen worden war, sah es

von der Fortsetzung des Rückmarsches in Richtung Babjakowa ab und bezog Biwaks an der Welikaja bei Libuti—Kusnjezowa. Die Arrieregarde wurde nach Gorka zurückgezogen. Nach ihrem Abmarsche besetzte die 24. J. D. das südliche Tscherechaufer.

Nähere Aufstellung der Armeen am Abend s. Skizze 7

19. August. Ruhetag.

20. August. Blau, über den Anmarsch des roten XX. A. K. von seiner Kavallerie anscheinend nicht ausreichend unterrichtet, glaubte, das I. A. K. noch vereinzelt schlagen zu können und setzte daher seine ganze Kraft zum Angriff auf dieses an. Am Morgen gingen vor:

G. K. gegen Alaboschowa—Borowitschi,

vom XVIII. A. K. die gemischte J. D. auf Worobjowa,

die 24. J. D. auf das rechte Ufer der Welikaja auf Wydra.

Als Reserve verblieben vom G. K. L. G. Preobraschenski und L. G. Ssemjonowski-Regt. (8 Batle. 1/4 Esk.) südlich Sabolotje.

Die Kavallerie wurde zur Sicherung der rechten Flanke auf Dubjagi entsandt.

Rot ging gleichfalls zum Angriff vor.

Es wurden in Marsch gesetzt:

I. A. K. auf Worobjowa und östlich. Die verstärkte G. Schütz. Brig. wurde als Rückendeckung bei Gorka belassen.

XX. A. K. mit der 29. J. D. über Dubjagi,

mit 45. J. D. auf der Pskower Chaussee auf Moglin. Die Kavallerie ging zur Aufklärung auf Pskow vor.

Die Entfernung zwischen den beiden Armeekorps wurde anscheinend durch frühzeitigen Aufbruch des XX. A. K. verringert.

Die Stärkeverhältnisse hatten sich auf dem linken Welikajaufer mit dem Eintreffen des XX. A. K. sehr zu ungunsten von Blau verschoben. Es standen hier nunmehr 57 rote 43 blauen Bataillonen gegenüber.

Blau, wahrscheinlich erst während seiner Vorwärtsbewegung durch die Kavallerie über den Anmarsch des XX. A. K. näher unterrichtet, sah sich bald genötigt, zum Schutze seiner rechten Flanke das G. K. auf Moglin einschwenken zu lassen, während die gemischte J. D. im Vorgehen auf Worobjowa verblieb.

In den im Laufe des Tages sich entspinnenden Gefechten wurde Blau auf allen Punkten gegen Pskow zurückgedrängt. Seine Kavallerie wurde in der Gegend von Borowitschi von der roten überraschend angegriffen und verlor einen Teil ihrer Artillerie. Die gemischte J. D. wurde bei Worobjowa vom I. A. K. zurückgeschlagen. Das G. K., hierdurch im Rücken bedroht, mußte darauf gleichfalls den Rückzug antreten.

Auf dem rechten Ufer der Welikaja wies die verstärkte G. Schütz. Brig. den Angriff der 24. J. D. ab, worauf letztere bis hinter die Tscherecha zurückging. Unter

Belassung des 93. J. R. mit einer halben Esk. und ein Batt. bei Lopatina wurde sie nach Pskow an die Armee herangezogen.

Am Abend stand Blau mit den Hauptkräften dicht westlich Pskow, wo es einem weiteren Vordringen des Feindes hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen beabsichtigte. Rot folgte auf dem rechten Ufer der Welikaja bis zum Mnogaabschnitt, auf dem linken bis etwa Worobjowa—Moglin. Nähere Aufstellung am Abend s. Skizze 8.

21. August. Entscheidungsschlacht bei Pskow. Blau bezog die während der Nacht befestigte Verteidigungsstellung westlich und südlich Pskow in der Linie Peski—Opotschiza—Schabanowa mit dem rechten Flügel an den toten Arm der Welikaja, mit dem linken an diese selbst angelehnt.

Es hatten zu verteidigen:

Das G. K. von Peski bis Opotschiza (einschl.).

Die gemischte J. D. von Schabanowa bis zur Welikaja.

Die 24. J. D. wurde als Hauptreserve hinter der Mitte bei Sabolotje bereitgestellt.

Die Kavallerie nahm hinter dem rechten Flügel bei Sarowenje Aufstellung.

Das 93. J. R. mit einer halben Esk. und einer Batt. (von der 24. J. D.) verblieben bei Lopatina.

Rot entschloß sich zum Angriff mit der Absicht, den Feind von seiner Rückzugslinie gegen den Pskower See abzudrängen.

Während vom XX. A. K. die 45. J. D. durch Angriff gegen Mitte und rechten Flügel des Feindes möglichst viele Kräfte auf sich zu ziehen hatte, sollte das I. A. K. den linken Flügel der feindlichen Stellung eindrücken.

Die 29. J. D. hatte als Reserve hinter dem rechten Flügel der 45. J. D. zu folgen.

Die verstärkte G. Schütz. Brig. wurde beauftragt, den Angriff des I. A. K. durch Vorgehen auf dem rechten Welikajaufer zu unterstützen. Über die Durchführung des Angriffs liegen leider keine näheren Nachrichten vor. Ein Bild über seinen allgemeinen Verlauf gibt die Skizze 9.

Die Kavallerie verblieb zunächst in der Gegend von Bojarschtschina zur Ausfüllung der Lücke zwischen dem I. und dem XX. A. K. Später wurde sie hinter den linken Armeeflügel gezogen.

Blau suchte die seinem linken Flügel drohende Gefahr durch einen Gegenangriff des G. K. und der Hauptreserve (24. J. D.) abzuwenden. Letztere wurde hierzu über Podossje vorgeführt. Ihrem Angriff schloß sich auch die Kavallerie an.

Der Verlauf des Kampfes bietet das Bild einer reinen Frontalschlacht, in der beide Parteien auf ihren rechten Flügeln siegten, während sie auf den linken unterlagen.

22. August. Ruhetag.

23. August. Am 23. August wurden die Manöver durch eine große Parade bei Pskow beendet.

Betrachtungen.

Die Manöveranlage war einfach und kriegsgemäß, auch brachte sie eine gewisse Mannigfaltigkeit der Operationen. Ein Nachteil liegt nach unseren Begriffen in ihrer Weitläufigkeit, die die operative Ausbildung der Führer und die Übung der Kavallerie in der strategischen Aufklärung zu sehr auf Kosten der taktischen Durchbildung begünstigte. Entfielen doch auf den größten Teil der Truppen von sechs Übungstagen nur zwei Gefechtstage.

Der Entschluß der Führer zum Vormarsch auf Pskow erscheint durchaus zweckentsprechend. Für Rot ergab er sich ohne weiteres aus seinem Auftrage, für Blau bot die Offensive die Möglichkeit, aus der Trennung des Gegners Vorteile zu ziehen. Daß dies tatsächlich nicht gelang, lag, soweit es sich nach den vorliegenden Nachrichten beurteilen läßt, vielleicht an nicht ganz zweckentsprechenden Maßnahmen der Führung und dem Verhalten des Feindes.

Für Blau hatte sich durch den vereinzelten Vormarsch des I. A. K. an die Tscherecha die Gelegenheit geboten, dieses Armeekorps zu schlagen, ehe das XX. A. K. eine Unterstützung auszuüben vermochte. Dies Ziel beabsichtigte man durch Vorführung der Hauptkräfte über Pskow zu erreichen, wodurch diese keilförmig zwischen die beiden getrennten Gruppen des Gegners eingeschoben werden sollten. So richtig der Gedanke, die feindliche Armee auseinanderzusprengen, an und für sich auch sein mochte, so wenig Aussicht auf Verwirklichung bot er, sobald man die Entfernung des Gros des Gardekorps gebührend in Rechnung zog. Am 17. August abends betrug diese von Pskow noch etwa 25 km. Vor dem 20. August (dem zweitfolgenden Übungstage) konnte also etwas Entscheidendes von Pskow aus schwerlich unternommen werden. Beharrte man trotzdem bei dem gefaßten Entschluß, so rechnete man offenbar zu wenig mit einem Handeln des Feindes, dem für seine Entschließungen um so größere Freiheit gegeben war, als dem XVIII. A. K., das allein dem Gegner unmittelbar an der Klinge war, durch Entsendung der gemischten Infanterie-Division nach Pskow die Möglichkeit genommen wurde, im gegebenen Fall dem Feinde ernstlich zu Leibe zu gehen. Wie der Verlauf der Ereignisse zeigt, war die dem I. A. K. gegenüberstehende 24. J. D. tatsächlich nicht in der Lage, den Wall der Tscherechabefestigungen zu durchbrechen, um den Feind auf dem Ostufer der Welikaja festzuhalten, worin die Vorbedingung des Erfolges gipfelte. Zwar hätte am 18. August der Vorstoß der 24. J. D. durch die gemischte Infanterie-Division und die Avantgarde des Gardekorps von Pskow her unterstützt werden können, doch erscheint es zweifelhaft, ob diese Kräfte auch ausreichend waren, dem mit vereinigter Kraft handelnden I. A. K. den Flußübergang zu verwehren. Die Zersplitterung der Kräfte also

hatte es verschuldet, daß man an keiner Stelle stark genug war, seinen Willen durchzusetzen.

Der Versuch am 20. August, das I. A. K. nach Ausführung des Uferwechsels durch geschlossenen Angriff der ganzen Armee zu vernichten, mußte bei dem vorgeschrittenen Anmarsche des XX. A. K. scheitern, das durch Bedrohung der rechten Flanke die Kraft der Angriffsbewegung lähmte. Mit dem Erscheinen dieses Armeekorps hatten sich die Stärkeverhältnisse für Blau so ungünstig verschoben, daß es endgültig in die Verteidigung zurückgedrängt wurde.

Auffallend ist die Wahl seiner Verteidigungsstellung zur Entscheidungsschlacht westlich Pskow, wo das im Rücken gelegene Flußhindernis im Falle der Niederlage zur Vernichtung führen mußte. Vorteilhafter würde sich vielleicht die Lage für Blau gestaltet haben, wenn das ganze XVIII. A. K. von vornherein auf das Südufer der Tscherecha gegen Flanke und Rückzugslinie des I. A. K. herübergeführt und das G. K. auf kürzestem Wege in Eilmärschen auf Lopatina herangezogen worden wäre. Hierdurch würde auch die rechte Flanke der unmittelbaren Einwirkung des XX. A. K. entzogen worden sein. Die bei Pskow stehende Armeekavallerie wäre in diesem Falle bei gleichzeitiger Aufklärung des Anmarsches des XX. A. K. am zweckmäßigsten wohl über Wydra gegen den Rücken des I. A. K. verwandt worden. Ihre Aufgabe war hier um so leichter, als die feindliche Kavallerie sich auf dem entgegengesetzten Flügel befand.

Die Armeeführung von Rot bewies, wie die Anordnungen zur Vereinigung der Armee zeigen, Umsicht und Energie. Große Gefahren schloß zwar der vereinzelte Vormarsch des I. A. K. an die Tscherecha in sich, zumal bei der Trennung der Marschstaffeln. Die Gefechtsanordnungen für den 21. August hätten vielleicht die zwischen I. und XX. A. K. entstandene Lücke zweckmäßiger vermieden. Auch wäre es wohl folgerichtig gewesen, der Absicht, den linken Flügel der feindlichen Stellung einzudrücken, durch entsprechende Gruppierung der Reserven mehr Nachdruck zu verleihen.

Von den Armeekorps tritt das I. durch die geschickte Durchführung seines Abmarsches am 18. August vorteilhaft hervor. Anderseits aber hätte dieses Korps am 17. August die Zersplitterung der blauen Kräfte durch einen entscheidenden Schlag gegen die vereinzelt angreifende 24. J. D. ausnutzen können. Ebenso konnte es am 20. August nach Zurückwerfung der gemischten J. D. die Gunst der Lage besser erfassen. Dies konnte durch energisches Nachdrängen auf Pskow, das den Rückzug des G. K. sehr gefährden mußte, geschehen. Nicht ausgeschlossen ist es allerdings, daß hier Manöverrücksichten hemmend eingewirkt haben.

Hervorgehoben zu werden verdienen auf beiden Seiten die guten Marschleistungen. Beim XX. A. K. stiegen sie für das Gros stellenweise auf 40 km, beim G. K. sogar auf 50 km. Die in der russischen Armee übliche weite Trennung der Avantgarde vom Gros findet in dem Manöver erneut ihre Bestätigung.

Besondere Worte gebühren der Verwendung und Tätigkeit der Kavallerie.

Daß von beiden Parteien ihre strategische Aufgabe richtig erkannt wurde, beweist ihre frühzeitige Entsendung auf Pskow. Die hierbei bewiesenen Marschleistungen sind zum Teil recht beträchtlich. Legten doch am ersten Manövertage einzelne Teile der roten Kavallerie annähernd 100 km zurück. Hervorzuheben ist, daß der erste Zusammenstoß beider Kavalleriemassen mit der Feuerwaffe entschieden wurde.

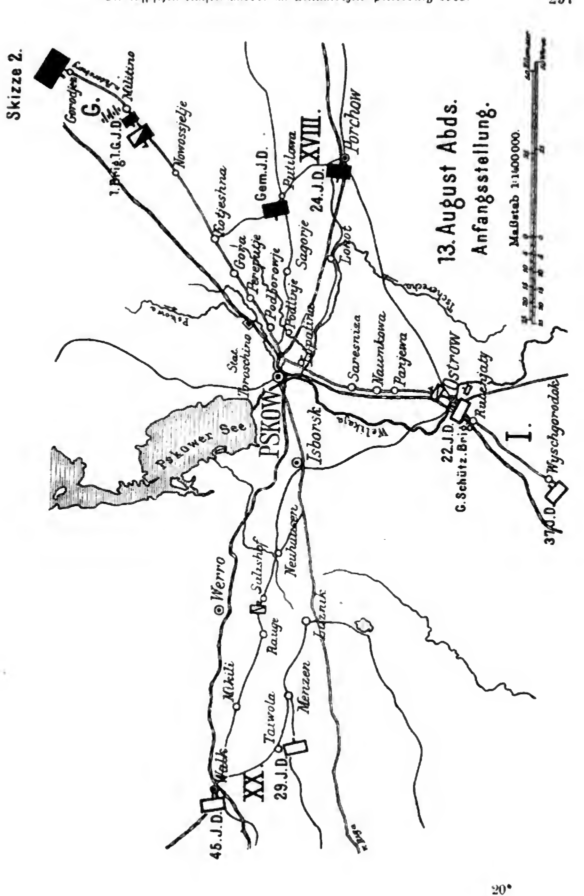
Die Leistungen im Aufklärungs- und Sicherungsdienst entziehen sich wegen fehlender Nachrichten größtenteils der Beurteilung. Indessen sind die Überrumpelung der roten Kavallerie in der Nacht vom 16/17. August, die Katastrophe der blauen am 20. August und die anscheinend mangelnde nähere Kenntnis der blauen Armeeführung über den Anmarsch des XX. A. K. für sie keine besonders günstigen Zeichen.

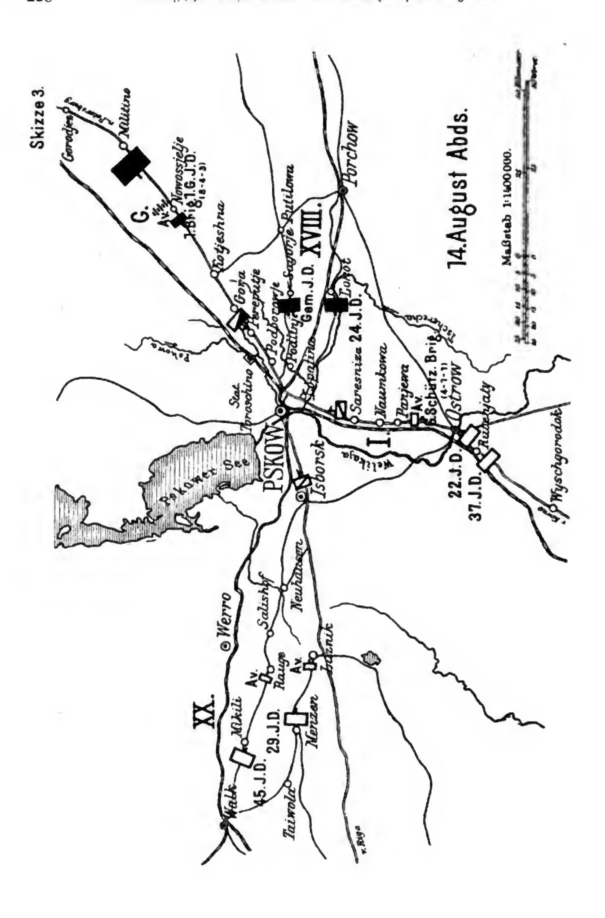
Über ihre Gefechtstätigkeit ist nur wenig bekannt geworden. Doch beweisen die Attacken der blauen Kavallerie bei Lopatina und am Entscheidungstage bei Pskow, daß der russischen Kavallerie Entschlußfähigkeit und Selbstverleugnung nicht fremd sind.

Alles in allem betrachtet, schließt sich das diesjährige Petersburger Kaisermanöver ebenbürtig an die Reihe der übrigen russischen großen Manöver an, sowohl hinsichtlich der beteiligten Truppenzahl, als auch nach Anlage und Verlauf. Insbesondere ist es ein weiterer Beweis der ständigen Zunahme des mit der allgemeinen Entwicklung der russischen Armee Hand in Hand gehenden Strebens nach Kriegsmäßigkeit.

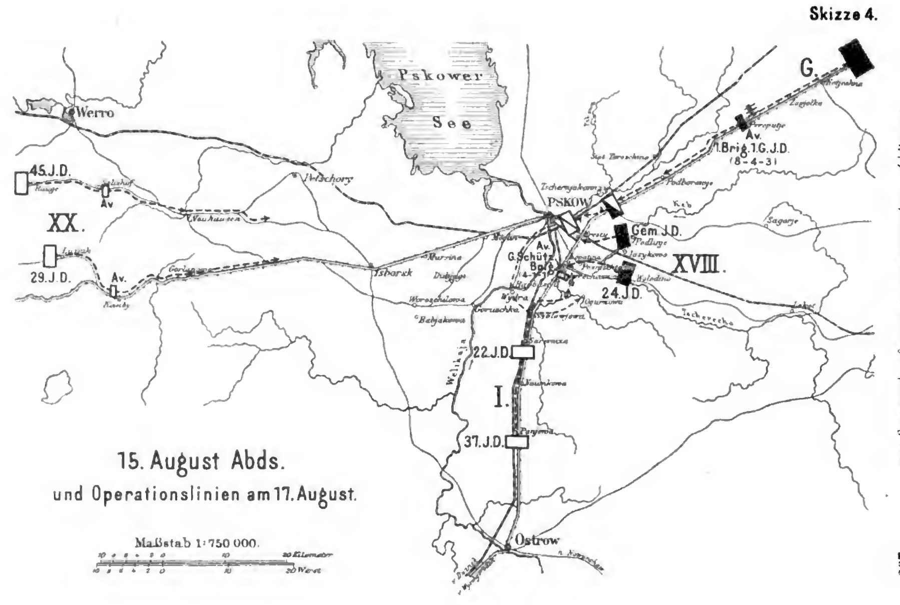
Mengelbier,
Hauptmann im Großen Generalstabe.

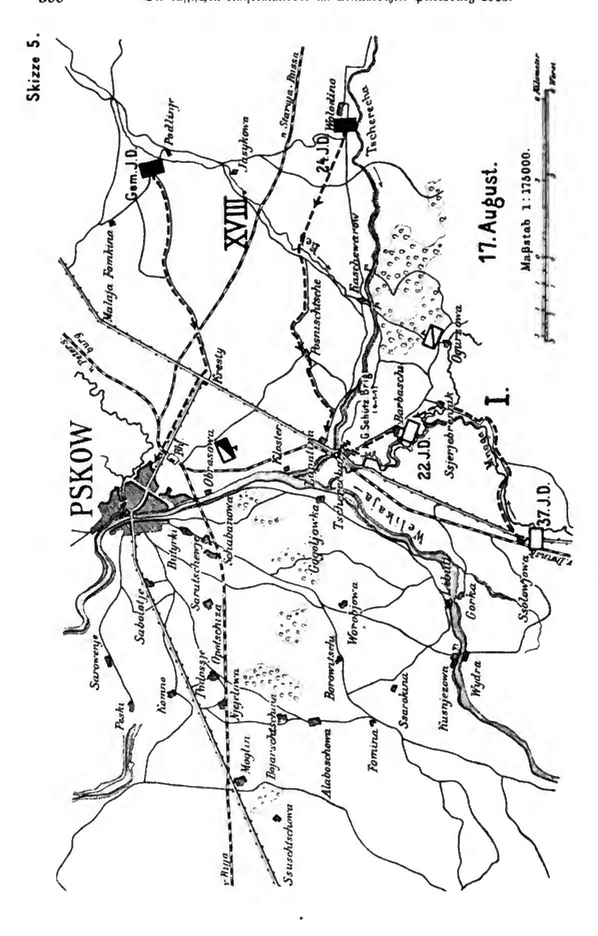


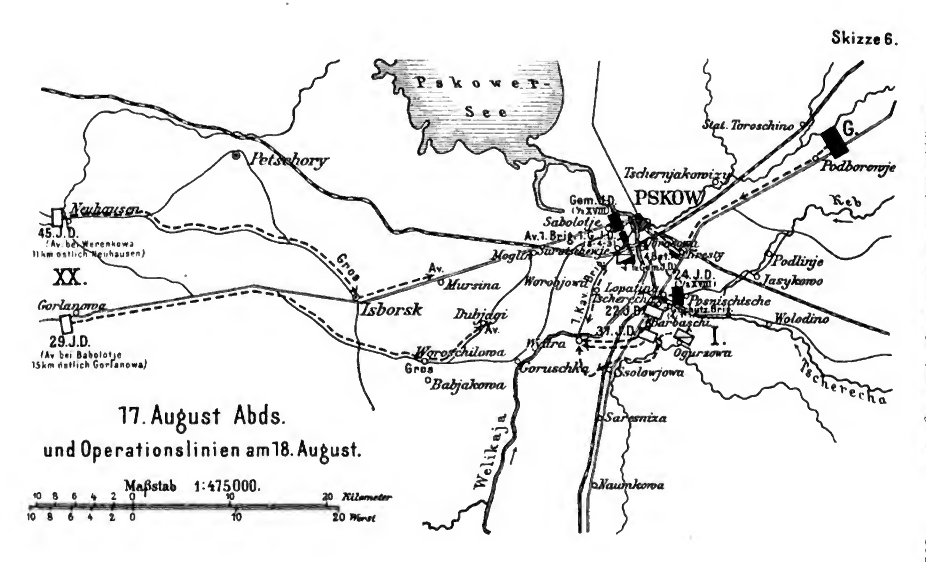

Skizze 2.
13. August Abds.
Anfangsstellung.
Maßstab 1:1500000.
PSKOW
Pskower See
Isborsk
Ostrow
Porchow
Werro
Walk
Neuhausen
Wyschgorodok
Nowossjelje
Kotjeshna
Militino
Putilowa
Sagorje
Lokot
Saresniza
Naumkowa
Parjewa
Rauge
Taiwola
Menzen
Welikaja
Stat. Toroschino
G.
XVIII.
XX
I.
1.Brig.1.G.J.D.
Gem.J.D.
24.J.D.
22.J.D.
G.Schütz.Brig.
37.J.D.
45.J.D.
29.J.D.

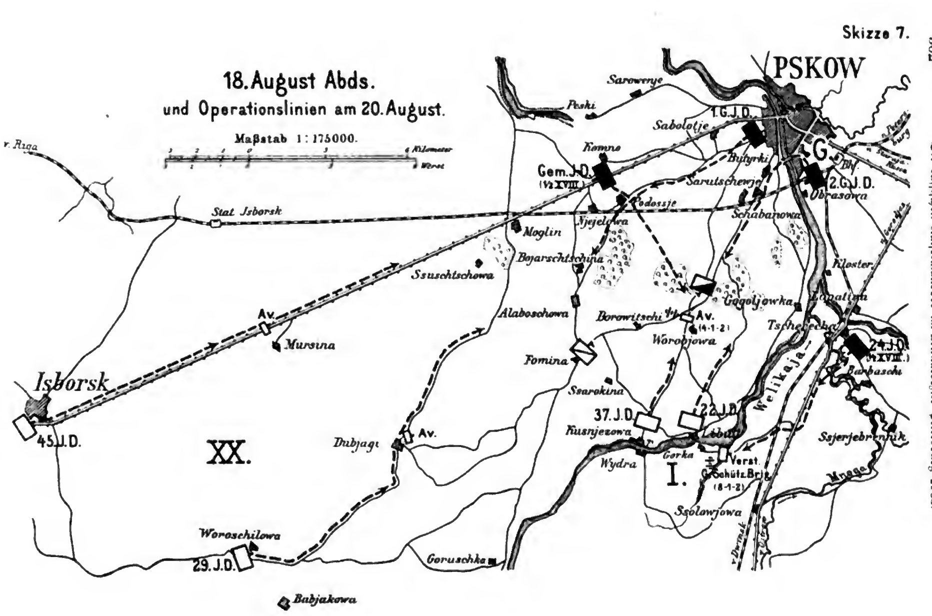


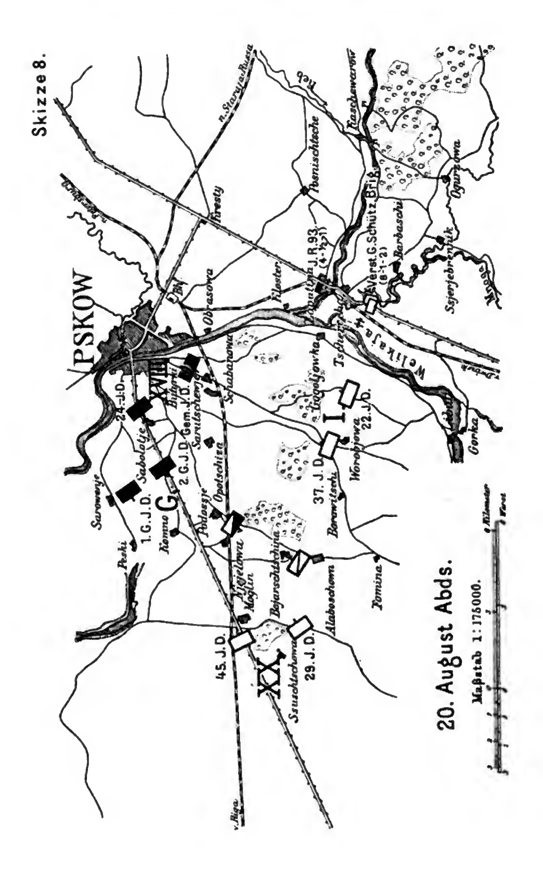
Skizze 3.
14. August Abds.
Maßstab 1:1400000.
PSKOW
Pskower See
Isborsk
Porchow
Ostrow
Werro
Walk
Militino
Nowossjelje
G.
XVIII.
I.
XX.
Gem. J.D.
24. J.D.
22. J.D.
37. J.D.
29. J.D.
45. J.D.
Neuhausen
Salishof
Rauge
Menzen
Mikili
Tairwola
Wyschgorodok
Naumkowa
Saresniza

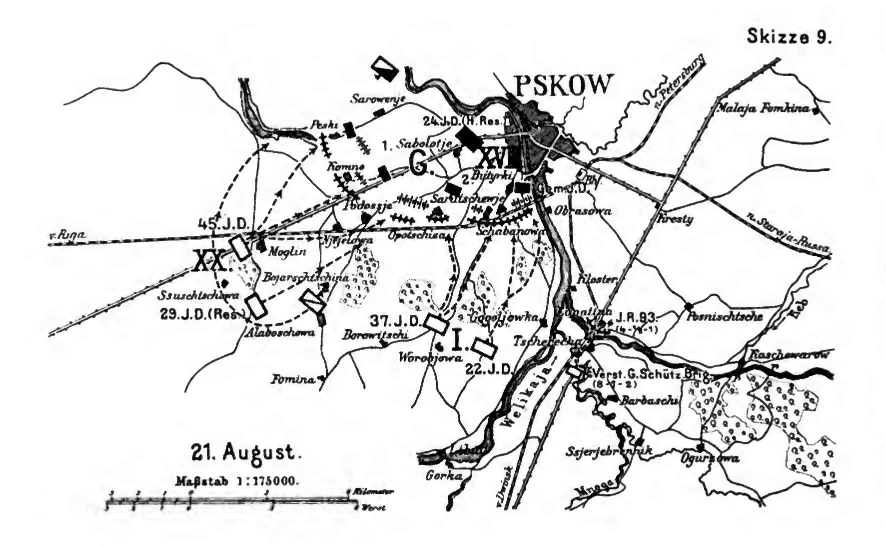

Skizze 4.
Pskower See
Werro
PSKOW
Ostrow
Isbarsk
G.
Av.
1.Brig.1.G.J.D.
(8-4-3)
Gem.J.D.
XVIII.
24.J.D.
Av.
G.Schütz.
Brig.
I.
22.J.D.
37.J.D.
XX.
45.J.D.
29.J.D.
15. August Abds.
und Operationslinien am 17. August.
Maßstab 1:750 000.


Skizze 5.
PSKOW
XVIII.
I.
17. August.
Maßstab 1 : 175000.
Gem. J.D.
24. J.D.
22. J.D.
37. J.D.
Welikaja
Podlinje
Wolodino
Tscherecha
Jasykowa
Malaja Fomkina
Kresty
Obrasowa
Kloster
Pismatschtsche
Kaschewarowa
Barbaschi
Ogurzowa
Sjerjebrjanik
Tscherjochi
Gogoljowka
Schabanowa
Bulynki
Sarutschewa
Opotschiza
Sabolotje
Saronje
Paski
Komno
Woronjowa
Borowitschi
Ssarokina
Kusnjezowa
Wydra
Gorka
Ssolonjowa
Fomina
Alaboschowa
Bojarschtschina
Moglin
Ssuschtschowa


Skizze 6.
Pskower-See
Petschory
Neuhausen
45.J.D.
(Av. bei Werenkowa 11 km östlich Neuhausen)
XX.
Gorlanowa
29.J.D.
(Av. bei Babolotje 15km östlich Gorlanowa)
Gros
Av.
Mursina
Isborsk
Dubjagi
Woroschilowa
Babjakowa
Mogilno
Woronjowa
Wybra
Goruschka
Welikaja
Stat. Toroschino
G.
Podborowje
Tschernjakowizy
PSKOW
Gem.J.D.
Sabolotje
Kеb
Podlinje
Jasykowo
24.J.D.
Posnischtsche
Wolodino
Lopatina
7.Kav.Brig.
31.J.D.
Barbaschi
I.
Ogurzowa
Ssolowjowa
Tscherecha
Saresniza
Naumkowa
17. August Abds.
und Operationslinien am 18. August.
Maßstab 1:475000.
10 8 6 4 2 0 10 20 Kilometer
10 8 6 4 2 0 10 20 Werst


Skizze 7.
18. August Abds.
und Operationslinien am 20. August.
Maßstab 1:175000.
PSKOW
1.G.J.D.
2.G.J.D.
Gem.J.D.
24.J.D.
22.J.D.
37.J.D.
45.J.D.
29.J.D.
XX.
I.
Isborsk
Stat. Isborsk
Welikaja
Sarowerye
Peski
Sabolotje
Komno
Butyrki
Sarutschewje
Obrasowa
Podossje
Schabanowa
Njejelowa
Moglin
Bojarschtschina
Ssuschtschowa
Kloster
Gogoljowka
Alaboschowa
Borowitschi
Worobjowa
Tschercha
Fomina
Ssarokina
Barbaschi
Kusnjezowa
Gorka
Wydra
Ssjerjebrennik
Ssolowjowa
Mursina
Dubjagi
Woroschilowa
Goruschka
Babjakowa


Skizze 8.
PSKOW
Welikaja
20. August Abds.
Maßstab 1:175000.
45. J.D.
29. J.D.
37. J.D.
22. J.D.
24. J.D.
1. G. J. D.
2. G. J. D.
J.R. 93
Werst. G. Schütz Brig.


Skizze 9.
PSKOW
n. Petersburg
Malaja Fomkina
Saroweryje
Peski
24.J.D.(H.Res.)
1. Sabolotje
XVI
Komno
2. Butyrki
Podossje
Sarttschewje
Obrasowa
Kresty
n. Staraja-Russa
45.J.D.
v. Riga
Opotschiza
Schabanowa
Moglin
XX
Bojarschtschina
Kloster
Ssuschtschowa
29.J.D.(Res.)
37.J.D.
Gogoljowka
J.R.93.
Posnischtsche
Alaboschowa
Borowitschi
Tschertscha
Worobjowa
22.J.D.
Kaschewarow
Fomina
Welikaja
Verst.G.Schütz.Brig.
Barbaschi
21. August.
Maßstab 1:175000.
Gorka
v. Dwinsk
Ssjerjebrennik
Ogurzowa
Mnoga
Kilometer
Werst

Der russisch-japanische Krieg.

Schneller, als man im allgemeinen zu vermuten schien, ist der große Gegensatz zwischen Rußland und Japan in das Stadium der Waffenentscheidung getreten.

Japan will seine Stellung neben den in Ostasien vorwärtsschreitenden Mächten in gleichem Umfange behaupten oder gar erweitern. Sein Drängen nach einer Festsetzung auf dem Festlande ist daher von seinem Standpunkt aus begreiflich. Korea scheint, abgesehen von den jahrhunderte alten Beziehungen gerade zu diesem Lande, geographisch der weitaus geeignetste Platz. Seine wirtschaftlichen Zustände bieten für lange Zeit Gelegenheit zu kräftiger Betätigung des Unternehmungsgeistes.

Überdies findet der Versuch einer politischen Festsetzung an jedem andern Punkte des chinesischen Festlandes schon andere im Besitz. Amoy, das in früherer Zeit anscheinend ins Auge gefaßt war, ist ziemlich wertlos geworden, weil die in seinem Hinterlande sich schon kreuzenden anderen Interessen eine Ausdehnung von dort aus aufs äußerste beengen.

Kein Wunder, wenn das vor wenig Jahren schon gewonnene, im Frieden von Schimonoseki wieder preisgegebene Korea das Ziel aller Wünsche bildete.

Ein einziger Blick auf die Karte zeigt aber, welche Bedeutung die Lage von Korea für die Seeverbindung zwischen Wladiwostok und Port Arthur hat. Eine vollständige Unterbrechung dieser Verbindung tritt ein, wenn sich die Südostecke von Korea (Masampo oder Fusan) und die ihr gegenüberliegenden Inseln in der gleichen Hand befinden.

Von der Südspitze Koreas (Mokpho) aus kann überdies der gesamte Verkehr nach dem tief im gelben Meere zurückgezogenen Port Arthur aufs empfindlichste bedroht werden.

Solange also Rußland Wert auf den Seeverkehr nach und von Port Arthur und Wladiwostok sowie auf deren Seeverbindung untereinander legt, kann es nicht ruhig zusehen, wenn eine andere Macht sich in Korea festsetzt, am allerwenigsten, wenn diese Macht Japan ist.

Allerdings hat Rußland den Vorteil, daß die Seeverbindungen, die ja nur im Konfliktsfall eine zeitweise Unterbrechung erfahren, keine Lebensbedingungen für seinen ostasiatischen Besitz bilden. Ihm bleiben immer die zusehends stärker und leistungsfähiger werdenden Landverbindungen.

Aber auch die letzteren lassen unter keiner Bedingung fremde Besitzergreifung in Korea bis zum Yalu- und Tumenflusse zu. Unter diesem Gesichtspunkte könnte Rußland vielleicht Südkorea, etwa bis zur Linie Tschemulpo—Gensan, aufgeben.

Es darf als ein Zeichen großer und kluger Zurückhaltung angesehen werden, wenn, wie es den Anschein hat, Rußland in den letzten Tagen der diplomatischen Verhandlungen zu weitgehenden Zugeständnissen nach dieser Richtung hin bereit gewesen ist.

Die russische Stellung in Ostasien kann man, abgesehen von dem alten sibirischen Besitz, noch in keiner Weise als abgeschlossen bezeichnen. Sie drängt von innen heraus mit einer Art von Naturnotwendigkeit zu weiterer Entwicklung. Jedes ohne Störung verlaufende Jahr brachte daher für Rußland einen Zuwachs an Kraft. Neben der Festigung der Stellung in Ostasien selbst erhöhte sich auch die Leistungsfähigkeit der wichtigen Landverbindung mit dem europäischen Rußland. Steht doch für Ende 1904 die Fertigstellung der Umgehungsbahn um die Südspitze des Baikalsees in Aussicht, welche erst eine wirklich durchgehende Verbindung schafft, und welche die Leistungsfähigkeit der Gesamtstrecke ungefähr verdoppelt.

Wo es sich, wie in Ostasien, um den Widerstreit wichtiger Lebensinteressen handelt, ist es im letzten Grunde eine müßige Frage, welchem der beiden Gegner die Entfesselung des Krieges schließlich zur Last gelegt werden soll. Wenn man aber von unparteiischem Standpunkte aus die Lage Rußlands betrachtet, so scheint die Meinung wohl berechtigt zu sein, daß Rußland zwar ein Anrühren der noch zarten Keime künftiger Stärke in dem schon ergriffenen Gebiete abwehren mußte, daß es aber darüber hinaus einen blutigen Konflikt jetzt nicht wünschen konnte.

Auf der andern Seite war es für Japan dringend geboten, die unvermeidliche Entwicklung der russischen Macht in Ostasien nicht ruhig abzuwarten, falls es seine eigene Stellung ohne allmähliche Verschiebung der Verhältnisse zu seinen Ungunsten behaupten oder gar erweitern wollte. Dazu blieb ihm aber nichts übrig, als die Rolle des Angreifers auf sich zu nehmen.

Schon im Sommer 1901 mußte jedem Besucher von Japan die starke Feindseligkeit auffallen, von der die Bevölkerung des Landes gegen Rußland erfüllt war. Neben ihr her ging in Erinnerung an den Frieden von Schimonoseki Mißstimmung gegen Deutschland und Mißtrauen über dessen Verhalten in der Zukunft. Doch schien der damalige Besuch des Feldmarschalls Grafen Waldersee am Kaiserhofe in Tokio im Volke dahin zu wirken, das letztere Gefühl zu beschwichtigen.

Alle Urteile, die um Mitte 1901 in Japan laut wurden, stimmten darin überein, daß man bei der fortschreitenden Festigung der russischen Macht in Ostasien höchstens noch eine Spanne von etwa fünf Jahren haben werde, bis das Übergewicht endgültig auf russische Seite gefallen sei. Die Gemüter waren so erregt, daß ein Losschlagen in erheblich kürzerer Frist erwartet werden durfte.

Es bleibe dahingestellt, ob diese Strömungen, die das ganze Volk ergriffen hatten, irgend welchen Einfluß auf die Entschlüsse der Regierung ausgeübt haben.

Die Tatsache besteht jedenfalls, daß Japan vor genau einem Jahre eine Neuorganisation seines Heeres abgeschlossen hat,*) und daß einige Zeit der Ruhe erwünscht war, um die Neuerungen sich ganz einleben zu lassen. Weiter wird die Kriegführung im großen Stile durch das Winterklima des nördlichen festländischen Ostasien, namentlich der Mandschurei, in viel entscheidenderer Weise beeinflußt, als in Europa. Der Februar pflegt in jenen Gegenden der stürmischste und kälteste Monat zu sein; erst Ende Februar—Anfang März setzt der ziemlich rasche Umschlag ein. Die an das milde Klima ihres Heimatlandes gewöhnten Japaner würden für die Unbilden des Winters den Russen gegenüber jedenfalls im Nachteile gewesen sein.

Bringt man hiermit den Zeitpunkt der Eröffnung der Verhandlungen sowie den Zeitpunkt ihres Abbruchs**) in Verbindung; zieht man weiter den Umstand in Betracht, daß die mandschurische Frage von Anfang an mit als Gegenstand der Verhandlungen aufgeworfen und unbedingt festgehalten worden ist, so liegt — ohne späterer geschichtlicher Feststellung vorgreifen zu wollen — für den außenstehenden Beobachter doch der Schluß nicht fern, daß die japanische Regierung in zielbewußter, planmäßiger Absicht gehandelt hat.

Wir sind, vom militärischen Standpunkte aus gesehen, die ersten, die ein unbeirrtes, entschlossenes und kräftiges Losgehen auf ein für notwendig erkanntes Ziel billigen, ohne Rücksicht auf jene Schwärmerei, die das Heil im Frieden um jeden Preis sucht. Ob unsere eigenen reellen Interessen im fernen Osten einen unbedingten und unverkürzten Erfolg dieses Entschlusses wünschenswert machen, bleibt dabei zunächst ganz außer Betracht. —

*) Näheres Eingehen darauf wird für die spätere Besprechung der beiderseitigen Streitkräfte vorbehalten.

**) Am 12. August 1903 überreichte die japanische Regierung an Rußland die Note mit dem Vorschlage zur Eröffnung von Verhandlungen. Punkt 1 forderte die gegenseitige Anerkennung der Unabhängigkeit und territorialen Unverletzlichkeit des chinesischen und koreanischen Reichs, also auch der Mandschurei, Punkt 5 russischerseits das Versprechen, einer Ausdehnung der koreanischen Eisenbahnen nach der südlichen Mandschurei sowie einem Anschlusse an die ostchinesische Bahn — d. i. die russische Mandschureibahn — und an die Linie Niutschwang—Schanhaikwan keine Hindernisse in den Weg zu legen. — Am 8. Februar 1904 erfolgte der Abbruch der diplomatischen Verhandlungen. Von Ende Februar bis Anfang März blieb Zeit für eine Entscheidung zur See, für Überführung der Landstreitkräfte nach dem Festland und für deren Aufmarsch.

Auf welche Seite werden die ehernen Würfel bei der bevorstehenden großen Entscheidung rollen? — Wahrscheinlich wird auch beim Erscheinen dieser Blätter die schicksalsschwere Frage noch nicht beantwortet sein.

Nichts ist mißlicher, als den Propheten über den Ausgang eines Kampfes spielen zu wollen. Keinesfalls bietet das Abzählen der zunächst verfügbaren Landstreitkräfte und das gegenseitige Abrechnen des Tonnengehalts der vorhandenen Kriegsschiffe einen brauchbaren Anhalt.

Wohl aber ist der Versuch berechtigt, die großen Züge der Machtverhältnisse beider Gegner aufzusuchen, und wenn sich die Abschätzung der Aussichten lediglich auf die inneren Grundbedingungen dieser Machtverhältnisse stützt, steht sie vielleicht nicht völlig in der Luft.

Der Kern der russischen Macht liegt nicht in Ostasien, sondern im europäischen Rußland. Seine Stärke ruht in dem ungeheuren Landbesitz, der ohne Unterbrechung fest zusammenhängt, und auf den sich auch im wesentlichen die Wurzeln der wirtschaftlichen Kraft beschränken.

Japan ist nimmermehr in der Lage, diesen Kern der feindlichen Macht zu treffen. Selbst die völlige Unterbindung des russischen Seeverkehrs, der entscheidendste Sieg über die russische Flotte, bedeutet weder augenblicklich eine fühlbare Schwächung der Kraft, noch kann er auf die Dauer ein Austrocknen ihrer Wurzeln herbeiführen.

Auch ein anfänglicher Landverlust in der Mandschurei träfe Rußland noch nicht ins Herz. Es würde als vorläufig zurückgedrängter, nicht als niedergeworfener Gegner in seiner ganzen Größe nur um so drohender neben Japan stehen bleiben, je weiter das letztere zu Lande um sich griffe.

Der Gedanke, die russische Macht im europäischen Rußland aufsuchen zu wollen, wäre für Japan so abenteuerlich, daß er in den Bereich ernsthafter Erörterung überhaupt nicht gezogen werden kann. Sollte er je auftauchen und seine Ausführung ins Werk gesetzt werden, so braucht Rußland nur einen geringen Teil seiner Streitkräfte in Bewegung zu bringen, um den Versuch an jedem Punkte seiner europäischen Küste im Keime zu ersticken. Truppen bleiben ihm dazu mehr als genug, denn Rußland vermag gar nicht seine volle militärische Leistungsfähigkeit zu Lande in Ostasien zu entwickeln. Der Überführung, Bewegung und Verpflegung solcher Massen würden dort unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen.

Unter Berücksichtigung dieser Tatsachen darf man wohl behaupten, daß Japan nicht in der Lage ist, dem russischen Reiche eine wirklich entscheidende Niederlage beizubringen. Rußland bleibt — sichere Neutralität der Nachbarn im Westen vorausgesetzt — immer in der Lage, aus seiner europäischen Quelle zu schöpfen, um alle Verluste auszugleichen und neue Verstärkungen nach Ostasien zu führen. Daran muß sich sein Gegner selbst bei ansehnlichen Anfangserfolgen nach und nach erschöpfen.

Es will scheinen, als ob umgekehrt dasselbe für Rußland gegenüber Japan der Fall ist.

Die Vorbedingung eines Niederwerfens von Japan ist die Vernichtung von dessen Seemacht.

Die Seestreitkräfte sind nicht die starke Seite der russischen Kraft. Es ist mehr als fraglich, ob sie imstande sein werden, jemals ein entschiedenes Übergewicht zu erringen.

Und wenn dieses Ziel wirklich erreicht werden sollte, so rückt durchaus in den Bereich der Möglichkeit, daß andere Gegner den zum Schlage erhobenen Arm aufhalten, um das Verschwinden Japans vom offenen Meere und einen Einbruch in Japan zu verhindern.

Man kann aber sogar auch diese Möglichkeit außer Betracht lassen.

Mit der Vernichtung seiner Flotte würde Japan allerdings eine arge Wunde davontragen. Bei der insularen Lage des Reichs und den Grundbedingungen seines Wirtschaftslebens könnten auf die Dauer schwere Folgen nicht ausbleiben. Japan würde im Falle der entscheidenden Niederlage seiner Seemacht vermutlich sehr bald geneigt sein, von seinen festländischen Absichten vorläufig zurückzutreten.

Wehrlos ist es damit aber nicht. Dazu fehlt noch das Aufsuchen der Landstreitkraft im eigenen Gebiete und deren Niederwerfung als unumgänglich notwendiger zweiter Schritt.

Wer Japan kennt, wird ohne weiteres beistimmen, daß dort ein Invasionskrieg auf ganz außerordentliche Schwierigkeiten stößt.

Beträchtliche Kräfte sind dem gut organisierten und starken japanischen Heere gegenüber Vorbedingung.

Das ganze Land hat Gebirgs-, zum Teil Hochgebirgscharakter. Der Verkehr von Ort zu Ort vollzieht sich, abgesehen von den Eisenbahnen, vorwiegend durch Menschenkraft vermittels Karren oder Traglasten. Das einheimische kleine Pferd tritt als Zugtier in den Hintergrund.

Die Folge davon ist, daß ein ausgebautes Straßennetz vollständig fehlt.

Die Form des Anbaues, der die ganze ausnutzbare Fläche bis an den Gebirgsfuß und in den Gebirgstälern dicht bedeckt, ist der Gartenbau, in dem alle Hände der Landbevölkerung mit emsigem Fleiße sich regen. Den weitaus größten Teil der Anbaufläche bedecken die sumpfigen Reisfelder, durch die man in vielen Strichen mit der Eisenbahn stundenlang dahinfährt. Der Verkehr zwischen ihnen vollzieht sich auf schmalen, niedrigen Dämmen, auf denen nur ein einzelner Mann zu gehen vermag.

Es bedarf keiner näheren Ausführung, daß Bewegungen größerer Truppenmassen auf weitere Entfernungen unter solchen Verhältnissen fast unmöglich sind. Einem Verteidiger, der über eine gut organisierte und einigermaßen hinreichende Streitmacht verfügt, der das Land in seinen Eigenheiten kennt und mit seiner Ausrüstung ihnen

angepaßt ist, kann die Abwehr eines Einfalls von Landungstruppen unmöglich schwer fallen.

Dazu kommt noch der Charakter der dichten Bevölkerung, deren auffallendster Zug in einem ehrgeizigen, eifersüchtigen Patriotismus bis in die untersten Schichten besteht. Da die Eigenheiten des Landes jede organisierte Streitkraft zwingen, sich sehr zu zerteilen, und da sie eine örtliche Verteidigung in hohem Grade begünstigen, bilden die Landeseinwohner, die zu nicht geringem Teile militärische Ausbildung genossen haben, einen nicht zu unterschätzenden Zuwachs der einheimischen Wehrkraft.

Alles in allem darf man wohl die Aussichten eines russischen Einfalls in Japan, selbst wenn er ohne Eingreifen dritter Mächte zustande kommen sollte, als gering ansehen. Auch Rußland wird bei der weiten Entfernung des Kernes seiner Kraft vom Schauplatz der Entscheidung und bei der Notwendigkeit eines Seetransports, der die einzusetzenden Kräfte immer beschränkt, den Gegner schwerlich bis ins Herz zu stoßen vermögen.

Vermutlich steckt sich Rußland überhaupt nicht dieses große Ziel. An Stelle der Niederwerfung des Gegners ist ihm wahrscheinlich dessen Abwehr vom Festlande genug.

Es steht daher ein bloßes Ausringen der beiderseitigen Kräfte auf dem ostasiatischen Festlande in Aussicht, eine Feststellung, wo augenblicklich die Ausdehnungsbestrebungen ihre tatsächliche Grenze erreichen.

Jedenfalls liegt für uns ein brennendes, nicht nur militärisches Interesse vor, die Wendungen des Krieges bis zu seinem Ausgange zu verfolgen. Nicht minder wichtig werden voraussichtlich die taktischen Erscheinungen sein, da sich auf beiden Seiten beträchtliche Streitkräfte mit modernen Waffen und allen Hilfsmitteln der Technik gegenüberstehen.

Der Tagespresse kann es überlassen werden, dem schwankenden Wechsel der Ereignisse registrierend zu folgen. Sache späterer geschichtlicher Forschung bleibt es, den tatsächlichen Verlauf festzustellen und den inneren Zusammenhang von Ursache und Wirkung aufzusuchen. Der Berichterstattung in den vorliegenden Blättern liegt die Absicht zugrunde, die großen Züge der Entwicklung der Dinge zu erkennen und auf die Erscheinungen hinzuweisen, die dabei von unmittelbarem Interesse und allgemeiner Bedeutung sind.

Die erste Gruppierung der beiderseitigen Streitkräfte.

Auf russischer Seite waren die zunächst in Ostasien verfügbaren Truppen*), die seit der Reise des Kriegsministers Kuropatkin nach Ostasien im Jahre 1903 planmäßig eine rasche Verstärkung erfahren haben, deutlich in zwei völlig getrennte Gruppen geschieden.

*) Dazu die Zusammenstellung Seite 317.

Die eine — das Norddetachement, anscheinend schwächer (vermutlich nur I. sib. Armeekorps) — befand sich im Südussurigebiet bei Wladiwostok, die andere — das Süddetachement, vermutlich II. und III. sib. Armeekorps — in der südlichen Mandschurei, etwa um Mukden, mit Vortruppen am Yalu.

In der Mandschurei befehligte auf Verfügung des Statthalters, Admirals Alexejew, zunächst der General Lenjewitsch, ein im Kriege ergrauter, gerader und offener Soldat. Seit dem Krimkriege hat er an allen russischen Feldzügen teilgenommen, und ohne jede Überhebung, aber doch mit sichtlichem Stolz erzählte er in seiner schlichten Weise während der Chinaexpedition dem Feldmarschall Grafen Waldersee, er habe — abgesehen von den Amerikanern — gegen sämtliche der damaligen Verbündeten bereits im Feuer gestanden mit Ausnahme der Deutschen und der Japaner. Gegen die ersteren möchte er niemals im Felde sein; gegen die letzteren noch einmal zu fechten, sei für ihn ein sehnlicher Wunsch. — Trotz seiner 63 Jahre war schon im Winter 1900/1901 die Erwartung wohl berechtigt, daß ihm sein Wunsch in Erfüllung gehen werde.

Ein so ausgezeichneter Soldat und guter Korpsführer er bei seiner reichen Kriegserfahrung, seiner einfachen und natürlichen, doch entschlossenen und rücksichtslosen Art aber auch zweifellos war, so fehlte ihm doch anscheinend manche Eigenschaft, die dem Heerführer im großen unentbehrlich ist, der Schwung des Gedankens, der weite Überblick über jede verwickelte Lage und das Durchdringen ihres Dunkels mit dem Licht der eigenen Klarheit, das über die Verworrenheit der Verhältnisse erhebt und dazu führt, ihre Entwicklung zu beherrschen.

Tatsächlich bewies die spätere Ernennung des Kriegsministers Kuropatkin zum Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte im fernen Osten durch Kaiser Nikolaus II., daß General Lenjewitsch nur zeitweise das Kommando führen sollte, bis der eigentlich dazu berufene Mann, der erst mit dem Fortschreiten des Eintreffens der Verstärkungen ein volles Wirkungsfeld vorfand, an Ort und Stelle anlangte.

Eine dritte Heeresgruppe, der die langsam herankommenden Verstärkungen zuflossen, zog sich rückwärts bei Charbin zusammen.

Außer diesen zur Verwendung im freien Felde bestimmten Kräften besaßen Wladiwostok und Port Arthur ihre planmäßigen Kriegsbesatzungen, und war die ostchinesische Eisenbahn*) durch vier Grenzwachbrigaden (zunächst etwa 30 000 Mann, die auf 42—45 000 Mann gebracht werden sollten) geschützt.

Man muß anerkennen, daß diese Art der Versammlung der allgemeinen Lage entsprach. Sie läßt schon ziemlich sichere Schlüsse auf die ersten Absichten zu.

Es versteht sich von selbst, daß Japan seine für den Festlandskrieg verfügbaren

*) Russische Bezeichnung der Mandschureibahn.

Streitkräfte rascher nach dem Kriegsschauplatze überführen konnte, als die russischen Verstärkungen in Ostasien wirksam zu werden vermochten.

Für Japan standen, soviel sich jetzt übersehen läßt, genügend Transportschiffe zur Verfügung, um gleichzeitig fünf Infanterie-Divisionen — etwa 70 000 Mann — zu befördern. In drei Staffeln, für deren jede man wohl im Durchschnitt mindestens 8 bis 10 Tage rechnen darf, waren etwa 200 000 Mann auf dem Festlande operationsbereit. Rechnet man vom 8. Februar ab, dem Tage des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen, 6 bis 7 Tage auf die Mobilmachung der ersten Staffel, so mußte etwa für Anfang März der Beginn der Operationen mit ansehnlichen Kräften als möglich ins Auge gefaßt werden.

Auf russischer Seite war der Zufluß der Verstärkungen auf die eingleisige sibirische Bahn angewiesen, die bestenfalls etwa sieben Züge täglich durchzuführen vermag, solange starkes Eis auf dem Baikalsee die in dem Schienenwege noch vorhandene Lücke mit einer festen Verbindung schließt. Es verdient volle Anerkennung, daß sich die Russen nicht mit dem sehr zeitraubenden Transport der massenhaften Güter in Schlitten über das Eis begnügt haben, sondern daß mit großer Energie ein Schienenstrang über die Eisfläche gestreckt worden ist, der genau zu dem beabsichtigten Zeitpunkt — 28. Februar — betriebsfähig hergestellt war. Dadurch ermöglichte sich auch die Verschiebung von rollendem Material von der Linie westlich des Sees nach der östlich desselben. Da die Transbaikal- und die ostchinesische Bahn vermutlich noch nicht über so viel Lokomotiven und so viel Wagen verfügt, um den plötzlichen Riesenbedarf zu decken, so gewinnt die Möglichkeit eines Ausgleiches an rollendem Material eine große Bedeutung. Denn jede beträchtliche Stauung der Aufmarschtransporte diesseits des Sees müßte zu schweren Mißständen führen.

Die Truppen bleiben nach wie vor auf den Fußmarsch über das Eis angewiesen, für den die sorgfältigsten Vorbereitungen getroffen worden sind.*) Wahrscheinlich ist ihnen der Marsch eine durchaus zusagende Unterbrechung der wochenlangen eintönigen Eisenbahnfahrt.

Es läßt sich keinesfalls annehmen, daß die Transportbewegung auf eine so ungeheure Entfernung durch eine eingleisige Linie ohne Stockung bewältigt werden kann, namentlich bei den Schwierigkeiten, welche die Unterbrechung am Baikalsee schafft. Man darf daher bei einer schätzungsweisen Zeitberechnung des russischen Aufmarsches sicher nicht die höchste Leistungsfähigkeit der sibirischen Bahn zugrunde legen. Mehr

*) Die Länge des Marsches über das Eis beträgt 40 km. Die Truppen rücken am Morgen von der Endstation diesseits des Sees ab. Sie finden nach der ersten Hälfte des Marsches Unterkunft in geheizten Baracken und erhalten warme Mittagskost. Nach 2 bis 3 Stunden Rast erfolgt der Weitermarsch, der die Truppen gegen Abend bis auf die Anfangsstation jenseits des Sees führt. Es ist außerdem Fürsorge getroffen, daß den Mannschaften alle 8 bis 10 km heißer Tee verabreicht werden kann. Das Gepäck der Soldaten wird auf Schlitten gefahren.

als täglich etwa vier Züge werden schwerlich durchzuführen sein. Hierzu tritt außerdem der Umstand, daß für die Truppenbeförderung der Raum in den Eisenbahnwagen wahrscheinlich nicht bis zur äußersten Grenze ausgenutzt werden kann. Infolge der Länge der Fahrt und der zunächst noch harten Winterkälte würde volle Belegung der Züge den Mannschaften große Strapazen auferlegen und hätte vielleicht einen starken Abgang an Kranken zur Folge.

Wenn man diese ungewöhnlichen Schwierigkeiten berücksichtigt, mußte von Anfang an damit gerechnet werden, daß sich das Verhältnis der Streitkräfte nicht früher als nach etwa 3 bis 4 Monaten vom Kriegsbeginn ab zugunsten von Rußland verschieben würde, und daß Rußland erst nach 5, vielleicht 6 Monaten zu einem wirklich bedeutenden Übergewicht gelangt sein konnte (dazu die Übersicht Seite 183).

Wenn also Seine Majestät der Kaiser Nikolaus II. in einem Manifest an das russische Volk auf die lange Zeit hinwies, die bis zu entscheidenden Schlägen im fernen Osten vergehen würde, so darf darin nichts weniger als ein Zeichen geringen Vertrauens auf den eigenen Erfolg gesehen werden. In diesen kaiserlichen Worten liegt vielmehr ein deutlicher Beweis der richtigen Beurteilung der vorliegenden Verhältnisse.

Aus dem langsamen Zufluß der Verstärknngen folgte ganz von selbst die Notwendigkeit, deren Ausladungsbereich weit zurückzulegen, um den Aufmarsch vor den Schwankungen der Kriegslage in dem beträchtlichen Zeitraume zu bewahren.

Damit sind auch die Grundlagen für die Verwendung der zuerst in Ostasien verfügbar gewesenen Streitkräfte gegeben.

Bedenklich war vor allem eine japanische Landung an der Südküste der Mandschurei oder im Südussurigebiet, einmal wegen des Eindrucks, den eine solche machen mußte, dann aber deshalb, weil möglicherweise der Feind die Gegend von Charbin erreichte, ehe genügende Kräfte dort versammelt waren, und man sich vielleicht zu einer Hauptschlacht vor Beendigung des Aufmarsches gezwungen sah.

Die Gefahr verschwand mit der Größe der Entfernung bei einer Landung der Japaner in Korea. Die Notwendigkeit, in diesem unzuverlässigen Gebiet Kräfte zurückzulassen, und der mit der Länge der Verbindungslinien steigende Bedarf an Sicherungstruppen für den Rücken sorgte außerdem für Schwächung des Feindes.

Man kann sogar dem Gedanken nicht alle Berechtigung absprechen, daß es gar nicht zweckmäßig gewesen wäre, die japanischen Landstreitkräfte vom Festlande unbedingt abzuwehren. Sie kamen dadurch ganz von selbst in die Reichweite der russischen Macht. Man wurde zunächst dem überhoben, sie im feindlichen Lande aufsuchen zu müssen. Notwendig blieb nur, sie von Anfang an möglichst weit vom Aufmarschbereich der herangeführten Verstärkungen abzuhalten. Dazu gehörte die Verhinderung der japanischen Landung außerhalb von Korea, namentlich im Golf von Niutschwang oder im Südussurigebiet.

Es versteht sich von selbst, daß diese Aufgabe aus einer zentralen Aufstellung unmöglich zu lösen war. Zwischen Wladiwostok und Niutschwang sowie der Yalumündung liegt eine Entfernung von annähernd 500 km, durchsetzt von mächtigen Gebirgsketten. Es blieb nichts übrig, als die Teilung in zwei völlig selbständige Gruppen, die eine im Südussurigebiet bei Wladiwostok, die andere in der Südmandschurei. Die erste durfte schwächer sein, weil die Befestigungen von Wladiwostok und in der Poßjet-Bai die günstigsten Plätze für eine Landung sperrten, und weil der hier erheblich härtere und längere Winter die Schwierigkeiten einer solchen in hohem Grade vermehrte.

Die erste Gruppierung der Russen trug diesen Gesichtspunkten vollkommen Rechnung.

Eine unausbleibliche Folge davon ist aber, daß jede der beiden Gruppen*) dem vereinigten japanischen Heere gegenüber weit unterlegen bleibt. Sie müssen daher vorsichtig und zurückhaltend genug sein, um einem entscheidenden Kampfe gegen die feindliche Übermacht auf ihre Verstärkungen hin auszuweichen, und doch geschickt und beweglich genug, um das Vordringen des Feindes nicht ohne Opfer an Zeit und an Kräften sich vollziehen zu lassen. Unverkennbar werden dann die Japaner mit der Zeit in eine sehr schwierige Lage geführt.

Der Entschluß, eine Landung des Gegners in Korea nicht zu stören, scheint sogar bis auf die Flotte durchgeführt worden zu sein. Wenigstens kann deren Teilung in ebenfalls zwei Gruppen, die schwächere bei Wladiwostok, die stärkere bei Port Arthur, und deren durchaus abwartendes Verhalten im Schutze der Küstenbefestigungen als ein Hinweis darauf gelten.

Nach den bisherigen Ausführungen versteht sich von selbst, daß umgekehrt für die Japaner eine reißende Schnelligkeit des Handelns von entscheidendster Bedeutung war.

Es konnte ihnen zwar niemals gelingen, die eigentliche Quelle der russischen Verstärkungen zu verstopfen. Immerhin mußte es ihr Bestreben sein, gegen die erreichbaren Teile des Feindes rasche und große Erfolge zu erringen und dadurch die Wagschale so sehr zu ihren Gunsten herabzudrücken, daß dem Gegner die Erringung des Gleichgewichts ohne ganz außergewöhnliche Anstrengungen, die vielleicht seinen Willen zum Kriege erstickten, unmöglich war. Je rascher sie zu solchen Siegen zu gelangen vermochten, desto mehr erhöhten sich ihre Aussichten im Hinblick auf ihre zunächst bestehende zweifellose Überlegenheit, die nach und nach in das Gegenteil umschlug.

Unter diesem Gesichtspunkte erscheint jede Schwächung der eigenen begrenzten Streitkräfte durch Sicherung koreanischen Gebiets und langer Verbindungslinien

*) Man greift wohl nicht allzu fehl, wenn man die südliche auf ungefähr 50 000 bis 60 000 Mann, die nördliche auf 30 000 bis 40 000 Mann veranschlagt.

sowie jeder Zeitverlust, den eine größere Entfernung der Landungspunkte vom Gegner bedingte, als ein entschiedener Nachteil.

Daraus folgt die Notwendigkeit einer Landung in möglichster Nähe des Feindes.

Auf die Schwierigkeiten einer solchen im Südussurigebiete ist bereits hingewiesen worden. Eine größere Freiheit in der Wahl der Landungsstelle ließ, abgesehen von den besseren klimatischen Bedingungen, die mandschurische Küste zu. Namentlich eine Landung im Golf von Niutschwang hatte ihre unverkennbaren Vorzüge. Sie führte die ausgeschifften Truppen in eine fruchtbare Flußniederung und in die unmittelbarste Nähe der ostchinesischen Bahn, die einem raschen Vordringen nach Norden durch Erleichterung des Nachschubs einen großen Rückhalt bot.

Gerade diese Tatsache berechtigte auch zu der Erwartung, daß sich hier Teile des Gegners am sichersten und schnellsten zum Kampfe stellen würden.

Als Vorbedingung eines solchen Entschlusses darf man wohl die Vernichtung der feindlichen Seestreitkräfte ansehen. Ihr Festhalten durch bloße Blockade in irgend welchem Hafen genügte nicht, da die eigene Flotte auf solche Weise selbst mehr oder weniger festgelegt wurde. Die letztere brauchte aber ihre volle Bewegungsfreiheit, um die Landung des eigenen Heeres tatkräftig zu unterstützen.

Es will scheinen, als ob die Japaner die unbedingte Sicherheit der Landung und den ungestörten Aufmarsch gegen rasche Erfolge in den Vordergrund stellen wollten. Sie würden damit den russischen Wünschen entgegenkommen, und der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen, daß es ihnen schwer werden wird, aus dem vorsichtigen Anfang heraus zu beträchtlichen und haltbaren Erfolgen zu gelangen.

Augenblicklich liegt die Gruppierung der japanischen Landstreitkräfte noch zu sehr im Dunkel, um ein einigermaßen treffendes Urteil zu ermöglichen. So viel scheint aber bereits festzustehen, daß sie in Korea an Land gehen, und zwar sowohl an der Westküste bei Tschemulpo, wie an der Ostküste bei Gensan. —

Es erübrigen noch einige Worte über die Organisation des beiderseitigen Oberbefehls.

Auf russischer Seite liegt die Führung zu Lande bei dem früheren, erst 56 Jahre alten, Kriegsminister Kuropatkin aller Voraussicht nach in den besten Händen. Sowohl in mehrfachen Feldzügen, wie in seiner Friedenstätigkeit als Chef des transkaspischen Gebiets*) und als Kriegsminister**) hat er durch außergewöhnliche Leistungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Namentlich die Festigung und Ausbreitung der russischen Macht in Asien stützt sich wohl in den letzten Jahrzehnten zum großen Teil auf den Antrieb, der in dieser Hinsicht von Kuropatkin ausgegangen ist. Die allgemeine Stimme bezeichnete ihn daher auch mit dem Zuspitzen des Verhältnisses zu Japan als den Führer im fernen Osten.

*) 1890 bis Ende 1897.

**) Seit Anfang 1898.

Das Gewicht seiner Persönlichkeit und seiner bisherigen Stellung bürgt dafür, daß er den Oberbefehl mit der erforderlichen Selbständigkeit führen wird. Eine Schwierigkeit kann aber aus seinem Verhältnisse zum Statthalter, dem Admiral Alexejew, entstehen. Der letztere steht zwar im Lebensalter sieben Jahre über Kuropatkin, besitzt jedoch in seinem Dienstgrade ein jüngeres Patent als dieser. Nach dem Wortlaute der Kaiserlichen Erlasse scheint vorläufig Kuropatkin dem Statthalter noch untergeordnet zu sein. In dem ganzen gegenseitigen Verhältnisse ist die Gefahr von Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden Männern nicht ausgeschlossen, namentlich dann, wenn es richtig sein sollte, daß sich schon 1903 bei der Reise des Kriegsministers nach dem fernen Osten einzelne Reibungen ergeben haben.

In jedem Falle wird der Gang der Dinge den Stempel Kuropatkins tragen.

Recht wenig klar liegen die Dinge auf japanischer Seite. Soviel sich jetzt übersehen läßt, scheint beabsichtigt zu sein, daß ein um den Kaiser gebildetes großes Hauptquartier in Japan bleibt, und daß von dort entscheidender Einfluß auf den Gang der Operationen ausgeht.

Dagegen drängen sich ernste Bedenken auf. Die Einheitlichkeit und Energie der Kriegführung wird entschieden gelähmt, wenn der an Ort und Stelle kommandierende Befehlshaber sich in seiner Verantwortlichkeit beschränkt oder entlastet fühlt, und wenn er sich in seinen Entschlüssen an eine weit entfernte Instanz gebunden sieht.

Ein weit vom Schauplatz der Ereignisse entferntes Hauptquartier steht außerdem nicht unter dem unmittelbaren Eindruck der Lage und vermag schwerlich die inneren Beweggründe des Handelns der Persönlichkeiten, die sich auf dem Kriegsschauplatze selbst befinden, und auf die dieser Eindruck in vollem Maße einwirkt, unparteiisch und gerecht zu beurteilen. Damit erhöht sich die Gefahr, daß die Stimmen der verschiedensten militärischen und politischen Ratgeber, die in bester Absicht laut werden mögen, nicht unwirksam bleiben, was neue Zersetzung in die Einheitlichkeit und Entschlossenheit der Führung trägt. Nur ein rasches und sicheres Fortschreiten auf der Bahn des Erfolges erstickt diese Gefahr im Keime. Bei den eigenartigen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes und der Größe der Entfernungen sind aber große und schnelle Erfolge an sich nicht wahrscheinlich, so daß die Bedenken gegen ein in Japan verbleibendes Hauptquartier vorläufig keine Abschwächung erfahren.

Loeffler,
Hauptmann im Königlich Sächsischen Generalstabe.

Zusammenstellung der Streitkräfte auf dem Kriegsschauplatze in Ostasien.

I. Rußland.

A. In Ostasien zuerst verfügbare Streitkräfte.

	Btl.	Esk.	Bttr.	Stärke annähernd	Bemerkungen.
Aktive Truppen im fernen Osten	92	35	(?) 31	95 500	1. bis 3. Sib. Armeekorps sowie Hauptreserven der Festungen Wladiwostok und Port Arthur, und zwar 9 Ostsib. Schützen-Brig. zu je 4 Regtr. (davon 7. Schützen-Brig. mit Regtr. zu 3, die übrigen zu 2 Batl.) und je 1 Inf. Brig. des X. (Charkow) und XVII. (Moskau) Armeekorps (im Frühsommer 1903 nach dem fernen Osten verlegt).
Verstärkung durch Aufstellung dritter Bataillone bei den Schützen-Regimentern mit 2 Bataillonen	32	.	.	32 000	Angeordnet Anfang Februar 1903. Die Zusammenstellung der Bataillone ist anscheinend durch Abgabe geschlossener Kompagnien aus den Truppenverbänden des europäischen Rußland erfolgt. Der Abtransport nach dem Kriegsschauplatz beansprucht wahrscheinlich die Zeit bis ungefähr 10. März.
Reservetruppen östlich des Baikalsees	23	40	2	29 000	Hauptsächlich 1. Sib. Inf. Div.
	147	75	33 (?)	156 500	Außerdem lediglich zum Bahnschutz bestimmt 4 Grenzwach-Brig. mit etwa 30 000 Mann, die auf 42 000 bis 45 000 Mann gebracht werden sollen.

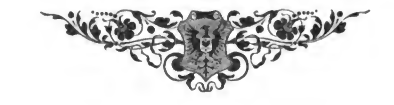
B. Heranzuführende Verstärkungen.

	Btl.	Esk.	Bttr.	Stärke annähernd	Bemerkungen.
Reservetruppen westlich des Baikalsees	40	36	8	46 000	2. und 3. Sib. Inf. Div. Sib. Kas. Div. und 2 selbst. Kas. Regtr. Abtransport mindestens 3 Wochen, anscheinend von Mitte März ab zu rechnen.
Aktive Truppen aus dem europäischen Rußland . .	48	36	24	55 000	X. Armeekorps (Charkow), XVII. Armeekorps (Moskau) } ohne die bereits in Ostasien befindlichen beiden Brigaden (s. oben unter A). Abtransport mindestens 30 bis 35 Tage, vermutlich frühestens von ungefähr 5. April ab zu rechnen.
	88	72	32	101 000	

Ob und welche Verstärkungen dann noch folgen werden, läßt sich vorläufig nicht absehen.

II. Japan.

	Btl.	Esk.	Bttr.	Stärke	Bemerkungen.
Aktives Heer	156	55	114	152 000	Einige Inf. Div. bleiben wahrscheinlich vorläufig in der Mitte der Hauptinsel Nipon zurück. An aktiven Truppen treten daher auf dem Festlande zunächst nur etwa 120 000 Mann auf.
Reservetruppen	78	13	13	70 500	
	234	68	127	222 500	
Nationalarmee (im Auslande nicht verwendbar) . . .	104	.	.	130 000	



Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.



Übersichtsskiz

ostasiatischen

1 : 11 900000.

100 0 100 200 300

Pehi



Über „unvorhergesehene Situationen".

(Hierzu Skizze 1.)

Vor kurzem fand ich Veranlassung, wiederum den klassischen Aufsatz Moltkes aus dem Jahre 1871 „Über Strategie" vorzunehmen, und stieß hierbei erneut auf die heutigen Tages allgemein anerkannten Sätze:

„Der Feldherr ist im Laufe des ganzen Feldzuges darauf angewiesen, eine Reihe von Entschlüssen zu fassen auf Grund von Situationen, die nicht vorherzusehen sind"

und

„Es kommt darauf an, in lauter Spezialfällen, die in den Nebel der Ungewißheit gehüllte Sachlage zu durchschauen, das Gegebene richtig zu würdigen, das Unbekannte zu erraten, einen Entschluß schnell zu fassen und unbeirrt durchzuführen".

Schon einmal hatte sich mir Gelegenheit geboten, diesen Sätzen eingehend näherzutreten. Es war dies bei Bearbeitung meiner „Studien über den Krieg" im dritten Teile „Strategie" geschehen. In Rücksicht auf Selbsterlebtes beschäftigten sich die damaligen Betrachtungen mit zwei Episoden der Feldzüge von 1866 und 1870. Die erstere betraf die Lage der preußischen Zweiten Armee unmittelbar vor der Schlacht bei Königgrätz, die letztere selbige vor dem Rechtsabmarsch der Zweiten und Maas-Armee, welcher zur Schlacht von Sedan führte.*)

Als charakteristischer Unterschied läßt sich aus der darüber angestellten Betrachtung entwickeln, daß dieser „Nebel der Ungewißheit" 1866 lediglich durch eigenes Verschulden entstand und so die richtige Erkenntnis zeitweise verhinderte, während 1870 die Heeresleitung zunächst keine Schuld an seiner Ausbreitung trug. Hier waren es vielmehr die Maßnahmen des Gegners, die durch seinen unabhängigen Willen zu einer unvorhergesehenen Situation führten, welche kaum zu erwarten stand, und deren

*) Studien über den Krieg. 3. Teil: Strategie. 1. Heft. Berlin 1902 bei E. S. Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. S. 104 und Folge.

Einleitung überhaupt nicht zu übersehen war. Es fehlte somit jede Basis für eine frühzeitige Erkenntnis. Derartige Lagen werden sich eben infolge des selbständigen Willens des Gegners häufig ergeben, und ich habe in dem betreffenden Kapitel der „Studien" die von Moltke angegebenen Maßregeln, um sie zu beherrschen, an der Hand der Ereignisse näher beleuchtet. Die Maßregeln selbst sind von ihm in allgemeinen Zügen in den schon erwähnten Worten enthalten, daß es darauf ankäme, „die Sachlage zu durchschauen, das Gegebene richtig zu würdigen, das Unbekannte zu erraten und einen Entschluß schnell zu fassen und unbeirrt durchzuführen". Wer sich also zur Beherrschung solcher Lagen ausbilden will, wird gut daran tun, sich im Studium auf theoretischem Wege mit den betreffenden Erscheinungen der Wirklichkeit und deren Ansprüchen vertraut zu machen.

Etwas anders liegt es mit den Ergebnissen aus den Betrachtungen, die sich auf 1866 beziehen. Damals sind das Große Hauptquartier und dasjenige der Zweiten Armee in Lagen geraten, in denen sie vom Gegner zum Teil gar nichts wußten, zum Teil sich unrichtigen Anschauungen über seinen Verbleib hingaben. Und zwar sind diese Lagen nicht allein durch das mangelhafte Ansetzen der Aufklärungen hervorgerufen worden, sondern vorzugsweise auch durch unrichtige Beurteilung der Absichten des Gegners — immerhin ist hier die Ungewißheit durch eigenes Verschulden an verschiedenen Stellen hervorgetreten. Auch hierauf bin ich in den „Studien" näher eingegangen.

Die Möglichkeit aber, falsche Anschauungen aus Entwicklung eigner Ideen zu gewinnen, umfaßt ein überaus großes Gebiet. Dieser Umstand enthält die Mahnung, sich immer von neuem mit derselben zu beschäftigen und immer von neuem darüber nachzudenken, wie sie entstehen, und ob es nicht Anleitungen gibt, um sie zu vermeiden oder wenigstens einzuschränken.

So veranlaßte mich der oben erwähnte erneute Einblick in den Moltkeschen Aufsatz „Über Strategie", mich wiederum mit diesem Stoff zu beschäftigen.

Dabei handelte es sich zunächst darum, eine kriegsgeschichtliche Episode zum Ausgangspunkt der Untersuchungen zu wählen, von der man annehmen konnte, daß sie für die hier gewünschte weitere Aufklärung einen geeigneten Anhalt bieten würde. Bei den Erwägungen über die Wahl geriet ich auf die unglücklichen Operationen der Schlesischen Armee in den Februartagen des Jahres 1814.

Für den allgemeinen Zusammenhang hatte ich noch eine ausreichende Kenntnis jener Ereignisse bewahrt, namentlich von der nicht genügend umfassenden Beurteilung der Lage im Hauptquartier der Schlesischen Armee. Ein erneutes Eingehen auf diese Episode ließ mithin erwarten, daß in ihr sich auch Lehren in bezug auf die mich interessierenden Fragen ergeben würden. Dazu kam, daß ich das im vorigen Jahre erschienene Werk des Herrn Generals v. Janson von 1814 gerade zur Hand hatte.



Skizze 1.

Ei
fri
W
„
H
ge
„d
er
alſ
S
un

18
Ar
Te
die
ger
des
an
näl

gen
ſich
nac
ode

Auſ

gan
für
Bei
Sch

jene
der
Epi
inte
erſch

und so setzte ich mich hin, um jene Periode einem erneuten Studium zu unterziehen.*)

Nun sind aber kriegsgeschichtliche Werke doch derartig geschrieben, daß sie in erster Linie die Ereignisse des betreffenden Feldzuges in geordneter Weise in ihrem ganzen Zusammenhang zur Kenntnis bringen wollen, keineswegs aber ist es ihre Aufgabe, ihren Inhalt so zusammenzustellen, daß er die Untersuchung einzelner theoretischer Fragen im Auge hat. Wer solche anstellen will, wird sich aus den betreffenden Kapiteln die geeigneten Notizen ausziehen und dabei oft auch auf andere Kapitel zurückgreifen müssen, da die Kenntnis vorangegangener Geschehnisse und Absichten nicht immer zu entbehren sein wird. In dieser Weise habe ich mir den erforderlichen Stoff in Notizen gesammelt, die für mich zu weiteren Erwägungen ausreichten. Da ich aber hier die Ergebnisse meiner Beschäftigung auch anderen zur Erwägung unterbreiten will, habe ich diese Notizen zu einer einheitlichen Darstellung verbunden und in ihr die Betrachtungen an den dazu geeignet erschienenen Stellen eingefügt. Den Schluß bildet alsdann die Zusammenstellung der Ermittlungen zu einem Gesamtergebnis.

Die Schlesische Armee in der Zeit vom 2. bis 10. Februar 1814.

Im Laufe des Januar 1814 hatte sich die Schlesische Armee durch verschiedene ihr zuteil gewordene Aufgaben wie durch Neuzuteilung des Kleistschen Korps, welches noch im Anmarsch begriffen war, in einzelne Gruppen aufgelöst. Der Feldmarschall Blücher selbst war mit den russischen Korps Sacken und Olsufiew zur Unterstützung der Hauptarmee an die Aube geeilt und hatte nach dem Treffen von Brienne mit diesen und den vom Fürsten Schwarzenberg ihm überwiesenen Korps am 1. Februar dem Kaiser Napoleon bei La Rothiere eine Niederlage beigebracht.

Die Franzosen zogen sich am 2. Februar in Richtung auf Troyes und Arcis sur Aube zurück. Seitens der Verbündeten wurde am Vormittag in einem Kriegsrat festgesetzt, daß die bereits vor der Schlacht in Aussicht genommene Trennung Blüchers von der Hauptarmee nunmehr stattzufinden habe: „daß das schlesische Kriegsheer des Feldmarschalls sofort nach Chalons marschieren, dort die getrennten Heerteile der Generale v. Yorck, v. Kleist und Graf Langeron mit sich vereinigen und sodann längs

*) Geschichte der Befreiungskriege 1813—1815. Geschichte des Feldzuges von 1814 in Frankreich von v. Janson, Generalleutnant z. D. Erster Band. Berlin 1903. E. S. Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. Dieses vortreffliche Werk, auf ein reiches Quellenstudium gestützt, bietet ein überaus schätzenswertes Material zu Studien der verschiedensten Art. Es giebt wenige Feldzüge, welche eine so gewichtige Einwirkung der Politik auf die Kriegführung nachweisen, wie dieser, und die überaus schwierige Aufgabe, dies darzulegen, ist dem Herrn Verfasser in hohem Grade gelungen. In demselben Maße aber auch die Schilderung von Einzelheiten, sowie die in die Ereignisse verwebten Beurteilungen. Jedem, der sich in das Studium vertieft, bietet es reichen Stoff zu weiteren Erwägungen.

der Marne über Meaux gegen Paris, das Hauptheer sich hingegen nach Troyes wenden und auf beiden Ufern der Seine gleichfalls dorthin vordringen sollte“.

2. Februar. Blücher brach mit den beiden bei ihm befindlichen russischen Korps infolgedessen am Nachmittage, sobald deren Front frei geworden war, auf und erreichte Braux le Comte und Yevre.

Das zunächst für eine Vereinigung mit diesen Teilen der Schlesischen Armee in Betracht kommende Korps Yorck befand sich zur Zeit im Marsche von St. Dizier auf Chalons, woselbst die Streitkräfte des Marschalls Macdonald versammelt waren. Vitry war noch von den Franzosen besetzt.

Das Korps Kleist, durch den Eisgang des Rheins aufgehalten, gelangte an diesem Tage bis Gorze mit seiner ersten Staffel, die zweite vermochte erst in einigen Tagen zu folgen.

Weiterhin war das 10. russische Infanteriekorps unter Kapzewitsch am Tage vorher von Mainz aus in Marsch gesetzt worden, die ihm gegebene Richtung war Stainville—St. Dizier.

Außer diesen Abteilungen der Schlesischen Armee kam in deren augenblicklichem Wirkungskreise noch das 6. russische Korps unter Wittgenstein in Betracht. Dieses, welches schon früher die Verbindung zwischen der Schlesischen und Hauptarmee unterhalten hatte, war von Nancy über Joinville anmarschiert, seine Kavallerie unter Pahlen weit voraus. Hierauf über Vassy vorgehend, war es wieder nördlich dirigiert worden, so daß es sich am 2. Februar mit seinem Gros halbwegs St. Dizier und Vitry auf dem rechten Marneufer befand, Pahlen links des Flusses bei Bussy.

Von weiterem Einfluß auf die Ereignisse nördlich der Aube wurde eine „Disposition für den 3. Februar“ des Fürsten Schwarzenberg. Nach derselben zu urteilen, hatte er die Überzeugung gewonnen, daß der Feind über Lesmont nach Troyes abzöge. Infolgedessen ordnete er an, daß die Hauptkräfte dorthin sich dirigierten, ein Korps auf Arcis. Nach letzterem Orte ward Wittgenstein von St. Dizier aus bestimmt und hatte am 5. dort einzutreffen. Gleichzeitig wurde diesem General mitgeteilt, daß er wieder „in seine eigentliche Bestimmung“ zurücktrete „zur Erhaltung der Verbindung zwischen der diesseitigen und der Schlesischen Armee“. In bezug auf die Bewegungen Blüchers hieß es in der Disposition, daß derselbe „über Braux le Comte vorrücken und sich mit Yorck vereinigen sollte, um gegen die in Chalons und Vitry stehenden Marschälle Macdonald und Marmont“ zu operieren.*). In einem ferneren an Blücher gerichteten Schreiben äußerte sich der Fürst Schwarzenberg: „Bestätigt sich des Feindes Rückzug nach Troyes, so wird durch Ew. Exzellenz

*) Marmont befand sich schon am 31. Januar mit dem größeren Teil seiner Streitkräfte (8200 Mann) in Soulaines und war mit diesen an der Schlacht von La Rothiere beteiligt gewesen; der Rest seines Korps hielt sich noch an der Marne in Verbindung mit Macdonald um Vitry.

Operation die Vereinigung der Generale Macdonald und jener bei Vitry stehenden Feinde mit dem Kaiser Napoleon nicht recht wahrscheinlich.“

Im einzelnen gestalteten sich die weiteren Bewegungen der Schlesischen Armee folgendermaßen:

3. bis 5. Februar.

Das Hauptquartier derselben war am 3. Februar in St. Ouen angelangt und hatte am 4. mit dem Korps Sacken Fere Champenoise erreicht, das Korps Olsufiew gelangte nach Montepreux. Auf ein glückliches Vordringen Yorcks auf Chalons wiesen der in seiner Marschrichtung fortschreitende Kanonendonner sowie verschiedene Gerüchte hin.*) Am 5. morgens ging Meldung vom Vorrücken einer feindlichen Kolonne von Vitry aus ein (es war die von dort abgerückte Garnison, über deren Verbleib man weiter nichts erfuhr). Der Feldmarschall beschloß, sich zunächst gegen Chalons zu wenden, umsomehr, als dessen Besetzung durch Yorck ihm noch nicht bekannt war. Nun befand sich aber die gesamte Kavallerie Sackens (Olsufiew verfügte über keine) weit in westlicher Richtung vorgeschoben, da sie am Tage vorher in der Verfolgung eines von Chalons abmarschierten größeren Kavallerietrains begriffen gewesen war. Dieser hatte sich unter dem Schutze seiner bei Sezanne standhaltenden Bedeckung gerettet, nur General Karpow II war mit einer Abteilung Kasaken bei Sezanne verblieben. Jetzt mangelte es an ausreichenden Mitteln zur Aufklärung nach der entgegengesetzten Richtung, so daß die beiden russischen Korps noch spät abends in Soudron und Gegend (Vatry) anlangten, wo sich ihnen ein zweiter Transport aus Chalons nebst etwa 5000 Mann in der Dunkelheit ebenfalls glücklich entzog.

Inzwischen war eine Meldung Pahlens vom 3. 4[30] nachmittags aus Lhuitre eingegangen, daß er, zunächst auf Vitry dirigiert, am 2. den Befehl zum Marsch auf Arcis erhalten habe. Am Abend des 5. wurde dann auch das Einrücken Yorcks in Chalons bekannt, doch war noch keine direkte Verbindung herzustellen, da die Franzosen noch bis zum folgenden Morgen um 3[00] das linke Marneufer besetzt hielten. Blücher faßte nun den Entschluß, mit der Kavallerie Sackens den Marschall Macdonald zu verfolgen, im übrigen aber die vordersten Korps langsam den Weg auf Paris fortsetzen zu lassen, wodurch sich dann von selbst die Versammlung der Armee vollzog, wenn die hintersten Abteilungen in forcierten Märschen herangezogen wurden.

Daß im Blücherschen Hauptquartier beim Abmarsch von der Aube am 2. Februar die eigene Lage zur Zeit richtig beurteilt worden ist, hat die kriegsgeschichtliche Darstellung erwiesen. Über die Stärke des an der Marne, dem Yorckschen

*) Die Stärke der einzelnen Abteilungen wird im Jansonschen Werke angegeben: bei Sacken auf 15000, Olsufiew 3700, Yorck 16000, Wittgenstein 6000 Mann (S. 244 und 237) außer der Kavallerie Pahlens, welche anfänglich mit etwa 5000 Mann berechnet wurde. Von den noch zurückbefindlichen Abteilungen zählte das 1. Echelon des Kleistschen Korps 8000, des Korps Kapzewitsch 7000 Mann. Die Gesamtstärke der Schlesischen Armee betrug mithin etwa 50000 Mann.

Korps gegenüber befindlichen Marschalls Macdonald können Zweifel vorhanden gewesen sein. Einen Teil der Truppen des Marschalls Marmont vermutete man ebenfalls dort, und dies war zutreffend. Jedenfalls glaubte man, daß das Yorcksche Korps ausreichen würde, den Gegner weiter zurückzudrängen. Für alle Fälle aber schlug Blücher mit den bei ihm befindlichen beiden russischen Korps die Richtung auf Chalons ein, wohin auch York dirigiert war, um bei der Hand zu sein. Es war dies auch die Richtung, in welcher am ehesten eine Vereinigung mit York hergestellt werden konnte, was man für die Versammlung der gesamten Armee im Auge behalten mußte.*)

Verändert wurde alsdann wesentlich die Lage dadurch, daß man die Besetzung Chalons' vom Yorckschen Korps erfuhr. Der Vormarsch, dem Endziele entsprechend, mußte sich nun gegen Paris wenden. Weitere hiermit verbundene Ansichten teilte Blücher noch am 5. abends 8^{00} in einem Schreiben dem Fürsten Schwarzenberg mit: Er treibe mit einer Kolonne die Marne abwärts Macdonald und Sebastiani**) vor sich her, mit der anderen wolle er auf Montmirail marschieren, seine leichte Kavallerie bleibe mit Pahlen in Verbindung. „Durch diesen Marsch halte ich den Marschall Macdonald von der Hauptarmee getrennt, bleibe Herr der Marne und kann jeden Augenblick, wenn E. D. es bedürfen, gegen die Seine rücken."

Aus diesem Schreiben ersieht man, daß verschiedene Möglichkeiten in Betracht gezogen worden sind, nur nicht die eine, welche tatsächlich eintrat: der Vorstoß Napoleons gegen die noch nicht versammelte Schlesische Armee.

Das Ausschließen eines derartigen Vorstoßes in den Erwägungen ist jedoch leicht erklärlich, folgte doch dem Kaiser Napoleon, der seinen Rückzug nach einer verlorenen Schlacht angetreten hatte, die ihm beträchtlich überlegene Hauptarmee. Man mußte daher, namentlich bei ihrer überwiegenden Stärke an Kavallerie, voraussetzen, daß sie in engster Fühlung mit ihm bleiben und, wohin er sich auch wenden würde, ihm folgen werde. Diese Ansicht — an und für sich völlig begründet — erwies sich späterhin nicht als zutreffend. In ähnlicher Weise gelangte auch 1870 der Marsch Mac Mahons längs der belgischen Grenze anfangs nicht zur Erwägung. So gibt es in der Natur des Krieges begründete Unwahrscheinlichkeiten, die bis zu ihrem Eintreten sich der Erkenntnis noch verschließen. Der Rückzug des Feindes auf Troyes konnte vorausgesetzt werden, jedenfalls befanden sich nur noch kleinere Abteilungen desselben auf dem rechten Ufer der Aube, deren Verbleiben Wittgenstein im Auge behalten mußte, von dem die Entsendung Pahlens nach Arcis sur Aube bekannt war.

*) Im Jansonschen Werke wird die Stärke des Macdonaldschen Korps auf 9143 Mann angegeben, Marmonts auf 12 051 Mann, am 25. Januar, vor der Schlacht von La Rothiere, von letzterem waren jedoch bereits an der Aube 8300 Mann.

**) Sebastiani befehligte unter Macdonald das 5. Korps, doch bestand dies nur aus einer 1440 Mann starken Infanterie-Division.

Die Kavallerie Sackens vermochte schließlich sehr wohl auch gegen die Aube und Seine zu streifen; so mußte man sich auch in Richtung auf Nogent ausreichend gesichert halten, um rechtzeitig die noch getrennten Kolonnen der eigenen Armee vereinigen zu können. Nur kam es dann vor allem darauf an, daß die Gegend, in welcher die Vereinigung erfolgen sollte, in richtiger Bemessung von Zeit und Raum bezüglich der Bewegungen bei Freund und Feind gewählt wurde.

6. Februar.

Am Morgen des 6. Februar um 8^{30} Uhr traf Blücher folgende Anordnungen:

Sacken sollte an diesem Tage nach Vertus, am 7. nach Etoges und am 8. nach Montmirail gelangen, seine gegen Sezanne vorgeschickte Kavallerie gegen Aube und Seine streifen.

Yorck wurde auf Chateau Thierry gewiesen; fände er beim Überschreiten der Marne Schwierigkeiten, so könnte er sich Sacken nähern.

Das Hauptquartier der Schlesischen Armee verblieb am 6. noch in Soudron, ebenso Olsufiew um Vatry, gemeinschaftlich sollte dann am 7. Vertus am 8. Etoges und am 9. Montmirail erreicht werden.

Die noch zurück befindlichen Korps Kleist und Kapzewitsch wurden angewiesen mittelst forcierten Märschen am 10. in Montmirail einzutreffen.

Danach konnte gegen den 10. Februar die Versammlung der Schlesischen Armee erst als vollzogen betrachtet werden, wenn Sacken vom 8. Februar an nicht viel weiter vorgelassen wurde und Yorck sich ihm oder den andern Korps mehr genähert hätte.

Noch war die Sachlage für die Schlesische Armee, als bei derselben dieser Befehl am 6. Februar morgens ausgegeben wurde, eine solche, daß er ihr im allgemeinen entsprach, wenigstens so weit man im Hauptquartier darüber unterrichtet war. Der zunächst in Betracht kommende Gegner, Macdonald, befand sich im Abmarsch von Chalons auf Chateau Thierry, die Vermutung, daß die feindlichen Hauptkräfte den Rückzug nach Troyes genommen hätten, war zutreffend (sie befanden sich tatsächlich noch im Besitz von Troyes, wenngleich der weitere Rückzug auf Nogent bereits in der Ausführung begriffen war); abends schickte sich Schwarzenberg zum Angriff auf die dortigen Streitkräfte an.

Dagegen befanden sich, was man im Hauptquartier Blüchers noch nicht wußte, weder Wittgensteins Infanteriekorps noch die zugehörige Kavallerie Pahlens mehr auf dem rechten Ufer der Aube. Die Mitteilung, daß sie bereits diesen Fluß überschritten hatten und auf Charmont und Mery marschierten, lief erst im Laufe des 6. ein, nur ½ Kasaken-Regiment Wlassow verblieb in Arcis sur Aube. Arcis war mithin vom Feinde frei, und da die Hauptarmee sich auf dem linken Ufer der Aube nach dem Hinüberziehen Wittgensteins befinden mußte, war aus dieser Richtung nichts zu befürchten. Die Kasaken Wlassows aber genügten, um nachrichtlich zu erfahren, wenn sich in dem Winkel zwischen Aube und Seine etwas

Wesentliches zutrug. Nur auf die Deckung der eigenen linken Flanke durch das Wittgensteinsche Korps konnte man nicht mehr rechnen. Dies mußte nun dem General Seslawin mit seinen Kasaken überlassen bleiben, welchen Wittgenstein zur Verbindung mit Blücher bestimmt hatte. Unter diesen Umständen legte man auch der vom Großen Hauptquartier aus Arcis am 5. 3⁰⁰ nachmittags ergangenen Mitteilung, daß Marschall Marmont am 4. mit 6000 Mann von Arcis nach Nogent abgerückt sei, darunter 2000 Mann Kavallerie, keinen Wert bei. Dennoch setzt hiermit ein Moment ein, der später recht gewichtig werden sollte: die nicht ausreichende Aufklärung der Flanke, nachdem der von Nogent herführenden Straße jetzt, bei der starken Kavallerie des dorthin gelangten Gegners, größere Beachtung hätte geschenkt werden müssen.

Man verließ sich wohl darauf, daß dafür Seslawin sorgen würde — aber Seslawin verschwand an diesem Tage für immer aus der dortigen Gegend und, was das Schlimmste dabei war, ohne daß Blücher dies erfuhr. In der Befürchtung, daß auf dem äußersten linken Flügel der Hauptarmee die Aufklärung durch den wenig unternehmungslustigen Platow mit seinen Kasaken nicht ausreichend erfolgen würde, wies Kaiser Alexander eigenmächtig Seslawin an, sich vom äußersten rechten Flügel dorthin zu begeben. Die Folge war, daß sich im Hauptquartier der Schlesischen Armee in die Anschauung über die Lage eine falsche Vorstellung ohne eigenes Verschulden einschob: die von einer ausreichenden Sicherung der linken Flanke.

Wäre dem zu begegnen gewesen? Ich glaube „ja!" Wenigstens würde ich folgendes als Lehre daraus entnehmen:

Es handelte sich hier um die Verbindung zweier im Marsche befindlichen Armeen, von denen die eine in weit voneinander getrennten Kolonnen auseinandergezogen war, also für eine einheitliche Verwendung noch erst eines Zusammenziehens, mithin einer gewissen Zeit für dasselbe bedurfte. Verhältnismäßig starke Kavallerie ist für eine solche Aufgabe erforderlich, aber es kann auch unter Umständen angebracht sein, größere Abteilungen von Infanterie dazu zu verwenden.

Gehört ein derartiges Zwischenkorps aber einer der beiden Armeen an, so kann der Führer der anderen nicht über dasselbe verfügen; dieser wird gut tun, mit der Möglichkeit zu rechnen, daß das Korps von dem Oberkommandierenden seiner Armee im Hinblick auf hervortretende dringende Anforderungen auch plötzlich eine anderweitige Verwendung findet. Jedenfalls ist es für ihn vom höchsten Wert, über Änderungen in der bisherigen Bestimmung desselben rechtzeitig unterrichtet zu werden und dazu erforderlich, daß er selbst Anordnungen trifft, damit dies auch sicher stattfindet. Man wird nun sagen, daß die dazu erforderliche Mitteilung Sache desjenigen sei, der das Zwischenkorps abberuft, sowie des Kommandierenden dieses Korps. Ganz richtig! Aber aus dem vorliegenden Fall lernen wir doch, daß dies nicht immer geschieht, und manche andere Erfahrung stellt die Kriegsgeschichte diesem Fall zur

Seite. Im Drange der Ereignisse wird ein solches Erfordernis leicht übersehen, da man im Korps zu sehr mit den Ansprüchen der jetzt neu eintretenden Verhältnisse beschäftigt ist, auch eine über demselben stehende Instanz es für selbstverständlich hält, daß das Korpskommando die Benachrichtigung übernehmen wird, und dies selbst zu tun verabsäumt. Derartiges sollte eigentlich nicht vorkommen, aber es geschieht doch, und man muß sich daher auch mit den Friktionen, die sich ereignen können, bekannt machen und mit ihnen in den Erwägungen für die eigene Befehlserteilung rechnen, um sie, wo es irgend möglich ist, durch besondere Maßnahmen auszuschließen.

Die nicht rechtzeitige Benachrichtigung von den späteren Vorgängen auf der Straße Nogent—Sezanne wurde mit Veranlassung, daß im Nebel der Ungewißheit ungenügende Anordnungen vom Oberkommando der Schlesischen Armee ausgingen.

Derartige Zwischenkorps müssen direkt der obersten Heeresleitung unterstellt sein.*) Das war allerdings auch hier der Fall, aber diese oberste Heeresleitung übte auch das Oberkommando über sämtliche Korps der Hauptarmee aus und befand sich bei dieser. Was bei ihr sich ereignet oder mit ihr geschehen sollte, hat der Leitung stets näher gelegen als eine wirksame Unterstützung der Schlesischen Armee.

Aus diesen Gründen dürfte es sich empfehlen, daß ein Armeekommando, welches nicht über die zum vorliegenden Zwecke bestimmte Truppe verfügt, seinerseits stets Maßregeln trifft, um rechtzeitig Informationen zu erhalten oder einen Ersatz zu ermöglichen. Dazu gehört die Zuteilung eines geeigneten Offiziers mit einigen Reitern. Eine solche Zuteilung war hier auch tatsächlich erfolgt, aber sie erwies sich nicht als ausreichend. Denn es tritt noch ein Moment hinzu: die Sorge für die eigene Sicherheit. Diese kann erfordern, daß eine Zuteilung auch größer bemessen werden muß, und zwar bis zu geschlossenen Abteilungen (Eskadron, Regiment und noch mehr), je nach der Wichtigkeit der Aufgabe, der Entfernung und der Stärke der überhaupt vorhandenen Reiterei. Diese Abteilungen sind dann auch zum selbständigen Handeln im Interesse der eigenen Armee befähigt. Ferner muß die Gruppierung der einzelnen Heeresteile innerhalb jener Armee, gleichviel ob das Ganze in der Bewegung oder im Halten befindlich, gestatten, ein Vordringen des Gegners auch aus unerwarteter Richtung so lange durch ausreichende Kräfte zu verzögern, bis sie in der Lage ist, ihm in ihrer Gesamtheit entgegenzutreten.

Wesentlich verändert aber wurde die Lage durch ein nach Ausgabe des Befehls am 6. Februar einlaufendes Schreiben des Fürsten Schwarzenberg vom 2. Februar aus Vendeuvre, welches lautete:

„Es ist nunmehr mit fast vollkommener Gewißheit anzunehmen, daß die größere Stärke des Feindes sich mit dem Kaiser Napoleon auf Troyes und nur eine geringere auf Arcis gezogen hat. Ich bin nicht gesonnen, den Punkt von Troyes in

*) Seslawin gehörte zur Hauptarmee.

der Front anzugreifen, sondern werde mich, dem Geist unserer früheren Dispositionen gemäß, stets links ziehen, um des Feindes rechte Flanke zu umgehen, und, wenn er lange genug in Troyes stehen bleibt, auf seine Kommunikationen von Paris zu marschieren . . . . ."

So viel geht aus diesem Schreiben mit voller Bestimmtheit hervor, daß, wenn Napoleon „lange genug stehen bliebe", sei dies nun bei Troyes, sei es bei Nogent, er sich auf der inneren Linie zwischen den beiden Armeen befinden mußte, sobald Schwarzenberg diese Linksziehung ausführte. Oft genug aber hatte der Kaiser seine Hinneigung sowie auch sein Geschick zur Ausbeutung derartiger Lagen erwiesen, da konnte man sehr wohl damit rechnen, daß er sich auch diesmal ihrer bedienen würde. Von diesem Augenblick an hätte ein Offensivstoß von ihm gegen die linke Flanke der Schlesischen Armee in Betracht gezogen werden müssen.

Es fängt mit dem Unterlassen dieser Erwägung die eigene Schuld des Oberkommandos der Schlesischen Armee an, welche dahin führte, daß es nicht früh genug die Absichten des Feindes, wie sie sich bald darauf entwickelten, erkannte.

Weiter hieß es in diesem Schreiben: „Ich glaube, daß sich ein Teil des Korps von Marmont gegen Chalons gewandt hat und mit den Truppen unter Macdonald vereinigt haben wird. Mit diesen werden E. E. bald fertig werden. Nur wünsche ich hauptsächlich Ihre Meinung darüber, ob Sie sich auf Chalons selbst wenden oder mehr links halten wollen, zu erkennen. Die Hauptarmee sowie die von E. E. sind an sich stark genug, um es mit dem Feinde aufzunehmen, den wir vor uns haben, und ich glaube, daß wir stets von unseren früheren Grundsätzen ausgehen müssen, die Front des Feindes nur schwach zu beschäftigen, während die Hauptarmee in dessen rechter und die von E. E. in dessen linker Flanke operiert. Der Feind sieht sich dadurch genötigt, gegen jeden von uns etwas aufzustellen, und ist dadurch überall schwächer als wir. Sollte er in der Mitte durchbrechen, so verliert er augenblicklich seine Kommunikation mit Paris sowie seine Flanken". Der Fürst hätte sehr wohl hinzusetzen können: „aber wir auch die unseren". Außerdem wird man in Blüchers Hauptquartier wohl ebenso sicher jetzt schon von der Notwendigkeit, den Marsch nach Paris ohne Rücksicht auf flankierende Bewegungen des Gegners fortsetzen zu müssen, überzeugt gewesen sein, wie dies späterhin der Fall gewesen ist, während man darauf rechnen konnte, daß Schwarzenberg schon bei dem Gedanken, einem Flankenangriff ausgesetzt zu sein, eher rückwärts als vorwärts gehen würde.

Alle Veranlassung lag daher vor, noch im Laufe des 6. Februar in Soudron zu prüfen, ob es nicht erforderlich wäre, weitere Maßnahmen ins Auge zu fassen, als die waren, welche den Vormarsch für die nächsten Tage durch den am Morgen ausgegebenen Befehl regelten. Dies ist aber nicht geschehen.

Hier finde ich indes einen Gedanken bestätigt, der mir durch eigene Erfahrung schon öfter nahe gelegen hat. Man erwarte nämlich nicht, daß in dem Ideenkreise eines Hauptquartiers alle Möglichkeiten während der Operationen stets in Betracht gezogen werden. Im Laufe derselben lebt man in einem solchen Stabe im Verfolg von augenblicklich ganz bestimmten Zielen, und manche Möglichkeit, die erst mit der Zukunft eintreten könnte, bleibt unbeachtet oder wird nur beiläufig flüchtig beurteilt, selbst wenn sie von irgend einem Mitgliede des Stabes hervorgehoben wird. Lehrreich ist in dieser Beziehung, wie wenig bei uns im Generalstabe des Großen Hauptquartiers 1870 der Hinweis des Generals v. Podbielski auf die Möglichkeit einer umgehenden Bewegung Mac Mahons auf Metz anfangs Beachtung fand, und zwar zu einer Zeit, wo diese Operation bereits in ihrer Ausführung begriffen war.

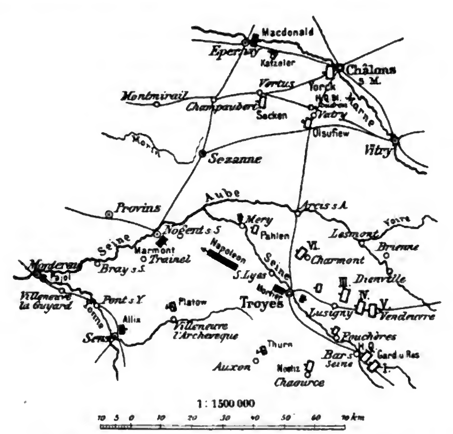
Von Einfluß ist dabei, daß die Wichtigkeit dessen, was man eben vorhat, bereits die ganze geistige Tätigkeit sowie auch die Zeit für das Erwägen, das gegenseitige Aussprechen und die Erteilung der Befehle, Direktiven usw. schon übermäßig jeden daran Beteiligten in Anspruch nimmt. Was späterhin an Maßregeln des Gegners, die von Einfluß werden könnten, und was sonst noch zu beachten bleibt, wird — so denkt man — seinerzeit noch hinlänglich Beachtung finden, für den Augenblick heißt es: wir wollen es abwarten, jetzt liegt uns etwas anderes näher! So geht es nach meiner Erfahrung leichthin in Wirklichkeit zu! Dieses Unterlassen kommt in den meisten Fällen nie zur Sprache, und nur da wird es kritisiert, wo unangenehme Folgen entstehen.

Anders dagegen liegen die Verhältnisse bei den Vorarbeiten zu einem Feldzuge, bei den Entwürfen für die Operationen. Da kann man allerdings eine umfassende Beachtung aller einschlagenden Momente verlangen. Die dazu nötige Ruhe und Zeit ist dann vorhanden, ebenso stehen meisthin viele Anhaltspunkte zur Verfügung. Es bedarf allerdings hier wie dort außerdem eines ausreichenden Maßes von Verständnis und Energie, um sich auf den richtigen Weg zu begeben. Hier wurde der Hauptzweck, welchen die Operationen der Schlesischen Armee augenblicklich verfolgten, festgehalten. Es ist dies das Vorgehen auf Paris. Dabei wird jedoch auch die Unterstützung Schwarzenbergs betont, und zwar wohl nur aus dem Grunde, weil man sein hinhaltendes Verfahren, seine Abneigung vor großen Entscheidungen wie seine übertriebene Berücksichtigung der Verbindungen kennt, alles Momente, die das Vorgehen der Hauptarmee ungünstig beeinflussen könnten. Die eigenen Gefahren aber, welche diese Linksschiebung Schwarzenbergs in sich schließt, beachtet man nicht; mit denen — so war es wenigstens stets in diesem Hauptquartier gehalten worden — wird man schon fertig werden, wenn sie tatsächlich eintreten sollten.

Wer nun heutigen Tages in der Nichtbeachtung der Möglichkeit eines Vorgehens Napoleons gegen die Schlesische Armee eine Lücke erkennt, ist in seinem Recht. Ich

kann ihm jedoch nur wünschen, daß er einst inmitten der Operationen sich denselben umfassenden Blick bewahre, den er heute bezeugt, und auch die Zeit ihm geschenkt werde, deren er bedarf, um alles zu erwägen. Wir aber wollen bei der Kritik nicht vergessen, daß wir jetzt so klug geworden sind nach voller Kenntnis aller Tatsachen.

Die gesamte Lage am Abend des 6. Februar gibt die hier folgende Skizze wieder.



Aus dieser Skizze geht hervor, daß Napoleon in der Lage gewesen wäre, schon jetzt mit den Truppen, welche er von Troyes auf Nogent s. S. zurückführte, in Verbindung mit den bei Nogent befindlichen Heeresteilen sehr wohl seine Operationen gegen Blücher einzuleiten. Umsomehr aber wurde dies erleichtert, wenn die Hauptarmee, statt ihn anzupacken, ihre umfassende Bewegung auf Sens ausführte.

In bezug auf die in der Skizze nicht angegebenen rückwärtigen Korps ist noch zu bemerken, daß an diesem Tage sich Kleist aus der Gegend von Bar le Duc und St. Dizier im Marsch auf Chalons befand und Kapzewitsch von Stainville über St. Dizier vorrückte.

Abzuändern für diesen Tag (den 6.) war nicht mehr viel, höchstens konnte vielleicht noch Olsufiew von Vatry in Richtung auf St. Mard, wenn das Wegenetz dies gestattete, sonst auf Bergeres vorgezogen werden und Sacken Anweisung erhalten, die Straßen nach Mery und Nogent mit stärkeren Kräften zu beobachten. Augenblicklich waren

aber nur die Kasaken Karpows bei Sezanne dazu verfügbar. Für die Beobachtung der Straße auf Arcis hatte man keine Kavallerie zur Verfügung, hier mußte man sich auf Wlassows Kasaken verlassen. Gelangte am folgenden Tage York in den Besitz von Epernay, so konnte ein Teil seiner Kavallerie mit einer Infanterie-Brigade die Fühlung mit Macdonald erhalten, während das Gros näher an die beiden vordersten russischen Korps herangezogen wurde. Ob man diese Masse von etwa 30 000 Mann dann noch bis auf die Straße Epernay—Sezanne vorschieben oder in dem Dreieck Bertus—Etoges—Pt. Morins (Aulnay) das Eintreffen der noch zurückbefindlichen 15 000 Mann erwarten sollte, mußte von den weiteren Aufklärungen abhängen. Jedenfalls blieb jetzt, nach Bekanntwerden der Absichten Schwarzenbergs, die Vereinigung der Armee die Hauptsache. Bis dies geschehen, mußte der Vormarsch gegen Paris unterbrochen und Macdonald nur noch beobachtet werden. Gerade aber in der Aussicht, gegen letzteren vielleicht noch einen gewichtigen Schlag ausführen zu können, wurde die Hauptsache beiseite gelassen.

Allerdings war bisher nur Macdonald der Gegner gewesen, der für die Schlesische Armee in Betracht kam, und es liegt nahe, daß man die Aufmerksamkeit solange wie möglich diesem zuwandte. Erst wenn sich andere Einwirkungen tatsächlich fühlbar machen und so aus dem Bereich der Kombinationen heraustreten, wird in derartigen Lagen ein Ablassen vom bisherigen Ziel in der Regel zu erwarten sein. Man läßt eben nicht einen Vorteil, den man bis dahin erstrebt hat, aus der Hand, wenn nicht eine absolute Nötigung vorhanden ist. Dennoch wird man, wenn die Möglichkeit einer solchen Nötigung vorliegt, die größere Gefahren in sich birgt, wohl tun, sich mit dem Bedauern zu begnügen, daß man von dem bisher Erstrebten ablassen muß, und dafür rechtzeitig die anderweitig erforderlich werdenden Maßregeln zu ergreifen. In dieser Beziehung geschah aber nichts.

7. Februar.

Am 7. Februar gelangten die am 6. morgens getroffenen Anordnungen zur Durchführung. York setzte sich in den Besitz von Epernay, Sacken, dessen Kavallerie in Richtung auf Meaux vor war, erreichte Etoges, Blücher mit Olsufiew Bertus. Die beiden zurückbefindlichen Korps gelangten nach Chalons und Vitry.

Die Sicherung seiner linken Flanke hatte Sacken dem General Karpow II mit seinen Kasaken übertragen und ihn nach Sezanne beordert. Dieser meldete schon vom 6., daß seine Patrouillen in Montmirail, Nogent s. M. und La Ferté sous Jouarre auf zerstreute feindliche Mannschaften gestoßen wären, woraus auf Auflösung der Macdonaldschen Truppen geschlossen wurde.

Weitere Nachrichten von Belang gingen an diesem Tage nicht ein.

Wohl wäre es möglich gewesen, die drei vordersten Korps, wenn erforderlich, zu vereinigen, doch hätte dazu eine rechtzeitige Benachrichtigung von einem Anrücken des Gegners aus südlicher Richtung gehört. Gerade aber diese Vorbedingung war nicht ausreichend sichergestellt worden, es hätte dazu auch diese Maßregel vom Ober-

kommando in umfassenderer und bestimmterer Weise getroffen werden müssen, als dies geschehen war. Vor allem wäre eine dauernde Befestigung von Pont St. Prix erforderlich gewesen, welche vom Oberkommando abhängig blieb. Man mag sich mit der Meldung begnügt haben, daß Karpow die Flanke decke, aber dieser war von Sacken nur zu seiner eigenen Sicherheit abgezweigt worden, im übrigen blieb die Beobachtung südlich nur Patrouillen überlassen, welche noch keine Garantie für eine rechtzeitige Besetzung des Defilees von St. Prix boten. Je weiter die Korps nun über die Linie Epernay—Sezanne vorrückten, desto gefährdeter wurde ihre linke Flanke wie die Vereinigung mit den noch zurückbefindlichen Heereskörpern und letzteres um so bedenklicher, wenn der Feind seinen Vorstoß über Mery, Plancy und Fere Champenoise richtete.

8. Februar. Auch die Bewegungen am 8. Februar vollzogen sich noch planmäßig. Yorck folgte dem abziehenden Gegner auf Chateau Thierry, Sacken gelangte nach Montmirail, seine vorgeschobene Kavallerie nach Vieils maisons, Blücher mit Olsufiew nach Etoges; Kleist und Kapzewitsch erreichten Chalons s. M.

Bei dem weiteren Vorrücken Sackens zog auch General Karpow zur Deckung seiner Flanke mehr westwärts nach Le Gault, nur eine geringe Abteilung bei Sezanne zurücklassend. Weiter wurde gemeldet, daß eine Kolonne des Feindes von 3000 Mann mit 100 Geschützen von Épernay auf Chateau Thierry abzöge. Dies gab Blücher Veranlassung, Sacken aufzufordern, am 9. mittels forcierten Marsches La Ferté sous Jouarre zu erreichen, um Macdonald den Rückweg gänzlich abzuschneiden. In dem Schreiben hieß es: „Euer Exzellenz linke Flanke ist vollständig gesichert, indem ich morgen mit Olsufiew nach Montmirail komme und die Korps von Kleist und Kapzewitsch unmittelbar nachfolgen."

Vom General Karpow gingen aber noch andere Meldungen im Laufe dieses Tages ein, welche doch die Aufmerksamkeit auf die linke Flanke in erhöhtem Grade hätten führen müssen.

Zunächst über Etoges vom General Sacken vom 8. früh 8½ Uhr weiter befördert, daß eine von Barbonne ausgesandte Partei eine feindliche Eskadron auf der großen Straße hinter Villenoxe angetroffen habe, vor der sie zurückgegangen sei.

Dann eine Meldung des Generals Karpow aus Le Gault, abgeschickt von Sacken um 5½ Uhr nachmittags aus Montmiral nach dem etwas über 20 km entfernten Hauptquartier in Etoges (Eingang unsicher), nach welcher der Feind den in Sezanne zurückgelassenen Kasakenposten vertrieben und den Ort sowie das Dorf Moeurs mit Infanterie und Kavallerie belegt habe. Karpow wäre deshalb in Le Gault verblieben und beobachte von dort aus. Ein Gefangener gab an, daß das ganze Korps Marmont sich daselbst befände und im Rückzuge auf Paris begriffen sei. Sacken fügte dem noch hinzu, daß er, dem Befehle gemäß, sich am 9. in Marsch auf La Ferté setzen werde. Fast könnte dieser Zusatz den Eindruck hervorrufen, als wenn er besonders darauf hin-

weisen wollte, ob es unter diesen Umständen nicht besser wäre, den Befehl zum Marsch zurückzunehmen.

Das Vorhandensein des Gegners in der Flanke sollte sich aber am Abend des 8. bei eingebrochener Dunkelheit noch deutlicher bemerkbar machen. Zu dieser Zeit überfielen polnische Lanziers, welche über die Brücke von St. Prix vorgegangen waren, die in Baye befindliche Abteilung Olsufiews, wo ihr Angriff jedoch zurückgewiesen wurde. Da keine Kavallerie bei diesem Korps sich befand, gingen die vorhandenen 21 berittenen Ordonnanzen des Armeeoberkommandos unter Leutnant Pantschulischew zur Aufklärung vor, ohne jedoch eine solche herbeiführen zu können. Olsufiew versammelte seine schwache Streitmacht bei Etoges. Das Hauptquartier selbst wurde noch in der Nacht nach Vertus zurückverlegt. In demselben waren die Ansichten über die Bedeutung der Ereignisse geteilt. Einzelnen erschien die Lage bedenklich, Gneisenau dagegen maß ihnen keinen besonderen Wert bei. So ging, statt Sacken zurückzuhalten, diesem durch einen Offizier die Weisung zu: „Wenn er es übersähe, daß das Vertreiben des Generals Karpow aus Sezanne nichts Ernstliches bedeute, solle er in Gottes Namen den Marsch auf La Ferté fortsetzen.“

Um Mitternacht ging dann noch vom Leutnant Pantschulischew von Champaubert Meldung ein, daß der Feind vor ihm das Dorf Baye besetzt halte, wo er ihn beobachte, sowie daß eine vorhergegangene Meldung von ihm, der Gegner hätte Geschütze bei sich, von Einwohnern als unrichtig bezeichnet würde. Ferner war in der Meldung gesagt, daß nach Aussage der Einwohner eine Kolonne von 8000 bis 9000 Mann, die sich bei Epernay geschlagen habe, im Durchmarsch auf Sezanne zur Vereinigung mit der Großen Armee erwartet werde.

Jedenfalls konnte sich durch diese Meldung die Lage verwickelter gestalten, doch scheint man ihr keinen Glauben beigemessen zu haben.

Auffallend aber bleibt es, daß, nachdem das Erscheinen der polnischen Lanziers die Zurückverlegung des Hauptquartiers nach Vertus veranlaßt hat, also doch in bezug auf die Nähe des Feindes ein gewisser Wert auf die persönliche Sicherheit des Oberkommandos gelegt wurde, und ungeachtet der Meldungen von der Anwesenheit feindlicher Infanterie und Kavallerie in Sezanne und Umgegend sowie des Gerüchts über das Marmontsche Korps, die bereits vorlagen, man sich nicht zu Maßnahmen veranlaßt sah, welche die Sicherheit der gesamten Armee betrafen. Der Offizier, welcher Sacken die Erwägung über sein „Stehenbleiben“ oder „Weitermarschieren“ nahelegen sollte, konnte erst eintreffen, als dessen Korps sich bereits im Marsch befand. Überdies muß eine derartige Entscheidung, von der das Wohl des Ganzen abhängig werden konnte, vom Oberkommando selbst getroffen werden. Der eine Einzelaufgabe verfolgende Korpskommandeur im isolierten Verhältnis wird stets geneigter sein, die Lage nur in bezug auf diese Aufgabe in Betracht zu ziehen als in Rücksicht auf die Gesamtlage der Armee, welche er nicht einmal ausreichend zu

übersehen vermag, namentlich aber nicht zutreffend beurteilen kann, wenn ihm so falsche Angaben zugehen, wie es hier mit der über das Eintreffen Blüchers und Olsufiews in Montmirail der Fall war.

Jedenfalls muß man ihn in solchen Fällen ausreichend orientieren. Solches geschah 1870, als man vor dem Zuge nach Sedan dem Kronprinzen von Sachsen die Initiative überließ, durch Sendung eines der Abteilungschefs des Generalstabes aus dem Großen Hauptquartier zu ihm.

Überhaupt zeigt letztere Episode manche Ähnlichkeit mit der hier vorliegenden des Jahres 1814. Das Ziel der Dritten und Maas-Armee war 1870 Paris: die Nachrichten über Bewegungen Mac Mahons zur Umgehung der rechten Flanke dieses Vormarsches oder seiner Direktion auf Metz waren unsicher, da sie sich auf Zeitungsartikel stützten, wie jene Anzeichen, welche Blücher durch das Erscheinen feindlicher Abteilungen bei Sezanne und den nächtlichen Überfall empfing, noch nicht die Gewißheit gaben, daß stärkere Kräfte des Gegners gegen seine Flanke sich im Anmarsch befänden. In beiden Fällen war es aber eine Notwendigkeit, von dem Ziele, das man im Auge hatte, vorläufig Abstand zu nehmen und sich vorzubereiten, damit, wenn die in der Luft liegende drohende Gefahr sich verwirklichen sollte, man auch in der Lage war, ihr rechtzeitig zu begegnen. Bei der preußischen Heeresleitung 1870 geschah dies, indem man zunächst den größten Teil der Korps den bereits angeordneten Marsch in der alten Richtung hin nicht ausführen ließ und sie zur anderweitigen Verwendung bereithielt; ein Mittel, welches sich in ähnlichen Lagen der Ungewißheit stets empfehlen dürfte, von dem man aber 1814 zum eigenen empfindlichsten Schaden keinen Gebrauch machte.

9. Februar. Durch diesen forcierten Marsch Sackens wurde die Vereinigung der Armee noch mehr in Frage gestellt. Überdies gelang es ihm am 9. Februar nicht, Macdonald den Übergang bei La Ferté sous Jouarre zu verwehren. Am Abend des Tages stand seine Avantgarde gegen diesen Übergangspunkt vorgeschoben, sein Gros bei Vieils Maisons, York war durch die gesprengte Brücke bei Chateau Thierry aufgehalten worden und befand sich teils vor diesem Ort, teils weiter rückwärts. Im übrigen war Blücher mit Olsufiew nicht, wie er Sacken benachrichtigt hatte, bis Montmirail gelangt, sondern nur bis Champaubert. Eine Mitteilung von Sacken vom 9. aus dem Hauptquartier Vertus besagt: Die Nachricht, ein bedeutendes feindliches Korps sei bei Sezanne, und der Umstand, daß weder General Olsufiew noch General Kapzewitsch Kavallerie haben, nötigte mich gestern, das Kleistsche Korps, das jetzt heran ist, abzuwarten. Kleist und Kapzewitsch gelangten nach Vertus. Nunmehr betrug die Entfernung zwischen den vordersten und letzten Abteilungen in der Luftlinie noch über 55 km.

Von dem Beobachtungsposten des Leutnants Pantschulischew ging an diesem Tage von Baye aus eine — allerdings beruhigend klingende — Meldung ein, daß

ihm durch eine auf St. Prix entsandte Patrouille der Rückmarsch des Feindes auf Sezanne sichergestellt sei.

Eine größere Zahl anderweitiger Mitteilungen erreichte noch im Laufe des Tages das Blüchersche Hauptquartier. So eine solche von Pahlen vom 7. nachmittags 3 Uhr aus Mery, nach welcher der Feind fortfahre, an der oberen Seine nach Nogent zu marschieren; Marmont einschließlich der Division Ricard sei am 5. von Mery gegen Nogent aufgebrochen, an demselben Tage habe man fortgesetzt auf der Straße Troyes—Nogent längs der Seine Truppen und Fahrzeuge marschieren gesehen, auch 6000 bis 7000 Mann alter Garde seien gefolgt. Die Brücke bei Mery sei zerstört, er selbst befinde sich im Besitz des auf dem rechten Ufer befindlichen Stadtteiles. General Seslawin sei über Plancy zur Beobachtung der linken Flanke des Feindes vorgegangen.

Auch Wittgenstein teilte unter dem 7. aus Charmont mit, daß Pahlen Mery angreifen und dann die Richtung auf Nogent einschlagen sollte, Seslawin aber beauftragt sei, am rechten Seineufer ebenfalls auf Nogent zu gehen, und Befehl erhalten habe, mit der Schlesischen Armee in steter Verbindung zu bleiben. (Die vom Kaiser Alexander am 6. ergangene anderweitige Verfügung über Seslawin muß daher Wittgenstein noch nicht bekannt gewesen sein.)

Ferner lief aber noch eine Mitteilung vom Oberst Wlassow vom rechten Aubeufer ein, welche besagte, daß man am 8. den Marsch starker feindlicher Abteilungen von Villenoxe auf Sezanne wahrgenommen habe. Außerdem ist noch eine Meldung Sackens vom 9. abends 8 Uhr zu erwähnen (also wahrscheinlich von Vieils Maisons her), bei der die Zeit des Eingangs nicht feststeht. Danach hatte General Karpow um Mittag aus Le Gault gemeldet, daß der Feind von Sezanne aus im Rückzuge (richtiger wohl im „Abmarsch") nach La Ferté Gaucher begriffen sei, Sezanne aber noch mit Infanterie besetzt halte; Fahrzeuge seien von dort in ersterer Richtung abgegangen. Gleichzeitig habe Sackens Avantgarde, die gegen La Ferté sous Jouarre stand, den Marsch eines Teiles der dort befindlichen Truppen auf Coulommiers gemeldet.

Die beiden letzten Nachrichten wiesen auf eine beabsichtigte Vereinigung feindlicher Streitkräfte vor Sezanne und La Ferté sous Jouarre auf der kleinen Pariser Straße in der Flanke eines weiteren Vormarsches der Schlesischen Armee hin. Aber dies Bild konnte doch erst nach Empfang der Meldung von Sackens Avantgarde entstehen und mithin erst am Morgen des 10. hervortreten. Solange aber blieben die Verhältnisse bei Sezanne und auf der Straße von dort nach Nogent noch nicht ausreichend aufgeklärt, und nach dem, was man darüber erfahren, mußte man mit der Möglichkeit rechnen, daß sich dort der Feind in nicht unbeträchtlicher Stärke bewege.

Trug man diesem Umstande Rücksicht, so wäre es angezeigt gewesen, Olsufiew bei

Champaubert am folgenden Tage zu belassen und Kleist und Kapzewitsch an denselben heranzuziehen, so daß man hier wenigstens 18 000 bis 19 000 Mann versammelt gehabt hätte. Eine Unterstützung durch Sacken erschien für den 9. ausgeschlossen, da die Verhältnisse doch nicht so drängend erschienen, ihm einen Rückzug zuzumuten; vielleicht konnte man Yorck noch so dirigieren, daß er sowohl zur Unterstützung Sackens wie der bei Blücher befindlichen Heeresteile verfügbar wurde, wenn auch für letztere erst am folgenden Tage. Wie wir sehen werden, trug man auch der letzteren Möglichkeit bei Ausgabe des Befehls für den 10. Februar Rechnung.

Die Lage gibt zu vielfachen Betrachtungen Veranlassung, doch können wir hier davon Abstand nehmen, da ein besonderes Verhängnis noch im Laufe des 9. ein neues Moment in die Kombinationen einfügte und dadurch die bisherigen Absichten in wesentlich andere Bahnen führte.

Hervorgerufen wurde dies durch zwei am 9. Februar eingehende Briefe von Schwarzenberg wie vom Kaiser Alexander.

Ersterer schlug in einem Schreiben von Bar s. A. am 6. vor, Kleist gegen Paris und Nogent so zu dirigieren, daß er beim Vorrücken Blüchers gleichzeitig dessen linke wie Wittgensteins rechte Flanke decke und „diese beiden Korps in den Stand gesetzt würden, im Falle eines überlegenen Angriffs einander gegenseitig zu unterstützen“.

Des Kaisers Alexander Brief war in ähnlichem Sinne gehalten: „Ich bin der Ansicht, daß es nützlich wäre, wenn Kleist unsere Bewegung stützte und sich aufs neue mit Wittgenstein vereinigte. Ich denke, daß die Verstärkung (durch Kleist) Ihnen weniger notwendig sein würde, da allem Anschein nach Sie nur das Korps von Macdonald gegen sich haben. Für alle Fälle jedoch stelle ich Ihnen das Korps von Wintzingerode zur Verfügung, welches nach den letzten Nachrichten nur noch vier Märsche von Reims entfernt ist.“

Außerdem traf auch noch ein weiteres Schreiben von Schwarzenberg vom 7. ein, wonach die Korps des Kronprinzen von Württemberg und Wittgensteins den in zwei Kolonnen auf Nogent zurückgegangenen Gegner auf den Straßen von Troyes nach Arcis verfolgten, während die Hauptarmee am 8. auf den Straßen nach Sens und Nogent Ortsunterkunft beziehen würden. „Ich werde dann“, hieß es ferner, „wie ich Ew. Exz. in meinem gestrigen Schreiben bemerkte, die Hauptarmee auf Sens und bloß Wittgenstein gegen Nogent dirigieren. Mit Zuversicht rechne ich darauf, daß Ew. Exz. mich über die Direktion, welche Sie dem General v. Kleist gegeben haben, des baldigsten in Kenntnis setzen werden.“

Damit war Blücher nun allerdings über die allgemeine Lage, insoweit sie die Hauptarmee und die Ansichten der Heeresleitung über die weiteren Operationen derselben betraf, ausreichend unterrichtet. Und nun trat das Umgekehrte von dem ein, was ich vorhin über Sacken bemerkte, von dem man erwarten konnte, daß er für seine Entschlüsse mehr die Lage und Aufgabe seines Korps berücksichtigen würde als

die Ansprüche, welche die Lage der Armee machte. Blücher dagegen, durchdrungen davon, der Anforderung der über ihm stehenden Heeresleitung entsprechen, ja darüber noch hinausgehen zu müssen, ließ die Maßregeln, welche die von ihm nicht ausreichend zu übersehende Situation der eigenen Armee erforderte, völlig zurücktreten.

Es wurde im Hauptquartier der Entschluß gefaßt, nicht nur das geforderte Korps zur Hauptarmee abrücken zu lassen, sondern Blücher entschloß sich, außer diesem Korps auch noch die Truppen Kapzewitschs und Olsufiews selbst dorthin zu führen.

Dieser Entschluß beruhte auf der richtigen Erkenntnis, welche man von den Verhältnissen im Großen Hauptquartier besaß. Trotzdem Napoleon die Schlacht von La Rothiere verloren hatte, scheute man sich dort, aufs neue zu einer Waffenentscheidung zu greifen; man zog das Manövrieren vor, bei dem vorauszusehen war, daß, sobald man dabei die eigene Flanke oder die Verbindungen bedroht sähe, die Operationen zum Stehen kommen würden. Es hatte des ersten Anschlusses Blüchers an die Hauptarmee bedurft, um den Sieg von La Rothiere herbeizuführen, es bedurfte wiederum seines persönlichen Einflusses, um sie zum Aufsuchen der Entscheidung fortzureißen. Hierzu aber mußte er soviel Truppen als möglich mitbringen; er verfügte daher auch über die drei Abteilungen zu diesem Zweck, die augenblicklich zur Hand waren.

Wie anderseits Blücher seine eigene Lage ansah, geht aus der Antwort an Schwarzenberg hervor, in der er nach Mitteilung, daß er am 10. nicht allein Kleist, sondern auch Olsufiew und Kapzewitsch auf Sezanne vorgehen lassen werde, die Meldung von Wlassow anführt, nach welcher am 8. feindliche Kolonnen von Villenoxe nach Sezanne im Marsch gesehen worden wären. „Man sagt, es sei das Korps Marmont gewesen, welches sich aber in heutiger Nacht auf La Ferté Gaucher zurückgezogen habe. Die Nachricht von der Stellung Sackens bei Montmirail mag dies bewirkt haben. Ich habe jedoch über den Marsch und Rückmarsch dieses Korps noch keine offizielle Meldung." Man muß sagen, daß dann umsoweniger diese Nachricht als eine zuverlässige anzusehen war und umsomehr mit der Möglichkeit gerechnet werden mußte, daß sich auf der Straße Sezanne—Nogent noch stärkere Kräfte des Feindes befänden.

Für den 10. Februar wurden nun folgende Befehle erteilt:

Sofort, noch am 9., hatte Kleists Avantgarde von Vertus aus Fere Champenoise zu erreichen, das Korps selbst wurde angewiesen, am 10. früh über diesen Ort nach Sezanne zu marschieren, die Avantgarde nach Barbonne; Kapzewitsch, in zweiter Linie, hatte denselben Weg einzuschlagen, Olsufiew in ein Biwak bei Champaubert zu rücken, so daß dann alle drei Korps auf der Straße Champaubert—Nogent sich hintereinander befanden.

York erhielt Befehl, Sacken bei seinem Vorgehen auf La Ferté sous Jouarre durch einen Marsch auf Vieils Maisons und Montmirail zu unterstützen. Dieser Auftrag wurde späterhin noch einmal in bestimmter Weise wiederholt, eine Mitteilung

über die allgemeine Lage ging ihm jedoch nicht zu, so daß sein späteres Handeln dadurch unvorteilhaft beeinflußt wurde.

Das Hauptquartier sollte nach Etoges verlegt werden.

Wenn der Entschluß Blüchers, mit den drei Heeresteilen die Hauptarmee zu unterstützen, für die tiefe Erkenntnis der allgemeinen Lage spricht und derselbe nicht hoch genug anzuerkennen ist, so fragt es sich doch, ob in bezug auf die eigenen Verhältnisse die getroffenen Maßregeln entsprechend waren, da das, was man auf nächster Nähe vor sich hatte, „vom Nebel der Ungewißheit" noch verborgen gehalten wurde. Man war überhaupt nicht sicher, ob sich um Sezanne noch etwas vom Feinde befand, jedenfalls aber waren bis vor kurzem Abteilungen desselben da gewesen, als höchste Stärke desselben war ein Korps — übrigens unter den damaligen Verhältnissen ein ganz unsicherer Schätzungsanhalt — und zwar das von Marmont genannt worden. Da mag dann wohl die Idee vorgewaltet haben, mit diesem Gegner, wenn er sich wirklich dort vorfinden sollte, mit den verfügbaren 17000 Mann fertig zu werden. Sollte er sogar inzwischen selbst die Offensive gegen Champaubert ergreifen, so würde der Anmarsch von Kleist und Kapzewitsch ihn bald zurückrufen und jedenfalls dabei ihn in eine gefährliche Lage bringen.

Eine derartige Erwägung war durchaus zutreffend, wenn man es nur, wie man glaubte voraussetzen zu können, mit einem schwachen Korps zu tun bekam. Aber wie wurde die Lage, wenn man sich darin irrte? Dabei stößt von selbst die hierfür zu lösende Frage auf: War denn überhaupt die Möglichkeit vorhanden, daß man hier auf stärkere Kräfte stoßen konnte?

Diese Frage ist entscheidend. Ich bin der Ansicht, daß man diese Möglichkeit nicht von der Hand weisen konnte.

Es war der Rückzug der feindlichen Hauptmacht auf Nogent doch bereits außer Zweifel gestellt, ebenso daß von der eigenen Hauptarmee keine in Betracht kommende stärkere Abteilung sich auf dem rechten Ufer der Aube bezw. der Seine befand, die deren Vormarsch nach Norden hätte verwehren können. Ferner schien die Meldung, welche von Kolonnen auf der Straße Nogent—Sezanne berichtete, ziemlich sicher.

Sollte aber wirklich die feindliche Hauptmacht, wenn sie bei Nogent verblieben oder vielleicht sogar über Provins im weiteren Rückmarsch begriffen war, ein Korps völlig isoliert bis an die Wirkungssphäre der Schlesischen Armee abgezweigt haben, ohne die Möglichkeit einer ausreichenden Unterstützung?

Ich glaube, wenn man sich diese Fragen vorlegte, mußten doch gewisse Bedenken entstehen, die sehr vorsichtige Anordnungen erforderten. Denn das lag auf der Hand: wurden die beiden Korps, welche südlich des Marais de St. Gond zur Verwendung gelangen sollten, zurückgeworfen, oder war der Feind stark genug, selbst die Offensive in Richtung auf Champaubert zu ergreifen, so geriet die Schlesische Armee in Gefahr, in zwei Gruppen gesprengt zu werden.

Dies konnte man aber verhindern, wenn Kleist und Kapzewitsch zunächst nach Champaubert an Olsufiew herangezogen wurden und von dort aus gemeinschaftlich gegen Sezanne vorgingen. Zwar war damit ein Umweg — indes ein kaum nennenswerter — verbunden, auch wurde der Angriff voraussichtlich ein frontaler, aber — im Falle der Vorstoß mißglückte, blieb die Vereinigung der Armee am folgenden Tage gesichert, dies umsomehr, wenn York den Befehl, auf Montmirail zu rücken, zur Ausführung brachte und Sacken heute noch unweit Vieils Maisons festgehalten wurde.

Die Lage war im Hauptquartier der Schlesischen Armee nicht ausreichend zu übersehen, sie war jetzt wirklich unter dem Schleier der Ungewißheit verborgen, und dieser Schleier konnte erst am folgenden Tage gelüftet werden. Die Auffassung rechnete aber nicht mit der vorhandenen Möglichkeit, überlegene Kräfte vor sich zu finden, und unterließ es daher, den daraus sich ergebenden Gefahren durch geeignete Maßregeln vorzubeugen. Unter einer vorgefaßten Ansicht, die aus nicht ausreichender Beachtung aller einschlagenden Momente entstanden war, wurden verhängnisvolle Anordnungen getroffen, die zu einer Katastrophe führten, in welcher die Schlesische Armee schwere Verluste und die Operationen eine Unterbrechung erlitten, die weitere bedenkliche Folgen zeitigen konnte.

Mit überraschender Schnelle entwickelten sich am 10. Februar die Verhältnisse, welche die Einleitung einer traurigen Episode in der sonst so glänzenden Kriegführung der Schlesischen Armee bildeten.

10. Februar.

Schnell häuften sich die Meldungen, welche endlich die Sachlage klarlegen sollten; wenige Stunden genügten dazu. Bereits hatten die Korps von Kleist und Kapzewitsch ihren Marsch angetreten, als den noch in Vertus weilenden Blücher die vom 9. um 3^{00} nachmittags aus Mery abgegangene Mitteilung Wittgensteins erreichte: Villenoxe sei stark vom Feinde besetzt, Napoleon selbst dort angekommen, auch seine Bewegungen von Villenoxe auf Sezanne beobachtet worden, wodurch auf des Kaisers Absicht zu schließen sei, sich mit den von der oberen Seine weggezogenen Heeresteilen gegen die Schlesische Armee zu wenden, verstärkt durch von Paris herangezogene Truppen.

Hiermit stimmten die Meldungen der Avantgarde des Kleistschen Korps überein (vom 10. früh 2^{00}), deren Patrouillen Sezanne noch vom Feinde besetzt gefunden hatten und seine Stärke auf einige tausend Mann schätzten, während sie von einem Gefangenen auf 1200 Grenadiere und 10000 Reiter angegeben wurde.

Nunmehr, wo es zu spät war, versuchte Blücher die Versammlung seiner Armee zu erreichen. Morgens 9^{00} benachrichtigte er aus Vertus York davon, daß nach allen Meldungen sich Napoleon von Nogent s./S. über Villenoxe nach Sezanne begeben habe, woselbst er nach Aussage der Gefangenen die heutige Nacht zubringen sollte. „Es kann diese Bewegung des Feindes die Vereinigung mit dem Marschall Macdonald beabsichtigen, sie kann jedoch auch eine Offensive gegen die Marne sein.

In diesem Falle muß ich die Armee hier in der Gegend konzentrieren. Sollten Ew. Exzellenz den Marsch nach Montmirail noch nicht angetreten haben, so muß es augenblicklich geschehen und das Korps in einem Biwak vereinigt bleiben, um sich nach allen Richtungen bewegen zu können. Ihre Kavallerie schicken Sie auf dem Wege von Montmirail nach Sezanne vor. Sobald ich über die Bewegungen des Feindes genau unterrichtet bin, werde ich Ihnen weitere Nachrichten geben . . ."; es folgten Anweisungen zur eventuellen schleunigen Herstellung der Brücke von Chateau Thierry und dem Schlagen einer Schiffsbrücke daselbst, „damit, wenn schlimmstenfalls es dem Feinde gelänge, uns zu trennen, E. E. und General Sacken sich auf das rechte Marneufer zurückziehen können, bis die große Armee herankäme."

Jetzt war die Sachlage insoweit geklärt, daß die große Gefahr, in der man sich befand, erkannt wurde. Das einzige Mittel, ihr zu begegnen, sah man in der Versammlung der Armee, aber gleichzeitig tritt der berechtigte Zweifel auf, ob dies, wie beabsichtigt, bei Vertus oder überhaupt noch auf dem linken Ufer der Marne würde zu erreichen sein. Daher wird dieser Fall bereits ins Auge gefaßt und für die alsdann abgetrennten Korps von Yorck und Sacken der Rückzug über den Fluß vorbereitet.

Weiter zeigt sich die jetzt erlangte Klarheit in einem an Sacken gerichteten Schreiben, in dem er, nach Mitteilung, daß Napoleon von Villenoxe am 9. in Sezanne eintreffen werde, auch daß Yorck schon am 10. Montmirail erreichen würde, angewiesen wird, sein Korps in einem Biwak zusammenzuziehen. Dabei wird er beauftragt, „wenn Yorck heute bei Montmirail ankommt, mit ihm vereint sich auf der kleinen Straße einen Weg zu bahnen, im Fall der Feind sich zwischen uns werfen sollte. Den General Karpow bitte ich in jedem Fall zu verstärken und ihn anzuweisen, daß er mir unmittelbar seine Rapporte nach Etoges oder Vertus sendet." In letzterer Anweisung zeigt sich der bereits berührte Fehler, daß die Sicherung der linken Flanke einem Korpskommandeur überlassen worden war, statt daß in ganz bestimmter Weise durch ein zur Verfügung des Oberkommandos gestelltes Detachement dafür hätte gesorgt werden müssen. Jetzt war es zu spät; der Feind gab Blücher früher von sich Kunde, als die Kasaken Karpows solche zu übermitteln vermochten!

Nachdem Blücher um 2^{30} nachmittags noch in einem Schreiben an Wittgenstein um Unterstützung gebeten hatte (wohl in der Annahme, daß dieser dem Feinde auf dem Fuße folge), ging um 3^{00} nachmittags eine weitere Mitteilung von der Kleistschen Avantgarde ein, abgegangen auf dem Marsche nach Sezanne um 12^{45} nachmittags:

„Es bestätigt sich, daß Kaiser Napoleon persönlich mit 30 000 bis höchstens 35 000 Mann in Sezanne ist. Der größte Teil dieser Truppen besteht aus den kaiserlichen Garden. Die diesseitigen Vorposten haben Pleurs und Linthes besetzt."

Nochmals wandte sich hierauf Blücher an Yorck (3^{00} nachmittags), dem er die

eben erwähnte Nachricht über Napoleon mitteilt und dann fortfährt: „Da unsere Große Armee noch nicht soweit heran ist, um einen Angriff auf ihn zu unternehmen, so ist es notwendig, daß E. E. zur näheren Verbindung mit den Truppen des linken Flügels den Marsch nach Etoges machen, weshalb ich Hochdieselben ersuche, hierzu die heutige Nacht benutzen zu wollen. Das Korps Sacken ist beordert, nach Montmirail zu rücken."

Alle diese Befehle führten ihrer Absicht nicht näher. Sacken war nach La Ferté sous Jouarre marschiert, da er durch die Meldungen seiner Kasaken den Eindruck gewonnen, daß von dem Feinde bei Sezanne nichts zu besorgen war, und ihn der erste Befehl, halten zu bleiben, nicht mehr rechtzeitig erreichte. Yorck aber hatte den ihm erteilten nur unvollkommen erfüllt, nur seine Kavallerie und die Avantgarde gelangten nach Montmirail, aber erst am 11. früh, während sein Gros an diesem Morgen nur bis halbwegs Montmirail (Viffort)—Chateau Thierry rückte. So wäre er auch gar nicht in der Lage gewesen, die jetzige Aufforderung zu einem Nachtmarsch nach Etoges zu erfüllen, selbst wenn diese rechtzeitig bei ihm einging, was jedoch nicht der Fall war.

Für Kleist und Kapzewitsch wurde angeordnet, daß sie umkehren und den beabsichtigten Konzentrationspunkt Vertus erreichen sollten.

Hierauf begab sich das Hauptquartier am späten Nachmittag nach Fere Champenoise zum Korps Kapzewitsch. Noch ehe es dort eintraf, erhielt es Nachricht, daß Olsufiew bei Champaubert angegriffen und völlig geschlagen worden war. Hiermit war die Armee durchbrochen, ihre Vereinigung in der beabsichtigten Weise unmöglich geworden. Der Rückmarsch mußte auf das schleunigste angetreten werden. Kapzewitsch zog zuerst ab, und zwar auf Bergeres, ihm folgte das Kleistsche Korps am 11. Februar 1^{00} morgens.

Hiermit endet das für die Beantwortung der Fragen, die ich mir gestellt hatte, erforderliche Material in bezug auf die großen Verhältnisse der Heerführung. Wohl aber tauchen im weiteren Verlauf dieser Periode auch in unmittelbarer Berührung mit dem Feinde verschiedentlich noch Momente auf, welche Einzelheiten berühren, die ebenfalls noch zu verwerten wären.

In wenig Worten sei noch an den Abschluß der am 10. einsetzenden Gefechtsfolge erinnert.

Napoleon, der erst am Abend des 9. für seine Person Nogent verlassen, hatte von dort 20000 Mann Infanterie und 10000 Mann Kavallerie vorgehen lassen; ferner rechnete er noch auf die Mitwirkung Macdonalds.

Am 10. wurde die schwache Abteilung Olsufiews bei Champaubert zersprengt, am 11. Sacken und Yorck durch das Gefecht von Montmirail zum Rückzuge auf Chateau Thierry genötigt, am 12. daselbst zum verlustreichen Abzuge über die Marne. Am 13. setzte sich Blücher gegen die vor ihm belassenen Abteilungen in Marsch und

in den Besitz von Etoges, wurde aber dann bei Fortsetzung dieser Bewegung am 14. durch die von Napoleon herangeführten Verstärkungen im Gefecht von Vauchamps unter großer Einbuße zurückgeworfen. Da der Kaiser sich hierauf gegen die Hauptarmee wandte, konnte der Rückzug der beiden getrennten Gruppen der Schlesischen Armee ohne weitere ernstliche Behelligung auf Reims und Chalons sur Marne und ihre Wiedervereinigung am 16. um Chalons erfolgen.

Seitens der Hauptarmee war während dieser Kämpfe wohl die Rechtsschiebung einiger Korps angeordnet worden, auch General Diebitsch mit der leichten russischen Gardekavallerie und einer Grenadier-Brigade über Plancy vorgeschickt worden. Derselbe erreichte am 13. Februar Sezanne, am 14., gegen Montmirail vorgehend, Maclaunoy, woselbst er sich auch noch am 15. feindlichen Abteilungen gegenüber befand. Das Korps Wittgenstein gelangte am 13. bis Villenoxe und kam auch an den beiden folgenden Tagen mit seinem Gros nicht über diesen Ort hinaus. Diese Entsendungen der Hauptarmee blieben daher ohne Einfluß auf die Ereignisse, die sich inzwischen bei der Schlesischen Armee abspielten.

Betrachtungen.

Übersieht man den Gang der Begebenheiten vom 2. bis 10. Februar, so stellt sich zunächst heraus, daß im Blücherschen Hauptquartier beim Abmarsch von der Aube am 2. eine ausreichende Übersicht der Gesamtlage und völlige Klarheit über das, was zunächst zu erreichen war, vorhanden ist.

Die Hauptkräfte der Franzosen unter Kaiser Napoleons unmittelbarem Befehl befanden sich nach verlorener Schlacht im Abzuge, teils auf Troyes, teils auf Arcis sur Aube, mithin in der Absicht, hinter die Seine zu gelangen. Ihnen folgte die Große Armee der Verbündeten. Bei ihrer beträchtlichen Überlegenheit, namentlich an Kavallerie, ließ sich erwarten, daß sie in engster Fühlung mit den abziehenden Massen des Gegners verblieb, diese also von ihr völlig in Anspruch genommen würden; das Oberkommando der Schlesischen Armee hatte demgemäß zunächst nur für die dieser selbst aus der Absicht der obersten Heeresleitung — dem Marsche auf Paris — erwachsenen Aufgaben zu sorgen.

Diese erforderten vor allem eine Versammlung der noch voneinander getrennten Heeresteile, deren Trennung durch verschiedene Umstände ohne Verschulden entstanden war. Hierbei fiel ins Gewicht, daß das am nächsten befindliche Korps, mit dem man zuerst in Verbindung zu treten vermochte, das Yorcksche, an der Marne dem Marschall Macdonald gegenüberstand. Yorck war durch die Maßnahmen des Gegners auf Chalons gewiesen worden. Dorthin mußte sich daher Blücher mit den bei ihm befindlichen beiden russischen Korps wenden, und er tat dies von St. Ouen aus in der Richtung auf Soudron, wodurch er zugleich einen Abmarsch Macdonalds zur Vereinigung mit der französischen Hauptarmee auf den nächsten Straßen zu verhindern vermochte.

Soweit ließ sich alles klar übersehen und bei dieser völligen Übersicht auch angemessen disponieren. Was nicht ausreichend zu erkennen war, ist der im Fortlauf der Ereignisse sich ergebende jemalige Stand Macdonalds und Yorcks, vielleicht auch nicht die Truppenzahl, welche dem französischen Marschall zur Verfügung stand. Beides fiel aber durchaus nicht ins Gewicht, da das Vorgehen Blüchers von der Aube aus im Verein mit dem Auftreten Yorcks den Gegner bei Chalons schließlich zum Abzuge zu zwingen vermochte.

Ebenso war es der Sachlage entsprechend, als in Soudron die Besetzung Chalons' durch Yorck zur Kenntnis gelangte, daß man den Weitermarsch dorthin aufgab. Aber es fragt sich, ob es durch die Verhältnisse geboten war, nunmehr mit den drei Korps, welche sich einander genähert hatten, den Marsch weiter westwärts auf Paris fortzusetzen oder jetzt, etwa hinter der Linie der Somme Soude, auf Chalons und Vitry gestützt, die noch fehlenden Heeresteile von Kleist und Kapzewitsch, welche in einigen Tagen eintreffen mußten, abzuwarten. Alsdann war die Armee geschlossen in der Hand und mit etwa 50 000 Mann zur vollen Entwicklung ihrer Kraft verfügbar. Im ersteren Falle dagegen fielen 15 000 Mann davon aus.

Blücher entschloß sich zum Weitermarsch nach Westen bereits mit den zur Hand befindlichen Kräften. Ich glaube nicht, daß dabei das Motiv schon jetzt vorgewaltet hat, dem zurückgehenden Macdonald noch einen empfindlichen Schlag beizubringen oder, was noch mehr ins Gewicht fallen könnte, seine Vereinigung mit Napoleon zu hindern, denn sonst würde man nicht ein langsames Folgen der vorderen Korps in Aussicht genommen haben; eher scheint mir die Absicht, weiter in Richtung auf Paris zu gelangen, von Einfluß gewesen zu sein. Jedenfalls steht fest, daß, je weiter man vorging, desto später auch die Vereinigung mit den noch rückwärts befindlichen Korps stattzufinden vermochte. Wohl wurde die Anordnung zunächst getroffen, an Macdonald nur mit Kavallerie sich anzuhängen und mit den vordersten Korps nur langsam zu folgen. Aber diese Absicht hielt, wie wir gesehen haben, nicht vor, Sacken und Yorck kamen dabei aus der Hand.

Zu berücksichtigen ist indessen, daß am 6. Februar, als der Befehl in Soudron zum Marsch nach Westen ausgegeben wurde, man durch Schwarzenberg unterrichtet war: der Feind sei mit seinen Hauptkräften auf Troyes und nur mit einem Korps auf Arcis sur Aube abgezogen, und daß die Hauptmacht der Verbündeten ihm nach ersterem Ort folgte, während das Wittgensteinsche Korps Arcis am 5. erreichen sollte. Durch das Festhalten des feindlichen Gros und die Besetzung von Arcis erschien aber die linke Flanke der Schlesischen Armee so ausreichend geschützt, daß die drei vordersten Korps zunächst ganz unbedenklich bis zur Linie Epernay—Vertus vorgehen konnten. Es läßt sich daher kaum etwas einwenden, wenn die Versammlung hierbei noch einen Tagesmarsch weiter hinausgeschoben wurde.

Über das, was kommen könnte, vermochte man sich wohl verschiedene Ideen zu

bilden, was aber tatsächlich eintreten würde, war nicht vorauszusehen, da dies wesentlich vom Willen des Gegners abhing. Ob Macdonald auf Paris abziehen oder in günstiger Stellung einen Angriff erwarten oder eine Vereinigung mit Napoleon erstreben würde, vermochte man ebensowenig zu übersehen, wie sich voraussagen ließ, ob der Kaiser hinter der Seine eine Schlacht annehmen oder auf Nogent bezw. in irgend einer anderen Richtung zurückzugehen beabsichtigte. In allen diesen Beziehungen herrschte völlige Ungewißheit, deren Lösung sich noch unter dem Schleier der Zukunft verbarg — und an dieser Ungewißheit trug niemand schuld, ihr Eintreten ließ sich nicht vermeiden, sie lag in dem natürlichen Entwicklungsgang kriegerischer Ereignisse. Für die augenblickliche Lage aber war auch jetzt wiederum der Schleier ausreichend gelüftet, um den Verhältnissen gemäß zweckentsprechend zu handeln.

Nun aber wurde der auftauchende Gedanke, Macdonald womöglich den Rückzug zu verlegen, die Veranlassung, über die Korps Sacken und Yorck ohne Rücksicht auf die Versammlung der Armee zu verfügen. Und diese Versammlung erwies sich bald als eine Notwendigkeit, die jedoch erst erkannt wurde, als es zu spät war, um sie noch durchzuführen.

Hier aber setzte die Schuld des Oberkommandos der Schlesischen Armee, sowohl in den Anschauungen wie durch das Unterlassen erforderlicher Anordnungen ein. Dabei ist jedoch die oberste Heeresleitung auch keineswegs als schuldlos anzuerkennen.

Im einzelnen habe ich die Mißgriffe, Unterlassungen wie falsche Anschauungen, schon bei der Darlegung des historischen Verlaufes berührt. Alles zusammengestellt, ergibt sich folgendes:

Die bisher berechtigte Vorstellung, welcher man im Blücherschen Stabe über die Sicherheit der linken Flanke sich demnächst weiter hingab, wandelte sich in eine unrichtige Auffassung um. Das Wesentlichste dabei verschuldeten zunächst die Anordnungen aus dem Großen Hauptquartier, indem das Wittgensteinsche Korps auf das linke Aubeufer herübergezogen und Seslawins aufklärende Kasaken überhaupt aus der Gegend entfernt wurden. Aber anderseits entband der ursprüngliche Auftrag an Wittgenstein, die Verbindung zu unterhalten, nicht das Oberkommando der Schlesischen Armee, welchem dieser General nicht untergeordnet war, auch seinerseits entsprechende Anordnungen dafür in umfassender Weise zu tun; dies aber geschah nicht.

Es war dies der erste Schritt, welcher zu der späteren Ungewißheit der Lage in die man geriet, führte.

Aber noch im Laufe des 6. Februar änderte sich diese Lage in einschneidender Weise. Um solches zu erkennen, hätte man in eingehende Erwägung der Folgen eintreten müssen, welche aus der Absicht Schwarzenbergs, die französische Hauptmacht in der rechten Flanke zu umfassen, für die Schlesische Armee erwachsen konnten. Indem hierdurch Napoleon das Operieren auf der inneren Linie zwischen Blücher und Schwarzenberg freigegeben wurde, hatte man mit der Möglichkeit, selbst angegriffen zu werden, zu rechnen. Der fehlerhafte Entschluß Schwarzenbergs hatte die Lage

geschaffen, Sache der Schlesischen Armee war es bei den daraus zu ziehenden Konsequenzen, sich auf die ihnen innewohnenden Möglichkeiten vorzubereiten.

Aber der Gedanke an den vor der eigenen Front befindlichen Gegner, vor allem wohl aber die Überzeugung, daß die Entscheidung im Marsche auf Paris läge, ließ einer möglichen Gefahr, die von der Seine aus drohte, keine ausreichende Berücksichtigung zuteil werden. Denn jetzt wäre der Moment gewesen, in welchem die Versammlung der Armee zu einer unabweislichen Notwendigkeit wurde. Konnten die hierzu erforderlichen Schritte, wie die zu einer umfassenden Aufklärung, nicht mehr für den 6. geschehen, so mußten sie und die Erkundung der von Nogent s. S. heranführenden Straßen wenigstens am 7. zur Ausführung gelangen. Der am ersteren Tage an Sacken gegebene Befehl, mit seiner Kavallerie gegen Aube und Seine zu streifen, reichte dafür nicht aus. Es bedurfte der Annäherung der drei verfügbaren Korps an die von Nogent s. S. über Sezanne führende Straße wie des ganz bestimmten Befehls für einen geschlossenen Heereskörper zur Besetzung von Pont St. Prix. Die Kasaken Karpows fanden in ihrer Masse schließlich Verwendung im Interesse des Korps, zu dem sie gehörten, und nicht in voller Berücksichtigung dessen, was für die Armee erforderlich war. Da in diesen Beziehungen mithin nichts Ausreichendes geschah, bewegte das Oberkommando sich nicht allein in einer Anschauung, welche die drohende Gefahr nicht beachtete, sondern führte durch mangelhafte Anordnungen es herbei, daß die Klärung der Verhältnisse so spät erst erfolgte.

Trotz alledem, was nun noch an Benachrichtigungen herantrat und was das Oberkommando am 8. selbst erlebte, sehen wir die Armee am Abend des 9. noch in einer Ausdehnung von mehr als 55 km Luftlinie dem Flankenstoß eines konzentrierten Gegners ausgesetzt. Und die drohende Katastrophe wird dadurch noch beschleunigt, daß man es für den 10. Sacken überläßt, ob er seinen Marsch gegen Westen noch weiter fortsetzen soll, und die neueintreffenden Korps in einer Richtung vorführt, durch welche die Vereinigung der Armee erst recht in Frage gestellt wird. In letzterer Beziehung gibt allerdings wieder das Eingreifen des Großen Hauptquartiers die erste Veranlassung in seinem Wunsche bezüglich des Heranziehens des Kleistschen Korps unter gänzlichem Verkennen der Gesamtlage.

Aus diesen Betrachtungen aber ziehe ich über das Erscheinen jenes „Nebels der Ungewißheit," auf welchen Moltke uns hinweist, folgende Schlüsse:

Es wird sich gar manches im Kriege für uns in diesen Nebel hüllen, da verschiedenartige Momente, die wir nicht beherrschen, dazu führen, daß er zur Entfaltung gelangt. Zu diesen sind zu zählen: der Wille des Gegners mit seinen Absichten, die er uns nach Möglichkeit zu verbergen sucht, dann unzureichende Kräfte für eine ausreichende Aufklärung und vorzugsweise auch Friktionen, welche man weder vorauszusehen noch zu vermeiden vermag.

Vielfach wird dieser Nebel aber nur einen Teil des Tatsächlichen verdecken. Bei richtigem Verständnis für die Erscheinungen und Anforderungen des Krieges, bei

guter Kombinationsgabe und namentlich auch bei zutreffender Beurteilung des Charakters des Gegners werden aus den zur Kenntnis gelangenden Faktoren zutreffende Schlüsse über die gesamte Sachlage zu ziehen sein. Und auf dieses Verhältnis scheint es mir, hat Moltke vorzugsweise in seinen Aussprüchen, von denen wir hier ausgegangen sind, hinweisen wollen.

Darüber hinaus aber bildet sich mir aus der vorliegenden Studie, wie aus mancher anderen, mit der ich mich früher beschäftigt habe, die Anschauung, daß da, wo der Nebel der Ungewißheit augenblickliche Vorgänge, die zu Entscheidungen drängen, umzieht, dies weitaus auf eigenem Verschulden beruht. Vorgefaßte Anschauungen, nicht ausreichende Erwägungen und falsch angelegte oder ganz unterlassene Aufklärungs- und Verbindungsmaßregeln sind dann die vorzugsweisen Erzeuger solcher Situationen.

Um den in ihnen verborgenen Gefahren aber, selbst wenn sie uns überraschen, die Spitze abzubrechen, finde ich nur ein Mittel, und dieses ist: wenn solche Ungewißheit unter bedenklichen Verhältnissen eintritt, die Streitkräfte derartig zu gruppieren, daß ihr schließliches Zusammenwirken gesichert erscheint.

Als kurz vor der Schlacht von Königgrätz die preußische Heeresleitung in voller Ungewißheit über den Verbleib des Gegners sich befand, wurde zunächst weitgehende Aufklärung angeordnet, während die drei Armeen in einer Lage verharrten, aus welcher sie für jede Eventualität verwendet werden konnten, sei es, daß die Österreicher die Offensive ergriffen, sei es, daß sie in der Defensive vor oder hinter der Elbe sich stellten oder auf Pardubitz abzogen. Ähnlich war das Verfahren vor dem Rechtsabmarsch nach Sedan; man hielt den Vormarsch auf Paris teilweise an und gruppierte die Streitkräfte derartig, daß sie denselben fortsetzen oder sich gegen eine Umgehung zu wenden vermochten, wobei je nach dem inzwischen erfolgenden Vorschreiten der Bewegung des Feindes darauf gerücksichtigt wurde, nach verschiedenen Richtungen hin noch rechtzeitig eingreifen zu können.

Die vorliegenden Betrachtungen haben sich auf Grundlage von Verhältnissen ergeben, welche der Armeeführung angehören. Ich bin überzeugt, daß, wer die Ereignisse in den Februartagen von 1814 im vorliegenden Werke weiter verfolgt, ähnliche Erscheinungen auch in jeder selbständigen Führung von Truppen bis herab zu den letzten Einheiten finden wird. Auch diese ist dem „Nebel der Ungewißheit“ ebenso ausgesetzt wie jene, auch bei ihr findet sich Unvermeidliches wie eigenes Verschulden vor und kommen, je nach der Natur der Erscheinung, dieselben Faktoren zur Geltung, durch welche sich die Gefahren der Lagen bis zu einem gewissen Grade einschränken lassen.

J. v. Verdy du Vernois,
General der Infanterie und Chef des Infanterie-Regiments Graf Schwerin
(3. Pommerschen) Nr. 14.



Erfahrungen der Engländer im südafrikanischen Kriege auf dem Gebiete der Bekleidung und Ausrüstung.

Hätte sich der englische Offizier im südafrikanischen Kriege als ein ebenso gründlich durchgebildeter Taktiker gezeigt, wie er sich als hervorragender Praktiker bewährt hat, die Engländer wären vor mancher bösen Enttäuschung bewahrt geblieben. Was in diesem Kriege auf dem Gebiete der Organisation, der Verwaltung und insbesondere einer kriegsbrauchbaren Bekleidung und Ausrüstung der Truppe unter dem Zwange der Not und dem Eindruck des frisch Erlebten mitten im Felde geschaffen worden ist, verdient in hohem Grade unsere Beachtung; in dieser Hinsicht läßt sich von den Engländern mehr lernen, als gerade in taktischer Beziehung; stehen ihnen doch hier außer ihrem von Hause aus praktischen Sinn die Erfahrungen der unzähligen kleinen Kriege in außereuropäischen Ländern sowie ihre nicht unerheblichen Kenntnisse auf dem Gebiete des Sports und einer praktischen Gesundheitspflege zur Seite. Und praktisch ist der Durchschnittsengländer, wie kein anderer, das wird ihm niemand abstreiten können.

In der kriegsgemäßen Bekleidung und Ausrüstung der in Südafrika verwendeten Feldarmee hat sich dieser praktische Sinn ganz besonders bewährt. Nach den in diesem Kriege gesammelten Erfahrungen sind an eine brauchbare Kriegsuniform vor allem zwei Anforderungen zu stellen:

1. Eine Kriegsuniform muß sich hinsichtlich ihrer Farbe dem Landschaftsbilde des Kriegsschauplatzes anpassen, so daß ihre Träger möglichst wenig sichtbar sind, da bei dem Fortfall der Rauchentwicklung beim Schusse hierin das wirksamste Mittel liegt, eine Truppe vor unnötigen Verlusten zu bewahren. Es gilt hier, dem Beispiele der Natur zu folgen, welche vielen Tieren als beste Schutzwaffe die Farbe der sie umgebenden Natur verliehen hat.

2. Eine Kriegsuniform muß hinsichtlich der Wahl des Stoffes wie des Sitzes den höchsten Anforderungen der Bequemlichkeit und Hygiene entsprechen, um die körperlichen und seelischen Anstrengungen des Soldaten, die im Kriege und insbesondere im heutigen Gefechte schon ohnehin groß genug sind, nicht noch unnötig zu erhöhen.

Bereits die Erfahrungen des letzten Burenkrieges im Jahre 1881 hatten erwiesen, daß Uniformen von blauer oder roter Farbe bei der klaren Luft Südafrikas und dem offenen und freien Charakter des dortigen Kriegsschauplatzes unpraktisch seien, da sie deren Träger weithin sichtbar machten und die englischen Truppen gegenüber einem Gegner, der wie die Buren seine Waffe bereits auf den weiten Entfernungen wirksam zu gebrauchen verstand, unnötigen Verlusten ausgesetzt hatte; dieser Nachteil hatte bei dem rauchschwachen Pulver der heutigen Waffen an Bedeutung gewonnen.

Trotzdem war seitens der englischen Heeresverwaltung — anscheinend aus Gründen falsch angebrachter Sparsamkeit und zur Schonung althergebrachter Traditionen, deren Wert in der englischen Armee vielleicht noch höher geschätzt wurde als bei uns — nichts veranlaßt, die Uniformierung der englischen Armee den Forderungen des heutigen Gefechtes anzupassen und einer durchgreifenden Änderung zu unterziehen; noch ein halbes Jahr vor Beginn des südafrikanischen Krieges bestanden die englischen Kriegsgarnituren durchweg aus Tuch von blauer und roter Farbe. Erst im Sommer 1899, als der Ausbruch des Krieges mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen war, erinnerte man sich im englischen war office dieser wichtigen Erfahrungen, und es wurden in aller Eile Vorkehrungen getroffen, für diejenigen Truppen, deren Verwendung in Südafrika zunächst in Aussicht genommen war, eine neue Kriegsuniform herzustellen, von der im Sommer 1899 noch kein Faden gewebt war. Dank der außerordentlichen Leistungsfähigkeit der englischen Industrie war es möglich geworden, die zuerst zu transportierenden 40 000 Mann bis zum Oktober völlig neu zu bekleiden. Der Director general of Ordnance im englischen Kriegministerium schreibt hierüber in einem Bericht vom 11. Januar 1900:

„. . . . . Die Hauptschwierigkeiten erwuchsen für mich aus dem Umstande, daß die nach Südafrika entsandten Truppen vor ihrer Abfahrt von Kopf bis zu Fuß neu eingekleidet werden mußten. Bei der Infanterie mußte der blaue Helm durch einen weißen, der rote, wollene Rock durch einen solchen von Khakidrillich*) ersetzt werden. Nachdem die Einschiffung bereits begonnen hatte, wurde befohlen, daß an Stelle des Khakidrillichs Khakiwolle treten solle; die Anfertigung der Khakiwolle hatte kaum begonnen, da wurde ein neues Waffenrockmuster eingeführt; hiervon mußte dann wieder Abstand genommen werden, weil die Lieferanten wegen Schwierigkeiten in der Herstellung dagegen Einspruch erhoben. An Stelle der Sommertuchhosen trat anfangs khakifarbener Drillich, später ebenfalls khakifarbene Wolle. Selbst die Stiefel mußten umgetauscht werden, da das Schuhzeug für den Dienst im Ausland anders ist als das für den Dienst in der Heimat. Bei der Kavallerie und Artillerie waren ebenfalls große Schwierigkeiten zu überwinden; an Stelle der Tuchreithosen traten hier solche

*) Khaki ist ein indisches Wort und bezeichnet einen gelblichen Staub. Unter Khaki ist mithin nur eine Farbe, nie ein Stoff zu verstehen.

aus Kord. Die bis zum Knie reichenden Stiefel mußten durch kurze Schuhe und Wickelgamaschen ersetzt werden. Ähnliche Änderungen in der Uniformierung mußten bei den Spezialwaffen ausgeführt werden. Ich gebe anheim, zu entscheiden, ob ein Verfahren wie das oben beschriebene praktisch und den Bedürfnissen eines Heeres angemessen ist, das doch in erster Linie für den Krieg da ist. Ich empfehle, jetzt, wo doch der größte Teil unserer Truppen mit Khaki bekleidet ist, die Gelegenheit wahrzunehmen, um diese oder eine ähnliche Farbe für den Dienstanzug des Heeres einzuführen."

Nach dem Berichte der Royal Commission*) hat die Überwindung der Schwierigkeiten in der Neuuniformierung der Truppen sehr bedeutende Kosten verursacht. Wäre das englische Kriegsministerium der Lösung der so außerordentlich wichtigen Bekleidungsfrage früher nähergetreten, so hätten viele Millionen gespart werden können.

Die für die neue Uniform gewählte Farbe, das Khaki, war ein Gemisch von Gelb, Grau und Braun. Diese Farbe war für das südafrikanische Landschaftsbild zweifellos glücklich gewählt, da sie sich den sie umgebenden Farben der Natur des Landes am ehesten anpaßte und sich für Südafrika als die neutralste Farbe herausstellte. Es gab von dem Khaki im späteren Verlaufe des Feldzuges, nachdem Sonne und Regen eingewirkt hatten, alle möglichen Schattierungen, vom Braun mit rötlichem Schimmer bis zum Graugrün. Aber alle diese Farben waren in dem südafrikanischen Landschaftsbild noch mehr oder minder neutral. Die jetzige Farbe des englischen service dress entspricht ziemlich genau der in Südafrika erprobten Khakischattierung. Diese Farbe dürfte jedoch keineswegs auch für Europa die einzig richtige sein; in den mitteleuropäischen Ländern, wo sehr viel mehr Grün in der Landschaft, und die Atmosphäre keineswegs so klar wie in Südafrika ist, muß die Khakifarbe auch eine Beimischung von Grün haben. Nach dem Bericht eines deutschen Offiziers, der im vorigen Sommer den großen englischen Manövern beiwohnte, soll die jetzt in der englischen Armee allgemein eingeführte Khakifarbe — ein Gemisch von Braun und Grau — auf grünem Untergrund weithin erkennbar sein; auf grauem oder braunem Hintergrund hingegen seien dünne Schützenlinien in Khaki selbst auf näheren Entfernungen mit unbewaffnetem Auge ganz außerordentlich schwer erkennbar gewesen. „Es ist mir mehrmals vorgekommen", heißt es weiter, „daß ich entwickelte Infanterie in offenem Gelände, trotz meiner sehr guten Augen, ohne Fernglas erst entdeckte, nachdem sie sich schon geraume Zeit in offenem Gelände vorwärts bewegt hatte, — und auch dann nur, wenn ich aus irgend einem Grunde nach der betreffenden Stelle scharf hingesehen hatte. Wenn man dann das Glas benutzte, entdeckte man erst zahlreiche Schützenlinien, die vorher nicht zu sehen gewesen waren." Neuerdings in England angestellte Versuche haben ergeben, daß die dunkle mäusegraue Farbe mit

*) **Royal Commission on the War in South Africa.**

einem schwachen grünlichen Ton, ähnlich der Farbe der Uniformen unserer ostasiatischen Besatzungsbrigade, in der europäischen Atmosphäre sich von den verschiedenen Schattierungen im Gelände am wenigsten abhebt und für unsere Gegenden als die neutralste Farbe zu bezeichnen ist. In den Gefechten des südafrikanischen Krieges wurde die Erfahrung gemacht, daß Truppen in der Bewegung auf Entfernungen über 600 m dann am wenigsten sichtbar waren, wenn die Farbe ihrer Uniform eine etwas hellere Schattierung hatte als die Farbe der Umgebung.

Dunklere Farben sowie rote und insbesondere weiße zogen das Auge und das Feuer des Gegners vor allem an. Ganz von selbst fingen deshalb nach den ersten Zusammenstößen die „Scots Greys" an, ihre Schimmel mit Khakifarbe anzustreichen, in der sehr richtigen Erkenntnis, daß der Kavallerist, wenn er gut aufklären will, möglichst wenig sichtbar sein darf. Auf den weithin zu sehenden Schimmeln konnte von einer gründlichen Aufklärung nicht die Rede sein.

Ebenso legten die Hochländer, deren dunkle „Kilts"*) den Burenschützen ein ganz vortreffliches Abkommen boten, khakifarbene Schürzen an, und die englische Artillerie suchte sich dem Landschaftsbilde dadurch noch mehr anzupassen, daß sie ihre Geschütze und Wagen khakifarben anstrich. Nur die Ambulanzwagen erhielten einen ganz hellen, möglichst auffallenden Anstrich, damit sich ihre Farben möglichst grell von dem übrigen Landschaftsbilde abhoben.

Zwischen den Uniformen sowohl der einzelnen Waffengattungen wie der einzelnen Regimenter gab es keinerlei Farbenunterschiede; man sah bei allen Uniformen nur eine Farbe, die Khakifarbe. Dadurch war es den Buren, oft sehr zu ihrem Nachteil, ungeheuer schwierig, zu erkennen, ob sie Infanterie oder Kavallerie sich gegenüber hatten. Der zähe und lange Widerstand, durch den die 2. Kavallerie-Brigade Broadwood am 17. Februar 1900 bei Koedoesrand Drift durch kaum mehr als 1000 Mann zu Fuß kämpfender Reiter einen ganzen Tag lang das ganze, über 4000 Mann starke Burenheer unter Cronje aufhielt und dadurch dessen Schicksal besiegelte, war zum Teil dadurch möglich geworden, daß die Buren die englische Kavallerie nicht als solche erkannt hatten und sich in dem Glauben befanden, bereits englische Infanterie sich gegenüber zu haben. Hätte Cronje gewußt, daß ihm nur ein kleiner Teil der Kavallerie-Division den Weg versperrte, er hätte sich sicherlich nicht lange durch sie aufhalten lassen.

Der Nachteil, daß die verschiedenen Regimenter innerhalb der Verbände sich nicht voneinander unterschieden, war durch einen Befehl vom 2. November 1899 beseitigt, dem zufolge die Regimenter als einziges Unterscheidungsmerkmal die früher auf den Schulterklappen geführten Namenszüge von da an auf der linken Seite des Helmes gerade über dem Ohr tragen sollten.

*) Ein kurzer, die Kniee freilassender Schurz, den die schottischen Hochländer-Regimenter tragen.

Allein weit mehr als die Farbenunterschiede zog alles Glänzende und Scheinende das Feuer an. „Der kleinste scheinende Metallknopf wirkte bei Sonnenlicht wie ein Miniaturheliograph" heißt es in einem Bericht eines Augenzeugen vom Kriegsschauplatze. Bereits ein Metallbeschlag am Riemenzeug, das Schloß des Koppels, das blinkende Kochgeschirr eines liegenden Mannes wurde oft zum Verräter und zog der Truppe häufig ganz unnötige Verluste zu. — Bei der Garde ist es im Gefecht am Modder-River am 28. November 1899 beobachtet worden, daß das Aluminiumfernrohr eines Offiziers und in einem anderen Falle eine Aluminiumfeldflasche ohne Bezug der Truppe die unerfreuliche Aufmerksamkeit eines Maschinengeschützes auf eine Entfernung von über 1400 m zuzog. Selbst poliertes Lederzeug strahlte das Sonnenlicht wider und mußte matt gehalten werden. Ähnliche Erfahrungen sollen unsere Schutztruppen neuerdings auch in Südwestafrika gemacht haben. Die unverhältnismäßig großen Verluste an Chargen, die das Offizierseitengewehr tragen, werden zum Teil auf das Blinken der Stahlscheiden zurückgeführt, die den sehgeübten Eingeborenen schon auf sehr weiten Entfernungen in die Augen fallen.

Die gleiche Erfahrung hatten die Engländer gegenüber den Buren machen müssen; die Folge war gewesen, daß bereits die ersten Gefechte des Krieges eine wahre Revolution in der Uniformierung der Offiziere hervorriefen. Alles Blinkende wurde entfernt; das Offizierseitengewehr, das sich als völlig nutzlos, ja geradezu als gefahrbringend erwiesen hatte, war sofort verschwunden. Die quer über die Brust getragenen Riemen des Sam Brown Belt wurden abgelegt, ebenso die Sterne und Kronen auf den Achselstücken, kurz alle Abzeichen, die den Offizier vom gemeinen Mann unterschieden; der Schnitt des Offizierrockes wurde genau dem des Mannschaftsrockes entsprechend gemacht; statt des Säbels nahm der Offizier den Karabiner zur Hand. Damit war man in der Verfolgung eines an sich richtigen Grundsatzes allerdings viel zu weit gegangen. Freilich war es unbedingt notwendig, das so schwer ersetzliche, kostbare Offiziermaterial vor unnötigen Verlusten zu schützen, allein Unterscheidungsmerkmale zwischen Offizier und Mannschaft müssen bestehen, denn der Führer muß für seine eigenen Leute stets leicht erkenntlich und auffindbar sein. Im späteren Verlaufe des Krieges legten die Offiziere daher auch wieder Rangabzeichen an, die indes aus Horn oder brüniertem Metall hergestellt waren, und die sie meist hinten am Kragen trugen. In einem Tagesbefehl des großen Hauptquartiers vom 5. Februar 1900 heißt es: „. . . . es ist schwer, die Offiziere in ihrer gegenwärtigen Ausrüstung zu erkennen, und es erscheint wünschenswert, daß sie irgend ein Erkennungszeichen tragen, entweder auf der hinteren Seite des Kragens oder auf dem Rücken des Rockes."

Den Karabiner trugen die Infanterieoffiziere jedoch während des ganzen Feldzuges weiter; so günstig dies war, um die Offiziere als solche dem Feinde nicht zu verraten, so hatte es doch den großen Nachteil, daß sie während des Gefechtes sich

am Feuern beteiligten, anstatt ihre Aufmerksamkeit dem Feinde und der Leitung des Gefechtes zuzuwenden.

Es ist deshalb der Vorschlag gemacht, den Offizier wohl mit einem Gewehr, das er indes nur zur Täuschung des Gegners trägt, auszurüsten, ihn jedoch keine Munition mitnehmen zu lassen, damit er überhaupt nicht in die Versuchung kommt, sich am Feuerkampfe mitzubeteiligen. Die beste Waffe des Führers während des heutigen Gefechtes, das bereits auf weite Entfernungen gegen einen Feind in einer wenig sichtbaren Uniform und gegen ein Gewehr mit rauchschwachem Pulver durchzukämpfen ist, bildet das Feldglas, und zwar das beste, das die Technik hervorgebracht hat. Das wurde auch von den Engländern erkannt; im späteren Verlauf des Krieges wurden alle Offiziere, vielfach auch die Unteroffiziere, mit sehr guten, teilweise selbst mit den kostbaren Zeißschen Feldgläsern ausgestattet.

Nicht geringe Schwierigkeiten bot dem englischen Kriegsministerium bei Beginn des Krieges die Wahl eines geeigneten Stoffes für die neue Khakiuniform. Anfangs wurde sie aus Drillich und leichter halbwollener Serge gefertigt; diese beiden Stoffe haben sich jedoch im Laufe des Krieges wenig bewährt, da sie, obschon leicht, doch wegen ihres dichten und undurchlässigen Gewebes sehr warm und bei dem tropischen Klima wenig angenehm zu tragen waren. In einem Lande wie Südafrika, wo die Temperaturunterschiede innerhalb 12 Stunden oft über 25° R. betragen, ist reine Wolle der beste Stoff; sie ist für jedes Klima, für jede Jahreszeit, für Regenzeit und Trockenheit, Wärme und Kälte am brauchbarsten; deshalb wurden im späteren Verlauf des Krieges die Uniformen nur noch aus Wollstoff, meist Tuchwolle, hergestellt; sie hat allerdings den Nachteil, daß der Soldat beim Durchschreiten dichten Buschwerkes leicht hängen bleibt und den Rock zerreißt; auf einem Kriegsschauplatz, der viel gestrüppiges Unterholz aufweist, wie es auch in Südwestafrika der Fall ist, ist es daher praktischer, den mehr glatten Kord als Stoff zu wählen. Um die hygienischen Vorteile des Wollstoffes voll auszunutzen, waren die Röcke auch mit einem leichten Flanellwollstoff gefüttert. Die Röcke von Drillichstoff wurden später während der warmen Jahreszeit von den Garnison- und Besatzungstruppen aufgetragen, die weniger den Einflüssen des südafrikanischen Klimas ausgesetzt waren; hier bewährte sich der Drillichstoff.

Hinsichtlich des Schnittes war der neue Khakiuniformrock das Muster praktischer Bequemlichkeit, und man hatte sehr wohl beobachtet, daß dem Soldaten, der im heutigen Gefecht Stunden, ja Tage in liegender Stellung kämpfen muß, diese Anstrengungen durch einen beengenden Sitz der Uniform nicht noch unnötig erhöht werden dürfen. Sie saß so bequem, daß man in ihr völlig frei und ungezwungen laufen, klettern, kriechen und schlafen konnte. Offiziere und Soldaten sind im ersten Teile des Krieges, namentlich während des Vormarsches der Armee unter Lord Roberts auf Bloemfontein, in den Tagen von Paardeberg, vielfach eine Woche

und länger nicht aus ihren Kleidern herausgekommen, ohne daß sie dieses besonders nachteilig empfunden haben.

Der Khakiuniformrock wurde in diesem Kriege von jedermann gern getragen. Er saß lose, um bei Nässe dem Einlaufen Rechnung tragen und bei Kälte das Unterziehen einer Weste oder mehrfachen Unterzeugs gestatten zu können. Am Halse war er sehr bequem. Der bisherige Stehkragen hatte einem Umlegekragen mit zwei Haken Platz gemacht; unter diesem trugen die Offiziere nur selten leinene Stehkragen, gewöhnlich ein khakifarbenes, seidenes Halstuch, das sehr angenehm war.

Die Mannschaften hatten anfänglich nichts unter dem Kragen; das erwies sich aber als unpraktisch, da der Kragen bald durchgeschwitzt war und dann steif wurde. Man wählte daher späterhin für die Mannschaften vielfach ein wollenes Halstuch. Der Rock hatte auswendig vier große Taschen, zwei auf der Brust, zwei an den Hüften, ferner im Futter der vorderen Schöße je eine. Alle Taschen waren zum Zuknöpfen eingerichtet. Die vielen großen Taschen bewährten sich vor allem für das Gefecht zur Aufnahme von Munition und Mundvorrat ausgezeichnet, da die Truppe vielfach vor Eintritt in das Gefecht alle in diesem entbehrlichen Ausrüstungsstücke ablegte.

Sehr praktisch war die Anbringung kleiner Riemen an den Ärmelaufschlägen des Rockes; die Ärmel konnten so bei Regen zusammengeschnürt werden, um das Eindringen von Wasser zu verhindern.

Die neue Uniformhose war aus Bedford-Kord, einem etwas schweren, aber ungemein haltbaren Stoff; sie war bei allen Waffen, gleichviel ob beritten oder unberitten, in der Form der englischen Reithose geschnitten, und wurde in Verbindung mit Gamaschen getragen. Diese Beinbekleidung hat sich im Kriege vortrefflich bewährt und ist sehr der Nachahmung wert. Fälle von Durchreiten bei den berittenen Waffen waren eine Seltenheit; selbst während der äußerst anstrengenden Operationen zum Entsatz von Kimberley und zur Verfolgung Cronjes Mitte Februar 1900 sind solche bei der Kavallerie-Division French nicht zur Kenntnis gelangt. Das Praktische dieser englischen Reithose liegt in dem enganliegenden Sitz unter dem Knie, in der großen Weite im Gesäß sowie der großen Länge des Oberschenkelteils, die eine freie und bequeme Bewegung des Kniees gestattet; vom Knie abwärts lag die Hose eng an; über dem Knöchel wurde sie geschnürt oder geknöpft; da, wo das Bein auf dem Sattel aufliegt, war nirgends eine Naht in der Hose.

Als Fußbekleidung war der hohe oder halbhohe Stiefel, wie er bei uns getragen wird, allgemein verpönt. Der durch die praktische Schule des Sports erfahrene Engländer führt mit Recht an, daß ein Bergsteiger oder Dauerläufer nie eine solche Fußbekleidung wählen würde, da sie die Ausdünstung des Fußes erschwert und die Fußhaut dadurch sehr empfindlich macht. Nach dem Naßwerden ist der hohe Stiefel nur mit Mühe anzuziehen; außerdem ist es sehr schwer, ihn durchweg so gut zu verpassen, daß ein Wundlaufen ausgeschlossen ist.

Während des Feldzuges wurde in der englischen Armee bei allen Waffen nur der Schnürschuh getragen; er hatte keine Zunge; die Klappe unter der Verschnürung war mit dem eigentlichen Schuh aus einem Stück gearbeitet, so daß das Wasser nicht eindringen konnte. Die berittenen Truppen befestigten an dem Schnürschuh einen Anschnallsporn, der jedoch, um beim Laufen nicht zu hindern, über dem Hacken sitzen mußte. Diese Fußbekleidung hat sich während des ganzen Feldzuges zu allen Jahreszeiten und vor allem auch bei starkem Regenwetter und schwerem, lehmigem Boden sehr gut bewährt. Die englischen Truppenteile hatten daher auch stets trotz der stellenweise sehr großen Marschleistungen verschwindend wenig Fußkranke. Beispielsweise hatten die 6. und 9. Division bei der Verfolgung Cronjes in der Zeit vom 15. bis 18. Februar, wo sie mehrere Tage hintereinander ganz außerordentlich große Märsche zurückzulegen hatten (einzelne Truppenteile über 45 km), nur wenig Fußkranke,*) so daß sie am 18. früh fast in voller Stärke ins Gefecht treten konnten. Dieses günstige Ergebnis ist zum Teil der guten Fußbekleidung zuzuschreiben. Schnürschuhe oder kurze Stiefel sind zudem in Feindesland in der Regel überall zu bekommen, hohe Stiefel dagegen nur selten.

Im Verein mit dem Schnürschuh und der Reithose trug der englische Soldat den „Puttie", eine Art Wickelgamasche in Form einer Bandage, die aus einem 2½ m langen und 12 cm breiten, sehr dicken khakifarbenen Flanellband bestand, das um den Unterschenkel gewickelt wurde. Diese Bandage unterstützte die Wade sehr wirksam und gab ihr beim Marschieren einen vortrefflichen Halt. Die Anlegung der Bandage verlangte anfangs einige Übung, später legte jeder Mann sie in weniger als einer Minute an und ab; sie reichte vom Knie bis auf den Schuh hinunter, an den sie besonders sorgfältig angepaßt werden mußte, damit bei Regenwetter das Wasser nicht von oben in den Schuh lief. Bei Kälte hielt der Puttie ebenso warm wie Leder; war er bei Regenwetter durchnäßt, so wirkte er beim Marschieren wie ein nasser Umschlag, in der Ruhe konnte er leicht und schnell abgenommen und durch einen anderen ersetzt werden. Später wurden diese Putties übrigens stellenweise aus wasserdichtem Stoffe hergestellt. Bei großer Wärme waren die Wickelgamaschen am Bein angenehmer als Leder, da sie nicht so heiß waren und die Ausdünstung erleichterten. Ein wesentlicher Vorteil war, daß sie beim Liegen, sowohl im Gefecht, wie beim Schlafen, keinerlei Druck ausübten, wie das Lederschäfte meist tun. Beim Verpacken beanspruchten sie nur sehr wenig Raum, so daß jeder Mann 1 bis 2 Paar Ersatzgamaschen mit sich führen konnte. Das Waschen und Reinigen ging schnell von statten; an der Luft trockneten sie in sehr kurzer Zeit.

Von den Offizieren trugen nur wenige den Puttie, die meisten unter ihnen gebrauchten den Puttie legging, eine dicke, steife Ledergamasche.

*) Die genaue Zahl ist amtlich nicht bekannt gegeben.

Offiziere und Mannschaften der regulären Truppen trugen als Kopfbedeckung den Korkhelm, der sich als recht unpraktisch erwies. Infolge seiner steifen Form hinderte er die Leute außerordentlich beim Schießen, namentlich in liegender Stellung, auch beim Ruhen zeigte sich dieser Nachteil. Infolge seiner weißen Farbe war er ferner im Gefecht weithin sichtbar und wurde für die Buren eine vortreffliche Zielscheibe. Die Folge war, daß die Truppen ihn im Gefecht meist abnahmen; bei Colenso am 15. Dezember 1899 und am Paardeberg am 18. Februar 1900, wo bei wolkenlosem Himmel eine sengende Temperatur herrschte, litten die Mannschaften infolgedessen sehr unter der prallen Sonnenhitze, wodurch sich eine große Anzahl von ihnen einen Sonnenstich zugezogen haben soll. Der khakifarbene, breitkrämpige Filzhut der kolonialen und freiwilligen Kontingente bewährte sich weit besser. Er war leicht, drückte nicht, schützte, da er oben doppelwandig oder gefüttert war, gegen die heißesten Sonnenstrahlen und konnte beim Schießen und Schlafen aufbehalten werden. Ein Lederband diente zum Festhalten beim Laufen, Reiten oder bei starkem Winde. Das Material, aus dem die Hüte hergestellt waren, war fest und haltbar, so daß ein Einreißen des Filzes nur selten vorkam. Auch unsere älteren erfahrenen Schutztruppenoffiziere bezeichnen den Hut als die „beste, für alle Klimate erprobte Kopfbedeckung". Er hat im Gegensatz zum Helm, neben dem stets noch eine Mütze vorhanden sein muß, den Vorzug, eine Einheitskopfbedeckung zu bilden. Die schirmlose, nur einen Teil des Kopfes bedeckende englische Feldmütze war bei starker Sonne ganz untauglich.

Bei Anbruch der kalten Jahreszeit im April erhielt die Armee den warmen, indischen Uniformrock aus dickem Wollstoff mit Flanellfutter; er wurde über die übrige Uniform gezogen, hatte eine Reihe von Hornknöpfen und war in Form einer Jacke geschnitten, so daß man bequem in ihm reiten konnte. Offiziere wie Mannschaften haben ihn sehr geschätzt. Der lange, weite englische Mantel aus dickem, wasserdichtem Tuch von blauer Farbe war sehr wenig beliebt und wurde mehr wie eine Last als wie eine Annehmlichkeit empfunden. General Hildyard äußerte sich sehr abfällig über ihn vor der Royal Commission: „Die Mäntel konnten von unseren Leuten wegen ihrer sichtbaren Farbe und ihres schweren Gewichts nicht getragen werden; der große gerollte Mantel bot dem Feinde, selbst wenn die Mannschaften an den Boden angeschmiegt lagen, ein sehr günstiges Abkommen".

An Unterzeug trug jeder Mann dicke, baumwollene Unterhosen, sehr dicke, wollene Strümpfe, eine wollene, bis über den Leib reichende Unterjacke mit halblangen Ärmeln und ein blaues Flanellhemd. Ein wichtiges Stück in der Kleinbekleidung bildete die breite Flanellleibbinde. Sie darf nach englischem Urteil in keiner Kriegsausrüstung fehlen.

Bei der Infanterie trug der Mann außer seinem Gewehr das Seitengewehr nebst Koppel und den beiden großen Patronentaschen, das Kochgeschirr, die Feldflasche und den großen leinenen Brotbeutel.

Die übrige Ausrüstung: Tornister mit Inhalt, Schanzzeug, Lagerdecke sowie Zeltausrüstung wurde bei der Bagage nachgeführt. Die Belastung des einzelnen Mannes betrug daher nur 19,6 kg, war sonach geringer als in der deutschen (27,8 kg) und französischen (26,5 kg) Armee. Hieraus erklären sich weiterhin zum Teil die vielfach ganz vortrefflichen Marschleistungen und die meist sehr geringe Zahl der Marschkranken.

Von den genannten Ausrüstungsstücken haben sich die Patronentaschen garnicht bewährt. Ihr Hauptnachteil bestand nach dem Bericht der Royal Commission darin, daß die Munition, wenn der Mann lief, sehr leicht aus ihnen herausfiel. Lord Kitchener äußerte sich ebenfalls absprechend über die Patronentaschen: „Unsere großen Munitionsverluste in diesem Feldzuge, die für den Gegner eine Quelle der Munitionsergänzung bildeten, sind weniger der mangelnden Sorgfalt des Soldaten als vielmehr der ganz außergewöhnlichen Unbrauchbarkeit des Ausrüstungsstückes zuzuschreiben, in dem er seine Munition zu tragen hatte“. Nach den ersten Gefechten wurden von vielen Mannschaften die Patrontaschen fortgeworfen und durch Bandoliere, wie sie die Buren und einige koloniale Formationen trugen, ersetzt. Diese Bandoliere waren jedoch nur für einzelne Patronen eingerichtet und hielten diese nicht genügend fest, während die der Buren ganze Patronenrahmen aufnahmen. Die Royal Commission hat daher in ihrem Bericht die Annahme des von den Buren getragenen Bandoliers auch für die englische Armee dringend empfohlen, da hierdurch dem bedenklichen und unnötigen Verlust der Munition beim Laufen des Mannes am ehesten vorgebeugt werden könne. Sehr praktisch ist die Trageweise der Munition bei unseren Schutztruppen, deren Bekleidung und Ausrüstung auch in sonstiger Beziehung ebenso wie die der ostasiatischen Besatzungsbrigade kriegsbrauchbar und in vielfacher Hinsicht bei gegenseitiger Ergänzung auch für europäische Verhältnisse nachahmenswert erscheint. Hier befindet sich die Munition rahmenweise in kleinen Taschen, von denen jede 2 bis 3 Rahmen (10 bis 15 Patronen) aufnimmt, und die auf das breite Koppel und die Trageriemen aufgesetzt sind.

Der große leinene Brotbeutel war zuerst in weißer Farbe geliefert worden, während des Feldzuges wurde er khaki gefärbt; er diente anfänglich demselben Zwecke wie bei uns in Deutschland. Da die Tornister indes viel zu schwer und, wenn bepackt, beim Tragen sehr mangelhaft balanciert waren,*) so wurden sie später nicht mehr von den Mannschaften getragen, sondern bei der Bagage nachgefahren. Die notwendigsten Bedürfnisse taten die Mannschaften nunmehr in den Brotbeutel, und so wurde dieser später über seinen ursprünglichen Zweck hinaus ein Ersatz des Tornisters. Während er anfangs an einem breiten, von der rechten Schulter nach der linken Hüfte laufenden Bande getragen wurde oder mittels zweier Haken am Koppel befestigt war, wurde er

*) Sir Charles Warren bezeichnete vor der Royal Commission den englischen Tornister als ein ganz „absurdes“ Ausrüstungsstück (**an absurdity**).

später wie ein Rucksack auf dem Rücken getragen und ebenso wie der deutsche Tornister mittels zweier Trageriemen über die Schultern hinweg an dem Koppel befestigt; die beiden großen Patronentaschen bildeten das Gegengewicht.

In dem „Haversack" genannten Beutel trugen die Mannschaften in der Regel außer dem notwendigsten Reinigungsmaterial eine eiserne Portion, eine Brot- oder Biskuitportion, die Wollmütze, ein Paar wollene Strümpfe, sowie, wenn ein Gefecht bevorstand, Munition; die übrige bewegliche Habe des Soldaten sowie Bekleidungsstücke (1 Paar Segeltuchschuhe, 1 Flanellhemd, 1 Paar Unterhosen, wollene Strümpfe, Wickelgamaschen, Nähzeug, Handtuch, Seife) waren meist im Tornister verpackt; es blieb indes dem Ermessen der Führer von taktischen Einheiten überlassen, in jedem einzelnen Fall Änderungen in der Belastung des Mannes anzuordnen. Dadurch konnte die Truppe von Fall zu Fall von der Bagage unabhängig gemacht werden, und es ist nicht selten vorgekommen, daß einzelne Truppenteile viele Tage ihren Tornister nicht zur Stelle gehabt haben, ohne daß sie diese sowie ihren Inhalt sonderlich entbehrt hätten; so haben z. B. die an den Gefechten am Spionkop beteiligten Truppen vom 15. bis 27. Januar sich ohne Tornister behelfen müssen.

Zweifellos waren die Marschleistungen der englischen Infanterie durch die geringe Belastung des einzelnen Mannes sehr gehoben, anderseits war hierdurch der Troß nicht unwesentlich vermehrt. Bei den verhältnismäßig geringen Stärken, die in Südafrika zur Verwendung gelangten, fiel diese Vermehrung der Trains noch nicht so sehr ins Gewicht; bei den Massenheeren europäischer Großstaaten würde dadurch aber der Troß ins ungemessene vergrößert werden. Die Belastung des englischen Infanteristen ist auf Grund der Kriegserfahrungen nunmehr, ähnlich wie eben geschildert, ein für allemal durch Befehl geregelt. Im letzten Manöver soll nach dem Bericht eines Augenzeugen bei jedem Bataillon, dessen Stärke etwa 500 bis 600 Mann betrug, die Bagage aus 13 bis 15 Wagen bestanden haben. Eine derartige Vermehrung der Bagage ist für unsere Verhältnisse unmöglich, daher muß der Soldat bei uns alles, was er braucht, mit sich führen, so ungünstig die größere Belastung des Mannes auch ist. —

Die Feldflaschen waren aus Aluminium, das mit einem sehr dicken khakifarbenen Filz überzogen war; dieser wurde vor dem Ausrücken sowie, wenn möglich, mehrmals während des Marsches angefeuchtet, wodurch der Flascheninhalt dauernd, auch bei sehr großer Hitze, kühl blieb. Zur Kriegsausrüstung des Soldaten gehörte ein ihm geliefertes großes und starkes Taschenmesser mit einem Ring zum Aufhängen, das an einer kleinen Kette hinten am Koppel getragen wurde. —

Über das mitgeführte Schanzzeug haben die meisten englischen Offiziere vor der Royal Commission ein sehr ungünstiges Urteil abgegeben. Der kleine Spaten, der dem deutschen ähnlich ist, wurde als viel zu schwach bezeichnet; er sei mehr eine Last als ein Nutzen gewesen. Später wurde stärkeres Schanzzeug beschafft und der

Truppe in kleinen leichten Maultierkarren unmittelbar nachgeführt; auch wurden vielfach Maultiere ebenso wie mit Munition mit Schanzzeug bepackt: für eine Kompagnie genügte ein Packmaultier.

Bei der Kavallerie war für Pferd und Reiter die Frage der Belastung fast von noch größerer Bedeutung als bei der Infanterie. Über die Ursachen der großen Verluste an Pferden*) in diesem Kriege gingen die Ansichten allerdings vielfach auseinander; sehr bemerkenswerte Urteile, darunter das des Führers der Kavalleriedivision des Generals French, sprachen sich indes dahin aus, daß eine wesentliche Ursache der großen Verluste die namentlich anfänglich viel zu große Belastung des Pferdes gewesen sei.**) Man hatte diesem Übelstand durch verschiedene Anordnungen abzuhelfen gesucht. So heißt es in einem Tagesbefehl des Großen Hauptquartiers vom 5. Februar 1900: daß „bei Erkundungsritten oder Patrouillen von wahrscheinlich nicht längerer als eintägiger Dauer das Gepäck der Kavalleristen soviel als möglich erleichtert und nichts mitgeführt werden soll, was irgendwie entbehrlich ist". Gleichzeitig mit diesem Befehl erging von dem Chef des Generalstabes, Lord Kitchener, an alle berittenen Truppen folgender Erlaß:

Chef des Stabes. Kapstadt, 5. Februar 1900.

„Die folgenden Vorschläge zur Verringerung der Pferdebelastung werden hiermit zur allgemeinen Kenntnis gebracht; sie sind zusammengestellt von dem Major Rimington von den 6. Inniskilling-Dragonern und beruhen auf der persönlichen Erfahrung dieses Offiziers während des jetzigen Feldzuges. Der Oberkommandierende erwartet von den Kommandeuren aller berittenen Waffen, daß sie alles, was in ihrer Macht liegt, tun werden, das Belastungsgewicht der Pferde, soweit irgend möglich, zu verringern."

A. B.

Kitchener of Khartoum, Chef des Generalstabes.

„Zur Ausrüstung von Mann und Pferd gehören:

1. ein warmer Mantel,
2. Kochgeschirr mit Tagesportion,
3. Futterbeutel (Reservemunition kann, wenn nötig, hier untergebracht werden),
4. ein gutes Kopfgestell von Rindsleder (Kolonialmuster),
5. Drahtschere,
6. Karabiner (vom Reiter zu tragen),
7. Bandolier mit 50 Patronen (ebenfalls vom Manne zu tragen),
8. Brotbeutel (Haversack), in diesem 50 Patronen (vom Manne zu tragen),

*) Die Kavallerie-Division French, die bei Beginn der Operationen unter Lord Roberts Anfang Februar 1900 etwa 4800 Pferde zählte, verlor beispielsweise in der Zeit vom 12. Februar bis 13. März während des Vormarsches auf Bloemfontein über 2000 Pferde.

**) Sie betrug einschließlich des Reiters (leichtes Gewicht) 19 bis 20 stones (etwa $2^1/_2$ Zentner).

9. Messer und Strick,
10. Feldflasche,
11. Fernglas,
12. Eßbesteck (im Haversack),
13. der nach englischem Muster gefertigte Sattel der Kappolizei nebst Decke.

Von der bisherigen Ausrüstung ist wegzulassen:

1. Kleidersack nebst Inhalt,
2. Pferdeputzzeug,
3. Eisenbehälter nebst Reserveeisen,
4. Heunetz,
5. Reserveschuhe,
6. Vorderzeug,
7. Zeltpfähle,
8. Hufkratzer.

Auf die Wagen zu verladen sind folgende Gegenstände, gerollt in eine Decke:

1. 1 Paar leichte Schuhe,
2. 1 Paar Strümpfe,
3. 1 Reservehemd,
4. 1 wollene Mütze,
5. 1 Paar Reservehosen,
6. 1 wollene Unterjacke (während der kalten Jahreszeit hat der Mann diese zu tragen),
7. Handtuch und Seife,
8. Während der kalten Jahreszeit ist noch eine zweite Decke mitzuführen."

General French machte vor der Royal Commission einen noch sehr viel radikaleren Vorschlag zur Verringerung der Belastung der Pferde. Auf Grund seiner reichen Kriegserfahrung sprach er sich dahin aus, es sei durchaus notwendig, Pferd und Reiter so weit als irgend möglich zu entlasten, seinem Dafürhalten nach solle der berittene Mann nur seine Waffen und Munition bei sich führen.

„In einem modernen Kriege", fährt er fort, „wird es allerdings nötig sein, daß die Kavallerie nur zu oft die Nächte im Freien zubringt und aus dem Lande lebt, ja häufig wird sie vielleicht kein genügendes Futter finden. Trotzdem ist es völlig unmöglich, daß wir unsere Kavallerie, wenn sie ihren Dienst gut verrichten soll, auch fernerhin so belasten, wie sie es in dem letzten Feldzug war."

Er schlägt vor, der Kavallerie leichte Bagagewagen (light carts) oder, je nach dem Charakter des Kriegsschauplatzes, Packtiere beizugeben, auf denen alles Überflüssige, an Futter und Ausrüstung, womit bisher die Rücken der Pferde belastet gewesen wären, zu verladen sei. Diese leichten Wagen hätten den Schwadronen un-

mittelbar zu folgen, als „first line transport“, während die bisherigen regimental transports den „second line transport“, die Verpflegungswagen den „third line transport“ bilden sollten.

Sehr wesentlich wurde das Belastungsgewicht im südafrikanischen Kriege dadurch verringert, daß viele Kavallerie-Regimenter, namentlich die später eintreffenden, weder Säbel noch Lanze trugen und als einzige Bewaffnung den Karabiner, später das Gewehr, hatten. Dadurch sank jedoch die Kavallerie in ihrem Wert vollständig zur berittenen Infanterie herab. Daß aber der südafrikanische Krieg gelehrt habe, daß die Gefechtstätigkeit der Kavallerie in Zukunft nur den Gebrauch der Schußwaffe erfordere, ist eine der vielen bedenklichen Irrlehren, die dieser Krieg durch die Eigenartigkeit des Gegners und des Kriegsschauplatzes gezeitigt hat. Eine vollwertige Kavallerie wird, so ungünstig dies auch für die Ausbildung und Belastung von Pferd und Reiter ist, weder den Säbel noch die Lanze neben der Schußwaffe entbehren können. Es fragt sich indes, ob der Wert der Kavallerie als solcher nicht noch dadurch erhöht werden kann, daß man ihr, zumal sich ihre wirksame Tätigkeit im Gefecht zu Fuß in den meisten Fällen auf den weiten Entfernungen abspielt, eine bessere, vor allem weiter tragende Schußwaffe gibt und sie statt des Karabiners mit dem Infanteriegewehr ausrüstet. Bei der jetzigen Trageweise und Anbringung des Karabiners, — sei es, wie bisher in der russischen und teilweise in der englischen Armee (Kolonialformationen) auf dem Rücken oder, wie in der deutschen Armee an der rechten Seite, — ist diese durchaus wünschenswerte Änderung jedoch nicht möglich.

Im südafrikanischen Kriege trugen später mehrere englische Kavallerie-Regimenter das Gewehr in senkrechter Lage an der linken Seite, wobei das Gewehr mit dem Schaft bezw. Kolbenhals in einer an der linken hinteren Sattelseite angebrachten Vorrichtung ruhte und mit dem Laufe hinter der linken Schulter des Reiters durch eine besondere Vorrichtung festgehalten wurde.

Diese Trageweise hat eine neue Erfindung des Oberstleutnants J. H. Patterson D. S. O. von den Essex Imperial Yeomanry zum Vorbilde gehabt.

Die Tragevorrichtung setzt sich aus zwei Teilen zusammen, einem, den der Reiter trägt und einem, der am Sattel befestigt ist.

Er besteht aus einem breiten Ledergürtel, in den hinten links dicht neben dem Rückgrat des Reiters eine etwa 90 cm lange metallene Gleitschiene schräg eingelassen ist. An dem Leibgurt wird nun das Gewehr beim Anhängen mittels eines am Oberring angebrachten Zapfens befestigt, der in die Gleitschiene eingeschoben wird; es hängt dann senkrecht, mit dem Lauf nach hinten, fest an der linken Rückenseite des Mannes. Um die Last des Gewehrs von den Hüften auf die rechte Schulter zu übertragen, ist am Gürtel ein über die rechte Schulter laufender Trageriemen angebracht.

Ist der Reiter abgesessen, so berührt der Kolben den Boden nicht. Nach dem Aufsitzen überträgt der Reiter das Gewicht des Gewehrs dadurch auf sein Pferd,

daß er den Kolbenhals in eine elastische, an der linken Sattelseite befindliche metallene Federgabel drückt, die das Gewehr unmittelbar hinter dem Abzugsbügel umfaßt. Die Federgabel ist an einer kleinen Ledertasche befestigt, welche an der linken hinteren Seite des Sattels hängt; es genügt ein kleiner Schlag gegen den Kolben, um den Kolbenhals in die Federgabel einzudrücken.

Beim Absitzen löst sich durch die Bewegung des Absteigens das Gewehr von selbst aus der Feder, so daß der Reiter sich mit der Schußwaffe von seinem Pferde trennt. Die beim Reiten vorhandene Verbindung von Reiter und Pferd löst sich also bei einem etwaigen Sturze von selbst, so daß sie keine Gefahr für den Reiter bildet. Durch das Aushaken des Zapfens aus der Gleitschiene wird das Gewehr schußbereit.

Ein Urteil darüber, ob diese Erfindung in jeder Hinsicht kriegsbrauchbar ist, kann hier nicht abgegeben werden, das könnten erst weitere Versuche ergeben. Es fragt sich insbesondere, ob der Mechanismus, vor allem die Feder am Sattel, genügend haltbar ist und beim Reiten im Gliede nicht beschädigt oder gar hinderlich wird. Allerdings müßte bei dieser Trageweise des Karabiners der Säbel auf der rechten Seite getragen werden; dies würde indes keinerlei Bedenken haben, im Gegenteil würde hierdurch die Belastung des Pferdes auf beide Seiten günstiger verteilt. Der Grundgedanke der Erfindung ist indessen zweifelsohne gesund und praktisch; sie hat gegen die bisherigen Trageweisen ganz erhebliche Vorteile. Vor allem würde es dadurch nicht nur möglich, auch die Kavallerie mit dem weiterreichenden Infanteriegewehr auszurüsten, sondern es würde auch der große Nachteil beseitigt, daß die Schußwaffe, wie bei uns, am Sattel des Pferdes befestigt ist; sie würde dann mit dem Reiter verbunden sein, und wenn dieser, entweder durch Sturz oder durch Verwundung von seinem Pferde getrennt wird, ist er nicht wie bisher fast wehrlos. Allerdings wird durch eine derartige Trageweise eine Verbindung zwischen Pferd und Reiter hergestellt; allein dieser Nachteil ist nur ein scheinbarer; denn diese Verbindung ist eine so lose, daß, wenn sich der Reiter von seinem Pferde trennt, sich in jedem Falle auch das Gewehr von selbst von diesem lösen muß.

Andere Vorzüge dieser Einrichtung bestehen darin, daß der Reiter, ob zu Pferde oder abgesessen, beide Hände frei hat, und die immerhin zeitraubende Loslösung des Karabiners vom Sattel vor dem Gebrauch der Schußwaffe nicht mehr nötig, sonach der Reiter schneller gefechtsbereit ist. Ferner stört diese Trageweise beim Reiten weniger als alle anderen, sie gestattet vielmehr einen freien und ungehinderten Gebrauch der Lanze und des Säbels; beim Handgemenge schützt außerdem der Gewehrlauf zum Teil den Rücken des Reiters. Schließlich sind das Gewicht und die Herstellungskosten dieser Trageeinrichtung geringer als bei den bisherigen.

Oberstleutnant Patterson hat seiner Erfindung, die er selber zwei Jahre lang in Südafrika erprobte, die Rettung seines Lebens zu verdanken. Er schreibt hierüber dem Verfasser:

„Während des letzten Krieges in Südafrika war ich auf einem Patrouillenritt zur Aufklärung allein vorgetrabt und ritt, ohne es zu merken, mitten in den Feind hinein. Plötzlich erhielt ich auf nächster Entfernung Feuer; ich hatte etwa ½ Dutzend Buren mir gegenüber und erhielt einen Schuß durch den Hut und den Ärmel, ohne indessen selber verletzt zu werden.

Sobald ich Feuer erhielt, sprang ich vom Pferde und warf mich in das an dieser Stelle hohe Gras. Mein Gewehr hatte sich, als ich absprang, von selbst vom Pferde gelöst und war infolge der neuen Trageweise an meiner linken Seite geblieben. Ich kroch nun, durch das hohe Gras gegen Sicht geschützt, von der Stelle, an der ich von meinem Pferde gesprungen war, nach einem nahe gelegenen kleinen Hügel, von dem aus ich nun meinerseits gegen die Buren das Feuer eröffnete. Sie hatten anscheinend geglaubt, durch ihre ersten Schüsse mich getötet zu haben, und waren über dieses unerwartete Feuer so überrascht und erschrocken, daß sie ihrerseits schleunigst die Flucht ergriffen. Hierbei gelang es mir, zwei ihrer Pferde zu töten und drei von ihnen zu verwunden.


Leutnant der Infanterie.

Diese brachte ich als meine Gefangenen in unser Lager zurück.“

Dieser glückliche kleine Handstreich ist übrigens auch von Lord Kitchener in einer „special Despatch“ vom 9. Juli 1901 lobend erwähnt worden.

Während des letzten Teiles des südafrikanischen Krieges haben verschiedene Truppenteile der Kavallerie und berittenen Infanterie die Pattersonsche Erfindung erprobt. Sie haben sich im allgemeinen zustimmend und lobend über sie geäußert. Neuerdings sind allerdings auch einige weniger günstige Urteile von englischen Offizieren aus Ägypten, die die Erfindung im vergangenen Jahre erprobt haben bekannt geworden. Sie tadeln den Mechanismus und behaupten, die Federgabel ließe leicht nach und zerbräche auch zuweilen; ebenso sei das Heraus- und Hereinnehmen des Karabiners aus und in die Gleitschiene für die Mannschaften zu schwierig. Andere maßgebende Urteile bestreiten indes diese Nachteile und sprechen sich sehr entschieden für die Einführung der Pattersonschen Erfindung aus.

Im vergangenen Jahre hat Lord Kitchener Trageversuche mit ihr in der indischen

Armee vornehmen lassen. Diese sind so günstig ausgefallen, daß vor kurzem die Pattersonsche Erfindung dort allgemein eingeführt worden ist. Die in England vorgenommenen Versuche sind noch nicht abgeschlossen.

Die Erfahrungen des südafrikanischen Krieges haben in der englischen Armee auf allen Gebieten frisches Leben entwickelt. Neben den Reformen in der taktischen



Leutnant der Feldartillerie.

Durchbildung der Truppe, in der Organisation und Verwaltung des Heeres hat der Krieg auch eine völlige Umänderung der Bekleidung und Ausrüstung zur Folge gehabt; man hat hier endlich einmal gründlich mit allem Veralteten aufgeräumt und sich die Erfahrungen dieses Krieges ganz zu eigen gemacht; das einstimmige Urteil aller durch die Schule der Kriegserfahrung gegangenen Offiziere lautete dahin, daß die Bekleidungsfrage im Kriege von so großer und ernster Bedeutung sei, daß hierbei die

menschliche Eitelkeit oder sonstige kleinliche Äußerlichkeiten kein entscheidendes Wort mitsprechen dürften. Die in Südafrika getragene und erprobte Felduniform ist daher vor etwa Jahresfrist endgültig als sogenannter „service dress" in der englischen Armee eingeführt; sie ist in vielfacher Hinsicht als das Muster einer praktischen und kriegsbrauchbaren Uniform anzusehen, an der vor allem alles Blanke und Blitzende verschwunden ist; sie hat außerdem noch den Vorzug großer Kleidsamkeit und eines durchaus soldatischen Aussehens.

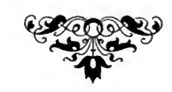
Nach dem Urteil eines militärischen Kenners, der im vorigen Sommer die neue Uniform während der englischen Manöver zum ersten Male im Gebrauch sah, „ist der neue Feldanzug eine ebenso praktische und einfache wie kleidsame Kriegsuniform; das Tuch schmutzt wenig, und die Truppe machte trotz der vorangegangenen Regenbiwaks stets einen ordentlichen, sauberen und sehr militärischen Eindruck".

In richtiger Würdigung des Wertes der Traditionen, die viele Truppenteile mit ihren bisherigen Uniformen verknüpften, hat die englische Heeresverwaltung jedoch diese Überlieferungen da, wo es angängig war, geschont und auch in der neuen Ausrüstung beibehalten. So sind z. B. den Hochländer-Regimentern ihre traditionellen „Kilts", an denen sie mit so großem Stolze festhielten, belassen worden, nur werden anstatt der buntkarrierten Kilts jetzt solche von Khakifarbe getragen.

Zu Paraden sowie zum Ausgehen und auf Urlaub wird bis auf weiteres von allen Regimentern die bisherige bunte und schmuckere Uniform weitergetragen.

Die Heeresverwaltungen aller Militärmächte sind auf Grund der Erfahrungen des südafrikanischen Krieges von neuem veranlaßt, der Frage einer kriegsgemäßeren Bekleidung und Ausrüstung der Truppen näher zu treten. Die Kriegsbereitschaft verlangt eine baldige Lösung dieser Frage.

v. Haeften,
Hauptmann im Großen Generalstabe.





Studien über Clausewitz.

(Fortsetzung.)

III. Der Krieg ist das Gebiet der Friktion.

„So stimmt sich im Kriege durch den Einfluß unzähliger kleiner Umstände, die auf dem Papier nie gehörig in Betracht kommen können, alles herab, und man bleibt weit hinter dem Ziel."
Vom Kriege. I. Buch, 7. Kap.

„Solange man selbst den Krieg nicht kennt, begreift man nicht, wo die Schwierigkeiten der Sache liegen, von denen immer die Rede ist, und was eigentlich das Genie und die außerordentlichen Geisteskräfte zu tun haben, die vom Feldherrn gefordert werden. Alles erscheint so einfach, alle erforderlichen Kenntnisse erscheinen so flach, alle Kombinationen so unbedeutend, daß im Vergleich damit uns die einfachste Aufgabe der höheren Mathematik mit einer gewissen wissenschaftlichen Würde imponiert. Wenn man aber den Krieg gesehen hat, wird alles begreiflich, und doch ist es äußerst schwer, dasjenige zu beschreiben, was diese Veränderung hervorbringt, diesen unsichtbaren und überall wirksamen Faktor zu nennen.

Es ist alles im Kriege sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig. Diese Schwierigkeiten häufen sich und bringen eine Friktion hervor, die sich niemand richtig vorstellt, der den Krieg nicht gesehen hat. . . . . Friktion ist der einzige Begriff, welcher dem ziemlich allgemein entspricht, was den wirklichen Krieg von dem auf dem Papier unterscheidet. Die militärische Maschine: die Armee und alles, was dazu gehört, ist im Grunde sehr einfach und scheint deswegen leicht zu handhaben. Aber man bedenke, daß kein Teil davon aus einem Stücke ist, daß alles aus Individuen zusammengesetzt ist, davon jedes seine eigene Friktion nach allen Seiten hin behält. . . . . Diese entsetzliche Friktion, die sich nicht wie in der Mechanik auf einige Punkte konzentrieren läßt, ist deswegen überall im Kontakt mit dem Zufall und bringt dann Entscheidungen hervor, die sich gar nicht berechnen lassen, eben weil sie zum großen Teil dem Zufall angehören."*)

In diesen Worten entwickelt Clausewitz die Gründe, warum unser Beruf von denen, die ihm fernstehen, so wenig verstanden wird; wir lernen begreifen, daß er von diesen und auch von solchen, die ihm nur vorübergehend obgelegen haben, in seiner

*) Vom Kriege. I. Buch, 7. Kap.

ganzen Bedeutung gar nicht erfaßt werden kann. Darum können auch von Nichtsoldaten herrührende kriegsgeschichtliche Werke, wenn in ihnen nicht ein sehr gereifter und maßvoller Verstand die Feder führt, häufig durch die Verwirrung des Urteils, das sie anrichten, geradezu eine Gefahr bilden. Freilich müssen wir bekennen, daß, wenn „die Kenntnis der Friktion ein Hauptteil der oft gerühmten Kriegserfahrung ist, welche von einem guten General gefordert wird“,*) heute nur verschwindend wenige von uns solche besitzen; dafür aber ist es uns jetzt unzweifelhaft gelungen, „die Übungen des Friedens so einzurichten, daß ein Teil jener Friktionsgegenstände darin vorkommt. Daß Urteil, Umsicht, selbst Entschlossenheit der einzelnen Führer geübt werde, ist von viel größerem Wert, als diejenigen glauben, welche den Gegenstand nicht aus Erfahrung kennen“,*) und bei unseren großen Truppenübungen wird das insoweit erreicht, als es überhaupt im Frieden möglich ist. Taktische Aufgaben, Kriegsspiele, Übungsritte und Generalstabsreisen sind unentbehrliche Hilfsmittel für die Ausbildung in der höheren Truppenführung, und dem mit deren Grundsätzen bereits wohl vertrauten Offizier vermögen sie viel zu bieten, immer aber haftet ihnen der Mangel an, daß die Truppen nur gedacht sind, die Reibungen, die bei deren Bewegungen entstehen, durch die Erfahrung und die Phantasie des Leitenden und der Teilnehmer ergänzt werden müssen. Wollten wir uns ausschließlich auf diese Übungen mit gedachten Truppen beschränken, würden wir bei langem Frieden leicht Gefahr laufen, die Reibungen entweder ganz außer acht zu lassen oder sie ungebührlich zu überschätzen, und „nicht derjenige ist der beste General, der die größte Vorstellung von der Friktion hat, dem sie am meisten imponiert (dies gibt jene Klasse von ängstlichen Generalen, die unter den Erfahrenen so häufig zu finden sind), sondern der General muß sie kennen, um sie zu überwinden“.*) Das aber lernt sich wahrhaft nur durch die Handhabung der Masse von Menschen, Pferden und Fahrzeugen, wie sie die wirkliche Truppe darstellt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die in Preußen zuerst üblichen Manöver mit gemischten Waffen in wechselndem Gelände nicht zum geringsten Teil zu der Überlegenheit der preußischen Waffen 1866 und der preußisch-deutschen 1870 beigetragen haben. Die den Manövern jetzt gegebene größere Ausdehnung entspricht nur dem Anwachsen der heutigen Heere im Kriegsfall, von dem auch die größte Truppenzusammenziehung im Frieden nur eine schwache Vorstellung erwecken kann. Die Nützlichkeit der Manöver in großen Verbänden geht sehr deutlich aus dem Geständnis der englischen Generale, darunter keines geringeren als Lord Kitchener hervor, daß ihre taktischen Fehlgriffe im südafrikanischen Kriege zum großen Teil auf mangelnde Übung in der Handhabung größerer Truppenmassen und auf Unkenntnis der mit ihrem Auftreten und Zusammenwirken verbundenen Reibungen zurückzuführen seien.

*) Vom Kriege. I. Buch, 7. Kap.

Diese mußten bei einer Armee wie der englischen, die wesentlich Kolonialarmee ist, und deren größere Kommandoeinheiten erst im Kriegsfall geschaffen wurden, doppelt schwer ins Gewicht fallen, während sie bei eingelebten Verbänden wesentlich leichter überwunden worden wären. Nach dieser Richtung besaß die Armee des Lagers von Boulogne ein großes Übergewicht gegenüber den Heeren der gegen Napoleon verbündeten Mächte. Dieser Vorzug und die in den Revolutionskriegen erworbenen Kriegserfahrungen der Führer sowie eines großen Teils der Mannschaften bedeuteten mehr als die Übungen in den Standlagern am Kanal, die dort ziemlich lässig betrieben wurden. Dennoch blieben auch in den siegreichen Feldzügen von 1805 und 1806 Reibungen in der napoleonischen Armee nicht aus, und nur weil das Kriegsglück den französischen Fahnen unwandelbar treu war, haben sie den allgemeinen Fortgang der Operationen nicht merkbar beeinträchtigt. Das wurde anders, als sich die Gegner Napoleons auf sich selbst besannen, und je mehr die französische Armee durch fortgesetzten Gebrauch im Kriege sowie dadurch, daß ein großer Teil ihrer besten Truppen in Spanien Verwendung fand, an Schlagfertigkeit und innerem Gehalt einbüßte. Sehr gut kennzeichnet Fezenzac*) diese nach und nach eintretende Überspannung: „Cette habitude de tout tenter avec les plus faibles ressources, cette volonté de ne rien voir d'impossible, cette confiance illimitée dans le succès qui avait d'abord été une des causes de nos avantages, ont fini par nous devenir fatales."

Die Friktion ist stets am größten bei improvisierten Armeen. Der nordamerikanische Sezessionskrieg offenbart das mit der größten Deutlichkeit. So gelang es im Juli 1861 dem nordstaatlichen General Mc. Dowell bei der ersten Offensive von Washington nach Virginien nicht, seine vier Divisionen zu einheitlichem Zusammenwirken zu bringen. Das Gros der 23 000 Mann starken feindlichen konföderierten Kräfte stand bei Manassas**), eine Brigade war nach Fairfax C. H. vorgeschoben. Diese sollte von den nordstaatlichen Truppen am 17. Juli mit großer Überlegenheit von allen Seiten angegriffen werden. Alsdann beabsichtigte Mc. Dowell, unter dem Schutze einer Scheinbewegung über Centreville mit den Hauptkräften den Bull Run weiter unterhalb zu überschreiten und die konföderierte Stellung von der Flanke aus aufzurollen. Die ungeübten Truppen zeigten sich aber der Durchführung solcher Absichten nicht gewachsen. Schon am ersten Marschtage rissen bei der herrschenden großen Hitze furchtbare Unordnungen ein. Die Mannschaften erleichterten sich alsbald durch Fortwerfen ihres tragbar mitgeführten dreitägigen Lebensmittelvorrats, so daß am Abend erst das Herankommen der Kolonnen aus Alexandria abgewartet werden mußte, um die Verpflegung sicherzustellen. Erst am 17. abends gelang es, mit den

*) A. a. O. S. 129.
**) Skizze s. Heft II, S. 140.

vier Divisionen die Gegend von Fairfax C. H. zu erreichen; um diese Zeit aber war die vorgeschobene konföderierte Brigade längst in Sicherheit. Am 31. Juli bereitete dann die Niederlage am Bull Run dieser ersten nordstaatlichen Angriffsunternehmung ein klägliches Ende.

Nachdem im Jahre darauf ein mit über 100 000 Mann auf die Flotte gestützter Angriffsversuch gegen die konföderierte Hauptstadt Richmond auf der Halbinsel zwischen York- und Jamesfluß gescheitert war, ergriff die konföderierte Armee von Nordvirginien unter Lee die Offensive und warf die südlich des Potomac befindlichen überlegenen Kräfte der Union nach Washington zurück. Hierbei zeigte sich überall bei den nordstaatlichen Führern das Fehlen jenes gewissen instinktmäßigen Erfassens der Lage und jenes sichern Gefühls für das Mögliche und unter den gegebenen Umständen Erreichbare, das allein den geübten General befähigt, im Felde das Richtige zu treffen. Taktisches Verständnis, Ineinandergreifen der Anordnungen von Ober- und Unterführern, rechtzeitige Befehlsübermittlung, Verbindunghalten der Truppenkörper untereinander und mit der leitenden Stelle, das alles vermißt man noch das ganze zweite Kriegsjahr hindurch bei der Unionsarmee, ein Beweis, daß diese Dinge erlernt und geübt sein müssen, wenn sie im Kriege richtig zur Anwendung gelangen sollen. Erst als im Jahre 1864 Grant die Führung auf dem virginischen Kriegsschauplatze übernahm, begann eine Wendung zum Besseren; die Führer der Armeekorps und Divisionen zeigten sich wenigstens den an sie herantretenden marschtechnischen Anforderungen im allgemeinen gewachsen, und doch führte der Oberfeldherr der Union noch kurz vor Beendigung des Krieges dem Präsidenten gegenüber bewegte Klage über die unzureichende soldatische Schulung eines großen Teils seiner Untergebenen. Für die Durchführung eines entscheidenden taktischen Angriffs blieb die Armee bis zuletzt ungeeignet, nicht anders wie die Armeen Gambettas. Auch dem großen Organisator der Verteidigung der französischen Provinz fehlte die Kenntnis der Friktionen, die der Krieg zeitigt. Dieser seiner Unkenntnis entsprangen seine Irrtümer auf operativem Gebiet, die seine gewaltigen organisatorischen Leistungen vergeblich machte.

Unzweifelhaft werden sich bei unsern heutigen Kadrearmeen namentlich zu Anfang des Krieges, bevor sich die Verbände eingelebt haben, vielfache Reibungen ergeben. Solche werden namentlich bei den Reservetruppen hervortreten und können veranlassen, daß dort zum Teil andere Führungsgrundsätze Platz greifen, als sie sonst angebracht sind. Immerhin sind unsere Friedensmanöver, bei denen wir häufig in gemischten Verbänden üben, die erst für den besonderen Fall auf wenige Tage zusammentreten, nach dieser Richtung beruhigend, denn die hierbei hervortretenden Reibungen sind durchaus geringfügiger Natur. Durch die Gleichmäßigkeit, die in unserer Armee in der taktischen Schulung des Offizierkorps und in der Ausbildung im Generalstabsdienst besteht, ist ferner die Einschränkung der Friktion, soweit eine solche überhaupt möglich, gewährleistet. Auch ist zu bedenken, daß eine Kadrearmee doch immer etwas

ganz anderes ist als eine völlig improvisierte. Gerade gute Kadres geben ihr den erforderlichen Halt. Mit Hilfe der aus Rußland geretteten Kadres und Abgaben der Armee in Spanien wurde es Napoleon möglich, im Jahre 1813 eine neue Armee zu schaffen, die, wenn sie natürlich auch minderwertig blieb, doch unter seiner Führung und der erprobter Generale bei Lützen, Bautzen und Dresden zu siegen wußte. Die vorhandenen Kadres machten es möglich, bei Ablauf des Waffenstillstandes im Monat August mit über 400 000 Mann an der Elbe aufzutreten.

Auf Napoleons ganzes Wirken als Feldherr passen freilich recht eigentlich die Worte: „Ein mächtiger, eiserner Wille überwindet die Friktion, er zermalmt die Hindernisse, aber freilich die Menschen mit. . . . . . Wie ein Obelisk, auf den die Hauptstraßen eines Ortes geführt sind, steht, in der Mitte der Kriegskunst gebieterisch hervorragend, der feste Wille eines stolzen Geistes.“ *)

Gegen Ende des Jahres 1806 sah sich Napoleon gezwungen, seine geschwächte Armee, die er in unausgesetztem Siegeszuge von der Saale über die Elbe, die Oder und die Weichsel geführt hatte, in Polen und Westpreußen Winterquartiere beziehen zu lassen. Sie begann, im unwirtlichen Osten den Dienst zu versagen. Als dann Ende Januar die von Ostpreußen her erfolgende Offensive Bennigsens den linken französischen Flügel aufscheuchte, brach der Kaiser zu jenem Winterfeldzuge von Eylau auf. Nur auf 60 000 Mann statt der 80 000, welche die an der Schlacht beteiligten Truppenteile beim Aufbruch gezählt hatten, wird seine Stärke in der Schlacht angegeben, und diese Einbuße von einem Viertel der Gesamtstärke war fast ausschließlich durch die winterlichen Verfolgungsmärsche verursacht**). Dazu sind bei diesem Abgang vermutlich die Tausende von Marodeurs, die sich hinter der Front herumtrieben, noch nicht einmal mitgezählt. Der nächtliche Rückzug Bennigsens ließ Napoleon als den Sieger von Eylau erscheinen, aber es war ein Pyrrhussieg, den er mit ungeheuren Opfern erkauft hatte, ihm blieb nur übrig, die Armee abermals in Winterquartiere zurückzuführen. Sie war dem Verhungern nahe und litt unsäglich von der Kälte, die Pferde versagten den Dienst. Nun, wo man doch zurückging, mußte die Schlacht bei Eylau, in der nahezu 30 000 Mann geopfert worden waren, allen wie ein nutzloses Gemetzel erscheinen, und in der traurigsten Verfassung gelangten die Truppen hinter die Passarge. Sie bedurften zu ihrer Wiederherstellung einer dreimonatigen Ruhe. Der mächtige, eiserne Wille des Feldherrn hatte mit der Friktion, die sich ihm entgegenstellte, auch die Maschine mit zermalmt.

Und dennoch, dieses Elend der Tage von Eylau bedeutet wenig gegen den Untergang der großen Armee im Jahre 1812. Von den mehr als 600 000 Mann, die einschließlich der nachrückenden Verstärkungen die russische Grenze überschritten hatten,

*) Vom Kriege I. Buch, 7. Kap.
**) Siehe Heft II, S. 137 u. 170.

kehrten nur etwa 60 000 Mann zurück. Dieses Zusammenschmelzen hat nicht etwa erst auf dem Rückzuge unter der Einwirkung der Kälte begonnen, vielmehr zeigt schon der Vormarsch auf Moskau, ohne daß nennenswerte Gefechtsverluste zu verzeichnen gewesen wären, einen ungeheuren Abgang. Von 300 000 Mann, die unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers in dieser Richtung vorgingen, gelangten nur 180 000 bis Smolensk, bei Borodino schlug Napoleon nur noch mit 124 000 Mann, und bei Moskau langte er mit nicht mehr als 100 000 Mann an. Bei der Einbuße von 200 000 Mann, die der Feldzug bis dahin gefordert hatte, kommen die Gefechtsverluste von Smolensk und Borodino nur mit 40 000 Mann in Betracht, alle übrigen Verluste sind, abgesehen von verhältnismäßig geringfügigen Opfern, welche die kleineren Zusammenstöße gefordert hatten, durch die allgemeinen Reibungen des Krieges auf einem unwirtlichen Kriegsschauplatz von gewaltiger Ausdehnung hervorgerufen. Drückt sich in diesen Zahlen ein Zermalmen der Maschine aus, so zeigt sich doch gleichzeitig in Napoleon, der ungeachtet aller entgegenstehenden Schwierigkeiten bis in die feindliche Hauptstadt vordringt, der „gebieterische Wille eines stolzen Geistes“.

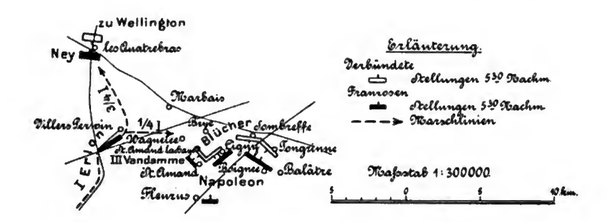
Derselbe gebieterische Wille hat ihn im Sommer 1813 die österreichische Friedensvermittlung zurückweisen lassen. Man hat darin lediglich Verblendung sehen wollen, dabei jedoch außer acht gelassen, daß ein Heeresfürst wie er gar nicht anders handeln konnte. Jedes Nachgeben hieß für ihn, sich als Besiegten bekennen. Gewiß, seine Politik war unsinnig, und dieses Festhalten an einer erträumten Weltherrschaft unter Nichtachtung alles historisch Gewordenen und aller in den Völkern wirksamen sittlichen Mächte war ein Wahn. Betrachtet man jedoch nur die Kriegslage an sich, so ist es ein nachträgliches Urteilen an der Hand der Tatsachen, wenn man Napoleon im Jahre 1813 der Verblendung zeiht. Solange der einheitliche Wille dieses „stolzen Geistes“ gegen eine von den verschiedenartigsten Interessen beherrschte Koalition über 400 000 Mann gebot, hatte er keinen Anlaß, an einem glücklichen Ausgang zu verzweifeln. Hat ihn doch dieser machtvolle Wille befähigt, im Jahre 1814 auf französischem Boden, trotz der Leipziger Niederlage und mit Truppen, die lediglich noch als Trümmer gelten konnten, eine im höchsten Maße kraftvolle und offensive Verteidigung zu führen, bis er zuletzt der vielfachen Übermacht der Verbündeten erlag.

Auch der gebieterische Wille des Feldherrn, die beste Heeresorganisation und die festeste Kriegszucht vermögen freilich in einer Vielheit von Menschen, wie sie jede Armee darstellt, niemals volle Einheit des Denkens und Handelns zu erzielen. Auch von dieser Seite betrachtet, liegt der Krieg „an der Kette menschlicher Schwächen“.*) Unterlassungen, Mißverständnisse und falsche Auslegung von Befehlen haben schon häufig die schwerwiegendsten Folgen gehabt.

---

*) Vom Kriege III. Buch, 16. Kap.

Als am 16. Juni 1815 Napoleon bei Ligny während der Schlacht erkannte, daß ihm nicht, wie er anfänglich geglaubt hatte, nur ein stärkeres preußisches Korps, sondern die Masse der Armee Blüchers gegenüberstand, sandte er dem im Marsch nach Quatrebras befindlichen 1. Korps Erlon Befehl, sich gegen die rechte Flanke der Preußen zu wenden. Das Korps war dem Marschall Ney unterstellt, der bei Quatrebras in ein Gefecht gegen einen Teil der Armee Wellingtons verwickelt war. Es bog jetzt in die neue Richtung ab, wurde aber von Vandamme, der bei Ligny den Befehl auf dem linken Flügel führte, für Feind gehalten, und Napoleon sah sich auf Vandammes Meldung hin zu Gegenmaßregeln veranlaßt, bis es nach einiger Zeit gelang, diesen Irrtum aufzuklären. Inzwischen war das Korps Erlon von Ney in Unkenntnis des vom Kaiser erlassenen Befehls bereits wieder nach Quatrebras gewiesen worden. Hier gelangte es jedoch nicht mehr zum Eingreifen. Es war



nutzlos zwischen den beiden Schlachtfeldern hin und hergezogen, und dadurch, daß man es bei Ligny anfänglich für Feind hielt, war dort der entscheidende Angriff des Kaisers um eine volle Stunde verzögert worden.

Beim Einmarsch in Böhmen 1866 hatte Moltke die Vereinigung der beiden getrennt von der Lausitz und von Schlesien vorgehenden preußischen Armeen in der Richtung auf Gitschin in Aussicht genommen. Da die Zweite Armee sich den feindlichen Hauptkräften an der oberen Elbe gegenübersah, entstand, weil die Erste Armee, wiewohl sie sich sehr unterlegenen feindlichen Kräften gegenüber befand, nur zögernd vorging, vorübergehend eine Krise, die es notwendig machte, am 30. Juni der Ersten Armee nochmals telegraphisch zu befehlen, zur Entlastung der Zweiten Armee ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz vorzugehen.

Zu Beginn des Krieges 1870 ist der von Moltke geplante Aufmarsch, der auf eine gleichzeitige Entwicklung der deutschen Gesamtkräfte an der Saar hinauslief, einerseits durch den Verlauf, welchen die Ereignisse bei der Dritten Armee im Elsaß

nahmen, und anderseits infolge der vom General v. Steinmetz und seinen Unterführern auf dem rechten deutschen Flügel getroffenen Maßnahmen nicht zur Ausführung gekommen.

Als sich am 15. August 1870 herausstellte, daß die Franzosen das Schlachtfeld vom 14. östlich Metz geräumt hatten und, durch die Festung gedeckt, in westlicher Richtung abzogen, trugen die Direktiven des Großen Hauptquartiers der Zweiten Armee, deren vorderste Korps oberhalb Metz bereits bis an und über die Mosel gelangt waren, auf, durch eine kräftige Offensive gegen die von Metz über Fresnes und Etain führenden Straßen die Früchte des am 14. August östlich Metz errungenen Erfolges zu ernten. Es wurde dem Oberkommando überlassen, eine solche Offensive mit allen verfügbaren Mitteln nach eigenem Ermessen zu führen. Prinz Friedrich Karl glaubte jedoch, die französischen Hauptkräfte auf der Hochfläche zwischen Mosel und Maas nicht mehr einholen zu können. Er gab daher seiner Mitte und seinem linken Flügel die Richtung nach der Maas oberhalb Verdun, um dort dem Gegner zuvorzukommen, und ließ am 16. August nur das III. und X. Korps sowie die 5. und 6. Kavallerie-Division gegen die von Metz nach Verdun führenden Straßen vorgehen.

Dieser rechte Flügel der Zweiten Armee ist dann in den schweren Kampf von Vionville verwickelt worden, in dem er sich nur mit Mühe gegen die gesamte französische Rheinarmee zu behaupten vermochte.

Die modernen Verkehrs- und Verständigungsmittel kommen gewiß der höheren Führung zugute, und es ist jetzt kaum denkbar, daß Fälle eintreten wie bei der französischen Armee im Feldzuge von Eylau. Hier sah sich Napoleon der Mithilfe seines linken Flügelkorps, des 1., Bernadotte, völlig beraubt, weil ein diesem am 31. Januar zugesandter Befehl von Kasaken aufgefangen war, und es nicht gelang, vor der Schlacht bei Eylau die Verbindung mit dem abgetrennten Korps wieder aufzunehmen.

Es liegt auf der Hand, daß die gemeinsame Leitung der verbündeten Armeen, die von Böhmen, Schlesien und der Mark Brandenburg aus im Herbst 1813 konzentrisch gegen die in Sachsen stehende französische Hauptmacht vorgehen sollten, sich mit Hilfe des Telegraphen unendlich viel leichter gestaltet haben würde. Es darf aber nicht übersehen werden, daß der schnelle Verlauf, den die Kriegshandlung unserer Tage schon deshalb nehmen wird, weil ein längerer Krieg mit heutigen Massenheeren wirtschaftlich nicht zu ertragen ist, auch gesteigerte Anforderungen an die Befehlsübermittlung stellt, schon weil die Massenheere sonst gar nicht einheitlich zu leiten sein würden. Daß trotz des Telegraphen Reibungen nicht ausbleiben, zeigen die erwähnten Beispiele Moltkescher Heerführung. Die Individualität der Führer und die Verschiedenartigkeit der Auffassungen, die sich im Kriege geltend machen, läßt in jedem Falle der Friktion noch einen weiten Spielraum, und nur durch die Entwicklung gemeinsamer Grundanschauungen über Kriegführung läßt sich diese Schwierigkeit bis zu einem gewissen Grade heben.

Ist sonach der Telegraph schon an sich nicht als ein Gängelband anzusehen, so ist weiterhin damit zu rechnen, daß er gelegentlich versagt, nicht anders wie die zahlreichen übrigen modernen Verständigungsmittel. Daher wird der Selbständigkeit und Verantwortlichkeit der Unterführer stets ein weites Feld der Tätigkeit bleiben, und es erscheint weiser, damit zu rechnen und sie mit allen Mitteln zu heben, als sie im Vertrauen auf das sichere Wirken technischer Hilfsmittel der Befehlsübermittlung künstlich einzuschränken.

Wie auf operativem Gebiet, so machen sich nicht minder auf taktischem überall Reibungen geltend. Sie haben sich von jeher geäußert, werden es aber in Zukunft noch in verstärktem Maße tun. Die Schwierigkeit, bei den heutigen weittragenden Feuerwaffen und bei rauchschwachem Pulver die Verhältnisse beim Gegner richtig zu schätzen, wird es häufig dahin bringen, daß die Durchführung des Gefechts unter ganz anderen Umständen zu erfolgen hat, als sie bei Ausgabe der Befehle des Führers obzuwalten schienen, und es wird alsdann Sache der Truppe sein, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Die Reibungen, welche das Gefecht zeitigt, sind zwar örtlich enger begrenzt als diejenigen, welcher bei den Operationen im großen in Frage kommen, aber bei der unmittelbaren Nähe der Gefahr und der damit unzertrennlich verbundenen Aufregung erscheinen sie noch bedeutender. Der einmal entbrannte Kampf läßt sich nicht mehr willkürlich beherrschen, er folgt seinen eigenen Gesetzen.

Wie König Friedrichs Anordnungen für den Angriff bei Kolin durchbrochen wurden, ist bereits gezeigt worden.*) Bei Kunersdorf stellten sich der Durchführung seiner Absichten unerwartete Geländeschwierigkeiten entgegen, und der glühend heiße Tag ließ die Kraft der unzureichend verpflegten und durch die vorhergehenden Märsche bereits hart mitgenommenen preußischen Infanterie vorzeitig versagen.

Bei Torgau**) erfolgen die Angriffe des Königs und Zietens auf die beiden Fronten der österreichischen Stellung nicht gleichzeitig und scheitern anfänglich völlig. Bei Gravelotte—St. Privat gelingt es nicht, den Angriff der Ersten und Zweiten deutschen Armee in Einklang zu bringen. Bei der Zweiten Armee fehlt die Einheitlichkeit zwischen dem Frontalangriff durch die Garde und dem umfassenden Vorgehen der Sachsen. Der Frontalangriff der Garde in sich erfolgt ebenfalls nicht einheitlich, die 4. und 1. Garde-Infanterie-Brigade treten nacheinander ins Gefecht und ziehen eine nach der andern die ganze Gewalt des feindlichen Feuers auf sich.

Die Reibungen, die der Kampf zeitigt, wachsen naturgemäß mit der Größe der fechtenden Massen, und ihre Einwirkungen pflanzen sich dementsprechend fort. Sie werden nur dort überwunden, wo der entschlossene Wille besteht, um jeden Preis zu siegen.

*) Heft II, S. 159.
**) Heft II, S. 147.

Anders hinter der Front des Heeres. Hier vermag solch sieghafter Wille oft nur wenig. Die Schwierigkeiten des Nachschubs an Verpflegung und Munition türmen sich häufig zu einer Höhe an, daß die Kriegsmaschine nicht mehr ohne Reibung arbeitet. Mangelnde Ertragsfähigkeit des Kriegsschauplatzes hat schon häufig die besten Entwürfe zum Scheitern gebracht, und mancher Festungsangriff ist wegen fehlender Munition zum Stehen gekommen.

Lassen sich bei richtigem Vorausdenken der Führung solche Schwierigkeiten immerhin noch zum Teil überwinden oder doch einschränken, so ist alle Voraussicht und aller Scharfsinn des Menschen bloßen Zufälligkeiten gegenüber machtlos. Zu solchen Zufälligkeiten rechnet Clausewitz u. a. das Wetter. Schlechte und plötzlich wechselnde Witterung, Schneefall, Glatteis und vor allem Nebel machen jede Berechnung zuschanden. Anbau, Bewachsung und Bodenverhältnisse, überhaupt die Gestaltung des Geländes bilden Faktoren, die wohl in ihrer allgemeinen Bedeutung, nicht aber in ihrer Einwirkung in jedem besonderen Fall gebührend eingeschätzt werden können.

Damit wächst die Zahl der Reibungen bis ins Unendliche. „Man wird sie theoretisch nie ganz kennen lernen, und könnte man es, so würde jene Übung des Urteils immer noch fehlen, die man Takt nennt, und die allemal in einem Felde voll unendlich kleiner und mannigfaltiger Gegenstände nötiger ist als in großen, entscheidenden Fällen, wo man mit sich und andern Konzilium hält. So wie den Weltmann nur der fast zur Gewohnheit gewordene Takt seines Urteils immer passend sprechen, handeln und sich bewegen läßt, so wird nur der kriegserfahrene Offizier bei großen und kleinen Vorfällen, man möchte sagen, bei jedem Pulsschlage des Krieges immer passend entscheiden und bestimmen. Durch diese Erfahrung und Übung kommt ihm der Gedanke von selbst: das eine geht, das andre nicht."*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Vom Kriege. I. Buch, 7. Kap.

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Major im Großen Generalstabe, beauftragt mit der Wahrnehmung der Geschäfte eines Abteilungschefs.





Die Schwimmübungen der Kavallerie-Regimenter des XVII. Armeekorps an der Weichsel 1903.

1. Zeit und Ort des Schwimmens.

Die Weichsel wurde 1903 durchschwommen:

Vom Ulanen-Regiment von Schmidt (1. Pomm.) Nr. 4 am 28. Juli bei Thorn,

vom Kürassier-Regiment Herzog Friedrich Eugen von Württemberg (Westpr.) Nr. 5 am 4. August bei Kurzebrack,

vom 2. Leibhusaren-Regiment Königin Viktoria von Preußen Nr. 2 und vom 1. Leibhusaren-Regiment Nr. 1 am 25. August zwischen Stüblau und Palschau (nördlich Dirschau),

vom Husaren-Regiment Fürst Blücher von Wahlstatt (Pomm.) Nr. 5 am 31. August mit der 2., 3. und 1. Eskadron, am 1. September mit der 4. und 5. Eskadron zwischen Topolno und Bienkowko, oberhalb Kulm.



Außerdem durchschwamm am 12. September (am 1. Korpsmanövertage) bei einer Aufklärungsübung die Leibhusaren-Brigade bei Bienkowko den Strom.

Der Wasserstand der Weichsel betrug nach den amtlichen Angaben der Strombauverwaltung am Pegel zu

Thorn am 28. Juli . .	+ 3,68 m
Kurzebrack am 4. August .	+ 4,10 „
Dirschau am 25. August .	+ 2,18 „

Kulm am 31. August . . . . + 1,68 m
Kulm am 1. September . . . . + 1,56 „
Kulm am 12. September . . . . + 0,78 „

Der Pegel von Dirschau liegt der Schwimmstelle von Stüblau, der von Kulm Bienkowko zunächst.

Diesen Angaben entsprechen die von den Regimentern vorgenommenen Schätzungen der im Wasser zurückgelegten Schwimmbahn.

Sie betrugen:

beim Ulanen- und Kürassier-Regiment 1300 bis 1400 m;
bei den Regimentern der Leibhusaren-Brigade 500 bis 600 m;
beim Husaren-Regiment Nr. 5 700 bis 800 m.

2. Ausführung des Schwimmens.

a. Beim Ulanen-Regiment von Schmidt (1. Pomm.) Nr. 4.

Zur Verfügung standen: 2 Faltboote, 13 Pontons, 2 Pontons als Rettungskähne. Es waren zwei Stellen zum Abschwimmen und zwei zum Landen gewählt.

Infolge des Hochwassers waren die Ufer sehr schlammig; das Weidengesträuch stand zum Teil unter Wasser; die Buhnen waren nicht sichtbar. Zur Vermeidung von Beschädigungen wurden sie durch Flaggen abgesteckt.

Zum Rudern wurden die hierin ausgebildeten Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments verwendet, zum Steuern größtenteils Pioniere.

Am Faltboot schwammen vier, am Ponton sechs Pferde. Nach Abstoßen der Boote wurden einzelne Pferde frei in den Strom getrieben, die willig den Booten folgten und ohne Unfall landeten.

Sattelzeug (mit dem Hauptgestell zusammengebunden) und Waffen in den Booten.

Die Mannschaften saßen in den Booten der Fahrtrichtung zugewandt. Der äußere Arm hing bis zur Schulter über Bord und gewährleistete tiefe Führung und dadurch ungehindertes Schwimmen der Pferde. Die an der kurz gehaltenen Furagierleine schwimmenden Pferde wurden am ausgestreckten Arm gehalten; die Furagierleine war durch das Backenstück oder durch den Ring des Halfters gezogen, das Ende ohne Ring kurz, um ein Loslassen oder Durchziehen schnell zu ermöglichen. Gerudert wurde nicht; die Pferde ziehen die Boote allein und werden durch das Rudern nur im Schwimmen gehindert. Etwa 100 m vor dem jenseitigen Ufer wurde der größte Teil der Pferde losgelassen, sie suchten schnell und sicher das Land.

b. Beim Kürassier-Regiment Herzog Friedrich Eugen von Württemberg (Westpreußisches) Nr. 5.

Zur Verfügung standen: 2 Faltboote, 8 Pontons, 2 Rettungsboote. Es war eine Einführstelle gewählt mit gemauerter Böschung, von der gleichzeitig 3 Pontons

abstoßen konnten. Zur Bedienung der Pontons war aus Mannschaften des Regiments ein Ruderkommando von 5 Offizieren, 70 Mann gebildet; außerdem standen 1 Offizier, 2 Unteroffiziere, 3 Gefreite des Pionier-Bataillons Nr. 17 zur Verfügung.

An jedem Ponton schwammen sechs Pferde, die Faltboote wurden nicht verwendet.

Die Pontons wurden mit langen Stangen vom Ufer abgestoßen. Die Mannschaften hielten die Pferde mit dem äußeren Arm im Backenstück, mit dem inneren am Anbinderiemen und an den Trensenzügeln. Es stellte sich dabei heraus, daß die Kehlriemen fest angezogen werden müssen, damit Halfter und Trense nicht vom Kopf gezogen werden.

Sämtliche Pontons erreichten ohne Unfall das jenseitige Ufer. Während des ersten Teils des Übersetzens regnete es stark.

c. Beim 2. Leibhusaren-Regiment Königin Viktoria von Preußen Nr. 2.

Zur Verfügung standen: 4 Faltboote, 6 Pontons, 2 Holz- (Rettungs-) Kähne. Es wurde von einer Stelle abgeschwommen.

Aus Mannschaften des Regiments war ein Ruderkommando von 10 Unteroffizieren, 10 Mann gebildet; außerdem wurden von jeder Eskadron 4 Mann zum Abstoßen der Pontons bestimmt.

Die gesamte technische Leitung des Übersetzens war einem Rittmeister des Regiments übertragen. Das Ruderkommando im besonderen unterstand einem Offizier des Pionier-Bataillons Nr. 17, das außerdem 2 Unteroffiziere und 7 Gemeine gestellt hatte.

An jedem Ponton schwammen sechs Pferde; Faltboote kamen nur wenig zur Verwendung. Es schwammen an ihnen — mit einer Ausnahme — nur je zwei Pferde.

In jedes Ponton wurden sechs zusammengebundene Lanzen und sechs Säbel mit Sattelzeug, auf die der Name des Mannes mit Kreide geschrieben war, gelegt, die Mannschaften hatten die Karabiner auf dem Rücken und das Pferd mit Hauptgestell und Trense an der Hand. Die Trense war heruntergenommen und so zusammengeknotet, daß der Mann nur eine kurze Schlaufe in der Hand behielt.

An jedem Ponton wurden zunächst zwei Mann mit langen Staken aufgestellt, diese in die Ringe der Pontons gesteckt, daß die Spitze nach vorn stand und der Haken selbst am Boot anlag. Die Staken waren bis in Schulterhöhe des Mannes von der Erde hochgehoben, um ein Zertreten durch unruhige Pferde zu vermeiden. Die Pferde wurden dann auf Kommando vor- und ins Wasser geführt, das Ponton, sobald alle Pferde im Wasser waren, auf Kommando kräftig abgestoßen.

Während des Schwimmens der Pferde wurde gerudert.

d. Beim 1. Leibhusaren-Regiment Nr. 1.

Zur Verfügung standen: 4 Faltboote, 6 Pontons, 2 Holz- (Rettungs-) Kähne. Das Durchschwimmen erfolgte im allgemeinen wie beim 2. Leibhusaren-Regiment Nr. 2, jedoch mit dem Unterschied, daß hier die Faltboote erheblich mehr zur Verwendung gelangten.

Die 2. Eskadron wurde beim Übergang lediglich auf die vier Faltboote der Leibhusaren-Brigade, an denen sie je vier Pferde schwimmen ließ, angewiesen und nahm nur mit solchen den Uferwechsel vor. Nicht der Vorschrift entsprechend wurden hierbei allerdings Waffen und Gepäck der Eskadron in einem besonderen Ponton — also nicht in den Faltbooten — über den Strom geschafft.

Beim Schwimmen der übrigen Eskadrons konnte nur noch ein Faltboot verwandt werden, da zur Bedienung der übrigen nicht genug Mannschaften vorhanden waren. Bei diesem Faltboot wurde genau nach der Vorschrift verfahren und Gepäck und Waffen in dem Boot selbst gleichzeitig mit den Pferden hinübergeschafft. Dieses mit Leuten des 1. Leibhusaren-Regiments Nr. 1 besetzte Faltboot behauptete seinen Platz bis zum Schluß in der Runde der Pontons.

e. Beim Husaren-Regiment Fürst Blücher von Wahlstatt (Pomm.) Nr. 5.

Zur Verfügung standen (an beiden Tagen): 2 Faltboote, 3 große, 7 kleine Holzkähne, 3 Rettungskähne. Es wurde von einer Stelle abgeschwommen. Zum Steuern und Staken wurden Zivilpersonen (in jedem Kahn zwei Fischer) verwendet. Die verfügbaren Unteroffiziere und Mannschaften des Pionier-Bataillons waren teils in den Rettungsbooten, teils an der Einführstelle abgeteilt.

An den großen Kähnen schwammen sechs, an den kleinen vier Pferde. Das Einführen der Pferde erfolgte durch Freischwimmer, welche sie den bereits in den Booten sitzenden Husaren übergaben.

Die Pferde behielten die Trense; das Gepäck war in die Innenseite der Sättel gelegt, die Kandare am Aufhängeriemen des Sattels festgebunden, das ganze Gepäck mit dem Sattel durch den verschlungenen Sattelgurt und die Bügel zusammengehalten. Name des Mannes mit Kreide auf dem Sattel, Karabiner auf dem Rücken.

An den Faltbooten schwammen zunächst nur zwei Pferde. Ihre Kraft erwies sich jedoch nicht als ausreichend. Das Boot kam nur langsam vorwärts, die Mannschaft eines Rettungsbootes mußte herankommen, mitten auf dem Strom in das Faltboot hinübersteigen und dessen Mannschaft beim Rudern unterstützen. Als darauf vier Pferde an den Faltbooten schwammen, zogen diese das Boot schnell und sicher hinüber.

Das Schwimmen der beiden Eskadrons am nächsten Tage erfolgte in derselben Weise, nur gelangten Faltboote wegen des herrschenden sturmartigen Südwestwindes, der auf der Weichsel starke Wellen bildete, nicht zur Verwendung. Es erwies sich die Führung der Pferde beim Schwimmen an der Trense nicht als praktisch, weil sie als-

dann in der Hauptsache mit dem Maule — statt mit dem Kopfe — ziehen, dies aufsperren, Wasser schlucken und unruhig werden. Führung an einer Furagierleine ist vorzuziehen.

3. Stärken und Zeiten.

a. Zusammenstellung nach Eskadrons.

Regiment	Nr. der Eskadron	Zahl der Pferde, die geschwommen haben	Gebrauchte Zeit	Bemerkungen
Ulanen 4	1.	86	55 Minuten	Es schwammen 1. und 2. Eskadron gleichzeitig mit je der Hälfte der Pontons, dann 4. 3., 5. nacheinander mit sämtlichen Fahrzeugen
	2.	84	55 „	
	4.	91	40 „	
	3.	91	45 „	
	5.	91	45 „	
Kürassiere 5	2.	durchschnittlich 90 bis 100 Pferde	40 Minuten	Die Eskadrons schwammen nacheinander in nebenstehender Reihenfolge. Zwischen der 1. und 5. Eskadron war eine Stunde Pause, da die 5. Eskadron noch nicht zur Stelle war
	3.		50 „	
	1.		52 „	
			1 Stunde Pause	
	5.		33 Minuten	
	4.		50 „	
	Ruderkdo.		40 „	
Leibhusaren 2	1.	66*)	zusammen	Die 1. und 2. Eskadron schwammen gleichzeitig, dann 3., 4., 5. der Nummer nach, zwischen 3. und 4. 30 Minuten Pause. Die 5. Eskadron und das Ruderkommando schwammen gleichzeitig mit der 2./Lbhus. 1
	2.	65	1 Stunde 18 Min.	
	3.	64	33 Minuten	
	4.	70	44 „	
	5.	71	49 „	
	Ruderkdo.	64	30 „	
Leibhusaren 1	2.	69*)	1 Stunde 40 Min.	Die 2. Eskadron nur an Faltbooten, die 1. Eskadron gleichzeitig mit ihr an Pontons. Dann folgten 5., 4., 3. und Ruderkommando mit 6 Pontons und 1 Faltboot
	1.	66	58 Minuten	
	5.	74	41 „	
	4.	76	43 „	
	3.	65	34 „	
	Ruderkdo.	48	30 „	
Husaren 5	2.	83	45 Minuten	Die Eskadrons schwammen in nebenstehender Reihenfolge 2., 3., 1. am 31. August, 4. und 5. am 1. September
	3.	82	58 „	
	1.	81	1 Stunde 10 Min.	
	4.	79	47 Minuten	
	5.	90	55 „	

*) Die teilweise geringeren Zahlen der Pferde bei den Eskadrons der Leibhusaren-Brigade erklären sich dadurch, daß die Regimenter mit Rücksicht auf die ihnen zur Verfügung stehenden Geldmittel nicht in voller Stärke ausrücken konnten. Die Pferde der Ruderkommandos sind bei den Schwadronen zuzusetzen.

b. Zusammenstellung nach Regimentern.

Regiment	Gesamtzahl der Pferde	Gesamtdauer des Übergangs	Bemerkungen
Ulanen 4	443	3 Std. 50 Min.	
Kürassiere 5	etwa 500	5 Std. 30 Min.	eingerechnet eine einstündige Pause
Leibhusaren 2 . . .	400	4 Std. 42 Min.	eingerechnet eine Pause von 30 Min.
Leibhusaren 1 . . .	398	4 Std. 25 Min.	
Husaren 5	415	4 Std. 35 Min.	am 1. Tag 2 Std. 50 Min. " 2. " 1 " 45 "

4. Verbindung von einem Ufer zum andern.

Bei sämtlichen Regimentern wurde die Verständigung zwischen beiden Ufern durch Winkerflaggen bewirkt, die sich für diesen Zweck vortrefflich bewährten. Außerdem gelangte beim Ulanen-Regiment Nr. 4 und der Leibhusaren-Brigade der Kavallerietelegraph zur Verwendung.

Beim Ulanen-Regiment Nr. 4 riß das Kabel infolge des starken Stroms. Beim 2. Leibhusaren-Regiment Nr. 2 war das Kabel in 12 Minuten gelegt. Von dem 350 m langen Kabel wurden mit Rücksicht auf die starke Strömung der Weichsel 330 m verbraucht, obwohl die Breite des Stroms an der betreffenden Stelle zwischen den Buhnenköpfen nur 200 m betrug.

Die Verständigung mit Summer und Telephon war sehr gut.

5. Sicherheitsmaßregeln. Unfälle und Beschädigungen.

Überall war für das Vorhandensein von Rettungsbooten Vorsorge getroffen, die teils mit Fahrtenschwimmern der Regimenter, teils mit Pioniermannschaften und Weichselschiffern besetzt waren. Diese Sicherheitsmaßregeln sind unerläßlich, ebenso wie die Ausstattung der Boote mit Rettungsringen, Stangen und Leinen. Genügendes Sanitäts- und Veterinärpersonal war auf beiden Ufern zur Stelle.

Erfreulicherweise verliefen sämtliche Übergänge fast ohne jeden Unfall. Beim Ulanen-Regiment Nr. 4 erlitten vier Pferde geringe Hautverletzungen; ein Pferd ging am nächsten Tage an Kolik ein, ohne daß jedoch ein unmittelbarer Zusammenhang des Anfalls mit der Schwimmübung nachgewiesen war. Ein 16 Jahre altes Pferd der 4. Eskadron Kürassier-Regiments Nr. 5 verendete nach dem Landen an Herzschlag; sonst kamen bei dem Regiment nur vereinzelte leichte Hautabschürfungen vor.

Beim 2. Leibhusaren-Regiment verletzte sich ein Pferd der 1. Eskadron beim Einführen, indem es sich beim Hineingehen in das Wasser an der in den Pontonring

gesteckten Spitze des Stakens eine starke Fleischwunde riß, die genäht werden mußte und das Pferd für die Verwendung bei den Herbstübungen untauglich machte.

Beim 1. Leibhusaren-Regiment Nr. 1 kamen nur geringe Hautabschürfungen vor.

13 Pferde der 2. Eskadron Husaren-Regiments Nr. 5 erlitten leichte Hautabschürfungen. Ein Pferd der 3. Eskadron wollte beim Einführen auf den Kahn springen, geriet auf eine eiserne Rudergabel und zog sich eine große, aber ungefährliche Wunde zwischen den Vorderbeinen zu.

6. Schlußbemerkungen.

Die gebrauchten Zeiten haben naturgemäß nur eine relative Bedeutung. Sie sind durch die Wasserverhältnisse und die Zahl der zur Verfügung stehenden Schiffsgefäße zu wesentlich bedingt. Sie können aber als Anhalt zur Berechnung der Zeiten für kriegsstarke Verbände dienen. Eine kriegsstarke Kavallerie-Division wird, wenn sie sich nicht auf zu breiter Front ausdehnen will, den Übergang über einen Strom wie die Weichsel, als Tagesleistung ansehen müssen.

Das Übersetzen über den Strom erfolgte teilweise unter erheblichen Schwierigkeiten. Wer je in den Kämpen der Weichselufer gestanden und den Strom gesehen hat, wie er bei Hochwasser, die Ufer überflutend, seine gelben Wellen mit starker Strömung dahinrollen läßt, wird geneigt sein anzunehmen, daß er dem Vorgehen von Kavallerie wohl ein Halt zu gebieten vermag. Trotzdem durchschwammen ihn Regimenter, die noch nicht Gelegenheit gehabt hatten, Mannschaften und Pferde in fließendem Gewässer im Schwimmen üben zu lassen (Kürassiere Nr. 5 und Husaren Nr. 5). Aber auch bei Mittelwasser muß die Weichsel noch als erhebliches Hindernis gelten.

Es kann daher als günstiges Ergebnis bezeichnet werden, daß — ungerechnet den zweimaligen Übergang der Leibhusaren-Brigade — an 2000 Pferde im Vorjahr den Strom überwanden. Übungen wie die vorstehend geschilderten sind wohl geeignet, in der Kavallerie das Vertrauen auf die eigene Kraft und Leistungsfähigkeit zu erwecken und zu erhalten.

Kundt,
Hauptmann im Generalstabe des XVII. Armeekorps.





Die reglementarische Fechtweise der japanischen und russischen Infanterie.

Es ist eine historisch begründete und wohlbekannte Tatsache, daß jeder der großen Kriege des letzten Jahrhunderts mehr oder minder beträchtliche Umwälzungen oder Veränderungen auf taktischem Gebiet nach sich gezogen hat. So brachten die Feldzüge der napoleonischen Zeit einen vollständigen Zusammenbruch der Lineartaktik, so räumte der Feldzug 1866 mit der Treffentaktik auf, und endlich brachte der deutsch-französische Krieg 1870/71 als wichtigste Folgeerscheinung auf taktischem Gebiet eine Erkenntnis, die allerdings für uns erst 17 Jahre später ihre endgültige reglementarische Bestätigung fand, nämlich daß fortan der Schützenschwarm die Hauptkampfform der Infanterie sein müsse.

Eine solche grundlegende Umwälzung, wie sie z. B. am Anfang des vergangenen Jahrhunderts in unserer Taktik vor sich ging, wird allerdings kaum je wieder in die Erscheinung treten. Gleichwohl ist auch heute noch unsere Taktik dauernden Wandlungen unterworfen, ja sie muß es sein und darf sich nicht scheuen, altes über Bord zu werfen, wenn sie dauernd auf der Höhe bleiben will. Die stete Veränderlichkeit der Taktik auch in unseren Tagen beruht in der stetig fortschreitenden Vervollkommnung unserer Feuerwaffen, deren Wirkung auch die Verwendung anderer taktischer Formen bedingt, als sie früher möglich waren. Die Grundprinzipien der Taktik bleiben selbstverständlich unberührt, nur die taktische Form, in der sie zum Ausdruck gebracht werden, verändert sich zugleich mit der Waffe.

Seit den letzten großen Kriegen des vergangenen Jahrhunderts hat eine überraschend schnell entwickelte Technik alle Armeen mit einer Waffe versehen, deren Leistungsfähigkeit und Wirkung in außerordentlichem Maße gegen früher gewachsen ist. Der Burenkrieg bot zum erstenmal Gelegenheit, das Zusammentreffen zweier modern bewaffneter Gegner zu beobachten, um daraus taktische Schlußfolgerungen abzuleiten. Eine ganze Literatur hat sich nach Beendigung dieses Krieges an die Frage geknüpft, ob und in welcher Weise unsere jetzt geltenden reglementarischen Formen einer Änderung unterzogen werden müßten.

In der Tat war es trotz der ganz eigenartigen Verhältnisse, unter denen sich dieser Krieg abspielte, möglich, sehr wichtige und interessante Schlüsse in taktischer

Hinsicht aus den Gefechten zu ziehen. Zusammenfassen läßt sich das Resultat ganz kurz wohl in die Erkenntnis, daß der Angriff über ein ebenes Schlachtfeld gegenüber dem Schnellfeuer des kleinkalibrigen, rauchfreien Mehrladers und der modernen Rohrrücklaufgeschütze ganz besondere, von den sonst anwendbaren abweichende taktische Formen bedingt. Für uns waren die gemachten Beobachtungen um so interessanter, als man behauptete, es seien genau unsere reglementarischen Formen, die, von den Engländern in den Gefechten der ersten Periode jenes Feldzuges angewandt, sie zu dauernden Mißerfolgen geführt hätten. Daß diese Anschauung nicht berechtigt war, hat s. Zt. Oberst v. Lindenau in seinem bekannten Vortrag*) über die Lehren aus dem Burenkrieg schon überzeugend nachgewiesen. Der Armeebefehl vom 6. 5. 02 brachte daher auch nur ergänzende Gesichtspunkte, die unserem Reglement beigefügt wurden, keineswegs eine Abänderung bereits bestehender Vorschriften. Wir sind in der Lage, noch immer ein durchaus modernes Reglement zu besitzen, weil man bei Abfassung des über das Gefecht handelnden Teiles von dem allein richtigen Grundsatz ausging, daß es für den Angriff keine für alle Lagen feststehende Form gebe, daß darum jedes Schema unbedingt zu vermeiden sei und das Reglement für das Gefecht nur Grundsätze als Anhalt geben könne und dürfe, die in allen Lagen ihren Wert behalten, während in der Praxis jeder einzelne Fall seine besondere Behandlung erfordert.

Wiederum steht in kurzer Frist das Zusammentreffen zweier modern bewaffneter Gegner bevor, die sich zudem in ganz erheblich größerer Zahl und diesmal auf einem Kriegsschauplatz gegenübertreten, der fast in jeder Hinsicht das Gegenteil von dem des Burenkrieges ist. Die freie offene Ebene ist dort, abgesehen von den Flußniederungen, fast gänzlich ausgeschlossen. Der Schauplatz der kommenden Kämpfe trägt vielmehr fast durchweg den Charakter des Hügel- und Berglandes, ja stellenweise des Hochgebirges. Dazu treten die eigenartigen klimatischen und die besonderen Wegeverhältnisse des in Frage kommenden Gebiets, das mit unseren von Verkehrsstraßen aller Art durchzogenen Ländern nicht in Vergleich zu stellen ist. Wenn alles dies auch stets im Auge behalten werden muß, so wird doch auch dieser Krieg uns eine Fülle von taktischen Belehrungen und Erfahrungen zu bieten vermögen, die sich in der Mehrzahl recht gut auf unsere Verhältnisse übertragen lassen werden. Begreiflich ist es daher, daß die militärischen Kreise aller unbeteiligten Staaten mit gespannter Aufmerksamkeit die Entwicklung der Ereignisse und den Verlauf der Kämpfe in Ostasien verfolgen. Für die aus letzteren zu ziehenden Schlußfolgerungen ist es allerdings wichtig, sich vorher auch über die taktischen Formen klar zu sein, in denen die beiden Gegner ausgebildet sind und unter denen sie voraussichtlich die ersten großen Kämpfe durchfechten werden.

Für unsere Armee tritt hier wieder der besonders interessante Fall ein, daß

*) Vgl. Beiheft 3 z. Mil. W. Bl. 1902.

man von den Japanern behauptet, sie hätten die deutschen reglementarischen Bestimmungen fast vollständig sich zu eigen gemacht, und ihre Armee sei nach deutschen Grundsätzen ausgebildet.

Wir haben über die japanische Armee in dieser Beziehung bisher noch so gut wie keine Erfahrungen sammeln können. Die Kämpfe in China gaben ja allerdings den Truppen der europäischen Kontingente wiederholt Gelegenheit, mit Teilen der japanischen Armee gemeinsam gegen die Boxer zu fechten. Die Eigenart dieser Kämpfe während der Chinawirren brachte es jedoch mit sich, daß ein abschließendes Urteil über die Leistungsfähigkeit und insbesondere über die taktische Ausbildung der japanischen Truppen nicht gewonnen werden konnte. Soviel darf wohl als sicher angenommen werden, daß der japanische Soldat ein vorzügliches Material darstellt, daß er Lust und Liebe zum Dienst zeigt und daß in bezug auf die äußere Form auch die Einzelausbildung durchaus auf der Höhe steht. Sicher ist ferner, daß in der Tat die deutschen Dienstvorschriften den Japanern als Grundlage für die ihrigen gedient haben, ja, daß sie zum Teil fast wörtlich (wie z. B. Felddienst-Ordnung und Schießvorschrift) übernommen worden sind. Die äußere Form gleicht also der unserigen. Eine andere Frage aber ist die, ob es der jungen japanischen Armee, insbesondere den niederen Führern aller Grade, bereits gelungen sein kann, auch in den Geist unserer Reglements einzudringen. Das muß dahingestellt bleiben. Der gegenwärtige Krieg wird uns die Aufklärung wohl nicht schuldig bleiben. Mit der schematischen Nachahmung gewisser äußerer Formen ist es noch nicht getan, wie das Beispiel der Engländer im ersten Teil des Burenkrieges zur Genüge bewiesen hat. In bezug auf die so außerordentlich schnell entwickelte japanische Armee, deren Leistungsfähigkeit und innerer Wert jetzt zum erstenmal in einem schweren und entscheidenden Feldzug einer ernsten Probe unterzogen wird, harren für uns viele Fragen der Klärung. Von diesen wird diejenige nicht am wenigsten interessant sein, inwieweit und in welcher Weise die japanische Infanterie im Gefecht unsere reglementarischen Formen zum Ausdruck bringt, weil wir daraus dann auch für uns vielleicht wichtige Lehren zu ziehen imstande sein werden.

Weit genauer als über die japanische Armee sind wir naturgemäß über die russische, unsere große Nachbar-Armee, unterrichtet. Auch hier gestaltet sich der in Frage kommende Fall besonders interessant für uns insofern, als die Russen mit ihrer Gefechtstaktik in gewissem Gegensatz zu uns stehen. Die reglementarischen Bestimmungen, auf die sich die Gefechtsausbildung der russischen Infanterie gründet, entstammen der neuesten Zeit. Das Exerzier-Reglement für die Infanterie ist datiert vom Jahre 1900, die „Vorschrift für das Gefecht von Abteilungen aller Waffen“, ein Werk des bekannten russischen Generals Dragomirow, ist im Jahre 1901 entstanden. Auf diesen Entwurf gründet sich auch in der Hauptsache gegenwärtig die Gefechtsausbildung der russischen Armee. Er wurde zunächst bis zum

Herbst des folgenden Jahres (1902) den Truppen zur Erprobung während zweier Lagerübungen überwiesen. Augenscheinlich erachtete man indessen die Probezeit doch als zu kurz für eine endgültige Beschlußfassung über die wichtigste aller Vorschriften und befahl deshalb (mittels Zirkulars des Hauptstabes Nr. 93/03), daß der Entwurf bis zur vollständigen Beendigung der ihn betreffenden Kommissionsberatungen bis auf weiteres noch in Kraft bleiben solle. Somit bildet er also auch jetzt noch die Grundlage für das taktische Verhalten der russischen Infanterie im Gefecht. Zu verkennen ist nicht, daß die Gefechtsvorschrift gegen früher eine den neuzeitlichen Anforderungen mehr entsprechende Betonung und schärfere Hervorhebung der Wirkung der modernen Feuerwaffen und ihres maßgebenden Einflusses auf die Gestaltung des Infanteriegefechtes enthält. Gleichwohl steht sie doch immer noch unverkennbar auf dem Boden der Stoßtaktik. Sie hält fest an dem Gedanken des festgegliederten national-russischen Bajonettangriffs, als dem einzigen ausschlaggebenden Moment im Infanteriegefecht. Damit nimmt also die Vorschrift einen von dem unsrigen prinzipiell verschiedenen Standpunkt ein.

Hierauf etwas näher einzugehen, dürfte wohl der Mühe lohnen, um zunächst feststellen zu können, worin diese Verschiedenheiten beruhen und in welcher Weise sie im Gefecht zum Ausdruck kommen werden. Denn nur auf diese Weise wird es möglich sein, für uns die entsprechenden taktischen Lehren aus den gegenwärtigen Kriegsereignissen zu ziehen. Eine kurzgefaßte Zusammenstellung der russischen Vorschriften über das Infanteriegefecht, wie sie die obengenannten beiden Reglements enthalten, unter Gegenüberstellung unserer Bestimmungen, soweit dies erforderlich, wird vielleicht dem vorliegenden Zweck am besten dienen. Sie möge deshalb nachstehend folgen.

Allgemeine Grundsätze. Die russische Gefechtsvorschrift betont in ganz besonders scharfer Weise den Gedanken an die Offensive. Das Streben nach offensivem Handeln muß der leitende Grundgedanke für jedes Zusammentreffen mit dem Feinde sein. Auch die Verteidigung ist nur dann wirksam, wenn sie mit einem allgemeinen Gegenangriff abschließt. Es ist nicht zu verkennen, daß die stete Betonung des offensiven Gedankens und die Erziehung der Truppe schon im Frieden in solchem Geiste im Ernstfall von unschätzbarem Wert sein muß. Es fragt sich nur, in welcher taktischen Form die Offensive zum Ausdruck gebracht wird, ob die Form unter allen Umständen zweckentsprechend ist. General Kuropatkin fand einmal in einem Erlaß über Truppenbesichtigungen in Turkestan 1901 die Richtachtung der Feuerwirkung des Gegners seitens der Truppe und die nicht genügende Vorbereitung des Angriffs durch Feuer auszustellen. Major Freiherr v. Tettau vom Großen Generalstab sagt in seiner, auch von der russischen Armee mit außerordentlichem Interesse aufgenommenen Schilderung*) über einen zweimonatlichen Aufenthalt in

*) Vortrag, gehalten in der Militär. Gesellschaft zu Berlin am 11. 11. 03.

Rußland als Gast des russischen Heeres im wesentlichen dasselbe, wenn er erzählt, der offensive Geist der Truppe habe sich im Manöver stets in einem „Durchgehen nach vorn“*) geäußert. Man kann diese Erscheinung wohl, ohne zu viel zu sagen, als charakteristisch für das Angriffsverfahren der russischen Infanterie bezeichnen. Wir werden aber sehen, daß sie auch durch andere und noch wesentlichere Gründe mit hervorgerufen wird, daß sie auch in der Verteidigung, wenn auch in etwas anderer Form, zutage tritt, und vor allem, daß sie im Grunde eigentlich auf die reglementarischen russischen Bestimmungen zurückzuführen ist und ihnen entspricht.

Den grundsätzlichen Unterschied zwischen Begegnungsgefecht und planmäßigem Angriff auf eine entwickelte, zum Widerstand vorbereitete Front, wie er in unserem Exerzier-Reglement für die Infanterie durch §§ 79ff. des Teils II gegeben wird, kennt das russische Reglement nicht. Das Begegnungsgefecht findet überhaupt keine Erwähnung in den russischen Vorschriften. Man verfährt deshalb in Rußland auch nur ganz folgerichtig, wenn man bei den größeren und kleineren Truppenübungen in der Aufgabenstellung es stets zum Ausdruck bringt, daß die eine Partei der „Verteidiger“, die andere der „Angreifer“ ist. All dies tritt indessen zurück gegen das schon oben kurz berührte wesentlichste Unterscheidungsmerkmal zwischen unserer und der russischen Vorschrift betreffend die Wirkung und Bedeutung des Feuergefechts. In der russischen Vorschrift, fehlt der klar ausgesprochene Grundsatz, daß die Feuerüberlegenheit Vorbedingung für den Erfolg ist (s. deutsches Ex.-Reglem. f. d. Inf. II, 82 Abs. 3 u. 6, ähnlich franz. u. österr. Reglem.). Das Feuergefecht ist vielmehr nur die Vorbereitung für den den Abschluß jedes Gefechts bildenden Bajonettmassenstoß. Nicht durch den Feuerkampf, sondern durch den Bajonettanlauf in dichten Massen (russ. Gef.-Vorschr., Entwurf, § 83) soll die Entscheidung erkämpft werden. Das ist also ein grundlegender Unterschied gegen unsere Anschauung, nach der wir die im Feuergefecht schon herbeigeführte Entscheidung nur noch durch das Bajonett vervollständigen wollen (II, 13, 82).

Es ist der Geist der Ssuworowschen Lehren, der sich hier in den russischen Vorschriften widerspiegelt, und an dem man ganz bewußt und konsequent festhält, der Geist jener Ideen, die auch in der Praxis so beharrlich vor allem von General Dragomirow angewandt und unermüdlich gefördert wurden. Es wäre ganz falsch, etwa zu glauben, daß man sich in der russischen Armee nicht ebenso eingehend wie bei uns mit Fragen der modernen Waffenwirkung und deren Einfluß auf die taktischen Formen beschäftigt habe. Im Gegenteil weist die russische Militärliteratur eine Reihe sehr bedeutender Veröffentlichungen über dieses Thema auf.**) Und trotzdem dieser Gegensatz zu unseren Vorschriften! Des Rätsels Lösung läßt sich aber leicht durch Anführung einiger Sätze aus Aufsätzen geben, die der Feder höherer russischer

*) Ebenda, S. 36.

**) Z. B. Woj. Sbornik Dez. 1901, russ. Invalid. 264, 65, 67, 72/01.

Offiziere entstammen und hier im Auszug ihre Wiedergabe finden mögen. An einer Stelle heißt es da: „Die Kriegskunst steht in engster Verbindung mit dem seelischen Leben des Volkes, deshalb wird sie auch immer eine nationale sein müssen. Was für die Deutschen taugt, kann für uns schädlich sein und umgekehrt." In einem anderen Aufsatz wird in gleichem Sinne ausgeführt: „Bei den Eigentümlichkeiten unserer Armee ist es ganz unmöglich, vieles von dem auf unseren Boden zu verpflanzen, was bei den Deutschen so gut aufgepfropft und so üppig gewachsen ist. Wir sind unbedingt verpflichtet, in der Ausbildung unseres Heeres unseren selbständigen Weg zu gehen. Die Ssuworowsche Art der Erziehung und Ausbildung, die mit so hervorragendem Talent durch den General Dragomirow erläutert und entwickelt ist, ist ohne Zweifel unser nationales Gut, unser selbständiger Weg. Auf diesem gut gebahnten Weg müssen wir fortschreiten." Interessant ist auch der Standpunkt, den derselbe Verfasser bezüglich des Begegnungsgefechtes einnimmt. Er sieht in ihm eine bedenkliche einseitige Auffassung, er glaubt, daß diese „Zufallsschlacht" nicht die Regel, sondern die Ausnahme sei.

Die angeführten Äußerungen lassen erkennen, daß man die Lehre von der allein ausschlaggebenden Wirkung des Massen-Bajonettangriffs als eine heilige Überlieferung betrachtet, an der nicht gerüttelt werden darf, daß man sie als eine nationale Eigentümlichkeit der russischen Armee angesehen und erhalten wissen will. Man kann dieser Anschauung eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, zumal wenn man sich vergegenwärtigt, welche anderen Gründe die maßgebenden Stellen im russischen Heere wohl in einem so zähen Festhalten an der Überlieferung bestärken mögen.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die große Masse der russischen Soldaten viel geringer entwickelte geistige Fähigkeiten besitzt und auf einem weit niedrigeren Bildungsniveau steht als im allgemeinen der westeuropäische Soldat. Das läßt sich schon mit einigen Zahlen über Schulbildung der Rekruten beweisen. So betrug z. B. für das Jahr 1898 die Zahl der Analphabeten unter den Rekruten:

in Deutschland	0,07	v. H.
in Frankreich	4,63	"
in Rußland aber	56,38	"

Eine unbestrittene Tatsache ist ferner, daß das Gefecht in der zerstreuten Ordnung viel höhere Anforderungen an die geistigen Fähigkeiten des einzelnen Mannes stellt als die geschlossene Kampfordnung (vgl. deutsch. Ex. Reglem. f. d. Inf. II, 16). Es verlangt nicht nur eine verständnisvolle Initiative der Unterführer aller Grade, sondern auch äußerste Steigerung der Selbständigkeit, des moralischen Haltes und der Urteilskraft des einzelnen Mannes, mit einem Wort die höchste Individualisierung der Ausbildung.

So zäh, beharrlich, tapfer und ausdauernd der russische Soldat auch ist, so große Schwierigkeiten würden sich dennoch der Ausbildung entgegenstellen, wenn man dem Gefecht in der zerstreuten Ordnung in Rußland eine derartige Ausdehnung geben wollte wie in den westeuropäischen Armeen. Es ist nicht möglich, die große Masse der russischen Infanteristen trotz der langen aktiven Dienstzeit (gesetzmäßig 5 Jahre!) in genügendem Maße für das Gefecht in der zerstreuten Ordnung derart auszubilden, daß diese zur „Hauptkampfform der Infanterie" zu werden vermöchte. Man erzieht sich dort daher eine Spezialinfanterie in geringer Zahl, die Jagdkommandos, die, aus den intelligentesten Leuten der Truppe ausgewählt, alle die Aufgaben erfüllen sollen, die an die geistigen Fähigkeiten der großen Masse zu hohe Anforderungen stellen würden. Die Ausbildung des einzelnen Mannes für das Gefecht in der zerstreuten Ordnung beginnt deshalb bei der Truppe auch erst kurz vor Anfang des Sommerdienstes.

Als ganz natürliche Folge all dieser Momente geht ferner auch durch das russische Exerzier-Reglement für die Infanterie — allerdings ohne daß es direkt ausgesprochen wird — eine starke Bevorzugung der für die geschlossene Ordnung geeignetsten Feuerart, der Salve, hindurch, ja man wendet sie sogar überaus häufig auch in der Schützenlinie an. Das ist eine in der Praxis oft, auch von Major v. Tettau beobachtete Tatsache.

Als ganz folgerichtig können wir uns nunmehr auch das „Durchgehen nach vorn" mit der ausschlaggebenden Bedeutung erklären, die man dem geschlossenen Bajonettangriff beilegt. Denn wenn man einmal der Überzeugung ist, daß man den Feind doch nie mit dem Feuergefecht im Angriff niederzuzwingen imstande sein wird, so ist es auch berechtigt, wenn man nur mit möglichst wenigen und kurzen Feuerhalten dem Feinde sobald wie möglich nahe zu kommen bestrebt ist, um ihm im geschlossenen Angriff mit dem Bajonett zu Leibe zu gehen. Daß über eine freie Ebene hinweg gegenüber einem modern bewaffneten und gut ausgebildeten Gegner ein Angriff in solcher Form allerdings nur unter schwersten Verlusten durchgeführt werden kann, falls er nicht etwa schon früher überhaupt zerschellt, darüber besteht sicher an den maßgebenden russischen Stellen ebensowenig ein Zweifel mehr wie anderswo. Aber ein vorwiegend ebenes und völlig offenes deckungsloses Gelände ist auch auf unseren Kriegsschauplätzen verhältnismäßig selten zu finden, und daß es auf dem gegenwärtig für Rußland in Frage kommenden Kriegsschauplatz fast ausgeschlossen ist, wurde schon oben erwähnt. Somit werden dort vielleicht die Begleiterscheinungen eines Bajonettmassenstoßes auf einen gleichwertigen, durch Feuer noch nicht niedergekämpften Gegner nicht so grell in die Erscheinung treten, als dies anderswo wohl der Fall sein würde. Es darf hier auch darauf hingewiesen werden, daß die Russen der japanischen Infanterie gegenüber vielleicht insofern im Vorteil sein werden, als sie eine Überlegenheit an Artillerie besitzen, vorausgesetzt allerdings, daß man von

ihr richtigen Gebrauch macht, und daß man diese Überlegenheit bei dem eigenartigen Gelände überhaupt zur Geltung zu bringen vermag.

Ausdehnung und Gliederung. Die Frontbreite der Kompagnie in Friedensstärke soll nach der russischen Vorschrift höchstens 70 m, in Kriegsstärke 140 m, die des Bataillons bis zu 280 m, die des Regiments (zu 4 Btln.) bis zu 700 m, die der Brigade bis 1 Werst (1067 m), die der Division bis 2 Werst, die des Armeekorps bis 3 Werst betragen. Wir sehen, daß für jeden taktischen Verband als Anhalt eine Zahl gegeben ist, die nicht überschritten werden darf. Unser Reglement hat sich dagegen mit der Angabe von nur 2 Zahlen begnügt, die auch nur ein ungefähres Maß bieten sollen, für die Kompagnie und für die Brigade (zu 6 Btln.) (vgl. II, 25 Abs. 2 u. 115 Abs. 2); die Zahlen für alle dazwischenliegenden oder höheren taktischen Verbände lassen sich dementsprechend ergänzen. Die Gliederung — im russischen Reglement ebenfalls durch Zahlenangaben schematisiert — soll, wie bei uns, nach der Tiefe erfolgen. Die Grundsätze hierfür sind ebenfalls in eine schematische Form gebracht. Die gesamten Kräfte werden nämlich in „Kampfteil" und „allgemeine Reserve" geteilt. Das Stärkeverhältnis zwischen beiden ist verschieden und von den jedesmaligen Umständen abhängig. Es erfolgt dann eine weitere Untereinteilung des „Kampfteils" in „Abschnitte", jedes „Abschnitts" wieder in „Kampfteil" und „Spezialreserve". Aufgabe des „Kampfteils" ist die Vorbereitung des Stoßes durch Feuer und Einzelangriffe (Gefechtsvorschrift § 13). Man sieht, wie weit bis ins einzelne hinein der Gedanke der Offensive durchgeführt ist! Aufgabe der allgemeinen Reserve ist die Ausführung des entscheidenden Stoßes und die Unterstützung des Kampfteils.

Das Angriffsgefecht wird nach den russischen Vorschriften etwa folgenden Verlauf nehmen:

Einleitung des Gefechts. Die Entwickelung zur Kampfordnung erfolgt seitens der Avantgarde (die in Rußland immer besonders stark und selbständig gemacht wird) außerhalb des feindlichen Feuerbereichs, aber möglichst nahe am Feinde (etwa auf 2 bis 4 km). Patrouillen der Jagdkommandos vervollständigen die Aufklärung. Die Einleitung des Gefechts durch die Avantgarde soll dem Führer Klarheit über die Lage beim Gegner verschaffen. Diese Gesichtspunkte entsprechen etwa den im II. Teil unseres Exerzier-Reglements durch die Punkte 22 und 63 Abs. 2 gegebenen Grundsätzen. Der weitere Gedanke unseres Reglements, daß man sich nunmehr darüber schlüssig zu machen hat, ob man ein entscheidendes oder nur ein hinhaltendes Gefecht zu führen (II, 23) und danach seine Maßnahmen einzurichten hat (II, 24) fehlt indessen in der russischen Vorschrift.

Das Gros setzt nun unter dem Schutz der Avantgarde den Vormarsch fort und nimmt auf Befehl des Führers eine Versammlungsformation ein. Nur ausnahmsweise erfolgt die unmittelbare Herstellung der Kampfordnung aus der Marschordnung.

Dann gibt der Führer auf Grund der Nachrichten und seiner persönlichen Erkundung den Angriffsbefehl, der das Angriffsziel und die Gliederung der Truppe enthalten muß.

An der Grenze des wirksamen feindlichen Infanteriefeuers (etwa 1400 m vom Feinde) entwickeln die vorderen Kompagnien Schützen. Nunmehr beginnt die Vorbereitung des Bajonettangriffs durch Feuer. Es bleibt hier nochmals hervorzuheben, daß der betreffende Paragraph der russischen Gefechtsvorschrift (§ 72) zwar darauf hinweist, daß man „alle Bemühungen darauf richten müsse, die Feuerüberlegenheit zu erlangen, wenn nicht auf der ganzen Front, so doch auf den wichtigsten Punkten der feindlichen Stellung". Indessen ist hiermit doch keineswegs ausgesprochen, daß die Erlangung der Feuerüberlegenheit Vorbedingung für den Erfolg ist (vgl. deutsch. Ex. Reglem. f. d. Inf. II, 82 Abs. 3 u. 6).

Die Schützen gehen nun „mit Aufenthalt in Stellungen, die für Feuerabgabe geeignet sind" (Gefechtsvorschrift § 74), zunächst im Schritt, später sprungweise vor. Die Kompagniereserven bewegen sich entsprechend der Schützenlinie in einem Abstand von höchstens 210 m in der passendsten Formation (Linie, mit geöffneten oder verdoppelten Rotten, Kompagniekolonne, zug- oder halbkompagnieweise in Reihen). Bataillons- und Regimentsreserven verhalten sich entsprechend; ihr Abstand voneinander und von der Kompagniereserve soll je 210 m nicht übersteigen. Während des Feuergefechts erfolgt die Gruppierung der für die Durchführung des Stoßes bestimmten Truppen dem entscheidenden Punkt gegenüber. Die Reserven müssen sparsam eingesetzt werden; der Führer des Ganzen soll unter allen Umständen bis zur Entscheidung eine Reserve zurückbehalten. In der letzten Feuerstellung (213 bis 284 m = 300 bis 400 russ. Schritt vom Feinde) wird der Bajonettangriff durch ausgiebiges Feuer vorbereitet. Zum Sturm gibt der höchste Führer den Befehl.

Der Bajonettangriff wird ausgeführt:

- von der Schützenlinie allein (vgl. hiermit Schlußsätze des II, 82 Abs. 7 unseres Exerzier-Reglements!), wenn die Verhältnisse beim Feinde einen Erfolg versprechen;
- in der Regel von der Schützenlinie in Verbindung mit den Reserven. Von ihnen getragen, geht die Schützenlinie vor, ballt sich allmählich hinter den Zugführern zusammen und stürzt sich auf 100 bis 50 Schritt mit Hurra auf den Feind. Die Spezialreserven „folgen unmittelbar der vorderen Linie, die allgemeine Reserve unmittelbar hinter den Spezialreserven so, daß das Ganze wie eine sich heranwälzende Woge wird" (Gefechtsvorschrift § 83). Die Reserven werden so formiert, daß man „in dichter Masse" anstürmt (§ 83, Abs. 2).

Artillerie unterstützt die Infanterie aus nahen Entfernungen durch ihr Feuer, das sie auf die feindlichen Reserven richtet.

In ähnlicher Weise läßt sich das Bild des Verteidigungsgefechtes aus den russischen Vorschriften etwa folgendermaßen zusammenfassen:

Vor zu frühzeitiger Annahme der Kampfordnung wird gewarnt, ebenso vor Übereilung der Feuereröffnung sowohl der Artillerie wie der Infanterie. Letztere überschüttet den Gegner mit Feuer, „um ihn schwankend und verwirrt zu machen“ (Gefechtsvorschrift § 92). Jede beim Vorrücken des Gegners sich bietende Gelegenheit soll zu Teilvorstößen aus der Stellung heraus benutzt werden, ohne daß man sich dabei zu einer Verfolgung des zurückgeworfenen Gegners fortreißen läßt. Sturmanläufe der vorderen Linie, unterstützt von Spezialreserven unter gleichzeitigem Artillerie- und Gewehrfeuer, sollen den Übergang zum allgemeinen Gegenstoß vorbereiten. Sobald der Feind die Richtung, in der er den entscheidenden Stoß führen will, offenbart, nähern sich die Spezialreserven der vorderen Linie, die allgemeine Reserve wird nach der Stelle hingezogen, von der aus sie je nach dem Gelände und der Gefechtslage am besten zum Angriff übergehen kann. Der Gegenangriff wird genau so geführt wie der Sturm. Die Schützenlinien und Reserven werfen sich vereint dem Feinde mit dem Bajonett entgegen, sobald er bis dicht an die Stellung herangekommen ist.

„Im Falle eines Rückzugs muß man sich an jede Stellung anklammern.“ Wir sehen also wieder, wie ganz außerordentlich weit der offensive Gedanke auch in der Verteidigung getrieben ist, indem man Teilvorstöße aus der Stellung heraus und zuletzt den allgemeinen Gegenstoß aller Teile der Verteidigungslinie vorschreibt, also zugunsten des offensiven Gedankens lieber den Vorteil der gewählten Verteidigungsstellung im entscheidenden Augenblick preisgibt. Auch hier zeigt sich mithin wieder das konsequente Festhalten an der Ssuworowschen Lehre vom Bajonettangriff.

Aus der vorstehenden Erläuterung geht hervor, daß das russische Gefechtsverfahren doch ziemlich erheblich und in wesentlichen Punkten von dem unsrigen abweicht. Auf dem Kriegsschauplatz treten sich somit zwei Gegner mit nicht unerheblich verschiedenen taktischen Anschauungen gegenüber. Lediglich auf Grund einer Betrachtung reglementarischer Bestimmungen, wie sie vorstehend gegeben wurde, ein Urteil zu fällen, inwieweit die eine oder die andere taktische Form im vorliegenden Fall mehr Erfolg versprechen wird, ist selbstverständlich ganz unmöglich. Man würde ein einseitiges und unzutreffendes Bild erhalten, weil man eine Unmenge Faktoren außer acht gelassen hätte, die zum mindesten die gleiche ausschlaggebende Bedeutung haben wie die taktische Form. In letzter Linie kommt es doch vor allem auf den Geist an, in dem eine Armee erzogen ist. Nur die harte Wirklichkeit allein kann Licht in das Dunkel bringen und alle Zweifel klären. Daher können sich auch die Lehren, die wir für uns in taktischer Hinsicht aus den gegenwärtigen Kämpfen ziehen wollen, nur aufbauen auf einem gründlichen Studium aller einschlägigen Verhältnisse, für deren Beurteilung vorliegende Betrachtung nur einen kleinen Beitrag geben wollte.

Reichardt,
Hauptmann im Königlich Sächsischen Generalstabe.

Russische Infanterie-Meldereiter.

Es ist bekannt, daß die Masse der russischen Kavallerie schon im Frieden in höhere (Divisions- und Korps-) Verbände zusammengefaßt ist und daß der größte Teil der Armeekorps bereits im Frieden über eine Kavallerie-Division verfügt. Trug man somit in weitgehendem Maße für Gewährleistung der strategischen Aufklärung Sorge, so vernachlässigte man auf der anderen Seite doch in recht bedenklicher Weise die kavalleristische Ausstattung der kleineren Heeresverbände. Man ist darin soweit gegangen, daß man neuerdings beim Armeekorps für alle die wichtigen Aufgaben der Nahaufklärung, der Sicherung und des Meldedienstes im allgemeinen nur eine Kasaken-Ssotnie (etwa 145 Köpfe) beließ, die je zur Hälfte den beiden Divisionen des Korps zugeteilt werden soll. Es liegt auf der Hand, daß die Inanspruchnahme dieser Halb-Ssotnien für die zahlreichen und vielseitigen Aufgaben, die ihrer im unmittelbaren Dienst der anderen Waffen im Felde harren, eine überaus große werden wird. Sie werden nicht imstande sein, für die Nahaufklärung in genügendem Maße zu sorgen und daneben noch in Verbindung mit der Infanterie den Sicherungsdienst dauernd zu übernehmen. Es wird daher notwendig, für diesen letzteren auch die Infanterie in höherem Maße heranzuziehen, als es eigentlich dienlich wäre. Wollte man der geringen Zahl Kasaken auch noch den Melde- und Nachrichtendienst innerhalb der Division im vollen Umfang übertragen, so würde die Leistungsfähigkeit der kleinen Truppe sehr bald erschöpft sein.

Die Technik der Neuzeit hat allerdings auch für diese Aufgaben Mittel geschaffen, die wir jetzt bereits als unentbehrlich anzusehen und mit denen wir in ausgiebigem Maße zu rechnen gewöhnt sind, Fahrrad, Selbstfahrer, Telegraph und Luftschiff. Gleichwohl ist es natürlich unmöglich, auf die Dienste des Kavalleristen für Melde- und Nachrichtendienst zu verzichten. Im Gegenteil wird der Meldereiter oft der einzige Ersatz sein, wenn andere Mittel versagen. Die russische Heeresleitung hat sich dieser Erkenntnis nicht verschlossen. Indessen nahm sie keine Vermehrung der den Divisionen unmittelbar zugeteilten Kavallerie vor, sondern suchte diese nur von einem Teil ihres Dienstes zu entlasten. Schon im Jahre 1895 schuf man versuchsweise eine Anzahl berittener Infanteristen, die, den Stäben und Infanterietruppenteilen bis

herab zum Bataillon zugeteilt, für den Melde- und Nachrichtendienst Verwendung finden sollten. Durch Prikas 166 vom 22. 7. 95 wurden zunächst bei 24 Divisionen und 6 Schützen-Brigaden Infanterie-Meldereiter in der Gesamtzahl von 1382 aufgestellt. Die Leute wurden aus dem Bestand der Jagdkommandos ausgewählt, mit diesen zusammen bis zur Periode der Lagerübungen ausgebildet und dann erst zwecks Ausübung ihres Dienstes während der Übungen mit gemischten Waffen und der Manöver von ihnen gesondert. Von dem Jagdkommando jedes Regiments zu 4 Bataillonen (= 64 Mann, pro Kompagnie 4 Mann) sollten je 12, jedes Schützen-Regiments zu 2 Bataillonen je 5, von dem des ehemaligen Kadrebataillons des Leib-Garde-Reserve-Regiments (jetzt Leib-Garde-Schützen-Regiment) 3 Mann zu Meldereitern ausgebildet werden. Die Spezialinfanterie, die man sich in den Jagdkommandos erzieht, wurde also noch einer weiteren Spezialisierung unterworfen. Die Berittenmachung der Leute erfolgte zunächst auf den besten der alljährlich auszurangierenden Kavalleriepferde.

Die Erfahrungen, die man mit diesem Pferdematerial machte, müssen recht schlechte gewesen sein. Die ausgemusterten Kavalleriepferde genügten oft auch als reines Fortbewegungsmittel nicht mehr den bescheidensten Ansprüchen. Schon im Jahre 1898 sah man sich daher genötigt, den Infanterietruppenteilen (als „zeitweilige Maßnahme bis zur Einführung eines vollkommeneren Remontierungssystems“) den freien Ankauf von Pferden aus den Wirtschaftsfonds zu gestatten. Gleichzeitig überwies die Heeresverwaltung zur Erprobung an einige Truppenteile eine Anzahl Steppenpferde.

Die Kämpfe während der letzten Chinawirren 1900/1901 ergaben für die Organisation und Verwendung der Infanterie-Meldereiter wertvolle Erfahrungen. Durch den Mangel an Kavallerie war man gezwungen gewesen, sich durch Berittenmachung der Jagdkommandos Ersatz zu schaffen. Die Erfahrungen, die man damals mit den berittenen Infanteristen machte, waren überall sehr günstig, die Leistungen der besonders ausgesuchten Leute teilweise erstaunlich. So war es erklärlich, daß man im Jahre 1903 mit Berücksichtigung dieser Resultate und nach 7 jähriger Friedenserprobung zur endgültigen Regelung der Organisation der Infanterie-Meldereiter schritt. Durch Prikas 10 vom 27. 1. wurde die Aufstellung von 674 Meldereitern für weitere zwölf Infanterie-Divisionen befohlen und die Organisation derselben einigen wesentlichen Änderungen und Verbesserungen unterzogen. Die neuen Formationen sollen bis zum Jahre 1905 durchgeführt sein. Eine weitere, anfangs nicht vorgesehene Vermehrung wird durch Prikas 139 vom 17. 3. 04 angeordnet, der auch für die Regimenter der 3. und 9. Infanterie-Division sowie für die der 1. Brigade der 51. und 55. Infanterie-Division,*) welche zur Verwendung in Ostasien in Aussicht genommen sind,

*) Die zwei Brigaden waren bereits im Sommer 1903 nach Ostasien abtransportiert.

die Aufstellung von Meldereitern befiehlt. Hierdurch erhöht sich deren Zahl um weitere 156 Mann. Es werden also vom Jahre 1905 ab im europäischen Rußland 48 Infanterie-Divisionen — nämlich die an den Grenzen des Reiches stehenden mit Ausnahme des VIII. Armeekorps (Odessa) sowie X. und XVII. Armeekorps — und 8 Schützen-Brigaden über Meldereiter verfügen, da anzunehmen ist, daß auch die 2 Brigaden der 31. und 35. Division bis dahin Meldereiter erhalten haben werden. Für 8 Infanterie-Divisionen und die Reserve-Infanterie-Brigaden sind nach den bisherigen Bestimmungen keine Meldereiter vorgesehen, es kann aber als wahrscheinlich angenommen werden, daß auch diese Truppenteile in nicht allzu ferner Zeit solche erhalten werden.

Einen Hinweis hierfür gibt der bereits oben erwähnte Prikas 139/03, der anordnet, daß alle Infanterie-Regimenter, welche aus der 54. und 61. Reserve-Infanterie-Brigade bei der Mobilmachung gebildet werden, Meldereiter erhalten sollen.

Die Verteilung der Meldereiter bei den Truppen selbst ist folgende:

Es stellt auf:		
Jedes Regiment zu 4 Bataillonen	13	Meldereiter.
" " " 2 "	6	

Von diesen sind im Felde bestimmt:

für den kommandierenden General von jedem Regiment seines Befehlsbereichs 1	=	8	Meldereiter.
für den Divisions-Kommandeur von jedem Regiment seines Befehlsbereichs 1	=	4	
für den Brigade-Kommandeur (im Divisions-Verband) von jedem Regiment seines Befehlsbereichs 1	=	2	
für den Regiments-Kommandeur (Regiment zu 4 Bataillonen) 1	=	10	
für den Regiments-Kommandeur (Regiment zu 2 Bataillonen) 1	=	5	
für den Kommandeur eines selbständigen Bataillons 1	=	2	

Je 1 Mann jedes Meldereiterkommandos gilt als „Ältester".

Die Bekleidung der Meldereiter ist die der Infanterie mit einigen durch den Dienst zu Pferde bedingten Abänderungen. Als Waffen führen sie den Revolver (mit 14 Patronen) und den Dragonersäbel.

Von den Änderungen, die der Prikas 10/03 einführte, besteht die wichtigste darin, daß man für bessere Berittenmachung der Meldereiter und regelmäßigen Ersatz eines brauchbaren Pferdematerials sorgte. Anstatt der ausrangierten Kavalleriepferde erhalten nunmehr die Meldereiter junge, durch eine eigene Remontekommission anzukaufende Ural- und Kirgisen-Steppenpferde. Die alten Pferde sollen allmählich zugunsten der Staatskasse verkauft werden. Da nun mit dem Jahre 1905 an

Meldereitern insgesamt 1382 + 674 + 156 = 2812 aufgestellt werden sollen, so hat die Meldereiter-Remontekommission bis dahin die gleiche Anzahl Pferde anzukaufen. Vom Jahre 1906 ab beginnt dann die regelmäßige Remontierung. Die jungen Pferde werden in einem eigens hierfür errichteten Remontedepot an Zügel und Reiter gewöhnt und erhalten dort auch die erste Reitdressur. Ihre Dienstzeit ist auf 12 bis 14 Jahre festgelegt. Die Neuerung bedeutet natürlich eine wesentliche Verbesserung. Das bessere Pferdematerial wird gestatten, die Ansprüche an die Leistungen der Meldereiter gegen früher erheblich zu steigern. Eine andere Frage ist freilich die, wie man sich bei der Truppe mit den jungen, fast noch rohen Pferden abfinden wird, zumal es vielfach an gehörig vorgebildetem Personal für die Reitausbildung fehlen dürfte. Trotzdem erhofft man, nach dem durch Prikas 10/03 gleichfalls neu aufgestellten umfangreichen Ausbildungsprogramm zu schließen, gerade auf diesem Gebiet weitgehende Leistungen. Die Meldereiter der Infanterie sollen nicht nur im Reiten wie der Kavallerist ausgebildet werden, sondern auch im Fechten zu Pferd und im Schwimmen mit dem Pferd. Selbst in Distanzritten, auch bei Nacht und querfeldein, sollen sie geübt werden.

Eine weitere wesentliche Neuerung ist die, daß die Meldereiter fortan nicht mehr den Jagdkommandos entnommen, sondern aus der ganzen Truppe ausgewählt werden. Es sollen möglichst leichte, gebildete und gewandte Leute, die bereits an einer Lagerübung (zu Fuß) teilgenommen haben, ausgewählt und vollständig getrennt von den Jagdkommandos ausgebildet werden. Das Meldereiterkommando eines jeden Regiments untersteht dem Regimentsadjutanten, der ihm gegenüber die Rechte eines Kompagniechefs ausübt. Für die Ausbildung wird ihm einer der Bataillonsadjutanten beigegeben. Den Gang der Ausbildung regeln die Divisionskommandeure nach dem Ausbildungsprogramm. Die Besichtigung des Kommandos erfolgt vor dem Manöver durch den Regimentskommandeur.

Die Trennung der Ausbildung der Meldereiter- und Jagdkommandos ist entschieden zweckmäßig. Die gemeinsame Ausbildung der berittenen und unberittenen Mannschaften wird sicher oft Hemmungen und Reibungen beim Dienst im Gefolge gehabt haben, die der Ausbildung nicht förderlich sein konnten, und die dem wenig zahlreichen Ausbildungspersonal die Arbeit erschwerten. Zudem entzog man den Jagdkommandos, aus denen die Meldereiter ausgewählt wurden, die besten Kräfte. Jetzt behalten die Jagdkommandos ihre volle Stärke und Unabhängigkeit neben den Meldereiterkommandos. Freilich ist damit aber auch wieder eine Neubelastung der Truppe durch Abkommandierung einer, wenn auch geringen, Anzahl tüchtiger Leute verbunden. Das will gerade in Rußland viel sagen, wo die Abkommandierungen aus der Front zu allerlei Spezialkommandos allmählich schon einen derartigen Umfang angenommen haben, daß der Bestand der Kompagnien gerade in der wichtigsten Ausbildungsperiode, während der Lagerübungen und Manöver, durchschnittlich über

24 Rotten Kopfstärke nicht hinauskommt. Die in den letzten Jahren in der Fachpresse zahlreich aufgetretenen Klagen über allzu große Belastung der Front mit Abkommandierungen und Gefährdung der kriegsmäßigen Ausbildung eines großen Teiles der in der Front stehenden Leute erscheinen tatsächlich nicht unberechtigt.

Das neue Ausbildungsprogramm ist, wie schon angedeutet wurde, sehr umfangreich, die für die Ausbildung gesteckten Ziele sind sehr weitgehend. Die Leute sollen ebenso gute Kavalleristen wie Infanteristen sein und außerdem noch den recht hochgestellten Anforderungen an ihren Spezialdienst gerecht werden. Außer der infanteristischen und der Reitausbildung (s. o.) wird eine eingehende Unterweisung in der Pferdepflege (auch über Hufbeschlag und Krankheiten) verlangt; Fertigkeit im Kartenlesen (besonders der Dreiwerstkarte 1 : 126 000), Findigkeit im Gelände, gewandtes Annehmen und Überbringen von mündlichen und schriftlichen Meldungen und Befehlen sind weitere Anforderungen an die Meldereiter. Aus dem Gebiet des Felddienstes müssen sie mit den Grundsätzen über Sicherung während der Ruhe, während des Marsches und über Verteilung und Anordnung der Waffen in einer Verteidigungsstellung und endlich mit der Kennzeichnung höherer Stäbe bekannt sein. Um alles das zu leisten, ist ein ebenso vorzügliches Ausbildungspersonal wie ein hervorragend begabtes und gewandtes Mannschaftsmaterial erforderlich. Ob sich beides immer zusammenfinden wird, erscheint doch fraglich, und es mag dahingestellt bleiben, ob nicht gerade unter dem „Zuviel" der Anforderungen die Ausbildung leiden, ob sie überhaupt nur im Durchschnitt das gesteckte Ziel tatsächlich erreichen wird. Jedenfalls ist darauf zu rechnen, daß die Leistungen der Meldereiter ganz verschiedenartige sein werden, je nach der Auffassung des betreffenden Truppenkommandeurs von ihrer Verwendung. Über die allzu große Vielseitigkeit der Anforderungen hört man ja in der russischen Fachliteratur des öfteren klagen, und es sei als recht treffend der Ausspruch eines russischen Kompagniechefs angeführt, der in einem Artikel des „Woj. Sbornik" vom Jahre 1902 schrieb: „Wenn man die Seiten zählt, die unser des Lesens und Schreibens nur halbkundiger Soldat im Lehrkommando und im Unteroffiziersunterricht durchlesen muß, und wenn man sie mit dem Umfang der deutschen Lehrbücher vergleicht, so wundert man sich darüber, wie unser Soldat alle diese Weisheit in so kurzer Frist in sich aufnehmen soll. Unwillkürlich kommt man zu der Überzeugung, daß das deutsche System — wenig zu geben, dafür aber gründliche Kenntnis zu verlangen — besser ist als das unsrige."

Die Aufnahme, die man der Einrichtung von Infanterie-Meldereitern in der russischen Fachpresse hat zuteil werden lassen, ist ganz verschieden. Neben sehr optimistisch gehaltenen Artikeln begegnet man auch sehr abfälligen Urteilen, unter denen das des Generaladjutanten Dragomirow von besonderem Gewicht ist.

In der Tat kann man sich bei unparteiischer Betrachtung der Ansicht nicht verschließen, daß die Einrichtung der Infanterie-Meldereiter neben manchem Vorteilhaften

doch recht viele nachteilige Seiten hat. Die abermalige Belastung der Hauptwaffe mit einem Spezialkommando, deren sie schon so viele zählt (Lehrkommando, Jagdkommando, Sappeurkommando, Krankenträgerkommando), die weitere Erschwerung des ohnehin schon äußerst komplizierten Wirtschaftsbetriebes bei der Truppe, das sind Nachteile, die man mit der ständigen Einrichtung der Meldereiterkommandos in Kauf nehmen muß. Dabei ist es immer noch fraglich, ob diese Nachteile durch die im Felde erreichten Vorteile genügend aufgewogen und ob die Leistungen der Meldereiter wirklich auf eine solche Höhe gebracht werden können, daß sie den an sie gestellten Ansprüchen voll genügen. Ein Ersatz ausfallender Meldereiter wird zudem im Kriege doch nur möglich sein, indem man auf die Kavallerie zurückgreift. Nur unter dem Gesichtspunkt, daß man bei dem Mangel an Kavallerie bei den Infanterieverbänden einen Ersatz schaffen mußte, daß man also die Einrichtung der Meldereiter als Notbehelf zu betrachten hat, kann man sie als berechtigt ansehen.

Reichardt,
Hauptmann im Königlich Sächsischen Generalstabe.





Taktische Fragen.

Die Militärliteratur fast aller Länder wird in den letzten Jahren, namentlich seit Beendigung des Burenkrieges, beherrscht durch die Erörterungen über die taktischen Formen der Infanterie. Dadurch, daß der Verlauf und der Ausgang der Kämpfe in erster Linie ihnen zugeschrieben wird, gelangen sie zu einer Bedeutung, die ihnen in solchem Umfange nicht beigelegt werden darf.

Hier wie überall im Menschenleben sind die Formen starr und tot. Niemals kann von ihrer bloßen Anwendung ein Erfolg erwartet werden. Nur der Geist, der sie ausnutzt, erweckt sie zum Leben, gießt erst den Inhalt in das leere Gefäß. Daher dürfen Untersuchungen über die Gefechtsführung sich nicht darauf richten, nur Formen auszusinnen und von ihnen irgend ein Heil zu erwarten. Von ungleich größerem Werte ist es, den Geist zu wecken und zu schulen, damit er das tote Handwerkzeug als Meister gebrauchen lernt.

Um den Einfluß der Formen auf das richtige Maß zurückzuführen, muß zuerst festgestellt werden, daß nicht sie, nicht das taktische Verfahren der Truppen, nicht einmal ihr innerer Wert, so unentbehrlich auch gerade dieser im Kriege ist, in erster Linie die Erfolge erringen, sondern mehr als alles andere zusammen die Führung.

Das wird nicht immer als so selbstverständlich anerkannt, wie man eigentlich meinen sollte. Hat doch sogar ein Mann, wie Fürst Bismarck, in einem Kriege, wie dem von 1870/71, vertrautem Kreise gegenüber das Verdienst der Führung geleugnet,*) irre geleitet durch die Verstimmungen und Mißverständnisse des Augenblicks, wo er den innersten Zusammenhang in der Entwicklung der Dinge von seinem Standpunkte aus weder zu übersehen noch unparteiisch zu beurteilen vermochte, und wo ihm bei dem Fehlen eigener unmittelbarer Verantwortung die vorhandenen Schwierigkeiten nicht mit vollem Gewicht zum Bewußtsein kamen.

Schon das tägliche Leben beweist auf Schritt und Tritt das Gegenteil. Nicht die Gesamtheit der ausführenden Organe, die Masse der Arbeiter schafft den Erfolg

*) Brief an seine Gemahlin aus Versailles vom 22. November 1870: „Die Regimenter reißen uns durch, nicht die Generäle" und vom 24. Dezember 1870: „Der Ruhm der Führung liegt in dem bewundernswerten Heldenmut der Truppe; nur etwas weniger davon, und keiner der Führer würde vor der Kritik heut bestehn".

irgend einer Unternehmung, sondern einzig und allein die Leitung, die für die Einzelleistungen den Anstoß und die Richtung gibt. Warum sollte das im Kriege anders sein, dort, wo das Handeln jedes einzelnen durch das Bewußtsein der Gefahr beeinflußt und herabgestimmt wird?

Wenn man von den Zeiten absieht, wo sich die Schlacht beinahe in den Formen eines ritterlichen Zweikampfes bewegt hat, wo, manchmal sogar nach Ansage der Absicht zum Kampfe, die Heere sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber in Schlachtordnung aufstellten, um dann ihre Kräfte im Handgemenge auszuringen, hat nur in wenigen Ausnahmefällen die innere Tüchtigkeit, ein besonderer Heldenmut der Truppe den Ausschlag gegeben, und auch dann wohl nur an einzelnen Brennpunkten der Schlacht, um durch Ausharren in schwerer Lage eine Krisis zu überwinden. Niemals ist die bloße Form des taktischen Verfahrens dabei entscheidend gewesen. Solange die Streitkräfte einen Umfang hatten, der dicht vor dem Zusammenstoß eine Veränderung der Gruppierung von Grund aus und in der Schlacht eine unmittelbare Leitung von einer Stelle aus noch zuließ, stellte sich die einheitliche taktische Führung ziemlich ebenbürtig neben die strategische. Die erstere trat aber mit zwingender Notwendigkeit mehr und mehr in den Hintergrund, je größer die in Bewegung gesetzten Massen wurden und je mehr deren unvermeidliche Schwerfälligkeit eine wesentliche Verschiebung kurz vor der Schlacht ausschloß. An die Stelle der einheitlichen Leitung der großen Entscheidungsschlachten ist die Führung der einzelnen Armeen getreten. Die Hauptschlacht ist nicht mehr ein Ganzes, sie zerfällt in einzelne Akte, die sich nebeneinander abspielen, an ihren Grenzen mehr oder weniger aufeinander einwirken und zum Gesamterfolge schließlich ineinander fließen. Aber immer und überall ziehen sich die Folgen der Gruppierung der Kräfte, wie sie die Anordnungen der obersten Führung ergeben, dem Schreiten des Schicksals gleich durch den Gang der Entscheidung.

Um die Richtigkeit dieser Behauptung zu prüfen, braucht nur an die Schlachten Friedrichs des Großen, Napoleons und an die geplanten modernen Schlachten erinnert zu werden.

Dieses Bewußtsein war es, das Moltke am Vormittag des 3. Juli 1866 seine unerschütterliche Ruhe erhielt. Das war es, was am 18. August 1870 trotz des ungünstigen Verlaufs der Kämpfe auf dem deutschen rechten Flügel schließlich die Entscheidung brachte. In der Schlacht von Sedan konnten im letzten Grunde irgend welche Formen des Kampfes angewendet werden, wenn sie nur den selbstverständlichsten Anforderungen einigermaßen gerecht wurden, immer mußte am Ende die Katastrophe für das französische Heer eintreten, in die es durch seine strategische Führung gebracht worden war.

Auch innerhalb der räumlichen und zeitlichen Abschnitte einer Schlacht steht die taktische Führung der einzelnen Verbände über der Wirkung ihrer Ausbildung.

Schon die besser geführte Kompagnie leistet wahrscheinlich mehr als die besser ausgebildete, deren Führung versagt. In immer steigendem Maße ist das der Fall beim Regiment und bei der Brigade, noch mehr bei der Division und dem Armeekorps.

Oder haben etwa bei Trautenau schlechtere Soldaten geschlagen als bei Nachod?

Die Führung ist es allein, die für Sieg oder Niederlage die Verantwortung trägt, der darum ihr Ruhm nicht beeinträchtigt werden darf. Er schmälert den des einzelnen Kämpfers, der sein Leben unmittelbar aufs Spiel setzt, in keiner Weise, weil die Selbstaufopferung des letzteren ein anders geartetes Verdienst bedeutet und einen andern Ruhm in Anspruch nimmt als die Geisteskraft und die Charakterstärke der Führung.

Eine verkehrte taktische Form steigert die Verluste, eine verkehrte taktische **untere** Führung verschuldet Erschütterungen und Rückschläge an einzelnen Stellen. Aber selbst dort, wo eine veraltete, auch in ihrem Grundgedanken abgestorbene Form in geistlosem Schema Anwendung fand, wie vor der Katastrophe des preußischen Heeres 1806, muß man die noch größere Schuld an den Mißerfolgen der Führung vor und in den Schlachten, nicht dem taktischen Verfahren der Truppen zur Last legen.

Das ist im Burenkriege nicht anders gewesen. Die Schlacht von Colenso samt allen übrigen Gefechten im ersten Teile des Feldzugs hat die Führung verloren, nicht die Truppe.

Mit viel größerem Rechte kann man behaupten, daß die Führung erst den Soldaten macht, anstatt daß sie umgekehrt durch die Tüchtigkeit oder gar durch das formelle taktische Verfahren des Heeres getragen wird.

Nutzlos getragene Gefahr, vergebliche Entbehrungen und Anstrengungen ersticken alle militärischen Tugenden in der kürzesten Zeit. Nur das Bewußtsein einer sicheren Leitung, der Schwung, den das Gefühl des Erfolges den geistigen und moralischen Kräften verleiht, bilden den Nährboden für das Selbstvertrauen, den Mut und die Opferfreudigkeit, ohne die niemals Soldaten bestehen können.

Es ist bekannt, was ein entmutigtes, in jeder Beziehung heruntergewirtschaftetes Heer 1796 in Italien unter napoleonischer Führung zu erreichen vermochte, was Napoleon in seinen letzten Kriegen mit unfertigen Rekruten geleistet hat, mit Truppen, bei denen eine unsichere Führung zweifellos rasche Auflösung zur Folge gehabt hätte. Es ist ebenso bekannt, wie 1806 das preußische Heer, dessen Soldaten sich bis in die Schlachten von Jena und Auerstedt mit ausgezeichneter Tapferkeit geschlagen haben, nach diesen Niederlagen in allen Fugen auseinanderbrach und nur an den Stellen der Halt bestehen blieb, wo willensstarke und geschickte Führung die Trümmer zusammenhielt, so unter Blücher auf dem Rückzuge, unter Gneisenau bei der Verteidigung von Kolberg.

Trotzdem soll die Wichtigkeit eines zweckmäßigen taktischen Verfahrens nicht

geleugnet werden. Es steht zwar erst an zweiter Stelle, nimmt aber ein ausgebreiteteres Interesse in Anspruch, weil die Höhe der Verluste von ihm zweifellos mit beeinflußt wird, und weil es daher für jeden einzelnen Kämpfer von persönlicher Bedeutung ist.

Bei dem Festsetzen der Formen muß man aber als erste Grundlage die Forderung der höchsten eigenen Wirkung unbedingt festhalten. Das Streben, die feindliche Feuerwirkung abzuschwächen, Verluste zu umgehen, darf keinesfalls über den Punkt hinausführen, an dem die Zersplitterung des eigenen Feuers oder dessen Lähmung auch nur von ferne möglich wird.

Schaltet man weiter bei der Überlegung jede unbewiesene Annahme aus, bleibt man endlich bei der größten Einfachheit aller Formen stehen, so kann man mit Sicherheit ein praktisches, kriegsmäßiges Ergebnis erwarten. Die auf solcher Grundlage beruhenden Formen sind dann das wichtigste Mittel für die Schulung der Truppe und in dieser Hinsicht von unbestreitbarem, bedeutendem Wert.

Vor allem handelt es sich dabei um den Infanterieangriff. Auch hier muß aber unterschieden werden zwischen der bloßen Form und dem, was ihr erst Leben einflößt, der taktischen Führung bis in ihre untersten Stufen.

Worin liegt das Wesen des Infanterieangriffs?

Seitdem die vernichtende Wirkung der Waffen in die Ferne reicht, besteht, wie allbekannt, der entscheidende Unterschied zwischen Angriff und Verteidigung der Infanterie darin, daß die Verteidigung mit ununterbrochener Möglichkeit des Waffengebrauchs auf der Stelle bleibt, während der Angriff gezwungen ist, sich bis zum Gegner zu bewegen und während der Bewegung immer auf ausgiebige Waffenwirkung, meist auch auf Deckung zu verzichten.

Jeder Schritt nach vorwärts ist also ein selbstverständlicher Gewinn für den Angriff. Daher auch die allseitige Forderung, von vornherein so nahe als irgend möglich an den Feind heranzugehen. Wie nahe, das entscheidet neben der Form, in der sich der Angriff bewegt, die Wucht der feindlichen Waffenwirkung in jedem gegebenen Falle und der moralische Gehalt der angreifenden Truppe.

Es versteht sich von selbst, daß die vorderste Linie des Angriffs die Form der Schützenlinie annehmen muß, wenn sie zu weiterer Annäherung keine Deckung mehr ausfindig machen kann oder wenn die Entfernung sie nicht mehr auch vor weitreichendem Feuer schützt. Nur die Schützenlinie gestattet die unbehinderte Ausnutzung jedes einzelnen Gewehrs. In dieser Form muß das eigene Feuer aufgenommen werden, und man geht natürlich zu ihr über, ehe man den Wirkungsbereich des feindlichen Feuers betritt.

Meinungsverschiedenheiten bestehen nur über die Dichtigkeit, die der Schützenlinie zu geben ist. Viele nehmen an, daß eine dünne Schützenlinie näher an den Feind heranzubringen ist als eine dichte. Jedenfalls ist das Wichtigste, daß von der

Schützenlinie dort, wo sie zum Halten kommt, eine Feuerwirkung ausgeht, die der feindlichen zunächst mindestens gewachsen ist, und die, erforderlichenfalls im Verein mit anderen wirksamen Faktoren (Artillerie und Nebenabteilungen), nach und nach die Oberhand gewinnt. Das bedingt zunächst eine genügende Anzahl von Gewehren von Anfang an, dann aber auch die Möglichkeit, neue Kräfte zuzuführen, um die eingetretenen Verluste zu ersetzen.

Dort, wo die Schützenlinie zum Halten kommt, wo sie, niedergezwungen vom feindlichen Feuer, ihre Wirkung einsetzen muß, um sich den weiteren Weg zu bahnen, braucht man also eine solche Dichtigkeit, daß soviel Gewehre als möglich in Tätigkeit kommen und doch jeder Mann in der Lage ist, seine Waffe in voller Freiheit zu gebrauchen. Das ist wohl der Fall bei dem Zwischenraum von 1 bis 1½ Schritt, den unser Reglement vorschreibt.

Alle angestellten Versuche beweisen, daß es ein Irrtum ist, wenn man glaubt, in mehreren ganz dünnen Linien hintereinander mit geringeren Gesamtverlusten bis an diese erste Feuerstellung heranzukommen. Auch Friedensversuche müssen in dieser Hinsicht zu brauchbaren Ergebnissen führen, weil es sich lediglich um die Abmessung einer bestimmten, einseitigen Wirkung handelt. Im Kriege verschieben sich die Verhältnisse wahrscheinlich sogar noch zugunsten der auf einmal vorgehenden dichteren Linie, weil in ihr eine Überraschung des Gegners, die Zeit bis zu seiner Feuereröffnung, allen Leuten zugute kommt, bei dem Vorgehen mit mehreren dünnen Linien nacheinander aber in vollem Umfange nur der vordersten.

Ob eine dünnere Schützenlinie verhältnismäßig stärkere Verluste ohne Erschütterung zu ertragen vermag, d. h. ob man imstande ist, sie näher an den Feind heranzubringen, dafür fehlt im Frieden jede Möglichkeit eines Beweises. Man darf es einigermaßen bezweifeln, weil namentlich beim ersten Hineingehen in die Gefahrzone des feindlichen Feuers der einzelne Mann unwillkürlich einen gewissen inneren Halt an der Nähe seiner Nebenleute suchen und finden wird.

Selbst wenn man auch ohne einen überzeugenden Beweis sich für berechtigt halten sollte, es anzunehmen, so liegt darin eine unverkennbare Gefahr. Überschreitet man mit Gewalt allzuweit die Grenze, welche die Stärke der feindlichen Feuerwirkung im gegebenen Augenblick der Vorwärtsbewegung zieht, so wird es zweifelhaft, ob die Unterstützung der Feuerlinie noch gelingt oder ob diese nicht zu einem ununterbrochenen Ringen nach Atem verdammt ist, unter schweren eigenen Verlusten und ebensolchen der Unterstützungen, die sie zu erreichen suchen.

Man muß außerdem vor jeder Form warnen, die nicht von Anfang an so starke Kräfte an den Gegner bringt, daß sie sich der Last des feindlichen Feuers sofort zu erwehren vermögen, wenn sie nicht in völliger Deckung ihre Auffüllung zu genügender Stärke abwarten können. Die Wirkung der Infanterie liegt lediglich in ihrem Feuer. Nur hierauf darf das Streben nach dem Erfolge sich gründen. Jedes

Suchen nach einer Form betritt einen falschen Weg und muß zu Irrtümern führen. Man nehme lieber eine etwas größere Entfernung in Kauf und suche sich von dort den Weg durch die eigene Wirkung zu bahnen. Die Erörterungen über die Formen sind in Gang gekommen, weil man der Dichtigkeit der Schützenlinie die starken Verluste zur Last legt, die in manchen Gefechten an einzelnen Stellen eingetreten sind. In Wirklichkeit trägt die Form der Schützenlinie schwerlich die Schuld. Der Grund liegt vielmehr einige Male in dem schon berührten Fehler, mit Gewalt bis weit in den stärksten Wirkungsbereich des feindlichen Feuers hineinzubrechen, um dort ohne Bewegungs- und Entschlußfreiheit zum passiven Ausharren verdammt zu sein, bis von anderer Seite her Luft geschafft wird (St. Privat, Gravelotte), noch häufiger aber in der Überraschung (Schlacht von Colenso, 38. Brigade in der Schlacht von Vionville), der bedenklichsten Lage, in die eine Truppe geraten kann, in der jedes überlegte, planmäßige Handeln aufhört und jeder Zusammenhang im Laufe weniger Minuten zerreißt, ganz gleichgültig, in welcher Form man sich befindet.

Glücklich das Heer, in dem der erstere Fall nicht gescheut wird. Wehe aber der Führung, die ihre Truppen dem letzteren Falle mehrere Male preisgibt.

Es ist die erste Pflicht der taktischen Führung, dafür zu sorgen, daß sie sich nie von der vernichtenden Wucht des feindlichen Feuers überraschen läßt. Dazu ist das einzige Mittel eine ganz dünne Schützenlinie, die sich mehrere hundert Meter vor den vordersten Kräften bewegt.*) In dem Augenblick, wo die dünne Aufklärungslinie das feindliche Feuer hervorruft oder beim Ausbleiben dieses Feuers die feindliche Linie einigermaßen erkannt und gemeldet hat, müssen sich alle übrigen Kräfte noch außerhalb der fühlbaren feindlichen Wirkung befinden, entweder ihr entzogen durch sorgfältigste Ausnutzung aller Deckungen oder, in dem seltneren Falle ganz freien Geländes, geschützt durch die Entfernung. Nur dann ist planmäßiges und zielbewußtes Einsetzen der Kräfte möglich, ist Freiheit des Handelns noch vorhanden.

Dann braucht man sich nicht zu scheuen, sofort eine genügend dichte Schützenlinie zu entwickeln, die durchdrungen sein muß von dem festen Willen, soweit vorzukommen, als sie die feindliche Feuerwirkung zu ertragen vermag. Ob sie die Linie der ersten Aufklärer dabei erreicht oder nicht, ist Nebensache. Deren einzelne Leute werden schon bei dem weiten Raum, der ihnen zur Verfügung steht, notdürftige Deckung gefunden haben. Wenn nicht, so müssen sie die Ehre, in der vordersten Reihe als Fühler des ganzen Organismus verwendet worden zu sein, als Lohn für ihre größere Gefährdung ansehen.

Die Führung sorge weiter dafür, daß der Infanterieangriff erst dann angesetzt wird, wenn seine Vorbedingungen geschaffen sind. Dazu gehört keineswegs das vorherige Ausfechten eines Artillerieduells als selbständiger Akt. Sonst entschiede die

---

*) E. R. II, 22, Abs. 3.

Artillerie die Schlachten. Gewiß versteht sich das Einsetzen der Artillerie vor der Infanterie von selbst, nicht aber, um mit ihr gegen die gleiche Waffe des Gegners einen gesonderten Kampf durchzufechten. Ihr Feuer muß von Anfang an unter dem Gesichtspunkt wirken, daß es den ersten Schritt des Infanterieangriffs bedeutet.

Nicht immer ist die feindliche Artilleriewirkung gegen die Stelle, von der aus die eigene Artillerie den Infanterieangriff wirksam zu unterstützen vermag, so stark, daß man sich ihrer zuerst erwehren muß, um überhaupt bestehen zu können. Manchmal gestattet das Gelände recht wohl, bei sorgfältiger Ausnutzung jeder Deckung die Infanterie bis auf verhältnismäßig nahe Entfernung an den Feind heranzuschieben und zum Angriff zu gruppieren, ohne daß die feindliche Artillerie in empfindlicher Weise dagegen einzugreifen vermag. Aber auch dort, wo tatsächlich ein vorheriger Kampf mit der feindlichen Artillerie die erste Vorbedingung des weiteren Handelns bildet, darf sein Erfolg nicht untätig abgewartet werden. Schon jetzt ist es erforderlich, auch die infanteristischen Vorbedingungen für den nächsten Schritt zu schaffen, durch vorgeschobene Abteilungen das Feld in sicheren Besitz zu nehmen, über das sich der Angriff entwickeln soll, sobald das Vorgehen der Infanterie für ausführbar gehalten wird.

Mit der rücksichtslosen Energie, dem entschlossenen Willen, den Feind ohne Scheu vor schweren eigenen Opfern überall zu vernichten, wo nicht die eigene Lage die Vermeidung des Kampfes bedingt, muß die Führung aller Grade in der steten Entwicklung ihrer Absicht äußerste Vorsicht vereinen. Nie sprungweise ins ungefähr, sondern immer Schritt für Schritt mit bestimmter Absicht vorschreitend, darf sie den einen Fuß erst aufheben, wenn der andere sicheren und festen Boden gefaßt hat. Dann wird sie Herr ihrer Entschlüsse und damit Herr der Lage bleiben, selbst in der Verteidigung; dann werden auch ihre Truppen niemals der Überraschung und niemals Verlusten ausgesetzt sein, die zu vermeiden gewesen wären, selbst wenn sie in so dichter Schützenlinie an den Gegner herangehen, daß ihnen bei der notwendig werdenden Feuereröffnung eine starke Wirkung von Anfang an sicher ist.

Kann schon bei der Einleitung eines Angriffs der Form nur untergeordnete Bedeutung beigemessen werden, so tritt sie ganz in den Hintergrund bei dessen Durchführung. Von dem Augenblick an, wo die Feuerlinie sich zur Feuereröffnung aus der Deckung schiebt, oder wo, in freiem Gelände, die feindliche Wirkung die vorgehenden Schützen niederzwingt, wo der Bewegung gewissermaßen der Atem ausgeht, liegt das einzige Heilmittel in der Wucht der eigenen Feuerwirkung. Mit dem Suchen nach einer Form begibt man sich abseits auf einen Weg, der mit dem Kernpunkt der Dinge in gar keiner Verbindung steht. Auch vor 1806 klammerte man sich an eine Form, in der man sich bewegen wollte und über der man die Notwendigkeit der Waffenwirkung ganz vergaß.

Bei unserm Angriff ist als Ausgangsform die genügend dichte Schützenlinie der

ersten Feuerstellung gegeben. Jede gesuchte Veränderung in dieser Form wird leicht zu einer Künstelei, die im feindlichen Feuer versagt. Sie kann geradezu verhängnisvolle Folgen haben, wenn sie geeignet ist, die höchste Anspannung der eigenen Feuerwirkung zu beeinträchtigen und zu zersplittern.

Ganz gewiß bleibt die Forderung, näher an den Feind zu kommen, in ihrer vollen Stärke und Härte bestehen. Eine ehrgeizige Sucht, hierin der Erste zu sein, muß nicht bloß in den Führern leben, die sich vorn in der Schützenlinie befinden, sondern wenn möglich in jedem einzelnen Schützen. Das Hilfsmittel liegt aber, das kann nicht oft genug wiederholt werden, unter keinen Umständen in irgend einer toten Form. Der Zeitpunkt für das Vorwärtskommen rückt erst dann heran, wenn irgend eine Stelle zu fühlen beginnt, daß die Last des feindlichen Feuers leichter wird, wenn sie im Feuer gewissermaßen wieder zu Atem kommt. Lebt die Sucht, auf den Feind zu gehen, brennend in allen Führern und, von diesen ausstrahlend, in der Schützenlinie, so bedarf es keines weiteren Anstoßes, um die Teile in Bewegung zu bringen, in denen das Gefühl des freieren Atmens sich regt.

Vorher an eine Form sich zu klammern, ist ein verderbliches Unterfangen. Nachher ist die Form nicht mehr das Entscheidende. Die Bewegung geht von den Führern in der Schützenlinie aus und reißt rechts und links so viel mit vorwärts, wie die Einwirkung des betreffenden Führers erreicht. Bis wohin die Bewegung führt, hängt hauptsächlich davon ab, wie schnell und wie stark die feindliche Wirkung auflebt, wie lange also der im Feuer gewonnene Atem vorhält.

Hat eine Abteilung auf solche Weise im Verhältnis zu den Nachbartruppen Gelände gewonnen, so dient sie dem Ganzen besser, wenn sie auf das eigene Weitervorwärtskommen nicht mehr in erster Linie sieht. Erlangt sie erneut das Gefühl einer Überlegenheit, so kann sie durch planmäßiges Ausbreiten ihrer Feuerwirkung nach den Seiten hin die Grundbedingung für das Vordringen der Nachbarabteilungen mit schaffen helfen.

Das Gefühl des Leichterwerdens der vorher niederzwingenden Last des feindlichen Feuers braucht daher nicht lediglich eine Folge der eigenen Wirkung an der betreffenden Stelle zu sein. Die Wirkung der Artillerie gerade gegen diesen Punkt der feindlichen Stellung, das zufällige oder absichtliche Herübergreifen des Feuers von Nachbarabteilungen kann sich dabei mit der eigenen Wirkung vereinigen. Der innere Schneid der Führer und der moralische Wert der Truppen sind weitere entscheidende Faktoren, um das Aufatmen an einzelnen Stellen anzuregen und zu beleben.

Daß man das Vorbrechen überraschend zu beginnen und mit äußerster Schnelligkeit durchzuführen sucht, bedarf nicht der Erwähnung.

Ein kurzes Wort scheint noch nötig über das Nachbringen der Unterstützungen.

Grundsätzlich dürfen sie dem wirksamen feindlichen Feuer nicht ausgesetzt werden. Die für die Auffüllung der Schützenlinien gebrauchten müssen anderseits so nahe wie

irgend möglich an der Feuerlinie sein. Finden sie dort aber keine Deckung, so zieht die erste Forderung hierin eine Grenze.

Es ist Pflicht eines jeden Führers einer Abteilung, die hinter der vordersten Linie folgt, unausgesetzt darauf bedacht zu sein, diese beiden sich widersprechenden Forderungen in zweckmäßiger Weise gegeneinander auszugleichen. Aufmerksames Verfolgen des Ganges der Dinge, scharfe Beobachtung des zu überschreitenden Geländes auf den Umfang der feindlichen Wirkung gegen seine einzelnen Stellen und auf jede benutzbare Deckung hin sowie ruhige Überlegung sind unerläßlich, um immer darüber klar zu sein, auf welchem Wege, in welcher Form und bis wohin der nächste Schritt getan werden soll, sobald die Möglichkeit sich bietet oder die Entwicklung des Kampfes ihn fordert. Ohne sich an seine Abteilung unmittelbar zu binden, sucht der Führer ihr den Weg und den Platz, den sie erreichen soll. Ein Zeichen mit der Hand gibt ihr den Zeitpunkt an. Jede Form ist für die Bewegung richtig, welche die Ausnutzung selbst geringer Deckung gestattet. Ist keine Deckung während des Vorgehens vorhanden, muß eine Strecke über freies Feld zurückgelegt werden, um wieder in Deckung zu kommen, so gilt das Zeichen des Führers für jeden einzelnen Mann als Weisung, ohne Rücksicht auf die Schnelligkeit der Nebenleute so rasch wie möglich vorwärts zu stürzen. Die Abteilung findet sich von selbst wieder beim Führer zusammen, der ihr, wenn nötig, die Formation entgegenruft, in der sie zusammenschließen soll.

Niemals darf der Zusammenhang im höheren Verbande in irgend einer Formation, überhaupt örtlich gesucht werden. Jeder Führer, der mit seiner Truppe für die Leitung durch seinen Kommandeur erreichbar bleibt, ist auch noch in seinem richtigen Zusammenhange.

Die Tatsache, daß in ganz freiem Gelände die Sicherung auch der nächsten Abteilungen vor wirksamem feindlichen Feuer durch die Entfernung gesucht werden muß, und die daraus folgende Notwendigkeit, die frischen Kräfte im Bedarfsfalle über eine verhältnismäßig große Strecke zur Auffüllung der Feuerlinie vorzuführen, weisen ebenfalls darauf hin, daß der Angriff sich nur dort mit genügender Sicherheit die Möglichkeit wahrt, seine Feuerlinie auf voller Glut zu erhalten, wo er nicht mit Gewalt weit die Grenze überschreitet, an der er noch mindestens das Gleichgewicht mit dem Gegner zu behaupten vermag. Verliert er diese Möglichkeit, so erstickt die Glut in der Asche der ausbrennenden Feuerlinie und unter den Trümmern der vorgetriebenen Verstärkungen.

Anstatt auf einer nicht immer einwandfreien Grundlage und in einem nicht immer ganz geschlossenen Gedankengange Formen zu suchen, ist es besser, in den Führern bis in deren unterste Stufen ein richtiges Verständnis für das Wesen des Infanteriekampfes großzuziehen, vor allem aber eine frische, selbstbewußte und doch besonnene Energie zu wecken und zu pflegen. Sorgfältige taktische Schulung muß dafür sorgen, daß das auf solchem Boden gedeihende Handeln die gebotenen Schranken nicht planlos

durchbricht. Im übrigen schadet das kecke Zugreifen, wenn nur mit bestimmter Absicht und fest zugegriffen wird, in der Regel selbst dort dem Ganzen nicht, wo es in schwere Lage führt. Unsere ruhmreichen letzten Feldzüge bieten der Beispiele hierfür genug. Gebe Gott, daß im Heere der edelste Trieb kriegerischen Sinnes, die Entschluß- und Verantwortungsfreudigkeit, niemals in Formen erstickt und verdorrt.

Gewiß wird es im Kriege wieder Verluste geben, gelegentlich auch schwere Verluste, vielleicht sogar ein oder das andere Mal solche, die zu vermeiden gewesen wären. Unmöglich kann im Handeln von Menschen, das sich unter den schwersten Bedingungen, meist im völligen Dunkel vollziehen muß, an allen Stellen alles vollkommen sein. Dann mag auch eine sachliche Kritik sich bemühen, den inneren Zusammenhang der Ereignisse aufzusuchen und namentlich den Einflüssen gerecht zu werden, die auf die handelnden Persönlichkeiten im gegebenen Augenblick eingestürmt sind. Man bleibe uns aber mit Doktoren weg, die nach irriger Diagnose für eine innere Krankheit ein äußeres Pflaster streichen, oder mit Kritikern, die nichts tun, als eine ätzende Lauge über die wunde Stelle zu gießen.

Wir wollen nicht einmal Führer, die ohne Blut zu siegen meinen, und die das Vermeiden von Verlusten mit als Richtschnur ihres Handelns nehmen. Noch niemals ist der Tod auf dem Schlachtfelde vergeblich gewesen. Abgesehen von den seltenen Ausnahmen, wo die besondere Gunst des Glücks betäubende Erfolge in den Schoß des Siegers geworfen hat, knüpfen sich die teuersten Erinnerungen eines Volkes an die Schlachten, welche die meisten Opfer gefordert haben, solange sich in den werdenden Geschlechtern der Gedanke an die betreffenden Kämpfe noch lebendig erhält. Welches Vermächtnis, welcher Ansporn zu gleicher Opferfreudigkeit liegt nicht für die Russen in den Gräberstätten von Sewastopol und von Plewna, für uns in den blutgedüngten Feldern von Spicheren, von Vionville, von Gravelotte und St. Privat.

Daß trotzdem die Verluste nicht absichtlich gesucht werden, und daß das taktische Verfahren nicht den ersten Forderungen der Waffenwirkung widersprechen darf, wie 1806, versteht sich von selbst.

Löffler,
Hauptmann im Königlich Sächsischen Generalstabe.





Der russisch-japanische Krieg.

(Fortsetzung.)

Bevor ein Urteil über die Ereignisse seit Beginn des Krieges versucht wird, sollen nur wenige Zeilen die beiderseitigen Landstreitkräfte beleuchten.

Das russische Heer steht uns nahe und ist daher im allgemeinen bekannt.

Nachdem die mobil gemachten europäischen Armeekorps (das X., XVII. und I.) im fernen Osten eingetroffen sein werden, setzen sich die dortigen Streitkräfte zusammen aus 6 Armeekorps mit Feldtruppen*) und 1½ Armeekorps mit Reservetruppen.**)

Für die drei ersten sibirischen Armeekorps sind nicht einmal die Ergänzungsmannschaften dem Beurlaubtenstande entnommen, sondern durch Abgaben der Verbände im europäischen Rußland gedeckt. Sie bestehen also durchweg aus gleichmäßig kräftigen, völlig ausgebildeten Soldaten und können nach dieser Richtung als ausgezeichnete Truppen bezeichnet werden. Anderseits leiden alle ihre Verbände zweifellos unter den großen Schwächen, denen Improvisationen unausbleiblich unterworfen sind. Es wird geraumer Zeit bedürfen, ehe die Festigung des ganzen Organismus einen genügenden Grad erreicht hat.

Die Entwicklung der Verbände, die vor Beginn des Krieges in Ostasien zur Verfügung standen, zu der heutigen Gliederung ist in folgender Weise vor sich gegangen:

Von neun zu einem Drittel eben erst formierten Schützen-Brigaden (jede zu 4 Regimentern mit 2 Bataillonen, nur bei der 7. mit 3 Bataillonen) blieb als Festungsbesatzung die 7. in Port Arthur, die 8. in Wladiwostok.

Durch Zuteilung neu gebildeter dritter Bataillone zu jedem Regiment und neu gebildeter vierter Batterien zu jeder Artillerieabteilung wurden die Schützen-Brigaden in Divisionen umgewandelt und die 1. bis 6. sowie die 9. in drei Armeekorps zusammengefaßt. Das Eintreffen der umfangreichen Neuformationen aus dem europäischen Rußland zog sich trotz der anerkennungswerten Leistungen der sibirischen Bahn, auf der keine größere Stockung eingetreten ist, fast bis Ende April hin.

*) I., II., III. sibirisches Armeekorps; X., XVII. und I. Armeekorps.

**) IV. sibirisches Armeekorps, 1. sibirische Infanterie-Division.

Skizze 2.

Vierteljahrshef

Wege



Erst dann wurde die Linie für die sibirischen Infanterie-(Reserve-)Divisionen frei, die westlich des Baikalsees mobil gemacht worden sind (2. und 3.) und das IV. sibirische Armeekorps bilden sollen. Der Abtransport der beiden zunächst mobil gewordenen Armeekorps aus dem europäischen Rußland (X. Charkow und XVII. Moskau) sowie der Orenburg-Kasaken-Division, einer Ural-Kasaken-Brigade und einer kaukasischen Reiter-Brigade konnte infolgedessen erst in der zweiten Hälfte des Mai beginnen. Sie werden vor Anfang August nicht auf dem Kriegsschauplatze operationsbereit sein, noch später das I. Armeekorps (Petersburg) dessen Mobilmachung erst Anfang Juni angeordnet worden ist.

Reserve-Divisionen, die aus dem europäischen Rußland anscheinend nachfolgen werden, treten voraussichtlich nicht vor dem Herbst in Wirksamkeit. Bis dahin stellen sich von Anfang August ab die Streitkräfte beider Parteien an Infanterie ziemlich gleich (221 000 und 216 000 Mann), an Kavallerie ist eine starke Überlegenheit auf russischer Seite vorhanden (27 000 gegen 10 000 Reiter), an Artillerie weisen noch die Japaner eine fühlbare Überlegenheit auf (780 gegen 660 Geschütze). Nach Ankunft des I. Armeekorps verschieben sich die Zahlen zugunsten von Rußland um rund 32000 Mann Infanterie und 112 Geschütze.

Die Versammlung der russischen Streitkräfte vermittels der einzigen eingleisigen Linie hat sich länger hinausgezogen, als selbst vorsichtige Schätzungen bei Beginn der Feindseligkeiten vermuten ließen.

Die drei ersten sibirischen Armeekorps dürfen wohl mit Recht als Neuformationen bezeichnet werden. Nach der Kriegsgliederung sollte die 1. und 2. Schützen-Division das I. sibirische Armeekorps (Baron v. Stakelberg), die 5. und 6. das II. Armeekorps (Sassulitsch), die 3., 4., und 9. das III. Armeekorps (Stoessel) bilden.

Man findet aber schon bei der ersten Verwendung der Divisionen eine vollkommene Zerreißung der wahrscheinlich gar nicht zustande gekommenen Korpsverbände.

Gegen die umfangreiche Umbildung bestehender Truppenkörper nach dem Ausbruch eines Krieges liegen ernste Bedenken vor, die der russischen Heeresleitung zweifellos nicht unbekannt gewesen sind. Es müssen schwerwiegende Gründe dafür dagewesen sein, daß man sich doch zu ihr entschlossen hat.

Einer dieser Gründe dürfte in der Absicht liegen, die Zahl der höheren Verbände im europäischen Rußland so wenig wie möglich zu verringern. An die Stelle einer äußerlich sichtbaren Schwächung, des Wegfallens einer Anzahl von Korps, tritt aber eine Erschütterung des ganzen Heeresorganismus, und man kann wohl behaupten, daß darin auf die Dauer der größere Nachteil liegt. Die gesamte Auffüllung der sibirischen Feldtruppen mit ihren Kolonnen und Trains ist aus den Verbänden des europäischen Rußlands entnommen worden, und bei dem anscheinenden Fehlen von genügenden Ersatztruppenteilen für die neugeschaffenen Armeekorps muß auch die Deckung eintretender Verluste aus derselben Quelle schöpfen.

Vor allem führte aber der wirklich eingeschlagene Weg zu einem langen Zeitraum der Schwäche auf dem Kriegsschauplatze selbst. Das Eintreffen der vierten Batterien der Schützen-Divisionen hat vermutlich bis in den Mai gedauert. Allem Anscheine nach haben die 3. und 6. Division in der Schlacht am Yalu über nicht mehr als je drei Batterien verfügt.

Auch mit vier Batterien (zu je acht Geschützen) bleiben die neu gebildeten Schützen-Divisionen übrigens noch immer schwach an Artillerie. Mit Rücksicht auf die Art des Kriegsschauplatzes wird sich aber vielleicht noch mehr das Fehlen von Gebirgsbatterien fühlbar machen. Die Wege sind selbst in dem niedrigen Gebirgslande derart, daß fahrende Batterien nicht überallhin zu folgen vermögen und dem Pferdematerial unverhältnismäßig große Anstrengungen zugemutet werden müssen. Sogar in den wenigen ebenen Gebieten kann es in der Regenzeit erwünscht sein, an Stelle von fahrenden Batterien leichteres Material zur Verfügung zu haben. An Gebirgsartillerie sind aber auf russischer Seite nur zwei selbständige Batterien vorhanden.

Auch an schweren Geschützen ist die Feld-Armee auffallend schwach. Die Russen haben in Ostasien nur das Material für zwei Feldmörserbatterien.*) Die Formierung des Mannschafts- und Pferdebestandes ist erst am 27. April befohlen worden, so daß die beiden Batterien vor Anfang Juli schwerlich verwendbar sein werden.

Sicher ist ihr Einsetzen in den Kampf gerade in Ostasien an besondere Bedingungen geknüpft und bedarf vor allem wegen der schwierigen Wegbarkeit des Landes erheblicher Zeit. Immerhin sind schwere Batterien, wenn sie zur Wirkung gebracht werden können, eine kräftige Hilfe, auch in Verteidigungsschlachten. —

Auf japanischer Seite ist die Feld-Armee nach dem Kriege mit China in den Jahren 1896 bis 1903 von sieben Infanterie-Divisionen auf 13 (Garde, 1. bis 12.) gebracht worden. Das Eingreifen von Rußland, Deutschland und Frankreich nach dem japanisch-chinesischen Kriege, das im Frieden von Schimonoseki Japan zum Aufgeben der greifbarsten Siegesfrüchte veranlaßt hatte, zeigte deutlich, daß eine starke Wirkung der großen europäischen Militärmächte damals schon bis nach Ostasien reichte, und es verdient hohe Anerkennung, wenn Japan in dieser Lage unter voller Anspannung seiner finanziellen Kraft die Streitmittel zur See und zu Lande auf eine Höhe zu bringen suchte, die nicht bloß für reine Abwehr eben noch ausreichte.

Neben den 13 Infanterie-Divisionen, die — ganz nach deutschem Muster — aus allen drei Hauptwaffen bestehen**), sind zwei Kavallerie-Brigaden***), zwei Feld-

*) 15 cm Feldmörser; ein für den Feldkrieg ziemlich unbeholfenes Geschütz älterer Konstruktion.

**) 2 Infanterie-Brigaden zu je 2 Regimentern zu je 3 Bataillonen.
1 Kavallerie-Regiment zu 3 Eskadrons.
1 Feldartillerie-Regiment zu 6 Batterien zu je 6 Geschützen; nur bei der 7. Division zu 9 Batterien. Von der Feldartillerie führen 27 Batterien (5., 8., 11., 12. Regiment, eine Abteilung des 7. Regiments, jedes Regiment bei der Division mit entsprechender Nummer) ein Gebirgsgeschütz. Stärke der Division an Streitbaren rund 14 000 Mann.

***) Zu je 2 Regimentern zu 4 Eskadrons.

artillerie-Brigaden*) und auch Batterien schwerer Feldhaubitzen**) vorhanden, die einzelnen Armeen zugeteilt werden.

Außer diesen Feldtruppen verfügt Japan über 13 gemischte Infanterie-Brigaden (je sechs Bataillone, in einzelnen Brigaden anscheinend auch mehr, eine Eskadron, eine Batterie) an Reserveformationen, insgesamt etwa 80 000 Streitbare mit 78 Geschützen.

Für die Verteidigung des eigenen Landes kann endlich noch die Reichswehr — schätzungsweise rund 130 000 Mann — eingesetzt werden.

Die vorstehenden Zahlen beweisen, daß Japan mit seinen fast 48 000 000 Bewohnern die lebendigen Kräfte bei weitem noch nicht in dem Maße anspannt, wie dies bei den europäischen Staaten der Fall ist. Frankreich beispielsweise vermag mit weit geringerer Volkszahl mehrere Millionen Streiter in die Wagschale eines Krieges zu werfen. Zeit und finanzielle Leistungsfähigkeit haben für Japan wohl die Grenze gezogen. Möglich ist ja auch im Laufe des Krieges das Aufgebot und die notdürftige Ausbildung wenigstens eines Teiles der noch verfügbaren Menschenmassen, doch kann eine solche Maßregel höchstens von Bedeutung werden bei einer Verteidigung des eigenen Landes, schwerlich aber die Entscheidung auf dem Festlande beeinflussen.

Die stärkste Vermehrung weist die japanische Armee in den Jahren 1897 und 1898 auf. Zu wirklichem Abschluß ist die Umbildung aber erst im Jahre 1903 gekommen, wenige Monate vor dem Beginn der diplomatischen Verhandlungen mit Rußland, die zu dem heutigen Kriege geführt haben.

Es ist nicht leicht, einen Vergleich hinsichtlich des Wertes der beiderseitigen Truppen zu ziehen. Beiden Heeren steht ein vortreffliches Menschenmaterial zur Verfügung. Die Genügsamkeit, Ausdauer, Hingebung an die Führer und Todesverachtung sind ebenso bekannt von dem russischen Soldaten wie vom Japaner. Wahrscheinlich steckt aber in dem letzteren noch mehr Beweglichkeit und aktive Begeisterung als in dem Russen. Man darf sich daher auf hartnäckige und blutige Kämpfe gefaßt machen.

Die Kavallerie und Artillerie wird bei den Japanern durch das minderwertige Pferdematerial herabgedrückt. Der Japaner ist an sich kein Reiter, so daß die japanische Kavallerie überhaupt kaum jemals eine besondere Höhe erreichen wird. In der Artillerie ist das kleine japanische Pferd als Zugpferd für Dauerleistungen zu schwach. Während aber hier die vorläufig noch lange bestehende große Überlegenheit an Zahl und Art der Geschütze den Nachteil mehr als ausgleicht, steht der japanischen Kavallerie auf russischer Seite eine erdrückende Überlegenheit gegenüber.

---

*) In je 3 Regimentern zu 6 Batterien.

**) 12 cm. Mobil gemacht 2 mit der 1. Armee; für die übrigen fehlen noch Nachrichten.

Das Handeln wird sich daher für die japanische Führung in noch größerem Dunkel vollziehen als für die russische und daher langsam und in behutsamer Vorsicht zum Ziele schreiten müssen.

Die Operationen vom Beginne des Krieges bis zur Schlacht am Yalu (8. Februar bis Anfang Mai).

Die Russen waren in der ganzen Zeit der Natur der Dinge nach auf abwartendes Verhalten angewiesen.

Es ist bereits ausgeführt worden, in welch unfertigem Zustande sich ihre Landstreitkräfte bei Beginn der Feindseligkeiten befanden. Um die einschneidende Organisationsveränderung der vorhandenen Verbände zu beenden und ihnen dann noch weitere Verstärkungen zuzuführen, hatte man als besten Bundesgenossen am dringendsten die Zeit nötig. Das Verhalten des Gegners hat sie in reichlichem Maße verschafft, so daß sich die anfängliche Schwäche nach und nach verflüchtigt hat und die Japaner schon bei den ersten entscheidenden Schlägen einen gleich starken Gegner finden werden.

Der Oberbefehlshaber, General Kuropatkin, ist nach rascher Fahrt am 27. März auf dem Kriegsschauplatze*) eingetroffen.

Schon Ende Februar bis Anfang März war eine Verschiebung in der Gruppierung der Streitkräfte durch Verstärkung der mandschurischen Operations-Armee auf Kosten der Nordost-Armee bei Wladiwostok eingetreten.

Es verlohnt sich wohl ein Hinweis darauf, daß die erste Nachricht über diese wichtige operative Maßnahme aus Privatbriefen von Offizieren zu entnehmen war, die in der jetzt so vielfach beliebten Weise einer Zeitung zur Verfügung gestellt worden sind. Der in Wladiwostok erscheinende „Östliche Bote“ („Восточный Вѣстникъ“) verriet, daß eine Batterie der 1. sibirischen Artillerie-Brigade (im Verbande der 1. ostsibirischen Schützen-Division) am 25. Februar von Nikolsk nach Liao-jan transportiert worden sei, und daß die 2. Batterie der 2. sibirischen Artillerie-Brigade (ebenfalls im Verbande des I. ostsibirischen Armeekorps) sowie das Infanterie-Regiment 139 (von der in Ostasien befindlichen Brigade der 35. Infanterie-Division) am 9. März Charbin in südlicher Richtung passiert hatten. Die Nachricht ließ die Überführung mindestens von Teilen des I. sibirischen Armeekorps und von beiden Brigaden des X. und XVII. Armeekorps von der Nordost-Armee, bei der sie zuerst gewesen waren, zur mandschurischen Armee mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Man kann kaum daran zweifeln, daß die Zeitung mit den wichtigen Indiskretionen den Japanern viel früher in die Hände gekommen ist als uns in Europa, und es läßt sich leicht ein-

*) Großes Hauptquartier Liao-jan.

sehen, welche unbeabsichtigten Folgen derartige Veröffentlichungen von Briefen selbst mit scheinbar unverfänglichem Inhalte im Gange kriegerischer Operationen haben können.

Durch die erhaltenen Verstärkungen ist die russische Streitkraft in der Südmandschurei zu der weitaus bedeutendsten Gruppe angewachsen. Bei Wladiwostok blieben allem Anschein nach außer der Festungsbesatzung, darunter die 8. Schützen-Division, die 2. sibirische Schützen-Division und die Ussuri-Reiter-Brigade zurück.

Ohne Frage mußte die erste Entscheidung in der Südmandschurei fallen, nachdem sich die japanische Landung in Korea ausgesprochen hatte. Von der Westküste und selbst von der Ostküste dieser Halbinsel führen die Hauptverbindungen nach dem unteren Yalu. Die Beschaffenheit des Landes beschränkt die Bewegung größerer Truppenverbände und deren Nachschub auf solche Verbindungen. Der Vormarsch der zunächst ausgeschifften japanischen Streitkräfte mußte seine Richtung über den unteren Yalu nehmen. Man kann daher der Zusammenziehung der russischen Hauptmacht um Ljao-jan nur durchaus zustimmen.

Was die Kräfteverteilung im einzelnen betrifft, so hat sich allmählich folgende Gliederung erkennen lassen:

Am unteren Yalu befanden sich anfangs nur die verstärkte Transbaikal-Kasaken-Brigade (General Mischtschenko) und, vielleicht sogar etwas später vorgeschoben, die 3. ostsibirische Schützen-Division (General Kaschtalinski), letztere aus dem Verbande des III. sibirischen Armeekorps. Etwa Mitte April hat die 6. ostsibirische Schützen-Division des II. sibirischen Armeekorps die Truppen am Yalu verstärkt und der kommandierende General des letztgenannten Korps, General Sassulitsch, das Kommando dort übernommen. Vom 26. April ab ist nur noch vom General Sassulitsch an den Oberbefehlshaber vom Yalu her gemeldet worden.

Zum Schutze der Küste südlich Niutschwang ist allem Anscheine nach die 9. Schützen-Division (vom III. Armeekorps) bestimmt gewesen. Außerdem muß die Besatzung der Festung Port Arthur durch die 4. Schützen-Division (ebenfalls III. Armeekorps) verstärkt worden sein. Darauf deutete zuerst die Tatsache hin, daß der kommandierende General des III. Armeekorps, General Stoessel, die Leitung der Verteidigung des Platzes dauernd behielt. Eine Bestätigung dieser Vermutung brachten Mitte Mai die ersten Gefechte bei Kintschou, in die nach japanischen Meldungen Regimenter der 4. Division verwickelt gewesen sind.

In der Gegend Ljao-jan—Mukden hielt mithin General Kuropatkin im Mai versammelt:

die 5. Schützen-Division (II. sibirisches Armeekorps),
die 1. sibirische Schützen-Division (I. sibirisches Armeekorps),
eine Brigade der 31. Infanterie-Division (vom X. Armeekorps),
" " " 35. " " (" XVII. ")

die 1. sibirische Infanterie-Division (Reservetruppen),
das IV. sibirische Armeekorps, bestehend aus der 2. und 3. sibirischen Infanterie-Division (Reservetruppen), die nicht vor Ende Mai vollzählig versammelt gewesen sein werden,
die Transbaikal-Kasaken-Division, ⎫
" sibirische Kasaken-Division, ⎭ die nach langem Landmarsch und Eisenbahntransport Mitte April zur Stelle gewesen sein mögen.

Insgesamt hat sich die russische Streitmacht in der Südmandschurei ohne die Truppen in Port Arthur (etwa 28 000 Mann), aber einschließlich der am Yalu und südlich Niutschwang gewesenen Teile Ende April auf etwa 100 000 Mann, Ende Mai auf mindestens 140 000 Mann belaufen. Im Südussurigebiet standen dem General Lenewitsch, der nach der Ankunft Kuropatkins dort den Oberbefehl übernommen hatte, schwerlich mehr als 22 000 Mann Feldtruppen zur Verfügung.

Etwa am 20. Mai war außerdem im europäischen Rußland das X. und XVII. Armeekorps (ohne je eine schon in Ostasien befindliche Brigade) am Ende seiner Mobilmachung angelangt und hatte mit dem Abtransport eben begonnen. Zusammen mit dem I. Armeekorps führen sie etwa bis Anfang September der Mandschurei-Armee eine weitere Verstärkung von rund 100 000 Mann mit starker Artillerie zu.

Die Verteilung der russischen Streitkräfte entspricht der allgemeinen Lage. Auch mit der Vorschiebung von Truppen an die zunächst gefährdeten Punkte, den unteren Yalu und die Küstenstrecke südlich Niutschwang, kann man einverstanden sein, wenn sie, wie es tatsächlich der Fall gewesen ist, die Weisung gehabt haben, sich in einen entscheidenden Kampf nicht einzulassen.

Nur scheint es fraglich, ob es unbedingt notwendig war, die 2. Division bei Wladiwostok zu lassen und zwei volle Feld-Divisionen in Port Arthur festzulegen. An sich ist namentlich die letztere Maßregel nicht erwünscht. Jede Festung verfehlt ihren Zweck, wenn ihre Werke nicht gestatten, einen Platz, dessen Besitz behauptet werden muß, mit wenig Truppen selbst gegen große Übermacht zu halten.

Nur dort, wo aus dem Schutze der Festung heraus eine starke offensive Wirksamkeit gegen die feindlichen Operationen im freien Felde möglich ist, wo das Drohen mit einer solchen Offensive den Gegner zwingt, unverhältnismäßig starke Kräfte für Abwehrmaßregeln festzulegen, lohnt sich die Fesselung von Teilen der Feld-Armee in einer Festung. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Festung auf dem Schauplatze der Operationen selbst liegen und daß Bewegungsmöglichkeit nach allen Seiten vorhanden sein muß. Sonst sperrt der Feind die wenigen Ausfalltore mit geringen Kräften. Beide Bedingungen treffen bei Port Arthur nicht im geringsten zu.

Wahrscheinlich haben die Befestigungen nicht unbedingtes Vertrauen auf ihre Sturmfreiheit und Verteidigungsfähigkeit eingeflößt, sonst hätte sich der General Kuropatkin schwerlich entschlossen, die 4. Schützen-Division — bei der sich noch das

zur 2. Division gehörige 5. Regiment befindet — zur Verstärkung der lebendigen Streitkräfte nach Port Arthur zu verlegen.

Daß der Besitz des Platzes für die Russen von hoher, wenn auch nicht entscheidender Bedeutung ist, bedarf keiner Ausführung. Geht Port Arthur und mit ihm der dort eingeschlossene Teil der Flotte verloren, so schwindet wahrscheinlich jede Hoffnung auf eine Möglichkeit des Wiederauftretens zur See für die Dauer des Krieges, und die Japaner gewinnen zweifellos eine erheblich größere Rückenfreiheit, wenn sie die Südspitze der Liautung-Halbinsel als Stützpunkt besitzen.

Weniger klar als das russische Verhalten liegen bisher die Operationen der Japaner bis zur Schlacht am Yalu.

Man hat sich anscheinend entschlossen, zunächst mit der Ersten Armee Korea in Besitz zu nehmen und bis zu deren Vordringen über den Yalu mit der Landung der weiteren Streitkräfte zu warten. Als Vorbedingung für die Überführung der Ersten Armee mußte die Lahmlegung der russischen Seestreitkräfte in den ostasiatischen Gewässern angesehen werden, deren Teilung in den beiden Häfen Port Arthur und Wladiwostok sicher bekannt war. Für eine Störung der Landung an der Südwestküste von Korea kamen nur die Kriegsschiffe in dem erstgenannten Hafen in Betracht, unter denen sich außerdem sämtliche Linienschiffe befanden. Ihr rücksichtsloser Überfall in der Nacht vom 8. bis 9. Februar, unmittelbar nach dem Abbruch der diplomatischen Verhandlungen, hat zu dem erstrebten Ziele geführt und verdient vom militärischen Standpunkte aus unbedingte Zustimmung.

Durch die weiteren Beschießungen und Branderangriffe gegen Port Arthur ist die Lage nicht mehr wesentlich verschoben worden; nur der für die Russen so unglückliche 13. April, an dem das Linienschiff „Petropawlowsk“ ganz verloren ging und das Linienschiff „Pobjäda“ schwer beschädigt wurde, hat das Übergewicht zur See noch erheblich mehr auf japanische Seite geschoben. Konnte die russische Flotte schon vorher im Angesicht des vereinigten Feindes das offene Meer nicht mehr behaupten, so sah sie sich nunmehr ganz in den Hafen gebannt.

Mit der gleichen Energie, wie bei dem ersten Angriffe zur See, sind die Japaner mit der Landung der Ersten Armee vorgegangen.

Schon am 9. Februar erschienen die ersten Transportschiffe im Hafen von Tschemulpo, nachdem die dort liegenden beiden russischen Kreuzer „Warjag“ und „Korejetz“ durch ein japanisches Kreuzergeschwader zum Auslaufen gezwungen und kampfunfähig gemacht worden waren. Bereits unter dem 14. Februar meldete der Chef des Generalstabes beim Statthalter Alexejew, daß starke japanische Kräfte (19 000 Mann) in Tschemulpo an Land gegangen waren und Söul besetzt hatten. Mit der Besserung der Eisverhältnisse wurden die späteren Ausschiffungen weiter nach Norden, nach Tschinampo, verlegt.

Aber erst Mitte März standen stärkere Kräfte bei Antjiu, und erst am 4. April haben ihre Vortruppen nach einigen unbedeutenden Scharmützeln mit Teilen der Kasaken-Brigade Mischtschenko, die über den Yalu gegangen war, diesen Fluß bei Witschu erreicht, fast zwei Monate nach dem Beginn der Feindseligkeiten. Die großen Schwierigkeiten des Marsches und des Nachschubes mögen wohl ein rascheres Vorrücken verboten haben.

Es ist so gut wie sicher, daß bis zu dieser Zeit nichts weiter ausgeschifft worden ist als die Erste Armee, drei Divisionen,*) und wahrscheinlich zwei bis drei Reserve-Brigaden, die aber wohl zur Sicherung Koreas und der langen Verbindungslinien aufgegangen sein werden.

Man könnte vielleicht in dem vereinzelten Landen der Ersten Armee und deren vereinzeltem Vorgehen eine Gefahr für die Japaner und eine Aufforderung für die Russen sehen, ihrerseits den verhältnismäßig schwachen Gegner anzugreifen. Das ist aber doch nicht der Fall.

Das russische Kriegstheater fand zunächst seine Grenze am Yalu. Wäre die Hauptmacht der Russen bis an den Fluß oder gar über ihn hinaus vorgegangen, um die vereinzelte Erste Armee aufzusuchen, eine Bewegung, die bei der überaus geringen Wegbarkeit des Gebietes lange Wochen in Anspruch genommen hätte, so gab sie die große Küstenstrecke in ihrem Rücken für feindliche Landungen preis. Bei der Schwierigkeit der rückwärtigen Verbindungen und ihrer geringen Zahl würde schon die Tatsache einer Landung starker Kräfte im Rücken die Vorwärtsbewegung gegen oder über den Yalu zum Stehen gebracht haben. Selbst wenn man daher im russischen Hauptquartier Ende März genau gewußt hätte, daß man am Yalu nur die Erste Armee des Gegners finden würde, und wenn die eigenen Streitkräfte schon völlig operationsbereit gewesen wären, müßte eine Offensive gegen General Kuroki als ein Fehler angesehen werden. Die 1. japanische Armee befand sich mindestens bis zum Yalu außer Reichweite der Russen und darum außer Gefahr.

Es entsteht aber die Frage, ob mit Rücksicht auf die allgemeine strategische Lage das Handeln der Japaner als richtig bezeichnet werden kann, ob durch dasselbe eine Verschiebung der Verhältnisse zu ihren Gunsten erreicht worden ist.

Es sei gestattet, vor die Antwort einen Satz von Clausewitz zu stellen:

„Was ist der Zweck der Verteidigung? Erhalten. Erhalten ist leichter als gewinnen, schon daraus folgt, daß die Verteidigung bei vorausgesetzten gleichen Mitteln leichter sei als der Angriff.

Worin liegt aber die größere Leichtigkeit des Erhaltens oder Bewahrens? Darin, daß alle Zeit, welche ungenutzt verstreicht, in die Wagschale des Verteidigers fällt. Er erntet, wo er nicht gesäet hat. Jedes Unterlassen des Angriffs aus falscher An-

*) Garde, 2., 12.

sicht, aus Furcht, aus Trägheit kommt dem Verteidiger zugute." (Vom Kriege, 6. Buch, 1. Kap.)

Die Russen hatten für den Anfang des Krieges, wie oben auseinandergesetzt worden ist, nicht bloß zu erhalten; sie mußten sogar hinsichtlich ihrer Streitkräfte in Ostasien zunächst erst werden. Wenn daher für sie die Gewinnung von Zeit eine so entscheidende Rolle spielte, so folgt von selbst, daß ihnen der Gegner hierin nicht entgegenkommen durfte. Es kann hier nur erneut auf das hingewiesen werden, was über die Hauptgesichtspunkte der strategischen Lage im vorigen Hefte gesagt worden ist.*) Dieser inneren Notwendigkeit ist das Handeln der Japaner nicht gerecht geworden. Die Russen haben vier volle Monate geerntet, wo sie nicht gesäet haben, und sind in dieser Zeit zu einem mindestens gleichstarken Gegner herangewachsen, der sich in ständiger Unterkunft bei geregeltem Nachschubdienst geschont und seine neuen Verbände gefestigt hat.

Aber abgesehen davon. Wenn jetzt die Entscheidung endlich heranreifen wird, fällt sie wahrscheinlich nicht mehr nördlich Mukden mit reichlicher Bewegungs- und Rückenfreiheit für die Japaner, sondern nicht allzuweit von der Küste, wo eine Niederlage in die bedenklichsten Verhältnisse führen kann.

Wir kommen daher auf die im vorigen Hefte ausgesprochene Forderung für das erste Handeln der Japaner zurück. Heute besteht wohl kein Zweifel mehr, daß eine Landung starker Kräfte bei Pitszewo und Port Adams (mindestens je zwei Divisionen mit ihren Reserve-Brigaden) zu Beginn des Krieges auf keine Schwierigkeiten gestoßen wäre. Durch verhältnismäßig schwache Kräfte — etwa 10 000 Mann mit den nötigen Geschützen — konnte Port Arthur an der Enge von Kintschou im Verein mit der Flotte schon Mitte Februar völlig abgeschlossen werden, ohne daß es imstande war, seine Ausrüstung zu vervollständigen, seine lebendigen Streitkräfte aufzufüllen und die Reparaturstücke für die beschädigten Schiffe heranzuführen.

Von den Landungspunkten aus vermochten die Feld-Divisionen die Gegend von Gaipin selbst bei geringen Marschleistungen bis Ende Februar**) zu erreichen. Hier stand ihnen für den Nachschub die Eisenbahn zur Verfügung, auf der bei raschem Vorgehen aller Voraussicht nach einiges rollende Material erbeutet worden wäre. Um aber von solchem Glücksfalle nicht abzuhängen, konnten schon vorher in Japan einige Lokomotiven und die genügende Anzahl Wagen mit der richtigen Spurweite bereitgestellt werden, wenn man nicht die Gleise für das eigene Material umlegen wollte oder konnte.

Die Drohung mit einer Landung im Hafen von Niutschwang (Inkou) würde das Vordringen noch mehr gesichert haben. Denn selbst wenn die Russen bereit und

*) S. 314, 5. Abs. u. folgende.

**) Landung vom 10. ab etwa acht Tage; Marsch höchstens zehn Tage, bei einer Durchschnittsleistung von nur 12 bis 14 km.

entschlossen genug gewesen wären, dem Feind weit in südlicher Richtung auf der Liau-tung-Halbinsel entgegenzugehen, hätten sie doch mit Rücksicht auf ihre von Niutschwang aus stark bedrohte Verbindung beträchtliche Kräfte zur Abwehr einer etwaigen Landung zurücklassen müssen. Mit dem Beginn des Vormarsches in nördlicher Richtung auf Gaipin konnte außerdem versucht werden, weitere Kräfte (zwei bis drei Divisionen) bei Dakuschan zu landen und derart auf Hju-jau vorzuschieben, daß diese Gegend ebenfalls Ende Februar erreicht wurde.

Der weitere Vormarsch von zusammen mindestens 80 000 bis 90 000 Mann (ohne die Etappenbesatzungen) von Hju-jau und Gaipin in der allgemeinen Richtung auf Chai-Tschen hätte die Ausschiffung des Restes der Feld-Armee im Hafen von Niu-tschwang gesichert und etwa um die Mitte des März alle verfügbaren Streitkräfte in der Ebene des Ljao vereinigt. Das war der Ausgangspunkt, um bis Ende Mai andere Ergebnisse zu erreichen, als die in Wirklichkeit vorliegenden, nämlich das Vorschieben der Ersten Armee bis Fünchuantschen, geschwächt durch einen mühseligen Vormarsch über annähernd 250 km (nur von Pyöngyang gerechnet) und durch die notwendige Besetzung Koreas; das Landen der Zweiten Armee nördlich Port Arthur bei Pitszewo und die einleitenden Kämpfe gegen die Festung; das Landen weiterer Kräfte — anscheinend der Dritten, vielleicht auch einer Vierten Armee — bei Dakuschan hinter der Ersten.

Es ist keine unmögliche Forderung, daß die Japaner im Laufe des April und Mai bis an den oberen Sungari zwischen Girin und Bodune gelangt sein konnten. Die Russen hätten von einem ganz besonderen Kriegsglück begünstigt sein müssen, wenn es bei einem kräftigen Vorgehen des Feindes allen ihren weit verteilten Streitkräften gelungen wäre, sich ohne ernste Verluste dem Gegner zu entziehen. Keinesfalls würden sich ihre umfangreichen Formationsveränderungen ohne Störungen und Stockungen vollzogen haben. Wenn dann die Japaner glaubten, an der Grenze angelangt zu sein, wo sie das Gleichgewicht noch zu behaupten vermochten, so blieb ihnen wahrscheinlich noch Zeit, sich in dem Gebiete festzusetzen, ihre Truppen sich ergänzen und ausruhen zu lassen, Port Arthur anzugreifen, wenn dagegen nicht schon vorher die nötigen Kräfte verfügbar zu machen waren, und abzuwarten, bis die Russen ihrerseits die Offensive ergreifen würden.

Es läßt sich heute übersehen, daß die Russen gar nicht in der Lage waren, sich der vorgeschlagenen Landung ernstlich zu widersetzen. Selbst wenn man aber zu Beginn des Krieges die Möglichkeit eines Rückschlages doch nicht für ausgeschlossen gehalten hätte, so mußte doch die größere Gefahr in Kauf genommen werden, um das Wichtigste nicht zu verlieren, worauf es zunächst ankam, nämlich die Zeit.

Der Besetzung von Korea als Einleitung des Krieges kann man unter keinem Gesichtspunkte zustimmen. Nötigte die Form einer ungünstigen Entscheidung in der Mandschurei, den Rückzug auf Korea zu nehmen, so konnte diese Richtung eingeschlagen

werden, auch wenn das Land vorher nicht in die Hand genommen war. Korea verfügt gar nicht über eine organisierte Streitkraft, mit der es ernste Schwierigkeiten hätte bereiten können. Über den wirklichen Besitz der Halbinsel entschied der Erfolg im freien Felde, gleichgültig, wo er errungen wurde.

Es könnte vielleicht noch der Einwand erhoben werden, daß die Eisverhältnisse Anfang Februar eine Landung auf der Liautung-Halbinsel nicht gestattet hätten. Dann war es vom militärischen Gesichtspunkte ein Fehler, den Bruch zu dieser Zeit schon herbeizuführen. Ob politische Gründe dazu gezwungen haben, läßt sich von hier nicht beurteilen.

Der taktische Erfolg am Yalu und das Ausbleiben von Rückschlägen in der langen ersten Periode des Feldzuges hat den Japanern wohl von allen Seiten Lob über ihr systematisches und vorsichtiges Handeln eingebracht. Es gibt aber Lagen, wo die höchste Vorsicht zum Fehler werden kann. In strategischer Hinsicht haben die Russen bisher wohl mehr gewonnen als verloren.

Anstelle einer unfertigen, weit unterlegenen Streitkraft verfügen sie jetzt über ein dem Gegner der Zahl nach zum mindesten gewachsenes Heer, ohne entscheidende strategische Nachteile erlitten zu haben. Auch das Verschwinden der Flotte vom offenen Meere kann nicht dazu gerechnet werden, nachdem sie den empfindlichen Verlust durch den Angriff in der Nacht vom 8. zum 9. erlitten hatte. Mit Rücksicht auf die Grundbedingungen der russischen Macht fällt, wie früher schon auseinandergesetzt worden ist, die Entscheidung des Krieges nicht zur See, sondern auf dem festen Lande.

Selbst wenn sich aus der jetzigen Lage ein gutes Ergebnis für die Japaner entwickeln sollte, würde darin keine Rechtfertigung für ihre bisherigen Versäumnisse erblickt werden dürfen. Denn wenn die Russen aus einer besseren Lage mit versammelter Kraft den Sieg nicht an sich zu fesseln vermögen, so konnten ihre Gegner auf um so größere und um so dauerhaftere Ergebnisse bei weniger systematischem Handeln rechnen.

So, wie die Dinge lagen, mußten die Japaner auf die ersten beträchtlichen Kräfte der Russen am Yalu stoßen.

Man kann die Frage aufwerfen, ob es für die Russen überhaupt zweckmäßig war, Teile bis an diesen Fluß — etwa 220 km von den Hauptkräften entfernt — vorzuschieben. Die Frage muß doch wohl in bejahendem Sinne beantwortet werden. Für die Russen kam es — wie schon erwähnt — vor allen Dingen darauf an, zunächst möglichst viel Zeit zu gewinnen, sowie den Umfang der gelandeten feindlichen Kräfte und ihr Vorschreiten zu erkennen. Der Yalu, in seinem Unterlaufe bedeutender als die meisten großen Ströme in Europa, bot bei dem Mangel an festen Übergängen für den japanischen Vormarsch eine derartige Barriere, daß es sich unbedingt ver-

lohnte, sie zum Zeitgewinn auszunutzen und den Übergang nicht ungestört sich vollziehen zu lassen. Nur mußten sich alle Maßregeln dem beabsichtigten Zwecke unterordnen, und das war schon bei der Verteilung der Kräfte nicht der Fall.

Für jede Flußverteidigung ist es von grundsätzlicher Bedeutung, ob wirklicher Widerstand bis zu einer Entscheidung geleistet werden soll, oder ob es sich lediglich um einen Scheinwiderstand handelt, der Zeit verschafft, weil man zu wirklichem Widerstande noch unfertig ist. (Napoleon am Rhein nach der Schlacht bei Leipzig.)

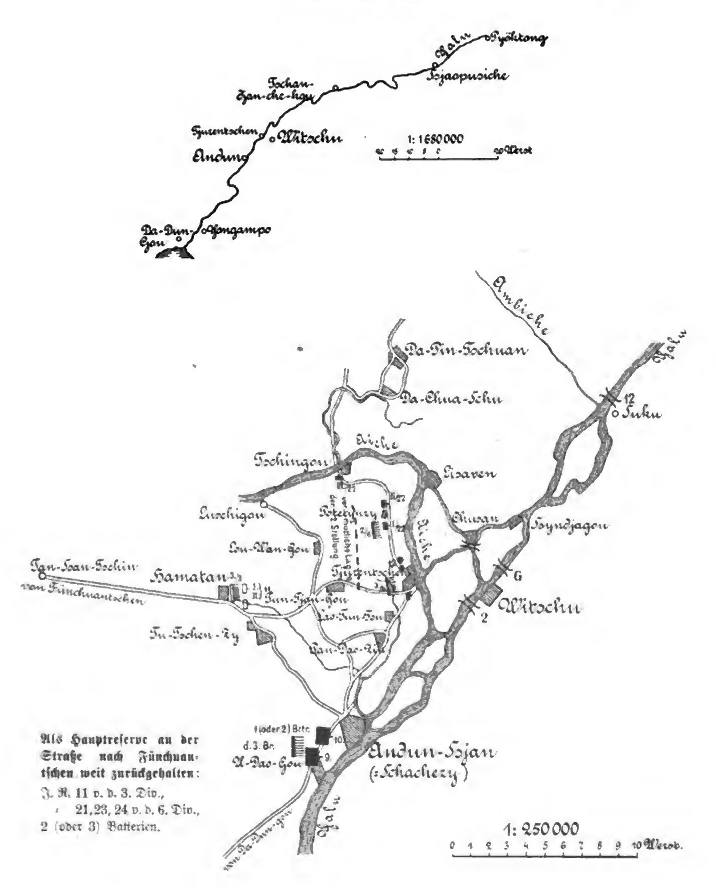
Um im ersteren Falle die Entscheidung geben, d. h. mit Überlegenheit gegen die Teile des Feindes vorgehen zu können, denen irgendwo der Übergang geglückt ist, muß eine genügende Macht in der Hand behalten und so aufgestellt werden, daß sie jeden Übergangspunkt rechtzeitig zu erreichen vermag. Für den Flußlauf selbst bleiben daher nur schwächere Kräfte übrig, die für nicht mehr ausreichen als eine bloße Beobachtung mit etwas stärkerer Besetzung der für Übergangsversuche am meisten in Betracht kommenden Stellen. Aus beiden Sätzen folgt, daß eine Flußstrecke, die von einem Korps mit der Absicht entscheidenden Widerstandes gehalten werden soll, nicht zu ausgedehnt sein darf.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei einem Scheinwiderstande. Hier kommt es nur darauf an, daß der Feind aus der Tatsache der Besetzung des gegenüberliegenden Ufers die Möglichkeit eines ernsthaften Widerstandes in Rechnung stellen und alle seine Anstalten unter diesem Gesichtspunkte treffen muß. Natürlich kann ein solcher Scheinwiderstand nur bei einem bedeutenden Wasserlaufe zu genügender Wirkung kommen, wo die Aufklärung fast ganz versagt, und wo ein Übergang angesichts des Feindes ein bedenkliches Unternehmen ist, das umständliche Vorbereitungen erfordert.

Hat der Feind irgendwo den Schleier durchstoßen, ist ihm irgendwo mit ansehnlichen Teilen der Übergang geglückt, so hört die beabsichtigte Wirkung auf, und jeder weitere Kampf muß in eine ungünstige taktische Lage führen. Ein Widerstand darf von den nächstbeteiligten Strombesetzungen nur geleistet werden gegen die Anstalten zum Übergang und gegen den Übergangsbeginn. Jede zurückgehaltene Hauptreserve ist daher nutzlos. Die in ihr brachliegenden Kräfte werden dem beabsichtigten Zwecke viel besser nutzbar gemacht, wenn auch sie an den Strom herangezogen und durch sie die gesicherte Linie noch verlängert wird. Das nötigt den Feind, entweder den Übergang zu erzwingen oder zur Umgehung noch weiter auszuholen.

Es bedarf keiner besonderen Ausführung, daß die russische Aufstellung am Yalu durchaus unter dem Gesichtspunkte einer Scheinverteidigung durchgeführt werden mußte. Wie aber die Skizze der wirklichen Gruppierung zeigt, war sie sichtlich für einen entscheidenden Widerstand angeordnet.

In vorderster Linie, auf ungefähr 20 km am Flusse verteilt, standen das 9., 10. und 11. Regiment von der 3. Division und das 22. Regiment von der 6. Division


Jalu
Pyöktong
Tsjaopusiche
Tschan-
Jan-che-kou
Andung
Witschu
1:1650000
Da-Dun-
Gou
Da-Tin-Tschuan
Ambiche
Da-Chua-Schu
Suku
Tschingou
Lisaren
Chusan
Soyndjagou
Hamatan
Witschu
Lou-Wan-Gou
von Fünchuantschen
Tu-Tschen-Zy
1(oder 2) Bttr.
d.3.Br.
Andun-Sjan
(=Schachezy)
A-Dao-Gou
Jalu
1: 250000
0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Werst
Als Hauptreserve an der Straße nach Fünchuantschen weit zurückgehalten:
J. R. 11 v. d. 3. Div.,
„ 21, 23, 24 v. d. 6. Div.,
2 (oder 3) Batterien.

in drei Gruppen, bei der südlichen anscheinend zwei, bei den anderen je eine Feldbatterie. Vermutlich hat General Sassulitsch die frühere Aufstellung der 3. Division im allgemeinen beibehalten und nur durch ein Regiment der neu hinzugekommenen 6. Division nach Norden hin verlängert. Als Reserve zurückgehalten war das 11. Regiment mit einer Batterie (oder zwei) der 3. Division, wahrscheinlich schon früher als Divisionsreserve, und der größte Teil der 6. Division (21., 23., 24. Regiment mit einer Batterie). Die neu formierten 4. Batterien sind überhaupt noch nicht zur Stelle gewesen.

Am Yalu weist die Kräfteverteilung auf den großen Wert hin, den man dem rechten Flügel beigelegt hat, obwohl dieser vor jeder Umgehung gesichert und darum der stärkere war. Vielleicht hat der Gedanke einer drohenden feindlichen Landung im Süden — der 2. japanischen Armee — dazu veranlaßt. Sobald aber eine solche stattfand, mußte ohnehin der Yalu aufgegeben werden, denn dann trat genau die gleiche Lage ein, als wenn es Teilen der Armee des Gegners gelungen wäre, den Strom zu überschreiten. Bei der eigenen Schwäche, die dazu zwingt, sich mit bloßem Zeitgewinn zu begnügen und dazu zur Scheinverteidigung zu greifen, muß darauf verzichtet werden, den Schein noch länger aufrecht zu erhalten, wenn feindliche Kräfte sich auf derselben Seite des Flusses befinden. Daher hätte wohl auf dem rechten Flügel ein Regiment genügt, während das andere eine willkommene Verstärkung der Aufstellung bei Tjurentschen—Chusan gewesen wäre.

Auf dem östlichen Ufer dehnten sich die japanischen Vortruppen vom 4. April ab nach und nach immer weiter nach Norden aus. Am 20. April reichten sie bis Pjöktong. Dahinter vollzog die 1. Armee ihren Aufmarsch mit der Garde bei Witschu, rechts neben ihr mit der 12. Division bis Suku, links mit der 2. Division gegenüber von Andun. Auf den zahlreichen Inseln des Stromes hatten sich die russischen Jagdkommandos eingenistet. Sie behaupteten sich mit großer Zähigkeit und vielem Geschick lange Zeit gegen die stärker und stärker auftretenden Japaner, die des nachts ihre Truppen auf das linke Ufer zurückzuziehen pflegten. Erst am 25. April waren die letzteren so weit, daß sie mit einem Brückenschlage über den östlichen Flußarm bei Witschu beginnen konnten. Am 28. April setzten zwei Bataillone des 4. Garde-Regiments bei Ssyndjagou über den Strom, sie wurden indes am 29. von den Russen wieder vertrieben.

Aber an dem gleichen Tage ging weiter stromauf bei Suku die Avantgarde der 12. Division über den Yalu. Die Division selbst vollendete ihren Übergang am 30. April, während die Stellung der Russen bei Tjurentschen durch 36 Feldgeschütze (vermutlich Artillerie der Garde) und schwere Geschütze (vermutlich 12 Kruppsche 12 cm Haubitzen) beschossen wurde.

Zweifellos war der Zeitpunkt gekommen, wo der Yalu von den Russen aufgegeben werden mußte. Die Verteilung ihrer Kräfte, die unter dem Gesichtspunkt

eines entscheidenden Widerstandes angeordnet war, hat bis zum 30. April abends verschuldet, daß die feindliche 12. Division ihren Übergang unbehelligt bewerkstelligen konnte. Mit Hilfe der Hauptreserve hätte man die Besetzung des Yalu mindestens bis Suku ausdehnen können und dadurch wahrscheinlich den rechten Flügel des Gegners zu noch weiterem Ausgreifen, also zu noch größerem Zeitverlust, veranlaßt.

Man geht aber wohl nicht fehl, wenn man der auf irrigen Gedanken beruhenden Kräfteverteilung auch eine Schuld an der Katastrophe des nächsten Tages beimißt.

Dem General Kaschtalinski, Kommandeur der 3. Division, ist schon am Abend des 30. April die drohende Umfassung des linken Flügels fühlbar geworden, und er scheint seinen Befürchtungen in einer Meldung an den General Sassulitsch Ausdruck gegeben zu haben. Nach der Absicht, die der Gruppierung nur zugrunde liegen konnte, trat aber gerade jetzt der Augenblick des Handelns ein, wo die zurückgehaltenen starken Kräfte zur Wirkung gebracht werden sollten. Es ist daher leicht verständlich, wenn General Sassulitsch auf die Meldung aus der Front den verhängnisvollen Befehl erteilte, „den Kampf anzunehmen und auf der früheren Stellung zu verbleiben“.

Es wäre vermessen, bei der Dürftigkeit der Nachrichten aus so weiter Ferne sich hier ein abschließendes Urteil erlauben zu wollen. Und selbst, wenn General Sassulitsch allein die Verantwortung für den unglücklichen 1. Mai tragen sollte, kann von einer wirklichen Schuld nicht die Rede sein. Denn ein Irrtum in der Auffassung der Lage und ein sich darauf gründender Entschluß darf nicht zum Gegenstand einer Anklage gemacht werden, wenn nicht die Selbsttätigkeit und Entschlußfreudigkeit der Führer ersticken soll. Die Schürzung des Knotens für die Schlacht am Yalu und der Verlauf des Kampfes ist aber ein lehrreiches Beispiel dafür, wie die Anordnungen der Führung einem roten Faden gleich den Gang der ganzen taktischen Handlung durchziehen und die Entscheidung im Keime schon in sich tragen.

Am Abend des 30. April hatte General Kaschtalinski den linken Flügel unter dem beginnenden Druck der 12. japanischen Division über den Aiche nach Potetynzy zurückgenommen. Noch weiter rückwärts bei Tschingou diente ein Bataillon 22. Regiments als Flanken- und Rückenschutz.

Der russischen Front gegenüber bewerkstelligten die Garde und die 2. Division in der Nacht zum 1. Mai ihren Übergang bei Witschu. Von 4^{00} morgens an leitete eine erdrückende Übermacht an Artillerie den Angriff ein (72 Feld- und 12 schwere Geschütze gegen 16 russische Feldgeschütze). Gegen 7^{00} morgens begann die japanische Infanterie ihr Vorgehen, das trotz schwerer Verluste zunächst gegen Tjurentschen erfolgreich war. Gleichzeitig im Rücken bedroht durch das weitere Herumfassen der 12. Division in der Richtung auf Tschingou, sahen sich die Russen gezwungen, auch Potetynzy aufzugeben und in eine zweite Stellung zurückzugehen (etwa 9^{00} vormittags). Bis zu dieser Zeit waren allem Anscheine nach schwere Ver-

luste noch nicht eingetreten. Es gelang, sämtliche Geschütze und Maschinengewehre zurückzubringen.

Die zweite Stellung wurde unhaltbar durch den Fall von Tschingou, der gegen Mittag eintrat. Bis dahin hatte sich General Kaschtalinski des feindlichen Andringens in der Front erwehrt, allerdings unter schweren Opfern. Gegen 1[00] nachmittags soll der Befehl zum Abzug gegeben worden sein, doch wird von einer wirklichen Befehlsführung kaum noch die Rede gewesen sein. Durch eine sechsfache Übermacht von allen Seiten umfaßt, mußten sich die Truppen mit dem Bajonett den Weg bahnen. Alle Feldgeschütze blieben liegen, nur die Maschinengewehre wurden noch einmal gerettet.

Den Anlaß dazu, daß weitere Truppen in die Katastrophe hineingezogen wurden, gab die Sorge um die bei Andun gewesenen beiden Regimenter 9 und 10, die dort in einen ernsten Kampf überhaupt nicht gekommen sind. Ihre Tätigkeit hat sich auf das Feuergefecht mit einer japanischen Kanonenbootflottille beschränkt, die am 29. April in die Mündung des Yalu eingelaufen war und sich schon an diesem Tage mit den Transbaikalkasaken Mischtschenkos herumgeschossen hatte.

Um den gefährdeten Abzug der Truppen von Andun zu decken, hatte anscheinend General Sassulitsch aus der vielleicht schon in Bewegung befindlichen Reserve zwei Bataillone des 11. Regiments und die 3. Batterie der 3. Artillerie-Brigade bestimmt mit dem Befehle, sich so lange zu halten, bis das 10. Regiment aus Andun zurückgekommen sein würde. In einer Stellung östlich Hamatan hielten sich die Truppen volle zwei Stunden, obwohl sie von den erschütternden Eindrücken des Rückzuges der schon so schwer mitgenommenen Regimenter 12 und 22 nicht unberührt geblieben sein können. Ein unvergängliches Denkmal aber hat sich die Maschinengewehrkompagnie des III. sibirischen Armeekorps gesetzt, die trotz des bisherigen Verlaufs des Kampfes zum dritten Male in Stellung gegangen ist, um die schwer ringende 3. Batterie im Feuer zu unterstützen. Hier beim 11. Regiment wiederholte sich das gleiche wie in der zweiten Stellung: völlig umfaßt müssen die Schützen mit dem Bajonett durchbrechen, 6 von den 8 Geschützen und die Maschinengewehre zurücklassend. Mit einem Verlust von ungefähr 2400 Mann — über 1/3 der im Gefecht gewesenen Verbände*) — haben die Russen in dem freilich von Anfang an aussichtslosen Ringen ihre alte heldenmütige Standhaftigkeit und Todesverachtung bewiesen.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß die Japaner weit geringere Einbuße erlitten haben.**) Die schwersten Opfer haben auf russischer Seite zweifellos die beiden Durchbrüche mit dem Bajonett gefordert. Daß sie überhaupt gelingen konnten, daß

*) 32 Kompagnien, 3 Batterien, 1 Maschinengewehrkompagnie. Die Kompagnie hat nach einer Meldung Kuropatkins eine Gefechtsstärke von 168 Gewehren gehabt; die Gesamtstärke ist daher wahrscheinlich noch unter 6000 Mann geblieben.

**) Auf drei volle Divisionen nur wenig über 900 Mann.

nicht anstatt 2400 Toter und Verwundeter, die das Kampffeld bedeckt haben, mehrere Tausend Gefangene in Feindeshand geraten sind, muß als neuer Lorbeer dem Ruhmeskranz des russischen Heeres eingeflochten werden.

Die beiden Regimenter des rechten Flügels haben mit den zugeteilten Geschützen ohne Schwierigkeit den Abzug bewerkstelligt. Anscheinend haben sie die Richtung südlich Tu-Tschen-Zy eingeschlagen.

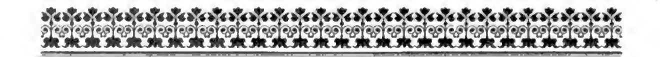
Bei dem Verlaufe des Tages erhebt sich die Frage, warum die Hauptreserve nicht zu der ihr doch wohl zugedachten Tätigkeit gekommen ist. Es wiederholt sich die gleiche Erscheinung wie so oft in der Kriegsgeschichte: für den Angriff mit dem zurückgehaltenen Teile wird der Zeitpunkt nicht gefunden. Die Meldungen kommen spät, widersprechen sich oder treffen gar nicht ein. Bis zum Kampfplatz ist ein Marsch zurückzulegen, der bei Wegeverhältnissen wie in Ostasien doppelte Zeit in Anspruch nimmt. Dann überstürzen sich die Nachrichten über das Hereinbrechen der Katastrophe, über das Zusammenstürzen des Gerüstes, an dem der Sieg aufgebaut werden sollte, und so reißt die auf abschüssiger Bahn ins Rollen gekommene Kugel mit immer erdrückenderer Wucht alles in ihrer Richtung mit sich fort, auch die Absicht des Führers.

Den unverkennbaren Schwächen der russischen Lage stand ein zielbewußtes, vorsichtiges, planmäßiges und doch tatkräftiges Handeln auf japanischer Seite gegenüber, dem bei so verschiedenen Grundbedingungen ein unbestreitbarer Erfolg zufallen mußte.

Der Sieg am Yalu hat die 1. japanische Armee bis in das Gebirge nach Fünchuantschen geführt. Ihm ist außerdem die Landung der noch zurückgehaltenen japanischen Streitkräfte sehr rasch gefolgt. Insofern ist er für die Gesamtlage der Russen von nachteiligen Folgen gewesen.

Hätte das zusammengestellte Korps Sassulitsch unter Verteilung aller seiner Kräfte am Yalu den Übergang der Japaner vielleicht noch mehr verzögert, wäre es nach dem Gelingen des feindlichen Übergangs an irgend einer Stelle durch ein sorgfältig eingerichtetes Nachrichtenwesen ohne ernsten Nachteil rechtzeitig in breiter Front zurückgezogen worden, hätte es dann weiter westlich die Gelegenheiten in dem unwegsamen Gebirge zu neuem Widerstande ausnutzen können — abermals nur im Sinne des Zeitgewinns, nicht einer Entscheidung —, so würde der Vormarsch der Japaner bis Fünchuantschen sicher nicht so schnell und ohne Verluste vor sich gegangen sein, und die Hauptarmee hätte ebenso wie Port Arthur weitere wertvolle Tage, vielleicht sogar Wochen gewonnen.

Loeffler,
Hauptmann im Königlich Sächsischen Generalstabe.



Die Verwendung der großen Feldsignalausrüstung.

Im Jahre 1903 wurden vor den Kaisermanövern und während derselben Versuche mit der „großen Feldsignalausrüstung" angestellt.*) Weitere Kreise mit der Eigenart dieses Meldemittels vertraut zu machen und dadurch seine Verwendung zu erleichtern, ist der Zweck dieser Zeilen.

Die große Feldsignalausrüstung soll auf optischem**) Wege zwischen zwei Signalstationen (Gegenstationen) Nachrichten übermitteln. Dazu muß zwischen den Gegenstationen Augenverbindung bestehen. Durch längere oder kürzere Lichtblitze werden die Buchstaben und Zeichen nach dem Morsealphabet dargestellt. Als Lichtquelle wird entweder die Sonne (Heliograph) oder künstliches Licht (große Feldsignallampe) benutzt.

Beim Heliographen werden die Sonnenstrahlen durch Spiegel aufgefangen und durch Einrichten der Spiegel auf die Gegenstation dort sichtbar gemacht. Jede Verschiebung des Spiegels macht das Licht für die Gegenstation unsichtbar. Vermittels einer Taste kann die Stellung der Spiegel verändert, und damit das Sonnenlicht längere oder kürzere Zeit der Gegenstation sichtbar gemacht werden. Ist die Verwendung des Heliographen nicht angängig, so erfolgt die Verständigung zwischen den beiden Gegenstationen mittels der großen Feldsignallampe, indem das künstliche Licht nach Einrichten der Feldsignallampe durch längeres oder kürzeres Aufheben einer Blende der Gegenstation für längere oder kürzere Zeit sichtbar gemacht wird. Zum Ablesen der Lichtzeichen stehen stark vergrößernde Stativfernrohre zur Verfügung.

Zur Errichtung einer Station ist eine große Feldsignalausrüstung nötig; sie besteht aus den Apparaten zum Geben (große Feldsignallampe, Heliograph), Ferngläsern zum Aufnehmen, zwei Winkerflaggen und den Materialien zur Erzeugung des künstlichen Lichtes. Die Bedienung einer Station erfolgt durch einen berittenen Kavallerie-Signaltrupp in der Stärke von 1 Offizier, 4 Unteroffizieren, 1 Ordonnanz.

---

*) Siehe Anleitung zum Feldsignaldienst, Entwurf der Inspektion der Verkehrstruppen, Berlin 1902. Da diese Druckvorschrift nur für den Dienstgebrauch bestimmt ist, verbietet sich ein Eingehen auf Einzelheiten.

**) Über die Entwickelung der optischen Telegraphie für Heereszwecke siehe Mitteilungen für die Offiziere der Verkehrstruppen, VII. Heft, Berlin 1902, nur für den Dienstgebrauch bestimmt.

Die große Feldsignalausrüstung wird von den Unteroffizieren auf dem Rücken oder am Pferde fortgeschafft. Auf- oder Abbau einer Station dauert gegen fünf Minuten.

Zur Übermittlung von Nachrichten sind mindestens zwei Stationen (Endstationen) nötig. Um Gewähr für richtiges Aufnehmen der Telegramme zu bieten, muß nämlich die Gegenstation nach jedem Worte einen langen Lichtblitz als Verstandenzeichen geben und alle Zahlen und Namen wiederholen. Nur die Lampe der Gegenstation kann den Beweis erbringen, daß die Nachricht überhaupt aufgenommen wird.

Die Herstellung der Signalverbindung vollzieht sich in folgender Weise: Nachdem ein Trupp Station errichtet hat, wird mit der Lampe oder dem Heliographen in den Richtungen, in denen Kavallerie-Signaltrupps zu erwarten sind, gestreut, d. h. man läßt den Lichtkegel durch Verändern der Höhen- und Seitenrichtung langsam über das in Betracht kommende Gelände gleiten. Sobald die Gegenstation von dem Lichtkegel getroffen wird, das Licht also wahrnimmt, richtet sie die Lampe oder den Heliographen sofort auf das beobachtete Licht ein und beginnt mit dem Anruf, einem besonderen Zeichen. Nachdem beide Stationen ihr Licht aufeinander eingerichtet haben, tauschen sie die Stationsmeldung aus und setzen, falls keine Nachrichten zu befördern sind, unter dauernder Beobachtung der bereits gefundenen Gegenstation je nach der taktischen Lage das Streuen fort, um weiteren Stationen den Anschluß zu ermöglichen.

Dieses Streuen ist von höchster Wichtigkeit. Selbst bei genauer Orientierung wird es einem Anschluß suchenden Kavallerie-Signaltrupp in Anbetracht der großen Entfernungen selten möglich sein, zu entscheiden, ob die am Horizont sich abhebende Höhe der Stationsort des Gegentrupps ist oder ob dessen wirklicher Stationspunkt durch diese Höhe verdeckt wird. Das Licht der Gegenstation beseitigt sofort alle Zweifel.

Ebenso wichtig ist unablässige Beobachtung nicht nur mit bloßem Auge, sondern auch mit dem Glase, um das Licht einer streuenden Station, die Anschluß sucht, bald zu entdecken. Sonst liegt die Gefahr vor, daß die andere Station nach erfolglosem Streuen ihren Stationsort als ungeeignet aufgibt.

Erst wenn die Feldsignallinie festgelegt ist und alle Trupps den Anschluß gewonnen haben, wird die Lampe, um Material zu sparen, gelöscht.*) Die Beobachtung nach der Gegenstation muß aber dauernd beibehalten werden, damit auf den ersten Anruf der Gegenstation die Lampe angesteckt und mit dem Austausch der Nachricht begonnen werden kann.

Die Entfernung zweier Stationen voneinander richtet sich in erster Linie nach dem Gelände (Augenverbindung), sie ist ferner von der Witterung und der Tageszeit abhängig. Am Tage wird bei Verwendung von künstlichem Licht meist noch gute Verständigung erzielt, wenn die Stationen nicht über 15 km voneinander entfernt sind, bei

---

*) Es ist selbst bei Nacht nicht nötig, der Gegenstation dauernd Licht zu zeigen, wenn nur die Richtung, in der beobachtet werden muß, auf jeder Station einwandfrei festgelegt wird.

Nacht kann die Entfernung bis zu 50 km vergrößert werden. Nebel und starker Regen schließen mitunter eine Verständigung auf wenige Kilometer aus. Das Licht des Heliographen ist auf weitere Entfernungen zu erkennen, als das Lampenlicht; da aber in unseren Breiten die Sonne häufig durch Wolken für einige Zeit verdeckt ist, empfiehlt es sich, selbst bei hellem Sonnenschein die Stationen so nahe aneinanderzulegen, daß auf die Verständigung mit künstlichem Licht zu rechnen ist.

Um Nachrichten auf größere Entfernungen übermitteln zu können, wird es nötig, zwischen den beiden Endstationen eine oder mehrere Zwischenstationen einzuschieben. Auf einer Zwischenstation sollen in der Regel zwei Kavallerie-Signaltrupps eingesetzt werden. Da hierdurch zwei Lampen zur Verfügung stehen, kann das Telegramm schon während seiner Aufnahme wortweise durch die zweite Lampe zur nächsten Station weiterbefördert werden. Wäre nur eine Lampe auf der Zwischenstation vorhanden, so könnte das Telegramm erst nach beendeter Aufnahme und nach Herstellung der Verbindung mit der nächsten Station weitergegeben werden.

Die Besetzung einer Zwischenstation mit zwei Lampen trägt daher wesentlich zur Beschleunigung des Verkehrs und damit zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Feldsignallinie bei. Im allgemeinen werden 60 Worte zwischen zwei Gegenstationen in 30 Minuten befördert. Ein Telegramm von 60 Worten, das beispielsweise auf einer Feldsignallinie von 45 km mit zwei Zwischenstationen befördert werden soll, wird bei Besetzung jeder Zwischenstation mit zwei Lampen in etwa 40 Minuten an die Endstation gelangen, während es, wenn die Zwischenstationen nur über eine Lampe verfügen, frühestens nach 90 Minuten ankommen würde.

Bei kurzen Feldsignallinien wird nur ein kurzes Telegramm Aussicht haben, schneller als durch Meldereiter befördert zu werden. Allen Behörden ist daher Kürze im Ausdruck zur Pflicht zu machen. Je größer die Entfernung zwischen zwei Gegenstationen oder je länger bei wortweiser Weitergabe der Telegramme eine Signallinie mit Zwischenstationen ist, desto mehr wird die optische Telegraphie in der Schnelligkeit der Beförderung den Meldereitern und Radfahrern überlegen sein.

Einen großen Abstand zwischen zwei Gegenstationen wird das Gelände nur dann zulassen, wenn die Stationen auf Bergen oder Türmen eingerichtet werden. Die Übermittlung der Telegramme von den hochgelegenen Stationspunkten zu den Stabsquartieren erfordert aber Meldereiter und Zeit. Es empfiehlt sich daher, die Stationen und Geschäftszimmer durch Winkerflaggen oder besser durch Kavallerieleitung verbinden zu lassen.

Zur Herstellung dieser Leitungen werden den Kavallerie-Signaltrupps Kavallerie-Telegraphenpatrouillen zugeteilt. Da aber meist nur kürzere Leitungen in Betracht kommen, empfiehlt es sich, die Kavallerie-Signaltrupps selbst mit etwas Kavallerie-Patrouillengerät (zwei Patrouillenapparaten, zwei Batterien, einigen Kilometern

Leitungsdraht) auszurüsten.*) Die Kavallerie-Telegraphenpatrouillen bleiben dadurch für besondere Verwendung verfügbar, wenn ausnahmsweise schwieriges Gelände ohne weithin sichtbare Punkte die Einrichtung einer Feldsignallinie ausschließen oder wenigstens eine unverhältnismäßig große Zahl von Lampen erfordern sollte.

Um die einheitliche Verwendung mehrerer Kavallerie-Signaltrupps und Kavallerie-Telegraphenpatrouillen sicherzustellen, müssen sie unter einem Führer zu Feldsignalabteilungen zusammengestellt werden.

Jeder Armee und jeder Kavallerie-Division wird eine eigene Feldsignalabteilung zuzuteilen sein.

Der Führer der Feldsignalabteilung allein entscheidet über die zeitweise Zuteilung von Kavallerie-Signaltrupps und Kavallerie-Telegraphenpatrouillen an die einzelnen Heeresteile, alle Anordnungen, die den Betrieb der Feldsignalabteilung betreffen, dürfen nur von ihm ausgehen, Abänderungen seiner Befehle durch die verschiedenen Kommandobehörden der Trupps, namentlich Verbote des Stationierens und zeitliche Abweichungen stören ein gedeihliches Zusammenarbeiten und gefährden die Herstellung von Feldsignallinien. Der Führer wird einen Selbstfahrer und zur Befehlsübermittlung zwei Ordonnanzen auf Motorrädern zur Verfügung haben müssen. Die Zuteilung einzelner Wagen zur Nachführung von Ersatzmaterialien ist nötig.

Unter allen Umständen muß aber daran festgehalten werden, daß der Trupp das Stationsmaterial und für längere Zeit ausreichendes Betriebsmaterial am Pferde fortschafft. Ein Wagen würde den Trupp hindern, an den eigenen Marschkolonnen vorbeizueilen und feindlichen Patrouillen auszuweichen. Die Wagen müssen daher den Bagagen der Stäbe angegliedert und den Trupps nur während der Ruhe zugeführt werden. Die Kavallerie-Signaltrupps zeichnen sich vor den Telegraphenabteilungen und Funkenstationen durch ihre Beweglichkeit, vor Selbstfahrern, Motorrädern und Radfahrern durch ihre Unabhängigkeit vom Gelände aus. Nur vorzügliche, Gewicht tragende Pferde, nur gewandte Geländereiter werden die volle Ausnutzung der Vorteile des neuen Meldemittels gewährleisten.

Eine Feldsignalabteilung, die aus 1 Offizier als Führer, aus 6 Kavallerie-Signaltrupps,**) 1 Selbstfahrer und 2 Ordonnanzen auf Motorrädern bestand, übte auf dem Marsche zum Kaisermanöver vom 21. August bis 4. September 1903 unter meiner Leitung.

Jeder Kavallerie-Signaltrupp war in den Stand gesetzt, bis zu 8 km Kavallerieleitung zu legen, es wurde ferner angenommen, daß der Feldsignalabteilung drei

*) Eine Verstärkung des Kavallerie-Signaltrupps um zwei Mann ist in Aussicht genommen. Dadurch läßt sich am Pferde neben ausreichendem Betriebsmaterial noch Kavallerie-Patrouillengerät mitführen und der Betrieb der Kavallerieleitung ermöglichen.

**) Die Trupps waren für etwaigen Ausfall um einen Unteroffizier verstärkt.

Kavallerie-Telegraphenpatrouillen (mit je einem Kavallerie-Telegraphenwagen) zur Verfügung ständen, und daß an den Endstationen während des Marsches Meldereiter und Radfahrer, während der Ruhe Ordonnanzen gestellt würden. Jedem Kavallerie-Signaltrupp war mit Rücksicht auf die getrennte Unterbringung zur Gepäckbeförderung ein Wagen zugeteilt, auf dem auch das Kavallerie-Patrouillengerät und das Ersatzmaterial mitgeführt wurde. Um indessen bei den Übungen wenigstens auf theoretischem Wege zu erproben, ob die Feldsignalabteilung nicht mit einer geringeren Anzahl Wagen auskommen könne, wurde bei der Befehlserteilung nur mit drei Wagen (2 Vorrats-, 1 Lebensmittelwagen) gerechnet.

Die Übungen an den fünf ersten Tagen, dem 21., 22., 24.,*) 25. und 26. August, sollten feststellen, ob eine Feldsignalabteilung während des Marsches und im Zustande der Ruhe zwischen dem Armee-Oberkommando und seinen Heeresteilen Verbindung halten kann.

Die Aufgabe lautete:

„Eine blaue Armee (I., II., III., IV. Armeekorps und 1. Kavallerie-Division) tritt am 21. August nach folgender Marschübersicht (s. S. 433) aus Linie Spandau—Berlin den Vormarsch gegen rote Kräfte an, die sich bei Leipzig sammeln.

Telegraphen- oder Telephonleitungen sind nicht vorhanden.

Der Armee ist eine Feldsignalabteilung zugeteilt.

Der Führer derselben hat den Auftrag, das Oberkommando täglich mit den vier Armeekorps zu verbinden, bis die Korps-Telegraphenabteilungen den Leitungsbau beendet haben. Ferner soll dauernd Verbindung gehalten werden mit der 1. Kavallerie-Division, die am 21. in dem Raume Beelitz (Divisionsstabsquartier) —Elsholz—Rieben—Zauchwitz—Schlunkendorf, am 22. um Wittenberg Unterkunft beziehen wird. Nach ihrem Übergang auf das linke Elbufer wird die 1. Kavallerie-Division selbständig für ihre Verbindung mit Wittenberg Sorge tragen."

Die Märsche der Armee zeigt die Skizze 1 auf Seite 432, eine Zusammenstellung der Signalstationen, zwischen denen Verbindung erzielt wurde, befindet sich auf Seite 434.

Der Führer der Feldsignalabteilung war durch die Aufgabe absichtlich gezwungen worden, an den ersten Tagen alle sechs Kavallerie-Signaltrupps einzeln beim Armee-Oberkommando, den vier Armeekorps und der Kavallerie-Division einzusetzen. Es war von vornherein klar, daß die Feldsignalabteilung, deren Stärke für das Kaisermanöver nach dem Bedarf der zwei Armeekorps bemessen war, für den telegraphischen Betriebsdienst einer so viel stärkeren Armee nicht ausreichte. Es sollte daher bei dieser Übung auch nur Wert auf das Herstellen der optischen Verbindung gelegt werden.

Die Übungen zeigten, daß die Zwischenstation mit zwei Signallampen besetzt

*) Der 23. August war Ruhetag.

werden muß. Das Streuen nach verschiedenen Richtungen mit nur einer Lampe reichte nämlich nicht immer aus, den Nachbartrupps den Anschluß zu ermöglichen. Abgesehen davon, daß durch den telegraphischen Verkehr mit einer Station das Streuen unterbrochen wurde, trat auch mehrfach der Fall ein, daß auf bewaldeten Höhen, wie auch auf Kirchtürmen, der Verkehr nach zwei Richtungen von verschiedenen Plätzen (Stockwerken) aus unterhalten werden mußte, die zu weit auseinanderlagen, um einen Stellungswechsel der Lampe zu gestatten. In einem Falle, am 22. August, kam dadurch nachweislich die Verbindung zwischen dem III. und IV. Armeekorps nicht zustande. Während der Trupp des III. Armeekorps auf dem Löwendorfer Berge bei Trebbin mit dem Armee-Oberkommando auf den Höhen südwestlich Saarmund in telegraphischem Verkehr stand, wurde bei Groß-Machnow das Signallicht des IV. Armeekorps entdeckt. Aber noch ehe die Lampe des III. Armeekorps auf dem bewaldeten Berge auf die Stelle gebracht werden konnte, von der aus das Licht des IV. Armeekorps wahrgenommen war, hatte der Kavallerie-Signaltrupp des letzteren den Marsch fortgesetzt, weil er trotz längeren Streuens nirgends Licht gesehen hatte und seinen Stationsort daher für ungeeignet hielt.

Können die beiden Lampen einer Station nicht so nahe aneinandergestellt werden, daß die wortweise Weitergabe des Telegramms von Lampe zu Lampe mündlich erfolgen kann, so muß die Verbindung der Lampen mittels Winkerflaggen oder mittels Kavallerieleitung hergestellt werden, oder an die Stelle der wortweisen die satzweise Weitergabe durch Ordonnanzen oder Meldereiter treten. Für diese kurzen Kavallerieleitungen lohnt der Einsatz einer Kavallerie-Telegraphenpatrouille nicht, auch wird sich der Bedarf schwer rechtzeitig übersehen lassen. Um so wichtiger aber wird die Ausstattung der Kavallerie-Signaltrupps mit Kavallerie-Patrouillengerät.

Da jedes Armeekorps, auch ein Flügelkorps*) für den Verkehr mit dem Armee-Oberkommando Zwischenstation werden kann, so hätte jedes Armeekorps über zwei Kavalleriesignaltrupps verfügen müssen. Dem Armee-Oberkommando mußten mindestens zwei Kavallerie-Signaltrupps zugeteilt werden. Eine Reserve von etwa zwei Trupps ist erwünscht.

Die Reserve hätte beispielsweise am 24. August eingesetzt werden müssen, um das weit entfernte IV. Armeekorps mit dem Armee-Oberkommando oder wenigstens mit dem III. Armeekorps zu verbinden.

Zur Aushilfe sind auch die der Feldsignalabteilung zuzuteilenden Kavallerie-Telegraphenpatrouillen zu verwenden. Hier aber hatte der Führer sie der 1. Kavallerie-Division anschließen müssen (Annahme), um die Verbindung mit Wittenberg zu sichern

*) Am 21. und 22. August vermittelte das I. Armeekorps während der Ruhe den Verkehr zwischen Armee-Oberkommando und Kavallerie-Division, am 24. August gelang es dem II. Armeekorps nur durch Vermittlung des I. Armeekorps, seine Signalverbindung mit dem Armee-Oberkommando herzustellen.

Skizze 1.

Erläuterung.

- 21 22 24 25 26 Avantgarden.
- 1. Kavallerie Division.
- Korps-Haupt-Quartier.
- Armee-Haupt-Quartier.
- Märsche.
- Feldsignallinien während des Marsches / in der Ruhe.

1:600000.

10 5 0 10 20 30 km.

Marschübersicht.

		21. Marsch über	21. Marsch nach	22. Marsch über	22. Marsch nach	24. Marsch über	24. Marsch nach	25. Marsch über	25. Marsch nach	26. Marsch über	26. Marsch nach
Oberkommando			Steglitz		Saarmund		Trebbin		Kloster Zinna		Schweinitz
I. Armeekorps	Generalkommando	Wannsee	Potsdam	Michendorf	Beelitz	Buchholz	Treuenbrietzen	Schmögelsdorf	Marzahna		Wittenberg
	Avantgarde		Potsdam Teltower Vorstadt		Elsholz		Kolonie Rietz		Kropstädt		Pratau
II. Armeekorps	Generalkommando	Zehlendorf	Teltow	Saarmund	Blankensee	Hennigkendorf	Kemnitz	Dorf Zinna	Jüterbog	Gölsdorf	Gentha
	Avantgarde		Gütergotz		Schönhagen		Zülichendorf		Dennewitz		Ruhlsdorf
III. Armeekorps	Generalkommando	Mariendorf	Heinersdorf	Löwenbruch	Thyrow	Neuendorf	Luckenwalde	Hohen-Schlenzer	Lichterfeld	Hartmannsdorf	Schweinitz
	Avantgarde		Groß-Beeren		Trebbin		Jänigkendorf		Höfgen		Purzien
IV. Armeekorps	Generalkommando	Britz	Klein-Ziethen	Groß-Machnow	Zossen	Kolonie Neuhof	Baruth	Damsdorf	Dahme	Lebusa	Herzberg
	Avantgarde		Glasow		Fern-Wünsdorf		Kemlitz		Schwebendorf		Fermerswalde

Der 23. ist Ruhetag.

Datum	Marsch.					Ruhe.				
	Dienststelle	Ort der Verbindung mit:	Dienststelle	Ort der Verbindung	km	Dienststelle	Ort der Verbindung mit:	Dienststelle	Ort der Verbindung	km
21. 8.	D	Steglitz	I	Kaiser Wilhelms-Turm	7	D	Steglitz	II	Teltow	6
	D	„	II	Steglitz	0	D	„	III	Gr. Beeren	11
	D	„	III	Marienfelde	6	D	„	IV	Kl. Ziethen	13
	D	„	IV	Buckow	10	I	Potsdam	K.D.	Beelitz	18
	D	„	K.D.	Potsdam	18					
	I	Kaiser Wilhelms-Turm	K.D.	„	12					
	I	„	III	Marienfelde	12					
	III	Marienfelde	IV	Buckow	5					
22. 8.	D	Lidenberg westl. Ruhlsdorf	II	Saarmunder Berge	12	D	Saarmunder Berge	I	Beelitz	12
						D	„	II u. III	Höhen westl. Trebbin	12
						I	Beelitz	K.D.	Treuenbrietzen	17
						I	„	II u. III	Höhen westl. Trebbin	14
24. 8.	D	Glauer Berge	I	Beelitz	11	D	Höhen westl. Trebbin	I	Treuenbrietzen	24
	D	„	II	Dobbrikow	10	D	„	III	Luckenwalde	14
						I	Treuenbrietzen	II	Kemnitz	10
25. 8.	D	Luckenwalde	II	Jüterbog	12	II	Jüterbog	I	Feldheim	18
	D	„	III	Hohen-Schlenzer	15	II	„	III	Hohen-Schlenzer	12
	II	Dorf Zinna	III	„	14	IV	Schwebendorf	III	„	17
26. 8.	D	Jüterbog	II	Gölsdorf	8	D	Höhen nordöstl. Jessen	I	Wittenberg	24
	D	„	III	Welsigkendorf	10	D	„	II	Seyda	9
						D	„	II	Elster	12
						D	„	III	Schweinitz	4
						D	„	IV	Herzberg	23

Erläuterung: ～～～ Verbindung wurde zeitweise wieder unterbrochen.
——— Verbindung bestand nur bei Nacht.

Die Stationsentfernungen betrugen im Durchschnitt:

auf dem Marsche . . . . 10,1 km

in der Ruhe am Tage (unter Abrechnung der zeitweilig unterbrochenen Verbindungen) . . . . 12,9 „

in der Ruhe am Tage (einschl. der zeitweilig unterbrochenen Verbindungen) 13,8 „

in der Ruhe des Nachts . . . . 14,2 „

Gesamtdurchschnitt . . . . 12,3 km

denn die Aufgabe bestimmte, daß die 1. Kavallerie-Division ihre eigenen Meldemittel erst nach ihrem Übergang auf das linke Elbufer einsetzen sollte, um Verbindung mit Wittenberg zu halten.*)

Während des Vormarsches am 22. August von Beelitz nach Wittenberg beließ die 1. Kavallerie-Division den ihr zugeteilten Kavallerie-Signaltrupp in Treuenbrietzen zur Aufnahme der Verbindung mit der Armee und verband (Annahme) die Signalstation Treuenbrietzen durch die drei Kavallerie-Telegraphenpatrouillen mit Wittenberg. Durch das weitere Fortschreiten des I. Armeekorps wurde am 24. August zunächst der Kavallerie-Signaltrupp der 1. Kavallerie-Division in Treuenbrietzen verfügbar, er wurde als Reserve, meist beim Armee-Oberkommando, eingesetzt. Die an den folgenden Tagen verfügbar werdenden Kavallerie-Telegraphenpatrouillen (Annahme), hätten nicht mehr eingesetzt zu werden brauchen, da am 25. und 26. das Armee-Oberkommando mit allen Stellen in Lichtsignalverbindung stand.

Was die Befehlserteilung anbelangt, so erwies es sich als praktisch, eine, unter Umständen auch zwei Signalstationen räumlich und zeitlich festzulegen, den anderen Stationen aber zu überlassen, wie sie die Verbindung herstellen wollten. Je höher die festgelegten Stationen lagen, je besser sie nach allen Seiten sichtbar waren, desto leichter fanden die anderen Stationen Gelegenheit zum Anschluß. Wenn Aussicht auf Verbindung vorhanden war, wurde aus taktischen Gründen die Station Armee-Oberkommando in erster Linie festgelegt.

Zeitliche Anordnungen für die Stationseröffnung sind nötig, sonst gibt der Anschluß suchende Trupp den vielleicht geeigneten Stationspunkt auf, weil er bei der Rekognoszierung das Licht der noch nicht eingetroffenen Gegenstation vergeblich sucht und diese verdeckt glaubt.

Die Übersicht über die erreichten Verbindungen zeigt, daß es während des Marsches weniger oft als in der Ruhe gelang, die Verbindungen herzustellen. Dies erklärt sich dadurch, daß die Trupps, die mit dem Armee-Oberkommando Verbindung aufgenommen hatten, ihre Stationen aufgaben, um noch von weiteren Punkten an der Marschstraße Verständigung zu versuchen. Durch die kurze Besetzung der Stationen wurde es den Nachbartrupps, die keine unmittelbare Verbindung mit dem Armee-Oberkommando erreichen konnten, erschwert, diese Verbindung über ein Nachbarkorps herzustellen. Das Bestreben der Trupps, ihre marschierenden Kommandobehörden immer wieder zu erreichen, sogar zu überholen und mehr in deren Nähe erneut zu stationieren, war richtig, wurde doch dadurch der beim Marsche nie ganz zu vermeidende Meldereiter- oder Radfahrerverkehr zwischen der Station und dem Stabe wenigstens eingeschränkt. Wären jedem Armeekorps zwei Trupps zugeteilt gewesen, so hätte die Station durch den einen gehalten werden können, bis der andere weiter vorwärts

*) Dieser Auftrag wurde später bei Aufgabe 8 gestellt.

die Verbindung hergestellt hatte. Durch das längere Bestehen der Stationen wäre alsdann auch Nachbartrupps der Anschluß erleichtert worden.

Eine Feldsignalabteilung, die für jedes Armeekorps und das Armee-Oberkommando über zwei Trupps und über eine Reserve verfügt, wird nur in besonders günstigen Fällen die ganze Nacht hindurch den Signalverkehr aufrechterhalten können, wenn nämlich jedes Armeekorps unmittelbare Verbindung mit dem Armee-Oberkommando hat und daher seine beiden Trupps abwechselnd den Dienst versehen und ausruhen lassen kann. Ein dauernder nächtlicher Verkehr ist aber auch nicht nötig, da gegen Abend der Betrieb der Korps-Telegraphenabteilungen eröffnet sein wird. Diese halte ich für unentbehrlich, weil eine Feldsignalabteilung sehr viel weniger leistungsfähig ist und schwerlich den gesamten Verkehr bewältigen wird. Auf dem Marsche jedoch und bis zur Beendigung des Leitungsbaues wird eine Feldsignalabteilung in der vorgeschlagenen Stärke ausreichen und gute Dienste leisten können, namentlich, wenn infolge engerer Berührung mit dem Feinde die Funkentelegraphie nicht mehr verwendbar ist.

Für den Materialersatz würden jedem Armeekorps und dem Armee-Oberkommando je zwei Wagen zuzuteilen sein, von denen einer stets bei der Bagage des Stabes sein muß, während der andere Betriebsstoffe vom Etappenort heranholt.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese Aufgabe für die Feldsignalabteilung eine äußerst schwierige war. Die alten Generalstabskarten dieser Gegend gestatteten mangels von Höhenangaben keine Profilzeichnung. Diese allein gibt aber einen Anhalt, wo Augenverbindung vorhanden sein wird. Die Armee marschierte ferner durch eine große Waldzone und mußte sich beim Vormarsch gegen die Elbübergänge von Wittenberg, Pretzsch, Dommitzsch und Torgau zu einer Frontbreite von etwa 50 km ausdehnen.

Aufgabe 2 forderte am 28. August*) die Verlegung einer bestehenden Feldsignallinie nach seitwärts. (s. Skizze 2 S. 437). Die Aufgabe lautete:

„Eine blaue Armee hat am 27. August mit dem rechten Flügelkorps Übigau, mit der 2. Kavallerie-Division Wittenberg erreicht.

Die Feldsignalabteilung der 2. Kavallerie-Division unterhält am 28. August, 6^{00} morgens seit 14 Stunden Verbindung mit der Armee:

durch einen Kavallerie-Signaltrupp bei Wittenberg;
durch zwei Kavallerie-Signaltrupps bei Schweinitz;
durch einen Kavallerie-Signaltrupp bei Herzberg;
durch eine Kavallerie-Telegraphenpatrouille zwischen Herzberg und Übigau.

Zwei Kavallerie-Signaltrupps und eine Kavallerie-Telegraphenpatrouille hatten bis 27. August mittags beinahe 24 Stunden die Verbindung zwischen der Kavallerie-

*) Der 27. August war Ruhetag.

Division und der Armee mit Lampe unterhalten und nach anstrengendem Marsche am 27. August spät abends in Listerfehrda Quartiere bezogen.

Eine Kavallerie-Telegraphenpatrouille lag in Wittenberg, wo sich auch die Bagagen der Feldsignalabteilung befanden.

Der Führer der Feldsignalabteilung erhält am 28. August 6^{00} vormittags in Wittenberg folgenden Befehl:

1. Das rechte Elbufer ist vom Feinde frei. Starke feindliche Kolonnen haben gestern aus nordwestlicher Richtung Linie Barby—Aschersleben erreicht.
2. Armee erreicht heute mittag mit rechtem Flügel Torgau. 2. Kavallerie-Division geht 7^{00} vormittags von Wittenberg auf Dessau vor.
3. Die Feldsignalabteilung verbindet Torgau und Dessau.

2. Kavallerie-Division."

Nach dem Befehl des Führers der Feldsignalabteilung sollten der Kavallerie-Signaltrupp und die Kavallerie-Telegraphenpatrouille aus Wittenberg die Kavallerie-Division auf Dessau begleiten, die beiden Kavallerie-Signaltrupps aus Listerfehrda in Wittenberg Zwischenstation errichten, die zwei Kavallerie-Signaltrupps aus Schweinitz

nebst der Kavallerie-Telegraphenpatrouille aus Listerfehrda in Gegend Pretzsch Verbindung zwischen Wittenberg und Torgau herstellen, während der Kavallerie-Signaltrupp aus Herzberg nebst seiner Kavallerie-Telegraphenpatrouille in Gegend Zschackau—Torgau Anschluß an das rechte Flügelkorps nehmen sollte.

Der Ersatz des Betriebsmaterials (Annahme) hätte durch den Selbstfahrer oder das rechte Flügelkorps bewirkt werden müssen.

Die Entfernung zwischen Dessau und Torgau beträgt in der Luftlinie über 60 km, ein Meldereiter würde etwa 70 km zurückzulegen haben.

Die Witterung war äußerst ungünstig. Daher entschloß sich der Wittenberger Trupp, obwohl vor dem Abreiten festgestellt war, daß Dessau bei gutem Wetter von der Wittenberger Stadtkirche aus zu sehen war, nicht in Dessau (28 km), sondern schon in Wörlitz (15 km) Station zu errichten und von Wörlitz auf Dessau die Kavallerie-Telegraphenpatrouille (Annahme) einzusetzen.

In Pretzsch stellte der Führer der Kavallerie-Signaltrupps aus Schweinitz fest, daß sowohl Wittenberg (20 km) als auch Torgau (22 km) bei klarem Wetter sichtbar sein sollten. In Anbetracht der dunstigen, regnerischen Witterung errichtete er aber in Pretzsch und in Dommitzsch je eine Signalstation, die er durch seine Kavallerie-Telegraphenpatrouille (Annahme) miteinander verband. Der Kavallerie-Signaltrupp aus Herzberg nahm von Torgau selbst Verbindung mit Dommitzsch (12 km) auf, die ihm zugeteilte Kavallerie-Telegraphenpatrouille brauchte daher nicht mehr eingesetzt zu werden.

Da auch zwischen Pretzsch und Dommitzsch Augenverbindung bestand, konnten von Wörlitz bis Torgau Nachrichten durch Lichtsignale befördert werden. Dabei mußten die Lampen in Pretzsch und Dommitzsch den Verkehr nach zwei Richtungen unterhalten. Die Folge war eine merkliche Verlangsamung des Betriebes, die durch den (angenommenen) Einsatz einer Kavallerie-Telegraphenpatrouille zwischen Pretzsch und Dommitzsch vermieden worden wäre.

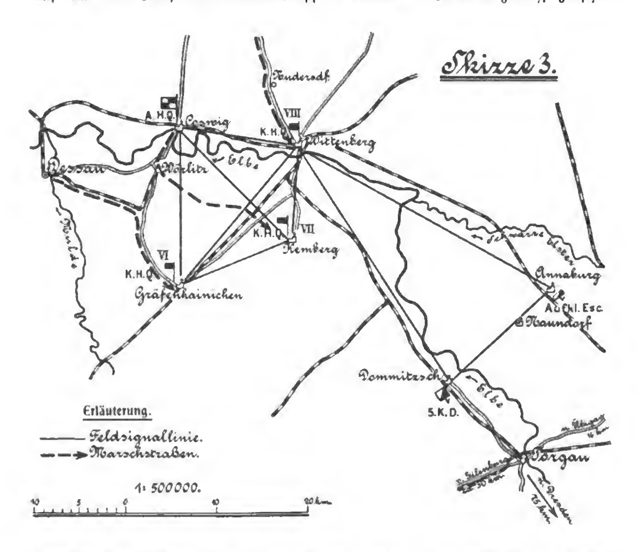
Die folgenden kleineren Aufgaben gaben Gelegenheit, die vielseitige Verwendung von Lichtsignalen zu zeigen.

Bei Aufgabe 3 (s. Skizze 3 S. 439) hatten von einer Kavallerie-Division, die aus nördlicher Richtung gegen die Elbe vorging, mehrere Offizierpatrouillen am 28. August spät abends Coswig erreicht. Sie sollten auf dem linken Elbufer nach Süden aufklären und beschlossen am 29. August, zwischen Wörlitz und Gräfenhainichen eine Meldesammelstelle einzurichten, die sie durch zwei Kavallerie-Signaltrupps mit dem Staatstelegraphen in Coswig verbinden wollten. Die Lichtsignalverbindung wurde durch Trupp VI in Coswig auf 17 km mit Trupp I in Gräfenhainichen hergestellt.

In Aufgabe 4 (s. Skizze 3 S. 439) hatte ein Armeekorps, das am 29. August auf dem rechten Elbufer die zerstörte Brücke von Wittenberg erreichte, seine Avantgarde übergesetzt und zum Schutze des Brückenschlages nach Kemberg vorgeschoben.

Avantgarde und Gros stellten auf 10 km zwischen Kemberg (Trupp III) und Wittenberg (Trupp II) Lichtsignalverbindung her.

In Aufgabe 5 (s. Skizze 3 S. 439) sollte sich am 29. August eine über Dommitzsch nach Annaburg entsandte Aufklärungseskadron durch Trupp V mit dem in Dommitzsch auf dem linken Elbufer verbliebenen Trupp IV verbinden. Es wurde zunächst zwischen



Dommitzsch und Naundorf (10 km), sodann zwischen Dommitzsch und Annaburg (15 km) Verständigung erzielt. Die Verbindung zwischen Dommitzsch und Annaburg wurde für kurze Zeit durch starken Regen unterbrochen.

Am 29. August abends*) fand eine Nachtübung statt, bei der alle Trupps an den Stationsorten vom Vormittage stationieren sollten.

Die Kriegslage der Aufgabe 6 (s. Skizze 3 S. 439) war folgende:

„Eine rote Armee in Feindesland hat im Vormarsch auf Dresden am 29. August

*) Der 30. August war Ruhetag.

nachmittags mit dem VI. Armeekorps (Kavallerie-Signaltrupp I) von Dessau Gräfenhainichen, mit dem VII. Armeekorps (Kavallerie-Signaltrupp III) über Coswig Kemberg, mit dem VIII. Armeekorps (Kavallerie-Signaltrupp II) über Rudersdorf Wittenberg, mit dem Oberkommando (Kavallerie-Signaltrupp VI) Coswig erreicht.

Die der Armee unterstellte 5. Kavallerie-Division (Kavallerie-Signaltrupp IV) fand die Staatstelegraphen auf dem linken Elbufer zerstört und machte bei Dommitzsch Halt, da feindliche Infanteriespitzen aus südlicher Richtung die Straße Eilenburg—Torgau erreicht hatten.

Eine bis Annaburg vorgegangene Aufklärungseskadron (Kavallerie-Signaltrupp V) klärte mit Patrouillen gegen Linie Torgau—Übigau auf."

Es wurden mit den 6 Lampen 9 unmittelbare Verbindungen erzielt, nämlich zwischen dem Armee-Hauptquartier und jedem der drei Korps-Hauptquartiere, zwischen VI. und VII. Armeekorps, vom VIII. Armeekorps nach dem VI. und VII. sowie nach der 5. Kavallerie-Division und der Aufklärungseskadron Annaburg, schließlich zwischen der Kavallerie-Division und der Aufklärungseskadron.

Die kürzeste Entfernung Wittenberg—Kemberg betrug 10 km, die weiteste Wittenberg—Annaburg 32 km.

Besonders zu erwähnen ist, daß zwischen Gräfenhainichen und Kemberg Augenverbindung nicht bestand, trotzdem aber tadellose Verständigung erzielt wurde, da an den beleuchteten Wipfeln des dazwischen gelegenen Waldes die Morsezeichen abgelesen werden konnten.

Auch diese Übung zeigte, wie wünschenswert es ist, eine Station für den Verkehr in 2 Richtungen mit 2 Lampen auszustatten.

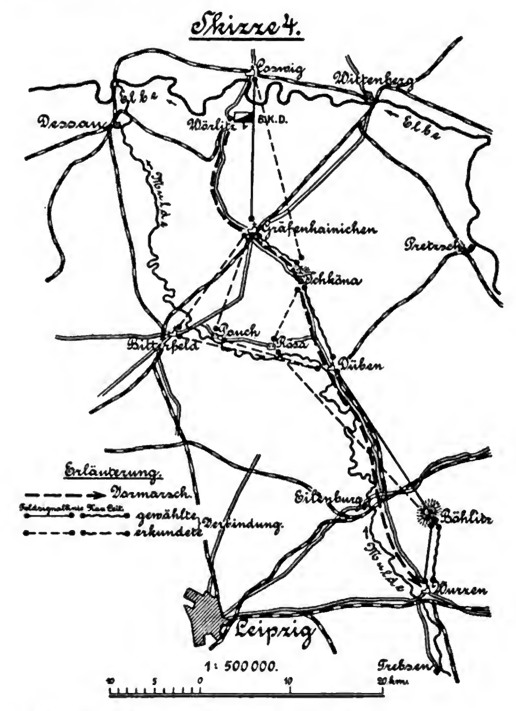
Bei den folgenden Aufgaben 7 bis 9 wurde angenommen, daß eine Kavallerie-Division an einem Tage einen starken Marsch bis zu 60 km zurücklegte und durch eine Feldsignalabteilung von sechs Kavallerie-Signaltrupps und drei Kavallerie-Telegraphenpatrouillen die Verbindung nach rückwärts halten wollte.

Da die Kavallerie-Signaltrupps, die zum Teil auf ausrangierten Pferden beritten waren, vor dem Kaisermanöver geschont werden sollten, konnten ihnen so starke Märsche nicht zugemutet werden. Es blieb daher nichts anderes übrig, als die Aufgaben in 2 bis 3 Tagen lösen zu lassen. Da zur Ausprobierung der Feldsignallinien zwei Trupps genügten, erhielten die Trupps zu je zweien dieselbe Aufgabe, nur in anderem Gelände, alle aber mußten die Verbindung durch die breite hügelige Waldzone hindurch herstellen, die sich links der Elbe zwischen Torgau und Dessau hinzieht.

Durch die Aufgaben 3 bis 5 waren die Trupps zu diesen Übungen bereitgestellt.

Bei Aufgabe 7 (s. Skizze 4 S. 441) sollte für eine Kavallerie-Division, die am 31. August von Wörlitz über Gräfenhainichen—Düben östlich der Mulde auf Wurzen vorging, zwischen Coswig und Wurzen durch eine Feldsignalabteilung Verbindung hergestellt werden.

Die Entfernung zwischen beiden Orten betrug in der Luftlinie über 60 km. Zur Erprobung der Feldsignallinien standen Trupp I und VI am 31. August, am 1. und 2. September zur Verfügung.



Die Verbindung wurde in folgender Weise hergestellt:

Coswig—Gräfenhainichen (17 km) 2 Lampen,

Gräfenhainichen—Düben (18 km) 2 Kavallerie-Telegraphenpatrouillen,

Düben—Böhlitz (21 km) 2 Lampen,

Böhlitz—Wurzen (8 km) je nach der weiteren Aufgabe der Kavallerie-Division 2 Lampen oder die letzte Kavallerie-Telegraphenpatrouille.

Da das Wetter vom 31. August bis 2. September sehr günstig war, hätte eine Kavallerie-Telegraphenpatrouille erspart werden können, wenn die Gegenstation für Coswig, statt in Gräfenhainichen, bei den Windmühlen von Schköna (22½ km) errichtet worden wäre.

Eingehend wurde erkundet, ob die Verbindung ohne Kavallerieleitung nur durch Lampen herzustellen war.

Es ergaben sich folgende Möglichkeiten:

Coswig—Gräfenhainichen (17 km),

Gräfenhainichen—Bitterfeld (15 km) oder Gräfenhainichen—Pouch (12½ km),

Bitterfeld—Düben (16 km) oder Pouch—Düben (13 km),

Düben—Böhlitz (21 km),

Böhlitz—Wurzen (8 km).

Eine Feldsignallinie über Bitterfeld oder Pouch hätte also zwischen Coswig und Wurzen (60 km) 10 Kavallerie-Signaltrupps erfordert.

8 Kavallerie-Signaltrupps wären für dieselbe Feldsignallinie bei folgender Einteilung nötig gewesen:

Coswig—Schköna (22½ km),

Schköna—Rösa (8 km),

Rösa—Böhlitz (28 km),

Böhlitz—Wurzen (8 km).

Aufgabe 8 (s. Skizze 5 S. 443).

Eine Kavallerie-Division ging am 31. August von Wittenberg über Kemberg—Düben vor und bezog in dem Raume Scholitz—Lukowehna—Krippehna Unterkunft.*)

Ihre Feldsignalabteilung sollte die Verbindung zwischen Wittenberg und dem Divisions-Stabsquartier Lindenhayn herstellen.

Zur Verfügung standen Trupp II und III**) am 31. August und 1. September.

Für Herstellung der Feldsignallinie wurden zwei Vorschläge gemacht:

Wittenberg—Kemberg (10 km) 2 Lampen,

Kemberg—Waldesrand südlich Lubast (6 km) 2 Lampen,

von dort bis Waldesrand nördlich Tornau (9,5 km) eine Kavallerie-Telegraphenpatrouille,

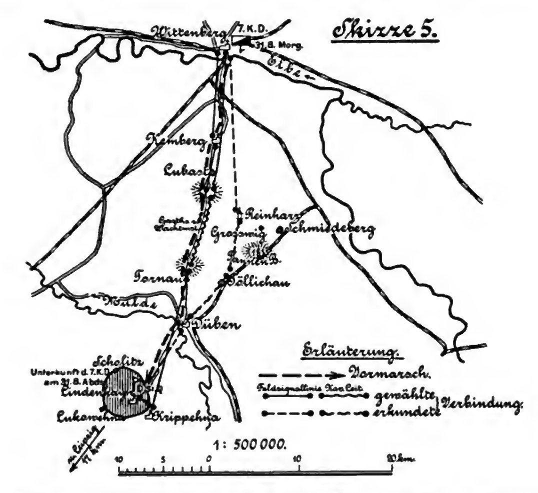
*) Diese 8. Aufgabe stand im Zusammenhang mit Aufgabe 1, bei der angenommen wurde, daß eine in dieser Richtung vorgehende Kavallerie-Division sich mit Wittenberg verbinden würde.

**) Bei Trupp III war Brustseuche ausgebrochen, die Feldsignallinien konnten daher nur erkundet, nicht erprobt werden.

von dort bis Krippehna (17 km) 2 Lampen. Der auf dem Kirchturm von Krippehna stationierte Trupp sollte sich durch eigene Kavallerieleitung mit dem Divisionsgeschäftszimmer in Lindenhayn verbinden.

Dieser Vorschlag hätte sechs Kavallerie-Signaltrupps und eine Kavallerie-Telegraphenpatrouille erfordert.

Der zweite Vorschlag, die Zwischenstation Kemberg auszuschalten und Wittenberg unmittelbar mit dem Waldrande südlich Lubast (15 km) zu verbinden, verdient bei



gutem Wetter den Vorzug, da er nur vier Kavallerie-Signaltrupps und eine Kavallerie-Telegraphenpatrouille beansprucht hätte.

Ferner wurde erkundet, ob über Reinharz die Feldsignallinie ohne Inanspruchnahme von Kavallerie-Telegraphenpatrouillen herzustellen wäre. Es ergab sich, daß die Verbindung zwischen dem Tannenberge (südlich Großwig) und Söllichau nur mittels Kavallerieleitung herzustellen war, daß im übrigen die Verbindung zwischen Wittenberg und Reinharz einerseits und zwischen Düben und Lindenhayn anderseits durch je zwei Lampen, zwischen Reinharz und Düben durch zwei Kavallerie-Telegraphenpatrouillen möglich war.

Aufgabe 9 (s. Skizze 6 S. 444) lautete:

„Eine blaue Armee erreicht im Vormarsch gegen die Elbe am 31. August mit dem Oberkommando Annaburg, mit der 8. Kavallerie-Division, die bei Dommitzsch bis 8⁰⁰ vormittags die Elbe überschritten hatte und über Wildenhain—Wurzen vorging, Trebsen.



Während des Vormarsches der Kavallerie-Division wurden zahlreiche stärkere Patrouillen des Feindes beobachtet. Telegraphen- und Telephonleitungen sind links der Elbe nicht vorhanden.

In welcher Weise stellt eine Feldsignalabteilung die Verbindung zwischen Trebsen und Annaburg her?

Zur Erprobung der einzelnen Strecken der Feldsignallinie stehen Kavallerie-Signaltrupp IV (Dommitzsch) und V (Annaburg) am 31. August, 1. und 2. September zur Verfügung."

Der Führer schlug für die Feldsignallinie folgende Strecken zum Betrieb durch Lampe vor:

Annaburg—Dommitzsch (15 km),
Dommitzsch—Torgau (12 km),
Torgau—Höhen bei Böhlitz (24 km),
von dort bis Höhe nördlich Trebsen (16 km).

Wenn auch in Dommitzsch und Torgau die Stationspunkte auf den Kirchtürmen so günstig lagen, daß im Notfalle der Verkehr durch eine Lampe ermöglicht worden wäre, so erforderte die Schnelligkeit des Betriebes doch möglichst zwei Lampen auf jeder Zwischenstation. Da aber nicht eine Feldsignalabteilung mit acht, sondern nur eine mit sechs Lampen zur Verfügung stand, hätte die Strecke Annaburg—Torgau (20 km) durch zwei Kavallerie-Telegraphenpatrouillen betrieben werden müssen. Die Kavallerie-Division hätte alsdann nach Herstellung einer Verbindung von 54 km Luftlinie, trotz des Umweges über Torgau, noch zwei Kavallerie-Signaltrupps und eine Kavallerie-Telegraphenpatrouille zur Verfügung gehabt. Eine Kavallerieleitung zwischen Dommitzsch und der Höhe bei Böhlitz hätte den Einsatz von drei Kavallerie-Telegraphenpatrouillen erfordert.

Falls die Armee nicht bereits durch Radfahrer die Hand auf den Elbübergang bei Torgau legte, mußten mindestens hier zur Sicherung der Station besondere Vorkehrungen seitens der Kavallerie-Division getroffen werden.

Aufgabe 8 hat gezeigt, daß die Feldsignalabteilung die Kavallerie-Telegraphenpatrouille nicht entbehren kann. In Aufgabe 7 und 9 ermöglichte der Einsatz von Kavallerie-Telegraphenpatrouillen eine Ersparnis an Kavallerie-Signaltrupps.

Alle drei Aufgaben bewiesen, daß der Führer der Feldsignalabteilung über einen Selbstfahrer verfügen muß, wenn er sich bei Einrichtung der Feldsignallinie nicht auf die stets unsichere Auswahl der Stationen nach der Karte verlassen, sondern selbst erkunden will. Die Erkundung findet, während die Feldsignalabteilung die Kavallerie-Division begleitet, von dem Stationspunkt des ersten Trupps aus statt. Nachdem festgestellt ist, ob die nach der Karte in Aussicht genommene Gegenstation auch sichtbar ist, oder ob sich vielleicht noch ein besserer Stationsort für den zweiten Trupp in der Richtung der vorgehenden Kavallerie-Division finden läßt, muß der Führer im Selbstfahrer die verlorene Zeit einholen, um die mit der Kavallerie-Division vorgegangenen Trupps rechtzeitig mit der nötigen Anweisung versehen zu können.

Dieses Verfahren wird bei den andern Gliedern der Feldsignallinie fortgesetzt und kann als „stufenweiser Bau“ bezeichnet werden.

Nach den bei Aufgabe 2, 7, 8 und 9 gewonnenen Erfahrungen wird eine Feldsignalabteilung für Kavallerie-Divisionen aus 6 bis 8 Kavallerie-Signaltrupps, 3 bis 4 Wagen zum Materialersatz und 3 Kavallerie-Telegraphenpatrouillen bestehen müssen.

Am 2. September fand für Trupp II und III*) eine Übung (s. Skizze 4 S. 441) statt, bei der zwei blaue Armeen, die beiderseits der Mulde fechtend von Düben auf Eilenburg vorgingen, mit Lichtsignalen Verbindung halten sollten.

Die Trupps erzielten dreimal Verständigung. Nicht immer war die Verbindung gerade in dem Augenblick vorhanden, als Meldungen zur Beförderung eingingen. Da indessen die Melbereiter den Umweg über Düben hätten machen müssen und die Verbindungen stets bald hergestellt wurden, wären die Meldungen durch Feldsignaltelegramme trotzdem schneller ans Ziel gekommen.

Die Übung hat die Erfahrung der ersten Tage bestätigt, daß man zu dauernder Verbindung zwischen marschierenden Kolonnen bei jeder zwei Kavallerie-Signaltrupps nötig hat, von denen einer die Station hält, bis der andere weiter vorwärts wieder die Verbindung aufgenommen hat.

Die letzte Übung am 4. September,**) bei der drei Armeekorps und eine Kavallerie-Division (s. Skizze 4 S. 441) aus Linie Eilenburg—Trebsen zum Angriff auf Leipzig vorgingen, zeigte, daß starker Nebel selbst auf wenige Kilometer die Verständigung ausschließen kann.

Es gelang nur, zwei Verbindungen auf 6 und auf 7 km herzustellen.

Am 7. September begannen die Kaisermanöver (s. anliegende Karte).

Die Feldsignalabteilung, zu der drei Kavallerie-Telegraphenpatrouillen von D. 4, D. 8 und Karabinier-Regiment sowie je sechs Meldereiter von D. 4 und 8 traten, war der blauen Partei unterstellt und zunächst bei der Kavallerie-Division B untergebracht.

Die blaue Armee,***) die im Vormarsch über Dresden am 6. September östlich Leipzig einen Sieg erfochten hatte, wollte am 7. September die Verfolgung des Gegners aufnehmen. Da die am 6. September vorgedrungenen blauen Abteilungen an der Saale zwischen Merseburg und Weißenfels auf starken Widerstand gestoßen waren, mußte man mit der Aufnahme des geschlagenen Feindes durch frische Truppen und mit ernsteren Kämpfen an der Saale rechnen. Während die Hauptkräfte nördlich der Elster- und Luppeniederung verfolgten, sollte das XIX. Armeekorps, aus der Gegend von Leipzig vorgehend, zwischen Daspig und Groß-Korbetha, das XII. Armeekorps südlich des XIX. zwischen Kriechau und Markwerben den Übergang über die Saale erzwingen (s. Skizze 7 S. 447).

Die Kavallerie-Division B wurde angewiesen, den Fluß bei Weißenfels oder oberhalb zu überschreiten.

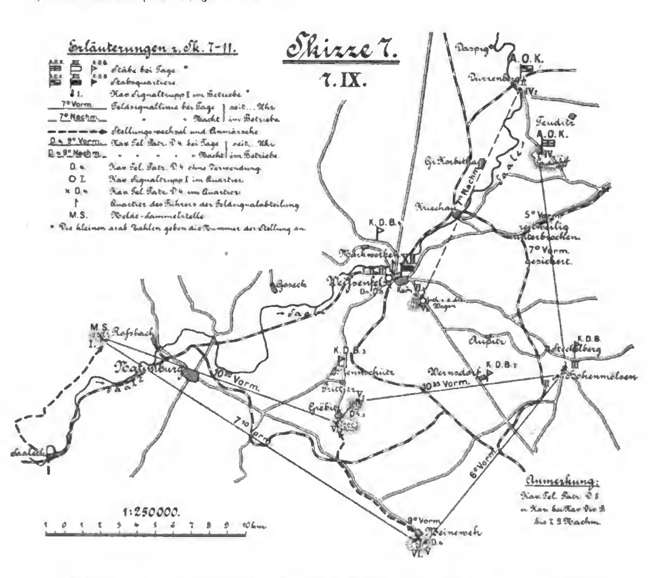
---

*) Trupp III wurde zu Wagen befördert und erhielt erst am 2. September abends seine neuen Pferde.

**) Der 3. September war Ruhetag.

***) Siehe Kaisermanöver 1903, Berlin 1904. Nur für den Dienstgebrauch.

Der kommandierende General des XIX. Armeekorps, der den Oberbefehl über die südlich der Elster- und Luppeniederung vorgehenden Truppen führte, wollte sich zunächst in die Gegend südlich Teuditz begeben. Die Feldsignalabteilung erhielt von der Kavallerie-Division B den Befehl, Teuditz (Armee-Oberkommando) mit Aupitz (Kavallerie-Division B) zu verbinden.



Außerdem wurde auf Höhe 262 westlich Roßbach (bei Naumburg) eine Meldesammelstelle errichtet, die Trupp I in den ersten Morgenstunden des 7. September über Saaleck erreichte.

Trupp II und III sollten von 5⁰⁰ vormittags aus Gegend Hohenmölsen leuchten, Trupp IV sollte das Armee-Oberkommando begleiten, Trupp V und VI in Gegend Meineweh Zwischenstation zwischen Trupp I und Hohenmölsen einrichten. Der Zwischenstation Meineweh war Kavallerie-Telegraphenpatrouille D. 4 überwiesen,

die Kavallerie-Telegraphenpatrouillen D. 8 und Kar. begleiteten nebst den Meldereitern die Kavallerie-Division B.

Als diese zwischen 5 und 6^{00} vormittags in drei Kolonnen die Gegend von Hohenmölsen durchritt, hatte Station Hohenmölsen die Verbindung mit Trupp IV (Armee-Oberkommando) auf dem Laichenhügel südwestlich Teudit aufgenommen.

Die Verständigung wurde jedoch zeitweise durch starken Nebel verhindert, erst von 7^{00} vormittags ab war sie gesichert. Um 6^{00} vormittags wurde die Verbindung zwischen Station Meineweh und Hohenmölsen, um 7^{10} vormittags die zwischen Trupp I (Meldesammelstelle) und Meineweh hergestellt.

Da die Kavallerie-Division B nicht in der Gegend von Aupitz verblieb, wurde keine der Telegraphenpatrouillen zur Verbindung mit Hohenmölsen eingesetzt, der Verkehr vielmehr durch Meldereiter unterhalten.

Es machte sich hier nachteilig bemerkbar, daß das Armee-Oberkommando über keine eigene Feldsignalabteilung verfügte, sonst hätte der an das Armee-Oberkommando abgegebene Trupp IV die Kavallerie-Division B begleiten und bei der günstigen Lage von Hohenmölsen von vielen Stellen aus dorthin Verbindung aufnehmen können. Anderseits aber hätte das Armee-Oberkommando mit seiner Feldsignalabteilung auf dem Laichenhügel eine Zwischenstation errichten und diese durch einen weiteren Trupp mit seinem jeweiligen Standpunkte, selbst mit dem linken Saaleufer, verbinden können.

Auf diese Weise wäre der zeitraubende Meldereiterverkehr zwischen Kavallerie-Division B und Hohenmölsen sowie zwischem dem Laichenhügel und dem Armee-Oberkommando vermieden worden.

Die Kavallerie-Division B hatte sich 6^{20} vormittags bei Wernsdorf gesammelt. Als sie von dort in Richtung Plennschütz aufbrach, erhielt Station Hohenmölsen durch Meldereiter folgenden Befehl, der durch Lichtsignale weiterbefördert wurde:

„Station Meineweh Stellungswechsel nach Gegend Gröbitz.“*)

Der Befehl war 8^{45} vormittags in Meineweh angekommen, um 10^{20} vormittags hatte Trupp VI von Höhe 222 südlich Gröbitz die Verbindung mit Trupp I (Meldesammelstelle Roßbach) aufgenommen, 10^{35} vormittags gelang es Trupp V, von Höhe 219 nordöstlich Gröbitz mit Hohenmölsen in Verkehr zu treten, Kavallerie-Telegraphenpatrouille D. 4 verband Trupp V und VI durch Kavallerieleitung.

Von der Meldesammelstelle bei Roßbach wurde ein Telegramm an das Armee-Oberkommando (Auszug aus den Meldungen des Leutnans v. Massow D. 8, des Rittmeisters Sperling D. 8, des Leutnants Grafen v. Schmettow U. 10) befördert, auch benachrichtigte die Feldsignalabteilung viermal das Armee-Oberkommando von

*) Meineweh war zunächst als Zwischenstation gewählt worden, da Gröbitz zu gefährdet schien.

dem Aufenthalte der Kavallerie-Division B (Eintreffen bei Steckelberg und bei Wernsdorf, Abmarsch auf Prittitz und auf Weißenfels).

Inzwischen war Blau auf das linke Saaleufer übergegangen. Sobald dessen Besitz gesichert erschien, wurde der Station Hohenmölsen durch Selbstfahrer zwecks Weiterbeförderung durch Lichtsignale Befehl zum Stellungswechsel übersandt. Trupp I sollte Anschluß an Kavallerie-Division B in Richtung Gosec—Weißenfels gewinnen, Trupp V und VI vom Gasthof zu den drei Wegen südöstlich Weißenfels Verbindung mit Trupp IV (Armee-Oberkommando) suchen, Trupp II und III sowie Kavallerie-Telegraphenpatrouille D. 4 wurden nach Weißenfels zur Kavallerie-Division B vorgezogen, bei der die Kavallerie-Telegraphenpatrouillen D. 8 und Kar. verblieben.

Während diese Befehle ausgeführt wurden, trat Kavallerie-Division B zu Rot über. Die Feldsignalabteilung verblieb bei der blauen Partei, die den Gegner zurückwarf und auf dem linken Saaleufer zwischen Daspig und Markwerben zur Ruhe überging. Trupp II, III und V, Telegraphenpatrouille D. 4 und D. 8 gingen bei Weißenfels ins Quartier, Kavallerie-Telegraphenpatrouille Kar. verband das Hauptquartier XII. Armeekorps in Weißenfels mit dem Gasthof zu den drei Wegen südöstlich Weißenfels. Von dort stellte Trupp VI 7^{15} abends Verbindung mit Trupp IV her, der beim Armee-Oberkommando in Dürrenberg stationiert hatte. In der Nacht erreichte Trupp I Weißenfels.

Die Feldsignallinie zwischen Dürrenberg und Weißenfels wäre wesentlich früher hergestellt worden, wenn nicht die Verbindung zwischen Trupp IV und dem Armee-Oberkommando verloren gegangen wäre.

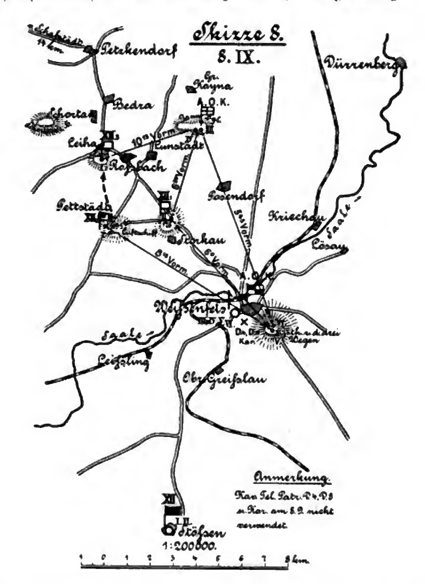
Es ist von höchster Wichtigkeit, daß die Trupps und die Stäbe, deren Verkehr sie vermitteln sollen, sich gegenseitig über die Lage auf dem laufenden erhalten.

In der Nacht zum 8. September wurde die Korps-Telegraphenleitung zwischen den Hauptquartieren Dürrenberg und Weißenfels für mehrere Stunden unterbrochen.

Das Armee-Oberkommando von Blau befahl in Dürrenberg am 7. September 6^{00} abends:

1. Der heute von der Saale zurückgedrängte Feind hat seinen Rückzug über Leiha (s. Skizze 8 S. 450) auf Schortauer Hügel und über Bedra auf Petzkendorf genommen. Nach Offizierspatrouillenmeldung haben Teile des feindlichen XI. Armeekorps heute vormittag die Gegend von Schafstädt erreicht.
2. Unsere Hauptarmee hat den Übergang über die Saale heute noch nicht gewonnen. Sie erneuert morgen, 8. September, den Angriff, mit linkem Flügel über Halle vorgehend.
3. Das XIX. und XII. Armeekorps werfen morgen den ihnen gegenüberstehenden Feind weiter zurück.

4. Das XIX. Armeekorps steht 6^{00} vormittags bei Lunstädt und am Janushügel gedeckt gegen Norden bereit. usw.
5. Das XII. Armeekorps geht, die Linie der Vorposten 6^{00} vormittags überschreitend, westlich der Straße Weißenfels—Roßbach zum Angriff gegen Schortau—Schortauer Hügel vor. usw.
6. u. 7. usw.
8. Ich befinde mich von 6^{00} vormittags an auf dem Janushügel.



Von der Feldsignalabteilung stationierten die Trupps V und VI am 8. September als Zentralstelle südöstlich Weißenfels am Gasthaus zu den drei Wegen, das von allen Höhen des linken Saaleufers gut zu sehen war. Trupp IV sollte mit Trupp III das Armee-Oberkommando (XIX. Armeekorps), Trupp I mit Trupp II das XII. Armeekorps begleiten.

Ein Trupp sollte bei jedem Generalkommando dauernd stationiert sein. Eine Station sollte erst aufgegeben werden, wenn eine neue Station am neuen Standpunkte des Generalkommandos in Betrieb genommen war. Auf diese Weise war durch die günstige Lage der Zentralstelle eine dauernde Verbindung zwischen den Generalkommandos gesichert, falls nicht überhaupt unmittelbare Verbindung hergestellt wurde.

Vom XII. Armeekorps stieß die 32. Infanterie-Division bei Pettstädt, die 23. bei Leiha mit dem Gegner zusammen.

Vor und während des Gefechtes war der Standpunkt des Armee-Oberkommandos auf dem Janushügel südlich Gr. Kayna unmittelbar mit dem XII. Armeekorps bei Höhe 176 nördlich Storkau verbunden. Ferner standen folgende Punkte mit der Zentralstelle in Verbindung:

der Janushügel (Armee-Oberkommando),

Höhe 176 nördlich Storkau (1. Standpunkt des Generalkommandos XII. Armeekorps),

Luftschiff südlich Pettstädt (2. Standpunkt des Generalkommandos XII. Armeekorps).

Als das Generalkommando XII. Armeekorps sich nach der erfolgreichen Attacke eines feindlichen Kavalleriekorps nach Roßbach begab, wurde vom Hutberge aus unmittelbare Verbindung mit dem Armee-Oberkommando am Janushügel hergestellt.

Es wurden fünf zum Teil wichtige Telegramme vom XII. Armeekorps an das Armee-Oberkommando befördert. (Antreten der 23. Infanterie-Division, über zwei feindliche Kolonnen, Eingreifen XIX. Armeekorps wird erwartet, Angriff auf 32. Infanterie-Division, Niederlage der 32. Infanterie-Division.)

Nachdem auch von Norden feindliche Kräfte zum Angriff gegen das XIX. Armeekorps vorgegangen waren, mußte Blau zwischen Kriechau und Leißling auf das rechte Saaleufer zurückgehen.

Bei dem Rückzuge über die Saale nahmen die Generalkommandos die Feldsignalabteilung nicht in Anspruch, sie wäre aber, da von der Zentralstelle aus das ganze Gelände zu übersehen war, jederzeit in der Lage gewesen, die Verbindung zwischen den Generalkommandos herzustellen.

Die Kavallerie-Telegraphenpatrouillen brauchten an diesem Tage nicht eingesetzt zu werden.

Das XIX. Armeekorps ging zwischen Lösau, Weißenfels und Ober-Greißlau, das XII. zwischen Leißling und Stößen zur Ruhe über. Die Feldsignalabteilung bezog auf Befehl des Armee-Oberkommandos in Weißenfels (Armee-Hauptquartier) Unterkunft, nur Trupp I und II verblieben in Stößen (Korps-Hauptquartier XII. Armeekorps).

Am Nachmittage des 8. September erhielt das Armee-Oberkommando von Blau die Nachricht, daß die blaue Hauptarmee den feindlichen Widerstand an der Saale gebrochen habe und den mit dem rechten Flügel auf Naumburg—Freyburg zurückgehenden Gegner verfolge. XII. und XIX. Armeekorps sollten am 9. September die Verfolgung durch Vorgehen südlich der Saale unterstützen (s. Skizze 9 S. 453).

Daraufhin ordnete das Armee-Oberkommando den Vormarsch in breiter Front gegen die Wethau an, die um 8⁰⁰ vormittags vom XIX. Armeekorps bei Wethau und Mertendorf, vom XII. Armeekorps bei Herrenmühle und Beudiz erreicht werden sollte.

Da dem Armee-Oberkommando daran lag, die Meldungen aus dem Gelände nördlich der Saale und östlich der Unstrut schnell zu erhalten, so wurde durch Trupp V eine Meldesammelstelle auf dem Aussichtsturm westlich Markwerben eingerichtet. Trupp II und IV (mit Kavallerie-Telegraphenpatrouille Kar.) stationierten auf Höhe 201 an der Chaussee Plotha—Wethau, wo sich das Oberkommando aufhalten wollte. Trupp I begleitete im Verein mit Kavallerie-Telegraphenpatrouille D. 8 das Generalkommando XII. Armeekorps auf den Töneberg östlich Wettaburg. Die Trupps III und VI nebst Kavallerie-Telegraphenpatrouille D. 4 erhielten Befehl, als Zwischenstation die Verbindung des Oberkommandos mit der Meldesammelstelle bei Markwerben sicherzustellen.

Zunächst beförderte Trupp III von 6³⁰ vormittags ab vom Gasthaus zur schönen Aussicht südwestlich Weißenfels drei von der Meldesammelstelle durch Lichtsignale übermittelte Meldungen an das auf dem Marsche befindliche Oberkommando durch Meldereiter.

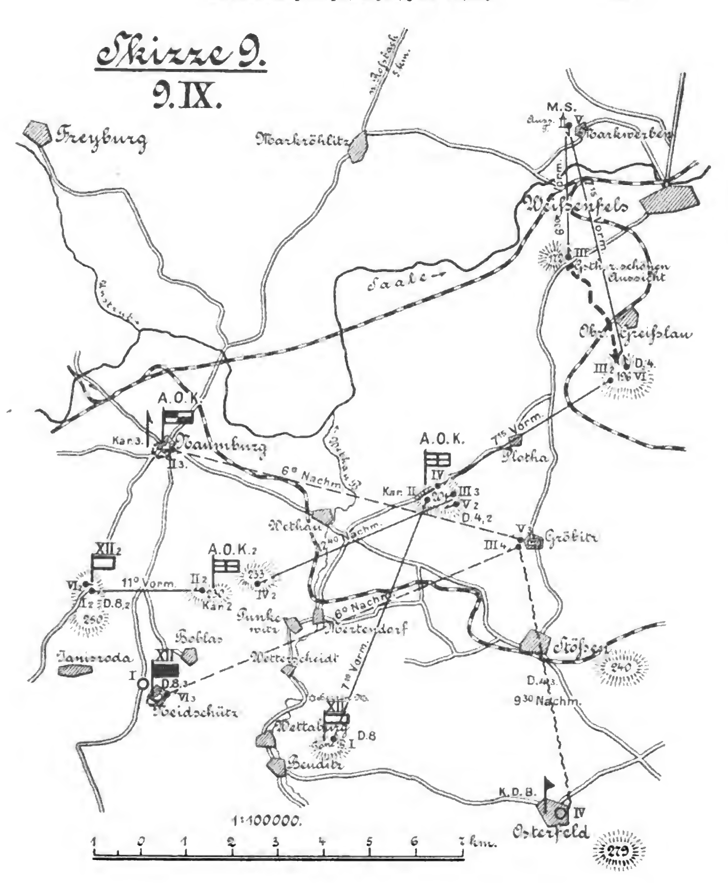
Während des weiteren Vormarsches des Oberkommandos und nach seinem Eintreffen auf Höhe 201 an Straße Plotha—Wethau übermittelte Trupp VI von Höhe 196 südlich Ober-Greißlau zuerst allein, dann gemeinsam mit dem herangezogenen Trupp III vier weitere Meldungen der Meldesammelstelle durch Lichtsignale an das Oberkommando.

Solange die Generalkommandos sich östlich des Wethauabschnittes befanden, bestand dauernde Lichtsignalverbindung zwischen ihnen und mit der Meldesammelstelle.

Zwischen den beiden Generalkommandos wurden vier Telegramme gewechselt.

Über die Tätigkeit der Feldsignalabteilung am 9. September sagt das Generalkommando XIX. Armeekorps:

„Wenn auch (beim Generalkommando) die erste Meldung über den seit Tagesanbruch beobachteten Anmarsch (feindlicher Streitkräfte) auf der Straße Roßbach—Naumburg durch Meldereiter gegen 7⁰⁰ früh einging, so kamen doch die folgenden ergänzenden Meldungen durch die Lichtsignalverbindung überraschend schnell an ihren Bestimmungsort. Das Oberkommando war dadurch fortgesetzt über den Anmarsch dieses Feindes orientiert und erkannte sicher, daß stärkere Kräfte desselben den Wethau-


Skizze 9.
9. IX.
Freyburg
Markröhlitz
Markwerben
Weißenfels
Saale
A.O.K.
Naumburg
Wethau
A.O.K.
Rotha
Grötitz
Ober-Greißlau
A.O.K. 2
Punkewitz
Mertendorf
Boblas
Janisroda
Wetterscheidt
Heidschütz
Wettaburg
Beuditz
Stößen
Osterfeld
6° Nachm.
11° Vorm.
6° Nachm.
7¹⁵ Vorm.
9³⁰ Nachm.
1:100000.
1 0 1 2 3 4 5 6 7 km.

abschnitt vor dem XIX. Armeekorps nicht erreichen konnten; es erhielt eine wertvolle Bestätigung seiner von Anfang an gefaßten Absicht. Auch mit dem Generalkommando XII. Armeekorps befand sich das Generalkommando XIX. Armeekorps am 9. September durch Lichtsignal in dauernder Verbindung."

Der linke Flügel von Blau überschritt die Wethau ohne Gefecht und wandte sich gegen die rechte Flanke der roten Kräfte, die an der unteren Wethau dem blauen rechten Flügel den Übergang verwehrten.

Bevor das Generalkommando XII. Armeekorps, das über die Wethau auf Janisroda vorging, die Höhe 250 nördlich Janisroda erreicht hatte, ging auch das Oberkommando nach Höhe 230 nördlich Boblas vor.

Trupp IV verblieb zunächst bei 201, um etwaige Meldungen von der Meldesammelstelle, die bis 10^{00} vormittags in Betrieb bleiben sollte, nachzusenden und um die Befehle zur Aufhebung der Feldsignallinie an die Zwischenstation und die Meldesammelstelle zu übermitteln.

Trupp II folgte dem Oberkommando und nahm alsbald von Höhe 230 nördlich Boblas Verbindung mit Trupp I bei Höhe 250 nördlich Janisroda auf.

Rot wich über Naumburg und Saale aufwärts auf das linke Ufer zurück. Da auf dem südlichen Flügel jedoch frische rote Kräfte eintrafen und auf das rechte Saaleufer übergingen, stand Blau von einer Verfolgung ab und ging mit XIX. Armeekorps um Naumburg (Armee-Oberkommando), mit XII. um Neidschütz (Korps-Hauptquartier) zur Ruhe über.

Der Nachrichtenoffizier beim XII. Armeekorps teilte dem Armee-Oberkommando auf der bisherigen Feldsignallinie die Unterbringung des XII. Armeekorps mit.

Die Verbindung der beiden Hauptquartiere Naumburg und Neidschütz, die beide tief im Grunde lagen, schien zunächst schwierig. Eine Erkundung im Selbstfahrer ergab indessen, daß sie durch eine Zwischenstation (Zentralstelle) in Gröbitz oder Stößen hergestellt werden konnte. Da die Trupps III und V nebst Kavallerie-Telegraphenpatrouille D. 4 bei Aufgabe der ersten Feldsignallinie für den Fall eines unglücklichen Ausganges des Kampfes zunächst nur bei Höhe 201 an der Straße Plotha—Wethau bereitgestellt waren, wurde Gröbitz als Zwischenstation gewählt.

Trupp VI, der bei Auflösung der ersten Feldsignallinie Befehl erhalten hatte, sich dem Generalkommando XII anzuschließen, errichtete auf dem Kirchturm in Neidschütz Station, die durch Kavallerie-Telegraphenpatrouille D. 8 mit dem Geschäftszimmer des Generalkommandos verbunden wurde. Trupp I ruhte in Neidschütz. Trupp II besetzte einen Kirchturm in Naumburg und verband sich durch die Kavallerie-Telegraphenpatrouille Kar. mit dem Geschäftszimmer des Oberkommandos.

Die Feldsignallinie hätte um 3^{00} nachmittags, lange vor Fertigstellung der Korps-Telegraphenleitungen, in Betrieb sein können. Die Verbindung wurde aber

erst um 6⁰⁰ abends hergestellt, da das Generalkommando XII seinen Trupp VI zunächst ruhen ließ.

Inzwischen war dem Führer der Feldsignalabteilung auch bekannt geworden, daß die Kavallerie-Division B bei Osterfeld wieder zur blauen Partei getreten sei.

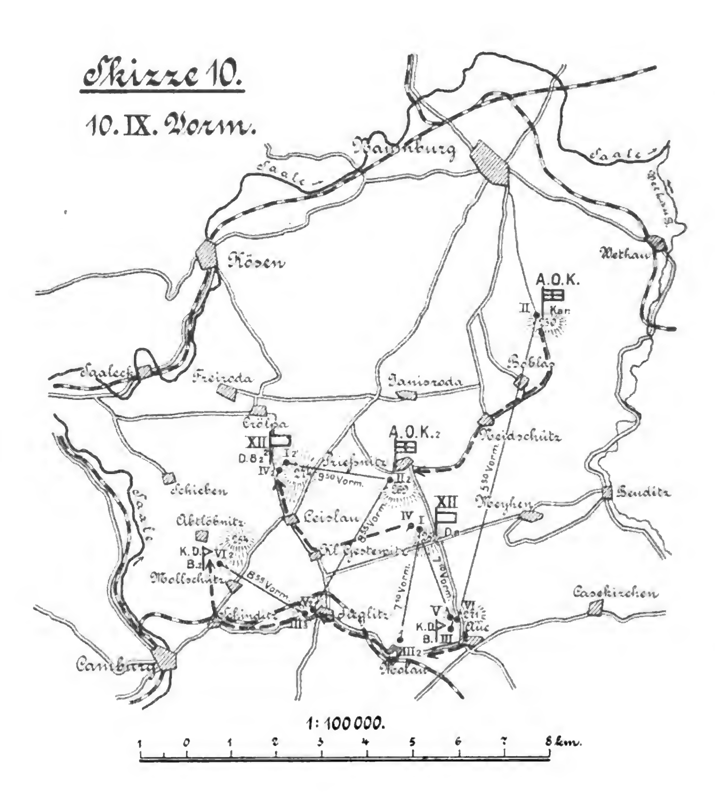
Infolgedessen erhielt Trupp IV, der von Höhe 223 nordwestlich Punkewitz zwecks Befehlsübermittlung Verbindung mit Höhe 201 an Straße Plotha—Wethau (Trupp III und V) aufgenommen hatte, Befehl, bei Osterfeld Verbindung zwischen der Kavallerie-Division B und der Zwischenstation Gröbitz herzustellen. Gleichzeitig wurde Kavallerie-Telegraphenpatrouille D. 4 angewiesen, Station Gröbitz mit Divisions-Stabsquartier Osterfeld zu verbinden.

Der Kirchturm von Gröbitz war als Station zu baufällig, die Station war daher in einem Hause errichtet, von dem aus eine Lichtsignalverbindung nach Osterfeld nicht hergestellt werden konnte. Infolgedessen wurde der Verkehr mit der Kavallerie-Division B durch Kavallerieleitung unterhalten.

Wäre von vornherein bekannt gewesen, daß die Kavallerie-Division B bei Osterfeld wieder zur blauen Partei getreten war, so wäre Stößen als Zwischenstation bestimmt worden. Wenn sich auch dann zwischen den Häusern von Stößen und Osterfeld eine Lichtsignalverbindung nicht hätte herstellen lassen, sondern nur von den benachbarten Höhen aus, so wäre eine unmittelbare Verbindung beider Ortschaften durch Kavallerieleitung vorzuziehen gewesen, da die Verbindung der Höhen mit Stößen und Osterfeld doch durch Kavallerieleitung hätte erfolgen müssen. Die Lichtsignale waren während der ganzen Nacht trotz des zeitweise starken Regens vorzüglich zu erkennen. Die Kavallerieleitungen in Naumburg und zwischen Gröbitz—Osterfeld wurden für kurze Zeit unterbrochen. Der telegraphische Verkehr war wenig umfangreich. Die Befehle für die Verwendung der Feldsignalabteilung am 10. September wurden in der ersten Morgenstunde auf der Feldsignallinie befördert.

Blau wollte am 10. September die Teile des Feindes angreifen, die sich am Tage vorher seiner Verfolgung entgegengestellt und östlich der Saale in Linie Freiroda—Abtlöbnitz behauptet hatten (s. Skizze 10 S. 456).

Während eine Division des XIX. Armeekorps nordwestlich Boblas zur Deckung der rechten Flanke bereitgestellt wurde, sollte die andere Division des XIX. Armeekorps von Neidschütz aus 7⁰⁰ vormittags die Linie Janisroda—Prießnitz überschreiten und zum Angriff auf Freiroda—Schieben vorgehen. Das XII. Armeekorps sollte von Meyhen und Casekirchen über Kl. Gestewitz und über Sieglitz—Schinditz vorgehen, mit dem rechten Flügel 7⁰⁰ vormittags das Wegekreuz 252 südsüdöstlich Prießnitz überschreitend. Die Kavallerie-Division B sollte zunächst zwischen Molau und Aue die Versammlung des XII. Armeekorps sichern. Das Armee-Oberkommando wollte 6⁰⁰ vormittags nördlich Boblas sein, das Generalkommando XII. Armeekorps am Wegekreuz südsüdöstlich Prießnitz.


Skizze 10.
10. IX. Vorm.
Naumburg
Saale
Kösen
Wethau
A.O.K.
Saaleck
Freiroda
Janisroda
Crölpa
A.O.K.2
Schieben
Leislau
Abtlöbnitz
Mollschütz
Schinditz
Camburg
Casekirchen
Aue
Seiditz
1:100000.
1 0 1 2 3 4 5 6 7 8 km.

Von der Feldsignalabteilung wurde am 10. September 5^{45} morgens Trupp II, dem Kavallerie-Telegraphenpatrouille Kar. unterstellt war, für das Oberkommando bei Höhe 230 nördlich Boblas stationiert, Trupp I und IV nebst Kavallerie-Telegraphenpatrouille D. 8 sollten zur selben Zeit bei 252 (Straßenkreuz südsüdöstlich Priesnitz) das Generalkommando XII mit dem Oberkommando verbinden. Der Kavallerie-Division B wurden mit Rücksicht auf etwaiges Vorgehen 3 Trupps, III, V und VI, zugeteilt. Kavallerie-Telegraphenpatrouille D. 4 baute ab. (Friedensrücksicht). Die Verbindung zwischen dem Oberkommando und der Kavallerie-Division bei Aue wurde sofort aufgenommen. Als 6^{30} vormittags die Kavallerie-Division B, von Trupp VI begleitet, auf Camburg vorging, wurde dem Armee-Oberkommando durch Feldsignaltelegramm davon Meldung gemacht.

Die Trupps des XII. Armeekorps hatten mit Rücksicht auf das bevorstehende Vorgehen desselben zunächst nicht stationiert. Da möglicherweise das Armee-Oberkommando noch Befehle für das XII. Armeekorps zu geben hatte, veranlaßte der Führer der Feldsignalabteilung ihre Stationierung. Um 7^{10} vormittags wurde auch sofort Verbindung mit Station Aue hergestellt, ebenso mit Trupp III, der der Kavallerie-Division gefolgt war und auf Kirchturm Molau stationiert hatte. Zu dieser Zeit hatte sich das Armee-Oberkommando, von seinem Kavallerie-Signaltrupp begleitet, schon in südwestlicher Richtung in Marsch gesetzt.

Die Trupps I und IV folgten darauf dem Generalkommando XII auf die Höhe 274 nördlich Leislau und suchten Verbindung einerseits mit der Kavallerie-Division B in Richtung Camburg, anderseits mit dem Oberkommando in Richtung Janisroda.

Der Feind hatte sich zu dieser Zeit von Naumburg aus zu umfassendem Angriff auf den rechten Flügel von Blau in Bewegung gesetzt. Das Armee-Oberkommando wollte die Kavallerie-Division B zum Schutze dieses Flügels auf Meyhen heranziehen, war aber über den Aufenthalt derselben nicht unterrichtet. Da ging 8^{55} vormittags von der Kavallerie-Division B (Trupp VI) aus Gegend Mollschütz über die Zwischenstation Sieglitz, die von Trupp III und V inzwischen besetzt war, ein Feldsignaltelegramm über den Rückzug des feindlichen rechten Flügels ein. Durch Lichtsignale konnte ihr dann 9^{18} vormittags der beabsichtigte Befehl übermittelt werden.

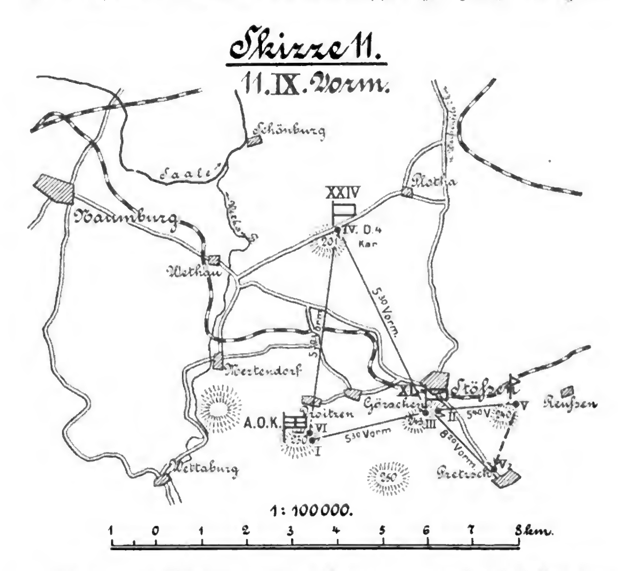
Nach Beendigung dieses Telegramms nahm Trupp II (Armee-Oberkommando) sofort Lichtsignalverbindung mit dem Generalkommando XII. Armeekorps zwischen Crölpa und Leislau auf. Es wurden alsdann von der Feldsignalabteilung noch zwei Meldungen über die Bewegungen der Kavallerie-Division befördert.

Auch hier wäre es wünschenswert gewesen, auf dem Flügel (Armee-Oberkommando) zwei Signaltrupps zur Verfügung zu haben, da diese Station den Verkehr nach zwei Richtungen (Kavallerie-Division und XII. Armeekorps) unterhalten mußte.

Die Feldsignalabteilung, die am folgenden Tage zum markierten Feinde (Rot) treten sollte, erhielt durch Lichtsignale Befehl, sich in Weißenfels einzuquartieren. Die

Kavallerie-Telegraphenpatrouille D. 8 hatte diesen Befehl nicht erhalten und verblieb infolgedessen am 11. September beim blauen XII. Armeekorps.

Nach der für den 11. September ausgegebenen neuen Kriegslage hatte eine rote Armee XXIV. und XL. Armeekorps auf dem Rückzuge auf Weißenfels (s. Skizze 11 S. 458) am 10. September abends hinter dem Wethauabschnitt Halt gemacht. Der Feind



war bis an diesen Abschnitt gefolgt, seine Sicherungen reichten von der Saale bis Wettaburg.

Am 11. September hatte sich das XXIV. Armeekorps in dem Abschnitt zwischen der Saale bei Schönburg und der Bergkuppe (1 km südlich Mertendorf) zu hartnäckiger Verteidigung des Wethauabschnittes eingerichtet. Das XL. Armeekorps hielt im Anschluß an das XXIV. mit der 88. Infanterie-Division die Höhen 230 (1 km südlich Droitzen) — 250 (2 km südöstlich Droitzen) und hatte die 89. Infanterie-

Division zwischen Stößen und Reußen bereitgestellt. Das Armee-Oberkommando befand sich von 5[30] vormittags ab auf Höhe 230 südlich Droitzen.

Von der Feldsignalabteilung waren dem Armee-Oberkommando folgende Vorschläge für Einrichtung der Feldsignallinie gemacht worden:

Trupp IV sollte bei Höhe 201 an Straße Plotha—Wethau das Generalkommando XXIV. mit dem Oberkommando auf Höhe **230** südlich Droitzen verbinden. Hier sollten die Trupps I und VI stationieren und Verbindung mit Trupp IV und mit dem Generalkommando XL. auf Höhe **243** südlich Stößen (Trupp II und III) aufnehmen. Von hier aus sollte Verbindung durch Lichtsignale mit Trupp V hergestellt werden, der auf Höhe **240** östlich Stößen bei der linken Flügel-Division (der 89.) stationieren sollte.

Die Kavallerie-Signaltrupps wurden diesen Vorschlägen entsprechend verwendet. Bis 5[40] vormittags waren alle befohlenen Verbindungen und unmittelbare Verbindung zwischen den Generalkommandos XXIV. und XL. Armeekorps aufgenommen.

Dem Trupp IV waren die Kavallerie-Telegraphenpatrouillen Kar. und D. 4. zugeteilt, um nach Anordnung des Generalkommandos XXIV. Armeekorps Verbindungen zwischen diesem und Teilen der vorderen Gefechtslinie herzustellen. Der Führer des XXIV. Armeekorps sah von einer Verwendung der Kavallerie-Telegraphenpatrouillen ab. Im Ernstfalle würde der Verkehr durch Meldereiter so gefährdet und unsicher gewesen sein, daß die Kavallerieleitung hier in der Verteidigungsstellung von Nutzen hätte sein können. Durch die Feldsignallinie selbst wurden während des Gefechts zwischen dem Armee-Oberkommando und dem XXIV. Armeekorps sieben Telegramme gewechselt.

Auch als die linke Flügel-Division auf Pretzsch eingesetzt wurde, gelang es Trupp V, der ihr gefolgt war, die Verbindung mit Höhe **243** südlich Stößen aufrecht zu erhalten und ein längeres Telegramm zu befördern.

Da im Verlauf des Angriffs erkannt wurde, daß der feindliche Hauptstoß sich gegen die Mitte und den linken Flügel richtete, gab der Oberkommandierende durch Lichtsignal Befehl, alle verfügbaren Truppen vom rechten Flügel zur Unterstützung bezw. Aufnahme nach dem linken zu senden. „Wenige Minuten nach Abgang des Befehls", so schreibt der Oberkommandierende, „sah man deutlich vom Standpunkte des Oberkommandos aus die Reserven des rechten Flügels — zwei Infanterie-Brigaden — im vollen Anmarsch; die Übermittlung des Befehls durch Ordonnanzoffiziere auf mindestens **4 km** in sehr bergigem Gelände würde 15 bis 20 Minuten der Krisis des Gefechtes gekostet haben."

Als die Entscheidung nahte, begab sich das Oberkommando nach Höhe 243 südlich Stößen. Die Feldsignalabteilung benachrichtigte alle Dienststellen von diesem Stellungswechsel.

Zu dieser Zeit hatte Trupp IV (Höhe 201) bereits begonnen, ein Telegramm des XXIV. Armeekorps über den Abmarsch einer seiner Divisionen an die Station südlich Droitzen zu übermitteln. Das Telegramm konnte nicht mehr beendet werden, da die Trupps I und VI vor dem Feinde die Stellung räumen mußten. Es wurde daher vom Trupp IV (Höhe 201) unmittelbar an die Station südlich Stößen befördert.

Am 9. September bei Herstellung der Verbindung zwischen der Meldesammelstelle Markwerben und dem Armee-Oberkommando und am 11. September haben sich, so berichtet der Oberkommandierende „die sehr beweglichen Lichtsignaltrupps als ein sehr einfaches, kriegsmäßiges Mittel zur Nachrichten- und Befehlsübermittlung bewährt“.

Meister,
Hauptmann im Großen Generalstabe.





Einige Lehren aus dem Kriege in Deutsch-Südwestafrika.

Kolonisieren ist eine Machtfrage! Wie ein roter Faden zieht sich diese Wahrheit von alters her durch das Gewebe der Geschicke aller Völker, deren kühner Unternehmungsgeist ihrem Handel und ihrer Auswanderung neue, noch unberührte Länder zu erschließen versuchte. Die Geschichte zeigt uns hierin auf allen ihren Schauplätzen eine überwältigende Gleichartigkeit der Vorgänge: wir finden im westlichen wie im östlichen Kulturkreis, bei der Erwerbung von Handels-, Plantagen- und Siedlungskolonien das gleiche Bild. Die höchstentwickelten der kolonisierenden Nationen haben dabei den härtesten Widerstand der Naturvölker gefunden, die dem Bestreben der Eindringlinge, ihre überlegene Kultur, ihre Gesetze und Sitten, oft auch ihre Religion in das Neuland zu verpflanzen, mit Mißtrauen und passivem Widerstand, oft mit Verachtung und Waffengewalt begegneten. Daher scheint die Tätigkeit des Kolonisators für eine gewisse Epoche der Erschließung seines Arbeitsfeldes untrennbar von der eines Konquistadoren. Wir Deutsche haben in unseren Schutzgebieten mit Eifer versucht, die Lehren der Geschichte zu korrigieren: Wir haben uns bestrebt, die Völker, deren Geschicke wir durch die Neuordnung der Verhältnisse ihrer Heimatländer mit denen unseres Volkes verknüpften, mit milder Hand und in Frieden für unsere Kultur zu gewinnen, aber unsere Mühen sind von Erfolg nicht gekrönt worden. Wir glaubten, in den von uns zu erschließenden Ländern noch Menschen von kindlicher Empfänglichkeit und paradiesischer Einfalt zu finden, aber wir hatten uns verrechnet und außer acht gelassen, daß die Welt älter geworden ist. Auch in Südafrika. Dort, in Südwestafrika sahen wir uns plötzlich „Wilden" gegenüber, die bereits unter europäischem Einfluß entstandene Spuren von Zivilisation zeigten und uns hierdurch bei der Besitzergreifung des Landes ebenso überraschten wie heute, 20 Jahre später, durch ihren energischen Widerstand gegen jedes weitere Eindringen unserer Kultur.

Vielleicht aber haben wir es versäumt, uns rechtzeitig und eingehender gerade mit der Geschichte der Völker zu beschäftigen, die in unseren Schutzgebieten leben. Wenn wir mit Aufmerksamkeit in ihrer Vergangenheit lesen, erscheint uns der Aufbau der Ereignisse bis zur Gegenwart logischer und weniger überraschend.

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Völker Südwestafrikas wird daher für das Verständnis der nachfolgenden Betrachtungen unerläßlich sein. —

Die ersten Europäer, die an den buchtenreichen Küsten Südafrikas festen Fuß faßten, fanden das Land von kriegerischen, starken und widerstandsfähigen Hottentotten- und Negerstämmen besetzt. Die Beziehungen zu diesen waren zunächst durchaus freundschaftliche, aber der gewinnbringende Austausch von Waren zog immer neue Einwanderer herbei; man rüstete Expeditionen aus, die in das Innere vordrangen, und die ersten Siedlungen und Staatengebilde entstanden, in denen die überlegene Kultur der Europäer den bis dahin frei umherschweifenden Eingeborenen eine untergeordnete Stellung und die Befolgung ihnen ungewohnter und lästiger Gesetze zuwies. Das alles veränderte das friedliche Bild. Die Eingeborenen wichen zwar zunächst zurück, bald jedoch folgten Zerwürfnisse und Kämpfe mit den immer weiter nachdrängenden Europäern. Der Besitz von Feuerwaffen brachte den Eindringlingen mühelose Siege in den ersten Kriegen, aber bald nahm die Lage überall dort einen bedrohlichen Charakter an, wo im Laufe der Zeit der Handel auch den Eingeborenen die Feuerwaffe in die Hände gespielt hatte. Und nur zu bald erkannten diese die Überlegenheit der neuen Waffe gegenüber Speer und Bogen, Keule, Messer und Schild.

Aber noch ein anderes Moment hat erschwerend auf die endgültige Erschließung Südafrikas eingewirkt: Am Ausgang des 18. Jahrhunderts nämlich drangen neue, starke und kriegerische Kaffernstämme sowohl im Osten wie im Westen, am Sambesi und Kunene, südwärts vor und marschierten in das Land ein. Die Kriege der Buren und Engländer gegen die Hottentotten- und Kaffernstämme, von letzteren besonders gegen die Zulu, Basuto, Griqua und Matabele, geben ein lebhaftes Bild von der Schwierigkeit der Kämpfe gegen diese wildkriegerischen, zahlreichen und kräftigen Völker. Die britische Art, den Gegner zu unterschätzen, hat auch hier zu den größten Verlusten geführt. Erwähnt sei in dieser Hinsicht nur die Schlacht bei Isandula. Aber noch ist trotz gewaltiger Anstrengungen die „Eingeborenenfrage" im britischen Südafrika nur zum Teil gelöst: Die Macht der „gelben Rasse", der Hottentottenstämme, ist zwar vollständig gebrochen, aber die Kaffernstämme stehen noch heute als ein Faktor da, mit dem gerechnet werden muß, besonders, da sie sich im Gegensatz zu den Hottentotten dauernd stark vermehren.

In Deutsch-Südwestafrika lagen die Verhältnisse ähnlich, und heute stehen wir dort in der Bekämpfung eines Aufstandes, wie ihn in gleicher Furchtbarkeit Südafrika nur im Zulukriege sah. Ein Volk von 80 000 Seelen hat sich erhoben, um so oder so, durch Sturz der deutschen Herrschaft im Lande oder durch Auswanderung nach Norden, in seine alte Heimat, sich der verhaßten Fessel europäischer Gesetze zu entziehen. Wahrscheinlicher ist die Absicht der Auswanderung, denn die Machtlosigkeit der Regierung und die recht- und gesetzlosen Zustände im portugiesischen Westafrika sind den Herero wohlbekannt. Dort können sie nach Unterjochung der

wenig kriegerischen Einwohner, die ihnen bei ihrer überlegenen Bewaffnung ein leichtes werden würde, wieder ein freies, wildes Nomadenleben nach ihrem Sinne führen. Denn „Wilde“ sind die Herero im Gegensatz zu den Hottentotten bis auf den heutigen Tag geblieben, trotz des durch die Mission verbreiteten Christentums, das diesen Zustand verschleierte und falsche Hoffnungen bei all denen erwecken mußte, die, sei es als Angehörige der Regierung oder als Ansiedler, im Hererolande lebten. Um so unerwarteter und furchtbarer gestaltete sich der Ausbruch des Aufstandes, der von langer Hand, mit Energie und so geschickt vorbereitet war, daß selbst die Missionare, angeblich die besten Kenner der Herero, vollständig überrascht wurden. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß der Plan zur Abschüttelung der deutschen Herrschaft bereits seit Jahren in den führenden Männern des Volkes keimte, denn seit Jahren haben die Herero systematisch eine allgemeine Bewaffnung des Volkes durchgeführt. Der Hauptteil der Gewehre und der Munition wurde im Tausch gegen Vieh aus dem portugiesischen Westafrika durch das Amboland eingeschmuggelt. So verfügten die Rebellen bei Ausbruch des Aufstandes über eine Zahl mit Hinterladern ausgerüsteter Krieger, wie sie noch niemals europäischen Truppen in Südafrika gegenübergestanden hat. Hierzu trat eine überraschende Kriegsübung und eine Widerstandsfähigkeit, wie man sie den Herero niemals zugetraut hatte. Man darf jedoch nicht vergessen, daß sie in ihren fast durch ein Jahrhundert sich hinziehenden Kriegen mit den Hottentotten lernen konnten, und daß es ihnen in der Tat gelungen ist, sich ein Maß kriegerischen — um nicht zu sagen taktischen — Verständnisses anzueignen und die bisher einer einheitlichen Führung ungewohnten Massen in einer Art zusammenzuschweißen, die in jeder Hinsicht überraschen muß. Aber ihre Lehrmeister waren gut und ihre Lehrzeit eine lange und schwere durch harte Verluste an Menschen und Besitz.

Jonker Afrikaner war es, der im Beginn des 19. Jahrhunderts von Oasib, dem Häuptling der „roten Nation“, dieses ehemals so mächtigen Hottentottenstammes, gegen die nach Süden drängenden Herero zu Hilfe gerufen, mit seinen Reitern den Orangefluß überschritt und in das Groß-Namaland einfiel. Ihm folgten die Hottentottenstämme aus der Kapkolonie, die man mit Einschluß der Afrikaner als die „Orlam“ bezeichnet, unter ihnen die Witboois. Wie ein zweiter Attila, eine Gottesgeißel, erschien Jonker Afrikaner, wohl der größte Eingeborene, den Südafrika jemals hervorgebracht hat, auf dem Plan. Ein rastloser Mann von großen Gaben des Geistes und Körpers, energisch und von hoher kriegerischer Begabung, unterwarf er sich an der Spitze seiner mit Gewehren bewaffneten Reiter im Fluge das Land bis hinauf zu den Ufern des Kunene. Die Herero wurden zu Sklaven und blieben es in harter Knechtschaft, bis es ihnen im Jahre 1863 gelang, das Joch der durch Bruderkriege und zahllose Fehden erschütterten Hottentotten in der Schlacht bei Otjimbingwe abzuschütteln. Die allgemeine Erhebung der Herero, an deren Spitze

sich zwei weiße Jäger, der Schwede Andersson und der Engländer Green, gestellt hatten, wurde besonders durch den Umstand von Erfolg gekrönt, daß es ihnen gelungen war, sich im Laufe der Jahre unbemerkt in den Besitz von Gewehren und Munition zu setzen, die sie von den im Lande umherziehenden weißen Händlern im Tausch für Rinder erwarben. Die Hottentotten gaben allerdings ihre Vorherrschaft im Damaralande nicht ohne weiteres auf, sondern Jahrzehnte eines blutigen Guerillakrieges folgten, den die Nachfolger und Erben des Jonkerschen Vermächtnisses, Jan Jonker Afrikaner und Hendrik Witbooi, mit wechselndem Glück und furchtbarem Haß bis zum Jahre 1892 fortführten.

Für die Herero war diese Zeit eine Hoheschule des Krieges. Was sie damals von ihren nimmermüden, verschlagenen und kriegsgeübten Gegnern gelernt hatten, erweiterten und befestigten sie während der Kriege der deutschen Truppen gegen Hendrik Witbooi, gegen die vereinigten Ovambandjeru und Khauas-Hottentotten und gegen die Zwartboois. So stehen die Herero uns heut als eine Macht gegenüber, die den Zulu den Ruhm streitig machen zu wollen scheint, die gefährlichsten Gegner der Weißen in Südafrika gewesen zu sein. Mit großem Geschick wählten sie den Zeitpunkt zum Losschlagen aus. Der größte Teil der Schutztruppe befand sich weit unten im südlichen Groß-Namaland im Kampfe gegen die Bondelzwarts; nur schwache Kompagnien und Detachements waren in Windhuk, Okahandya, Omaruru und Outjo zurückgeblieben, als der Ausstand ausbrach. Mit der Ermordung der vereinzelt wohnenden Deutschen, der Einschließung von Okahandya, Windhuk, Karibib, Omaruru, Gobabis und vieler kleinerer Stationen und endlich der Zerstörung der Eisenbahnbrücken bei Okahandya und der Bahnstrecke und des Telegraphen zwischen Okahandya und Karibib begann die allgemeine Erhebung, der gegenüber die Deutschen nach Einberufung aller Reserven und des Landsturms sich rein defensiv verhalten mußten.

Einen Umschwung in die äußerst schwierige und gefährliche Lage brachte erst das Eintreffen der berittenen Kompagnie Franke, die, in Eilmärschen aus dem Süden heranziehend, die Herero aus dem Bezirk Windhuk verscheuchte, in raschen Schlägen und nach heißen Kämpfen Okahandya und Omaruru entsetzte und in kühnem Siegeslauf eine neue und günstige Basis für die weiteren Operationen schuf. Das leuchtende Beispiel des rastlosen Führers, seine persönliche Tapferkeit, seine zielbewußte Energie und seine bei allem Wagemut sich stets gleichbleibende kühle Überlegung begeisterten seine Leute und feuerten sie an, unter namenlosen Anstrengungen das Letzte herzugeben. Blindes, hingebendes Vertrauen zu dem verehrten Führer und seinem Kriegsglück kennzeichnet es, wenn ein Reiter der Kompagnie über den Sturm auf Omaruru schreibt: „Die Sache mußte gelingen, war doch Franke unser Führer!“ Schnelligkeit und kühnes Wagen sind die Mittel, durch die Franke seine Erfolge gegen den in jedem Falle übermächtigen Feind errang. Der Geist rücksichtsloser, kein Hindernis scheuender Offensive weht uns aus seinen Taten entgegen. Von einem

Schauplatz des Aufstandes eilt er zum anderen, und vor seinen Reitern her fliegt die Kunde ihrer Siege, den Gegner entmutigend und erschreckend. So verdankt das Schutzgebiet der Kompagnie Franke viel, vielleicht viel mehr, als man ahnt, und wir erkennen aus ihrer über jedes Lob erhabenen Tätigkeit, welch große, überraschende Erfolge auch eine dem Gegner an Zahl bei weitem nicht gewachsene Truppe unter energischer, kühner Führung erreichen und welche Anforderungen der Führer an seine Leute stellen kann, wenn er nur ihr hingebendes Vertrauen besitzt, jenes herrliche Vertrauen, das den Soldaten den Tod an der Seite des Führers verachten läßt.

Anschließend an die Verteidigung von Omaruru sei auf die Notwendigkeit hingewiesen, in allen nicht vollständig pazifizierten, d. h. noch von bewaffneten Eingeborenen bewohnten Schutzgebieten, mögen diese Eingeborenen auch noch so friedfertig erscheinen, sowohl die Kasernements der Truppen wie auch die Baulichkeiten der kleinen Polizei-, Grenz- und Zollstationen in verteidigungsfähigem Zustand zu erhalten. In derartigen jung erschlossenen Ländern, deren unfertiger Zustand überraschend auftretende Aufstände und Unruhen begünstigt, bilden die von Soldaten besetzten Stationen, selbst die kleinsten, wichtige Stützpunkte für die Truppen und einen Rückhalt und Zufluchtsort für die im Lande lebende europäische Bevölkerung. Die Einnahme auch nur einer dieser Stationen bringt für den Gegner immer wenigstens einen moralischen Erfolg mit sich, wenn nicht sogar durch die Erbeutung von Waffen, Munition, Proviant, Uniformen und Kriegsgerät eine erhebliche Kräftigung seiner Machtmittel eintritt.

Da ferner die aktive Feldtruppe gerade beim Ausbruch überraschender Aufstände erfahrungsgemäß häufig Verstärkungen aus den Stationsbesatzungen an sich zu ziehen gezwungen ist, ergibt sich die Notwendigkeit, auch für die Anlage der größeren Stationen, die Möglichkeit der Verteidigung durch eine geringere Anzahl von Mannschaften, als ursprünglich angesetzt, vorzusehen. Die Sturmfreiheit der Anlage spricht hierbei ebenso mit, wie die zu jeder Zeit und unter allen Umständen durchzuführende Versorgung der Stationen mit Proviant und Munition.

Die Herstellungsarbeiten an der von den Rebellen an vielen Punkten zerstörten Eisenbahn waren inzwischen unter dem Schutze des Landungskorps S. M. S. „Habicht" sowie von Teilen der Schutztruppe und von Kriegsfreiwilligen energisch gefördert worden. Der Kommandant des „Habicht", Korvettenkapitän Gudewill, entwickelte eine umfassende Tätigkeit im Küstengebiet und längs der Eisenbahn bis über Groß-Barmen hinaus und bewies durch sein schnelles, energisches und besonders für die Bezirke Karibib und Otjimbingwe bedeutsames Eingreifen, wie erwünscht und notwendig für unsere Kolonien die Stationierung oder wenigstens der häufige Besuch kleiner Kreuzer ist.

Vom „Habicht" wurden unter Kapitänleutnant Gygas im ganzen 3 Offiziere, 1 Sanitätsoffizier, 81 Matrosen mit 3 Revolverkanonen und 2 Maschinengewehren

gelandet, die bei Kubas, am Lievenberg und bei Groß-Barmen siegreich fochten. Wie vor wenigen Jahren im fernen Osten in den schweren Kämpfen der Seymour-Expedition und bei Tientsin sehen wir nun hier wieder unsere Blaujacken in das ihnen ganz fremde Land mit derselben Frische, derselben Hingebung, derselben Tapferkeit eindringen und den bedrängten Landsleuten eine schnelle und darum um so wertvollere Hilfe bringen.

Die im Laufe des Februar im Schutzgebiet eintreffenden Verstärkungen der Schutztruppe und das Marine-Infanteriebataillon machten es möglich, in verschiedenen Kolonnen gegen die Herero vorzumarschieren. Diese schlossen sich allmählich enger zusammen und besetzten mit starken Kriegshaufen die infolge ihrer natürlichen Beschaffenheit für die Verteidigung günstigen Punkte und Landschaften, die den zahlreichen Herden genügend Wasser und Weide boten. Die Okahandya- und Onjatigebirge, das Komashochland mit seinen Ausläufern, das Lievengebirge und der Waterberg sind solche natürlichen Festungen, Fels- und Gebirgswildnisse, deren schwer zugängliche, schroffe Abstürze und Randgebirge die reichen Weidegründe, Täler voll saftigen Grases und die ergiebigen Wasserstellen des Innern decken. Aber schon zu dieser Zeit verhielten sich die Herero nicht nur abwartend in ihren Zufluchtsorten, sondern sie versuchten an einigen Stellen, die vormarschierenden Kolonnen aufzuhalten oder, wie der Afrikaner sagt, sich ihnen „vorzulegen". Hierin ist, ebenso wie früher in der Einschließung der Hauptorte des Damaralandes, zweifellos bereits das Hervortreten offensiven Geistes zu erkennen. Dieser macht sich, nachdem energische Führer Einfluß auf die mehr und mehr sich zusammenschließenden Horden gewonnen hatten, in den späteren Kämpfen als Gefechtsoffensive in hohem Maße bemerkbar.

Die Fechtweise unserer Truppen in Südwestafrika kann sich im allgemeinen in den einfachen Formen und Grundsätzen der heimischen Vorschriften halten. Wo diesen gegenüber Änderungen notwendig sind, werden sie durch das Gelände oder durch klimatische Einflüsse bedingt. Aber die unter Umständen durch die Verbindung dieser Faktoren entstehenden ungemessenen Schwierigkeiten in der Kriegführung können in ihrer ganzen Größe und Bedeutung nur Landeskundige beurteilen. Sie werden in der Heimat daher dauernd stark unterschätzt. Aufklärung, Sicherung und Marsch sind es vor allem, die in Südwestafrika ungleich schwieriger und zeitraubender sich gestalten als im europäischen Kriege.

Daneben fällt für die Gefechtstätigkeit die hohe Tageshitze der Subtropen besonders erschwerend ins Gewicht; aber auch das Überwinden wildzerrissener, schroffer Gebirge, das Erklettern der durch den Einfluß der Sonnenstrahlen glühendheißen Felsmauern und das Durchkriechen durch verworrene, verfilzte Dornbuschwälder kann im europäischen Kriege nicht zu den täglichen Ereignissen gerechnet werden. Auch das Mitführen und der Nachschub von Proviant und Munition bildet bei den schlechten Wegen, oft auch durch den Mangel an geeigneten Zugtieren, eine Aufgabe, von deren

Schwierigkeit sich der Laie schwer einen Begriff machen kann. Diese Frage besitzt aber eine für alle kriegerischen Operationen entscheidende Bedeutung durch das Fehlen aller natürlichen Hilfsquellen im Lande.

Es erhellt aus diesen Ausführungen, daß die deutschen Truppen kein leichtes Spiel in einem Lande haben konnten, in dem sie neben den Schwierigkeiten des Geländes und eines ungewohnten Klimas einen tapfer fechtenden, modern bewaffneten und ihnen an Zahl überlegenen Gegner fanden, der bei alledem eine gewisse instinktive Strategie und eine verschlagene Taktik sich zu eigen gemacht hatte.

Diese Erscheinungen traten einige Zeit, nachdem durch den Entsatzzug der Kompagnie Franke und das Eingreifen des „Habicht“ sich die Lage vorübergehend zugunsten der deutschen Sache verschoben hatte, immer deutlicher hervor. Fast hat es den Anschein, daß die Herero Scham empfanden, den kühnen Angriffen dieser kleinen Detachements nicht energischer Widerstand geleistet zu haben. Kurz, sie besannen sich auf sich selbst und gingen daran, den frisch eingetroffenen Verstärkungen gegenüber ihre Widerstandsfähigkeit von neuem zu erproben.

Inzwischen setzte sich nun zunächst Major v. Estorff mit der Kompagnie Häring des Marine-Expeditionskorps und zwei Geschützen auf Omaruru—Outjo in Marsch. Mit dem Rest des Expeditionskorps wollte Major v. Glasenapp unter Benutzung der Eisenbahn nach der Ostgrenze bei Gobabis vordringen. Diese Disposition entsprach den Meldungen, nach denen die Hauptstreitkräfte des Feindes bei Waterberg und Gobabis standen.

Die Kolonne Estorff, verstärkt durch die Kompagnien Franke und Kliefoth, marschierte über Otjipaue auf Otjihinamaparero. Diese Wasserstelle war nach den eingegangenen Meldungen vom Feinde stark besetzt, und der Major hatte infolgedessen den Entschluß gefaßt, die Truppen durch einen Nachtmarsch noch unter dem Schutze der Dunkelheit möglichst nahe an die feindliche Stellung heranzuführen. Die Ausführung dieser Absicht wurde jedoch durch die Ungunst des Geländes verhindert, denn der stark zugewachsene Weg wurde in der Dunkelheit häufig verloren. Schließlich mußte gegen 4^{30} Halt gemacht und der Sonnenaufgang abgewartet werden, so daß das Detachement erst kurz vor 8^{00} morgens vor der feindlichen Stellung erschien. Dieser Vorfall gibt ein lebendiges Beispiel für die Richtigkeit und Unzuverlässigkeit aller militärischen Verabredungen in einem Lande, in dem kein geordnetes Wegenetz, kein erschöpfendes Karten- und Nachrichtenmaterial zur Verfügung steht, und in dem mit Ausnahme weniger enger Bezirke die Beschaffenheit des Geländes nicht allein ganz unbekannt, sondern sogar durch den ungehemmten Einfluß klimatischer Faktoren alljährlich bedeutenden Veränderungen ausgesetzt ist. Es ist daher meist ganz unübersehbar, welcher Zeitspanne eine Truppe zur Überwindung einer größeren Wegstrecke bedarf, und wenn auch für Reiter und Fußgänger bei günstigen Witterungsverhältnissen und einigermaßen bekannten Wegen leidlich zutreffende Berechnungen angestellt werden

können, so versagt für die aus den schweren Ochsenwagen oder -karren bestehenden Trains jeder Versuch eines Voranschlags vollkommen, sobald der Marsch durch entlegenere, wenig bekannte Landschaften führt oder querfeldein abseits der Wege oder in der Regenzeit ausgeführt werden muß. Dabei sprechen, wie gesagt, in erster Linie die Einwirkungen des Klimas mit. So findet man nicht selten einen wenig begangenen Weg, der in früherer Zeit als durchaus brauchbar bekannt war, nach einer reichlichen Regenzeit von der üppig aufsprießenden Vegetation bedeckt und unkenntlich gemacht, von tiefen, durch die abfließenden Regenwasser gerissenen Spalten durchsetzt oder, im Gebirge, von Gesteinsmassen überhäuft, die durch die von der Regenzeit subtropischer oder tropischer Länder besonders begünstigten Felsstürze und Bergrutsche losgelöst worden sind. Auch der sogenannte „Durchschlag“, das Vollsaugen der tiefliegenden, lehmigen Bodenstrecken mit Wasser, hemmt in und kurz nach der Regenzeit in gewissen Landschaften die Bewegung stärkerer Truppenmassen. Wenn dieser Umstand sich besonders in den nördlichen, tropischen Teilen unseres südwestafrikanischen Schutzgebiets geltend macht, so fällt er um so schwerer ins Gewicht, als gerade in tropischen Gebieten die europäischen Truppen besonderer Fürsorge in bezug auf Ernährung und Unterbringung bedürfen. Diese aber wird lediglich gewährleistet durch die Ochsenwagenkolonnen, die den Proviant und Zelte, Decken, Reservebekleidung und Wäsche mitzuführen haben. Die Fleischnahrung wird zwar in lebenden Häuptern mitgetrieben, und ihre Beschaffung bietet deshalb scheinbar nur geringe Schwierigkeiten, aber es sei hier doch kurz auf die verderblichen Seuchen hingewiesen, die gerade in der Regenzeit unter Pferden und Rindern oft bedeutende Opfer fordern und in einem ungünstigen Jahr schon durch ihren Einfluß allein alle Operationen hemmen können. Die Summe dieser so überaus schwerwiegenden Faktoren gibt mir Anlaß, für die Verbürgung des militärischen Erfolges in Südwestafrika und für gleichartige Länder auf den bereits an anderer Stelle*) aufgestellten Satz wiederholend hinzuweisen: „Vereint marschieren, getrennt schlagen!“, d. h. Detachierungen und Teilungen der Truppen erst am Feinde und auf dem Gefechtsfelde vorzunehmen.

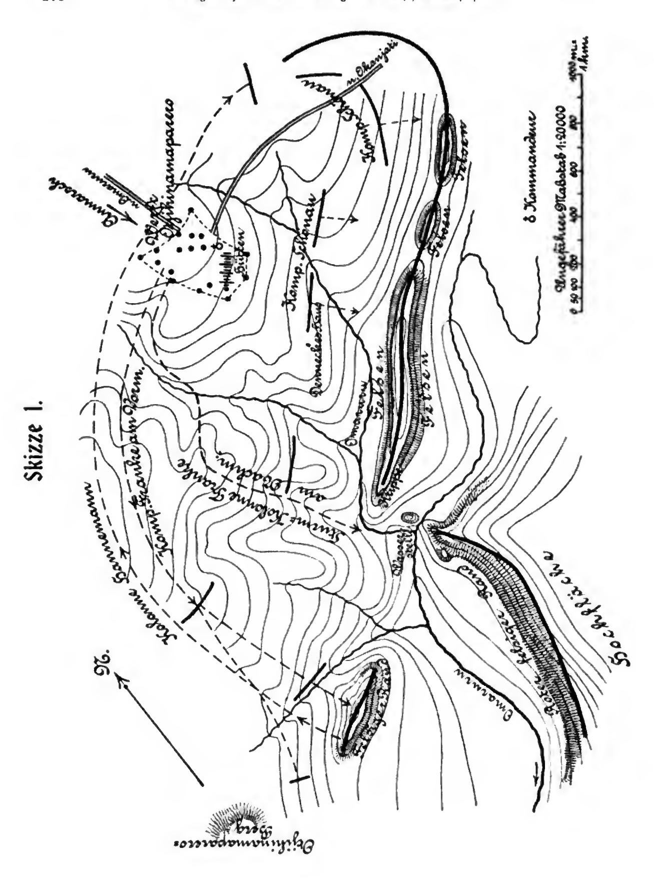
Daß jetzt in Südwestafrika neuzeitliche Verständigungsmittel, Funkentelegraphie und Lichtsignalapparate, zur Verfügung stehen, wird die Verbindung zwischen den einzelnen Detachements wesentlich erleichtern, wenn auch hier die Ungunst des unkultivierten und schwierigen Geländes sich unliebsam bemerkbar machen und die Verabredungen oft durchkreuzen dürfte. Die so frühzeitig und so sorgfältig wie möglich durchzuführende Erkundung der Marschstraßen gewinnt unter den geschilderten Verhältnissen in kolonialen Kriegen eine noch größere Bedeutung als auf europäischen Kriegsschauplätzen, auf denen übrigens auch, besonders im Gebirgskriege, bei Operationen in ausgedehnten Niederungen und an weitverzweigten Flußsystemen, klimatische und Witterungseinflüsse ähnlichen Einfluß gehabt haben.

*) In „Dienst und Kriegführung in den Kolonien und auf überseeischen Expeditionen“.

Als Major v. Estorff sich der Stellung der Herero bei Otjihinamaparero näherte, erkannten, wie der Gefechtsbericht sagt, die seine Kolonne begleitenden Hottentotten mit ihren scharfen Augen den Rauch der Feuerstellen und den Staub von Viehherden weit früher als die Europäer, die sich diese einzigen Anzeichen des nahen Gegners erst mühsam mit dem Fernglas suchen mußten. Wie hier, so haben sich bereits in früheren Kriegen Bastards und Hottentotten als besonders geeignet für den Aufklärungs- und Kundschafterdienst erwiesen, wobei zu bemerken ist, daß man den aus ihnen zusammengesetzten Patrouillen doch zweckmäßigerweise zur Kontrolle der Meldungen einige Europäer beigibt.

Ich bin der Ansicht, daß keineswegs, wie man so oft liest, die Augen der Eingeborenen „besser“ und ihr Sehvermögen an sich „schärfer“ ist als das der Europäer, sondern daß durch fleißig geübte Gewöhnung an das Sehen und Erkennen gewisser Gegenstände auf weitere Entfernungen auch der europäische Soldat dem Eingeborenen Ebenbürtiges zu leisten imstande ist. In der deutschen Armee wird seit Jahren bereits diesem Umstand durch die Übungen im Gelände Rechnung getragen, die man mit dem Namen „Augengewöhnung“ oder „Zielerkennen“ bezeichnet. Im wesentlichen kommt es darauf an, auf größere Entfernungen Gegenstände und Erscheinungen im Gelände aufzufassen, die durch Farbe oder Bewegung auffallen. Der Europäer macht hierbei vor allem den Fehler, scharf und angespannt jeden Fleck des zu untersuchenden Geländes mit den Augen zu durchmustern. Durch diese Anstrengung ermüden die Sehnerven in kurzer Zeit, bald tritt körperlicher Schmerz ein, und schließlich „verschwimmt“ das Bild vor den Augen. Der Hottentott dagegen nimmt ohne Anspannung der Sehnerven ein größeres Gesichtsfeld in das Auge, er „stiert“, wie wir zu sagen pflegen, auf das Gelände, und durch diese Art und Weise fallen in der Tat irgend welche durch Farbe oder Bewegung vom Gelände und seiner Bewachsung sich abhebenden Gegenstände dem Auge leicht und mühelos auf. Dann erst richtet er seine Aufmerksamkeit auf das genauere Erkennen der Einzelheiten. Dieser Umstand scheint für die Ausbildung des Soldaten sowohl in den Kolonien wie in der Heimat von Bedeutung zu sein.

Das Gefecht von Otjihinamaparero (s. Skizze 1) bietet eine Fülle bemerkenswerter Einzelheiten, aus denen ich folgende herausgreifen will: Die Stellung des Feindes erwies sich bald als eine außerordentlich ausgedehnte und wohlüberlegte. Zunächst lag vor dem Angreifer ein mit Gras und niedrigen Büschen bewachsener Hang, der sanft nach dem Bett des Omaruruflusses abfällt. Dieses, trocken und ziemlich breit, wird auf der gegenüberliegenden Seite von einem niedrigen Hügel- und Klippengebiet begrenzt, hinter dem ein überhöhender, langgestreckter Rücken liegt. Zunächst war das klippige Gelände, später der Rücken in einer Ausdehnung von 4500 m dicht vom Feinde besetzt, ebenso der den linken Flügel schützende schroffe Absturz des massigen Otjihinamapareroberges. Das Detachement zählte, da die Fußmannschaften zurückgelassen worden waren


N.
Felsen
Felsen
Omaruru
8 Kommandeur
Ungefährer Maßstab 1:20000

Skizze 1.

und erst nach dem Gefecht eintrafen, nur 12 Offiziere, 39 Unteroffiziere, 124 Reiter und 5 Geschütze (3 Feldgesch. C/73, 1 Gebirgsgesch. 6 cm, 1 Maschinengesch. 3,7 cm) und zerfiel in 3 Kompagnien (Häring, Schönau [ehemals Kliefoth], Franke), die aber, wie Major v. Estorff meldet, ihrer geringen Stärke halber die Bezeichnung „Kompagnie“ nicht verdienten. Ein Frontalangriff war ausgeschlossen, da Hang und Flußbett deckungslos zu durchschreiten waren. Es mußte jetzt die Frage auftauchen, ob es bei der geringen Stärke der Truppen nicht geraten erschien, dieselben zusammenzuhalten und zu versuchen, durch Angriff auf einen Flügel der feindlichen Stellung diese aufzurollen. Major v. Estorff entschloß sich jedoch zum Vorgehen gegen beide Flügel, was im Laufe des Gefechts zu einem Auseinanderziehen des Detachements auf 3300 m führte, eine Lage, die, wie Estorff berichtet, nur möglich war in der Zuversicht, daß die Herero ihre Felsverstecke nicht aufgeben würden, um vorzustürmen.

Die Avantgardenkompagnie Franke mit dem Gebirgsgeschütz erhielt zunächst den Befehl, den linken Flügel des Gegners anzugreifen. In der ausgesprochenen Absicht, ihn zur Eröffnung des Feuers und zum Verraten seiner Stellung zu bewegen, ritt die Kompagnie auf 1000 m vor der mutmaßlichen Stellung entlang, teilweise unter Benutzung einer Bodensenkung. Der Plan gelang vollkommen, und sie erreichte ohne Verluste den ihr zugewiesenen Punkt, von dem aus der Angriff angesetzt wurde. Von 650 m an mußte unter heftigem gegnerischem Feuer sprungweise vorgegangen werden. Gegen den Otjihinamapareroberg wurde bald das Ausscheiden eines besonderen Flankenschutzes notwendig, dessen Feuer das der feindlichen Schützen niederhielt. Im Laufe des Gefechts nahm der Zug des Oberleutnants Hannemann unter geschicktester Geländebenutzung eine kleine, der gegnerischen Stellung vorgelagerte 2 m hohe Felsgruppe, deren taktische Bedeutung die Führung erkannt hatte. Von hier aus wurden in einem langen Sprunge die feindlichen Schützengräben erreicht und genommen. Die Herero flohen in ihre zweite Stellung zurück, wobei sie starke Verluste erlitten. Von 11^{00} bis gegen 1^{20} lag die Avantgarde hier im Feuergefecht, die Möglichkeit weiteren Vordringens war ausgeschlossen. Um diese Zeit zwang die äußerst bedrohliche Umgehung des linken Flügels durch die infolge Zuzugs dauernd verstärkten und scharf gegen die Kompagnie Schoenau vorgehenden Herero den Führer, zwei Züge der Kompagnie Franke zur Unterstützung herbeizurufen. Diese wurden vom Kompagnieführer zurückgezogen, galoppierten nach dem linken Flügel und griffen dort in das Gefecht ein, als eben die feindlichen Schützen, durch dichten Dornbusch gedeckt, schon bis auf 150 m herangekommen waren. Ein überraschender, energischer Gegenangriff trieb sie unter Verlusten bis über das Flußbett zurück. Nachdem man bis gegen 5^{30} im Feuergefecht gelegen hatte, wurden alle verfügbaren Kräfte in der Mitte der Stellung gesammelt und die Entscheidung durch die Erstürmung der dort gelegenen Wasserstelle herbeigeführt. Der durch das zehnstündige Feuergefecht ermattete Gegner floh und hatte bedeutende Verluste. Ein

schwacher Gegenstoß seines rechten Flügels wurde zurückgewiesen. Die Dunkelheit verhinderte die Verfolgung und machte dem Gefecht ein Ende. —

Die Herero hatten in geschickt ausgewählter Stellung mit glacisartigem Vorgelände den Angriff des Detachements erwartet. Aus Steinen hergestellte Schützendeckungen (der Bericht sagt „Gräben"), gedeckte Verbindungswege und starke Dornverhaue in den Einsattelungen des Geländes zeigen ihr Verständnis für eine künstliche Verstärkung ihrer Stellung. Ihr Feuer wird als ein durchaus ruhiges, überlegtes und sparsames bezeichnet. Nur wirklich günstige Ziele vermögen es zu steigern. Die mit rauchstarkem Pulver feuernden Schützen verändern nach jedem Schuß ihre Stellung. Das Bestreben, aus der Defensive zum Angriff vorzugehen und zu umfassen, macht sich bis zum Schluß des Gefechts dauernd bemerkbar, besonders auf dem rechten Flügel, wo dichtes Buschgelände die Annäherung und Umfassung begünstigt. Gegen Abend erlahmt die Widerstandsfähigkeit, die Herero feuern gegen die untergehende Sonne, und der Tag endet mit dem Verlust ihrer Stellung.

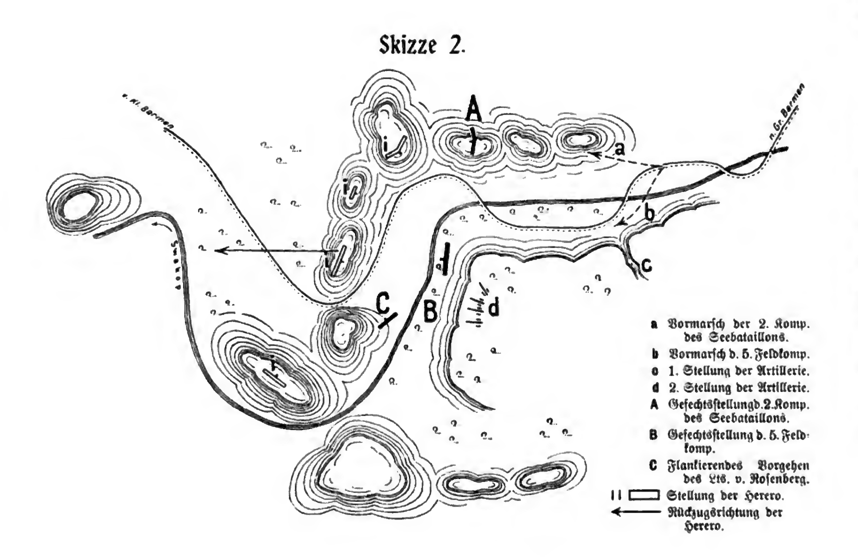
Demgegenüber setzt Major v. Estorff mit einer dem Gegner an Zahl bedeutend unterlegenen Truppe den Angriff an. In vorsichtigem Heranfühlen wird die gegnerische Stellung aufgeklärt und auf einem Flügel durch die Wegnahme eines vorgeschobenen Punktes ein Erfolg errungen. Dann kommt das Gefecht notgedrungen zum Stehen, und in stundenlangem Feuerkampf wird versucht, in gemeinsamem Wirken von Infanterie und Artillerie die Feuerüberlegenheit zu erringen. Bereits vormittags machen sich die Qualen des Durstes und der Hitze derartig bemerkbar, daß der Führer beschließt, die Entscheidung erst in der Kühle des Abends zu suchen. Gegen Mittag macht der durch Zuzug verstärkte Gegner energische Umgehungsversuche gegen den schwachen linken Flügel. Diesen gegenüber ersetzt Major v. Estorff die aus Mangel an Kräften fehlende Tiefengliederung durch volle Ausnutzung der Beweglichkeit der berittenen Infanterie: zwei Züge des weniger bedrängten rechten Flügels werden aus dem Gefecht zurückgezogen, im Galopp auf den linken Flügel geworfen und stellen hier das Gefecht wieder her, ein Manöver, das durchaus der Taktik der Buren im südafrikanischen Kriege entspricht. Der für den Abend geplante Sturm auf die feindliche Stellung wird zu dieser Zeit siegreich durchgeführt und der weit überlegene, aber erschütterte Gegner zersprengt und verjagt. Der Angriff der Infanterie hält sich durchaus in den heimischen Formen, die Vorteile des sprungweisen Vorgehens und der wechselseitigen Feuerunterstützung werden voll ausgenutzt und in den Gefechtsberichten mehrfach hervorgehoben. Die Wirkung der Artillerie wird in dem buschigen Gelände und gegenüber dem hinter Steinschanzen gut gedeckten Gegner als durchaus mangelhaft bezeichnet, nur das Gebirgsgeschütz, das, der Schützenlinie folgend, stets aus dieser heraus feuerte, hatte großen Erfolg. Das Gefecht stellt sich, wie viele südafrikanische, als ein Ringen um das Wasser dar, in dem schon allein der quälende Durst den Angreifer zur höchsten Energie anspornt.

Noch während der Nacht trafen die in Okawatjiwi zurückgelassenen Fußmannschaften mit Infanterie- und Artilleriemunition ein, nachdem sie 50 km in 10 Stunden zurückgelegt hatten, eine Leistung, die mit Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse als eine hervorragende bezeichnet werden muß.

Zu den größeren Gefechten dieser ersten Kriegsperiode gehört auch das des Detachements Puder bei Klein-Barmen am 4. März (s. Skizze 2). Es handelte sich um die Vernichtung dort gemeldeter stärkerer Hererobanden. Die 2. Kompagnie des Seebataillons, die 5. Feldkompagnie, die Landungsabteilung des „Habicht", 30 Berittene und eine Artillerieabteilung (1 Feldgeschütz C/73, 1 Revolver- und 2 Maschinenkanonen) nahmen an der Expedition teil. Die Reiter unter Oberleutnant Ritter hatten durch einen Patrouillenritt am 3. bereits Spuren des Gegners, in Richtung Klein-Barmen, festgestellt. Als man sich in der Morgenfrühe des nächsten Tages dieser Wasserstelle näherte, geriet die vor der Marschkolonne aufklärende berittene Abteilung auf ganz kurze Entfernung überraschend in feindliches Feuer, das 5 Mann und 14 Pferde tötete. Das Detachement entwickelte sich im Vorgehen zu beiden Seiten der Marschstraße gegen eine diese sperrende Höhenstellung. Die 5. Feldkompagnie unter Leutnant v. Rosenberg erhielt sofort Flankenfeuer auf 770 m von links, worauf die Artillerie auffuhr und den Gegner aus seiner sehr günstig vorgebogenen Höhenstellung vertrieb.

Der 2. Kompagnie des Seebataillons (Hauptmann Schering), die nördlich der Straße und des Swakopflusses vorgestoßen war, gelang es ebenfalls, durch ihr Feuer den Gegner zur Aufgabe einer Höhenstellung zu zwingen, von welcher aus er ein heftiges Etagenfeuer unterhalten hatte. Als die Kompagnie die feindliche Stellung besetzt hatte, wurde bemerkt, daß der Gegner auf einer etwas zurückliegenden, langgestreckten Hügelreihe von neuem Front gemacht hatte. Nach dem rechten Flügel dieser hatten sich die Herero gewandt, die in der linken Flanke der 5. Feldkompagnie gestanden hatten. Die feindliche Stellung wurde übrigens erst mühsam und ganz allmählich erkannt.

Es entwickelte sich nun ein vier Stunden dauerndes Feuergefecht, ohne daß Terrain gewonnen wurde. Erst als Teile der 5. Kompagnie unter Leutnant v. Rosenberg auf Befehl des Detachementsführers umfassend gegen den rechten Flügel des Gegners vorgingen, wobei ein flankierendes Eingreifen des Feindes durch Artilleriefeuer verhindert wurde, gelang es beiden Kompagnien, gegen 12⁰⁰ mittags in gleichzeitigem Ansturm auch diese Stellung der Herero zu nehmen. Währenddessen hatte die Kompagnie Schering auf ihrem rechten Flügel mehrere Umfassungsversuche des Gegners abweisen müssen. Dieser ging, wie der Gefechtsbericht sagt, in höchst geschickter Weise zurück, nachdem einzelne Schützen noch auf 40 bis 60 m gegen die anstürmenden Kompagnien gefeuert hatten. Eine einstündige Verfolgung beschloß den Tag, der unseren Truppen 5 Tote und 2 Verwundete kostete. Der Gegner erlitt bedeutende Verluste, führte jedoch seine Toten und Verwundeten mit sich. Dies wurde,


Skizze 2.
n. Gr. Barmen
v. Kl. Barmen
Swakop
a Vormarsch der 2. Komp. des Seebataillons.
b Vormarsch d. 5. Feldkomp.
c 1. Stellung der Artillerie.
d 2. Stellung der Artillerie.
A Gefechtsstellung d. 2. Komp. des Seebataillons.
B Gefechtsstellung d. 5. Feldkomp.
C Flankierendes Vorgehen des Lts. v. Rosenberg.
Stellung der Herero.
Rückzugsrichtung der Herero.

als er auf dem Rückzug 2000 m von den Truppen entfernt das Flußbett durchschritt, deutlich bemerkt.

Trotz der Überraschung der aufklärenden Abteilung war der Verlauf des Gefechts vom ersten bis zum letzten Schuß ein durchaus planmäßiger, wohlüberlegter. Die Kompagnien blieben ganz in der Hand des Detachementsführers.

Die Aufklärung scheint jedoch, wenn ich aus den Angaben des Leutnants v. Rosenberg über Lagersicherung (Mil. Wochenbl. Nr. 54) auch auf sie schließen darf, nicht in einer den Schwierigkeiten des Geländes entsprechenden Weise gehandhabt worden zu sein.

Der Mangel an Pferden macht sich hier wie überall in der ersten Zeit des Krieges bitter bemerkbar, denn 30 Reiter müssen zu Aufklärungszwecken für ein aus mehreren Kompagnien bestehendes Detachement als durchaus ungenügend bezeichnet werden. Der Zustand der Pferde mag bewirkt haben, daß die berittene Abteilung sich zu Beginn des Gefechts anscheinend nicht allzuweit vor den marschierenden Kompagnien befand und überraschendes Feuer erhielt. Die Schwierigkeiten des von zahllosen Felskomplexen durchsetzten, stark buschigen und ganz unübersichtlichen Geländes, das mir sehr genau bekannt ist, sind für die Aufklärung sehr große und ohne einen bedeutend größern Aufwand an Zeit, als wir ihn in Europa gewöhnt sind, nicht erfolgreich zu überwinden. Der Dienst der Sicherungsabteilungen ist ein maßlos anstrengender und aufreibender, weil sie abseits der Wege durch Steppe und Dornbusch, über Berg und Tal, durch Trümmerfelder und tiefsandige, dichtbewachsene Riviere zu reiten gezwungen sind. In unübersichtlichem Gelände aber ist eine Aufklärung bis auf 2000 m zu beiden Seiten der Marschstraße bei der Leichtbeweglichkeit des Feindes das mindest zu Fordernde. Daß dies bei aller Geschicklichkeit, bei allem Eifer und Mut auch Zeit und oft viel Zeit erfordert, ist erklärlich. Es wird daher kaum zu umgehen sein, daß in besonders schwierigem Gelände die marschierende Kolonne ihre Marschgeschwindigkeit nach der der Aufklärungsabteilungen richtet. Das übermäßige Antreiben der Aufklärungstruppen zu größtmöglicher Eile tritt bei unseren heimischen Friedensübungen häufig hervor, ist jedoch als durchaus unkriegsmäßig zu bezeichnen. Schnelligkeit ist gut, sie darf aber nicht auf Kosten der Sicherheit erzielt und gesteigert werden. Eine der „Lawa" der Kasaken ähnliche Form der Aufklärung ist das, was mir für südwestafrikanische Verhältnisse stets als vorbildlich erschienen ist, und ich habe diese Form auf zahlreichen Expeditionen praktisch erprobt. Vorn, nach dem Feinde zu, eine lange, weit ausgedehnte, lockere Linie von Reitern, die je nach dem Gelände die Zwischenräume von Mann zu Mann zwischen 50 und 100 m verändern. Vor diese Linie etwa 100 bis 200 m in der Mitte und auf den Flügeln vorgeschoben einzelne besonders verwegene Leute, an denen bei uns kein Mangel ist, die „scouts" der Engländer, die sie so oft mit Vorliebe und großem Erfolg in ihren kolonialen Kriegen verwendet haben.

Auf den Flügeln endlich Seitenpatrouillen, die, in derselben Formation reitend, bald einen Teil, eine Verlängerung der langen Linie der Spitze zu bilden scheinen, bald in schärfster Gangart einem seitwärts-vorwärts gelegenen, Ausblick versprechenden Punkt zustreben, absitzen und Umschau halten. Ihnen sind die besten Reiter, die ausdauerndsten, schnellsten Pferde, die erprobtesten eingeborenen Späher zuzuteilen. 400 bis 500 m hinter der Schützenlinie der Spitze folgt die in der Kolonne zu Zweien reitende geschlossene Abteilung der Avantgarde auf der Straße oder wo sonst das Gelände Gelegenheit bietet. Läßt die dichte Dornbuschsavanne das Reiten in der Kolonne zu Zweien nicht zu, so bilde man mehrere mit Abstand nebeneinander reitende Abteilungen in der Kolonne zu Einem; keinesfalls jedoch lasse man eine größere Abteilung in einer Kolonne zu Einem marschieren, da diese nur nach den Flanken, niemals aber nach der Front gefechtsbereit ist. Bemerkt sei hier noch, daß der Dornbuschwald des östlichen Hererolandes an vielen Stellen so dicht und verworren ist, daß ein Vordringen von Berittenen zur Unmöglichkeit wird.

Im weiteren Verlauf des Gefechts bei Klein-Barmen zeigt sich wiederum, daß der Deckung der Flügel auch auf dem kolonialen Gefechtsfeld die höchste Bedeutung beizumessen ist. Auf Kosten dieser Sicherung wird man unter Umständen die Front schwächen können, sofern sie aus unerschrockenen, ruhigen Schützen besteht. Der diesbezügliche Absatz des Teils II des Exerzier-Reglements für die Infanterie läßt sich aus zahlreichen kolonialen Gefechten mit fast mathematischer Genauigkeit beweisen. Isandula, Adua, Omdurman, Hoornkrans, Klein-Barmen, Ovikokorero, Onganjira, Oviumbo — diese Namen reden eine deutliche Sprache! Und diese Kenntnis der Eingeborenen von dem Vorteil der Umfassung des Gegners erklärt sich aus durchaus natürlichen Vorgängen und hat nichts Künstliches, nichts Gemachtes an sich: Ist ihnen doch von der Jagd, vom Einkreisen des Wildes her dieser Vorteil von Jugend auf bekannt und seine Ausnutzung geläufig.

Auf deutscher Seite geht aus dem Gefechtsverlauf hervor, daß man jeden Frontalangriff auf den näheren Entfernungen zu vermeiden suchte, dagegen nach erkannter Erkämpfung der Feuerüberlegenheit von einem Flügel umfassend zum Angriff vorging. Kurz nachdem hier ein Vorteil errungen war, setzten beide Kompagnien zum Sturm an, und dieser gelang. Der Befehl zum Vorgehen, den Hauptmann Puder an den Leutnant v. Rosenberg schickte, war kurz und klar. Unter dem Hinweis, daß der Gegner erschüttert erscheine und sein rechter Flügel an einem weit sichtbaren Baum stehe, wurde angeordnet, diesen Flügel umfassend anzugreifen. Erwähnenswert ist ferner, daß Hauptmann Schering einen seiner Stellung nahen Hügel mit Signalgästen besetzte, deren Flaggenzeichen die Kompagnie in bester Weise über die Bewegungen des Gegners unterrichteten.

Ganz besonders erfreulich ist das Bild, das Feuerdisziplin und Munitionsverbrauch bieten. Leutnant v. Rosenberg erwähnt zwar einmal, daß es schwer gewesen sei, die

Mannschaften von sinnlosem Schießen zurückzuhalten, dennoch aber haben seine Leute in dem sechsstündigen Gefecht nur 15 Patronen pro Kopf und die Marineinfanterie-Kompagnie insgesamt nur 430 Patronen verschossen. Hauptmann Schering berichtet, daß einzelne Leute außer den auf Kommando abgegebenen Verfolgungssalven keine Patronen verschossen, da sie kein Ziel gefunden hatten. Ebenso sparsam war die Artillerie, von der das Feldgeschütz nur 11 Sprenggranaten, die drei Revolver- und Maschinenkanonen (mit je 1000 Granaten ausgerüstet) zusammen 420 Granaten verbrauchten. Daß die Wirkung der Artillerie bei Kl.-Barmen als eine gute geschildert wird, verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Berichtigen möchte ich dagegen eine die Sicherung von Biwaksplätzen und Lagern betreffende Bemerkung, die der bereits erwähnte das Gefecht bei Kl.-Barmen schildernde Bericht des inzwischen seiner bei Onganjira erhaltenen Verwundung erlegenen tapferen Leutnants v. Rosenberg enthält. Dort wird gesagt, daß in Südwestafrika von den Lagern aus nur selten Unteroffizierposten zur Sicherung vorgeschoben würden, sondern daß meist Patrouillen von zwei Mann das Lager, in dem die Leute gefechtsbereit ruhten, umkreisten. Diese Art der Sicherung, wenn es überhaupt eine solche ist, muß jedoch als eine für Südwestafrika höchst ungewöhnliche bezeichnet werden. Dort wird, ganz gemäß den deutschen Vorschriften, die Sicherheit der ruhenden Truppe stets durch bis zu 300 m vorgeschobene Unteroffizierposten gewährleistet, die nachts ohne Feuer biwakieren. Zwischen ihnen und dem Lager ist ein lebhafter Patrouillengang zu unterhalten. —

Kehren wir nun zu den Kriegsereignissen zurück! — Die aus zwei Kompagnien des Seebataillons, dem ersten Ersatztransport der Schutztruppe unter Oberleutnant v. Winkler und 34 Marineartilleristen mit vier Geschützen bestehende „Ostabteilung" unter Major v. Glasenapp, zusammen 13 Offiziere, 517 Mann, war in der Zeit vom 10. bis 17. Februar in drei Kolonnen von Windhuk aus nach Osten abgerückt. Ihr fielen die Aufgaben zu, den bei Gobabis, später bei Kehoro, verschanzt gemeldeten Feind anzufassen, den Ostdistrikt zu säubern und ein Entweichen der Herero über die östliche Grenze zu verhindern. Der Vormarsch der ersten Staffel, v. Winkler, bewog den Gegner bereits, die Umschließung von Gobabis aufzugeben. Major v. Glasenapp folgte den zunächst nach Norden zurückgehenden Herero auf Kehoro, und nachdem die drei Kolonnen der Ostabteilung sich bei Kanduwe vereinigt hatten, wurde die Nord-Südstraße Kanduwe—Gobabis besetzt und mit den Berittenen (einschließlich Offiziere 90 Reiter) einige hundert Kilometer in nördlicher Richtung aufgeklärt. Diese Erkundung stellte den Abzug des Gegners nach Westen, in Richtung auf die Onjatiberge fest. Das Detachement folgte in zwei Kolonnen längs der Flußtäler des Nosob und Epukiro und traf am 10./11. März auf Spuren, die auf ein Entweichen des Feindes nach

Norden deuteten. Am 12. wurde Halt gemacht, um das Aufschließen der Truppen zu bewirken. Am folgenden Tage entschloß sich Major v. Glasenapp, den Oberleutnant Eggers mit den gesamten Berittenen (wegen zahlreicher gedrückter Pferde nur noch 36) zur Erkundung auf Owikokorero vorzuschicken, um keine Zeit zu verlieren. Er selbst schloß sich zu eigener Orientierung mit seinem Stabe und vier weiteren Offizieren der Abteilung an. Nach einiger Zeit wurde ein meilenweiter, dichter Dornbuschwald erreicht und der Staub von Viehherden bemerkt. Ein aufgegriffenes Hereroweib sagte aus, daß der Häuptling Tjetjoo mit nur wenig Leuten noch in seiner in dem Busch liegenden Werft sei, so daß man zu der Ansicht kam und kommen mußte, seine auf dem Marsche nach dem Waterberg zurückgebliebene Nachhut vor sich zu haben, die durch die nicht schnell genug abzutreibenden Herden aufgehalten worden sei. In etwa 300 m breiter Linie, Patrouillen auf den Flügeln, ritt man weiter vor und saß zum Gefecht ab, als vereinzelte Schüsse aus dem Dornbusch fielen. Sobald Major v. Glasenapp aus dem sich verstärkenden Feuer des Gegners dessen Überlegenheit erkannte, gab er den Befehl zum Zurückgehen, da der Zweck der Erkundung erfüllt war. Hierbei traten während des allmählichen Abbrechens des Gefechts die bekannten schweren Verluste ein, die durch das plötzliche Eintreffen berittener Verstärkungen auf den Flügeln des Gegners verursacht wurden. —

Ohne zu übertreiben darf man sagen, daß die Anstrengungen, die Gefahren, die Mühen und Entbehrungen, welche die Kolonne Glasenapp zu überwinden hatte, übergroße waren. Sie hat die ihr zugefallenen Aufgaben glänzend gelöst, denn der für die zukünftige Kriegführung so wünschenswerte Zusammenschluß der Hererobanden ist für den östlichen Kriegsschauplatz ihr Werk. In monatelangen ununterbrochenen Märschen, bald im Dunkel der Nacht, bald unter der glühenden Tageshitze der Omaheke, hat das Detachement 700 km zu Fuß zurückgelegt und Landschaften von 200 km Breite mit wenigen Berittenen erkundet. Dabei ist zu bemerken, daß, wenn man der Frage nähertritt, ob die für das Detachement Glasenapp sich ergebende Aufgabe im Verhältnis zu seiner Stärke, seiner Gefechtskraft und Zusammensetzung stand, nur geantwortet werden kann, daß sie diese überstieg. Der Mangel an Pferden und, wie Major v. Glasenapp selbst hervorhebt, von zuverlässigen, berittenen eingeborenen Spähern trat überall hemmend hervor. Das Gelände ferner war das schwierigste, das sich im Schutzgebiete findet: Das Sandfeld, die Omaheke, meilenweit bedeckt mit den undurchdringlichen Dornbuschwäldern, dem „Niederwald“, in dem jede Aufklärung, jedes Eindringen Berittener zur Unmöglichkeit wird. Wenn ich weiter hervorhebe, daß die Mannschaften der Marineinfanterie zum Teil Rekruten waren, so ist das bisher noch nicht erwähnte Gefecht bei Okaharui nur noch höher einzuschätzen. Hier wurden die im dichtesten Dornwald zugleich auf Vor- und Nachhut erfolgenden heftigen Angriffe

überlegener, gut berittener Hereroscharen siegreich abgeschlagen und der Gegner verjagt und verfolgt.

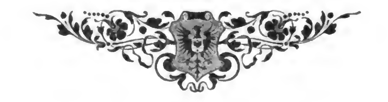
Und doch hat ein Teil der Tagespresse den Kämpfern von Owikokorero den Vorwurf gemacht, unüberlegt vorgegangen zu sein. Man hat sogar, und das ist der Gipfel urteilsloser Unwissenheit, Vergleiche, besonders in bezug auf das Gelände, mit den Ereignissen des südafrikanischen Krieges gezogen. Um diesen Punkt vorwegzunehmen, erkläre ich, daß der Schauplatz des Burenkrieges, die mir aus eigener Anschauung bekannten Landschaften der ehemaligen Freistaaten, nichts Gemeinsames hat mit den Gebieten Südwestafrikas, in denen heute der Krieg tobt. Wohl finden sich auch dort steile, schwer zu überwindende Gebirge, enge Flußtäler, weite Grasebenen und unübersichtliche Hügellandschaften; es finden sich aber nicht die Felswildnisse des mittleren Hererolandes, nicht die weg- und wasserlosen Grassavannen der Omaheke, nicht ihr furchtbarer, undurchdringlicher Dornbuschwald. Zum zweiten aber billige ich nur dem die Fähigkeit zu, hier klar sehen und ein Urteil fällen zu können, der als Soldat in Südwestafrika gefochten hat. Nur dieser kann nach Recht und Billigkeit abwägen und urteilen.

Bei Major v. Glasenapp befanden sich zwei alte Afrikaner, v. François und Eggers, beide in zahlreichen Gefechten in Südwestafrika glänzend erprobt und bewährt. Ihr Urteil mußte in erster Linie maßgebend sein, und da sie keine Bedenken trugen, in das Gefecht einzutreten, so ist es für mich außer aller Frage, daß wir in Owikokorero einen der in jedem Kriege sich ereignenden Zusammenstöße vor uns haben, die infolge einer Reihe nicht vorauszusehender Ereignisse stets mit großen Verlusten verbunden sind.

Die Zuteilung so zahlreicher Offiziere an die Erkundungsabteilung, die einzelne dem Führer der Ostabteilung zum Vorwurf machen wollen, erklärt sich durch die besonderen Umstände. Ich verweise in dieser Beziehung auf die durchaus gleichartigen Verhältnisse des Zulukrieges und des Matabeleaufstandes. Auch hier sind, als an Berittenen Mangel war, Patrouillen ausgerückt, denen lediglich zur Stärkung der Gefechtskraft zahlreiche berittene Offiziere beigegeben wurden. Die Verhältnisse liegen dort unten eben anders als in unserer europäischen Heimat, und diese anders gearteten Verhältnisse erfordern veränderte Maßnahmen. Im Zulu- und Matabelekriege waren übrigens weitausgreifende Patrouillenritte höherer Offiziere mit nur geringer Begleitung durchaus keine Seltenheit. Ich nenne nur die Namen Schiel, Selous, die Obersten Spreckley, Napier und Major van Niekerk, die es sich zur Ehre anrechneten, von ihren Leuten zu den besten „Kundschaftern" gezählt zu werden. Freilich bestätigt auch dieses Gefecht wieder die alte Erfahrung, daß es bedenklich ist, ein Erkundungsgefecht einzuleiten, wenn man diesem nicht durch alsbaldigen Einsatz seiner Hauptkräfte den erforderlichen Nachdruck zu geben vermag.

Auf die letzten großen Gefechte in Südwestafrika, Onganjira und Oviumbo, einzugehen, fehlt der Raum; nur soviel sei bemerkt, daß der Kampf bei Oviumbo ebenso wie einige der früheren deshalb nicht erfolgreich beendet werden konnte, weil der in günstiger Stellung stark verschanzte und wiederholt aus der Verteidigung zum energischen Angriff übergehende, gut bewaffnete und berittene Gegner den deutschen Truppen an Zahl weit überlegen war. Wir können hieraus die Lehre ziehen, daß es eine Grenze gibt, nach deren Überschreitung auch der bestausgebildete Soldat die numerische Überlegenheit eines wenn auch sonst minderwertigen Gegners nicht mehr auszugleichen vermag.

Schwabe,
Hauptmann und Kompagniechef im Infanterie-Regiment von Boyen,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.



Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68–71.



Die Entwicklung der modernen Feldartillerie.

Zu keiner Zeit hat die Entwicklung der Feldartillerie ein so rasches Tempo eingeschlagen als seit der Erfindung des rauchschwachen Pulvers, das, abgesehen von seinen ballistischen Vorzügen, ermöglichte, die Feuergeschwindigkeit in nutzbringender Weise zu erhöhen. Kein Wunder, daß nunmehr die Konstruktion der Schnellfeuergeschütze gewaltige Fortschritte machte, die mit dem Rohrrücklaufgeschütz zu einem gewissen Abschluß gelangt sind; Änderungen von umwälzender Bedeutung sind auf absehbare Zeit nicht zu erwarten; daher sind alle Staaten im Begriff, ihre Feldartillerie neu zu bewaffnen, soweit dies noch nicht geschehen. Es scheint daher an der Zeit, sich über das Wesen der neuen Waffen, ihre Wirkung, ihren Einfluß auf die Organisation und Verwendung sowie über den Stand der Bewaffnungsfrage in den wichtigsten europäischen Staaten Rechenschaft zu geben.

Da das Heer kein toter Mechanismus, vielmehr ein lebendiger Organismus ist, so wird man die Änderungen am besten durch einen kurzen Rückblick über die geschichtliche Entwicklung der Feldartillerie begreifen.*)

1. Das Material.

Nach den großartigen Erfolgen der deutschen Geschütze im Kriege 1870/71 entschlossen sich alle Staaten zu einer Neubewaffnung ihrer Feldartillerie und nahmen dabei die Hinterladung und den Aufschlagzünder an, denen die Überlegenheit der deutschen Artillerie vor allem zu danken war. Die Hinterladung steigerte die Präzision außerordentlich, und der Aufschlagzünder bot das Mittel, sie auszunutzen, da die im Augenblick des Aufschlags entstehende Sprengwolke die Abgabe eines Urteils über ihre Lage zum Ziel ermöglichte.

Alle Staaten suchten damals ein Geschütz, das die im Kriege gebrauchten noch übertraf. Unter dem frischen Eindruck der erreichten Wirkung wird nach jedem Kriege

*) Der Verfasser glaubt, besonders bemerken zu sollen, daß er im folgenden seine ganz persönlichen Ansichten ausspricht, die sich nicht überall mit den amtlichen decken.

besonders auf ballistische Leistung des Geschützes Wert gelegt, während die Rücksicht auf Beweglichkeit mehr zurücktritt; ebenso läßt jeder Krieg die Vorteile der Einfachheit deutlich hervortreten. Im Kriege hatte die deutsche Artillerie zwei Kaliber (8 und 9 cm) geführt; nach dem Kriege wurden alle fahrenden Batterien einheitlich bewaffnet, und nur für die reitenden Batterien nahm man ein leichteres Kaliber an, das aber, wie vorgreifend bemerkt sei, nach etwa zwanzig Jahren wieder verschwand.

Das neue Geschütz hatte eine erheblich höhere ballistische Leistung als die alte 9 cm-Kanone; bei etwas kleinerem Kaliber war das Geschoß schwerer, seine Anfangsgeschwindigkeit größer; die geleistete Arbeit*) war reichlich doppelt so groß als die des älteren Geschützes, sein Gewicht allerdings höher. Erreicht wurde diese Steigerung durch Ersatz des schnell verbrennenden „Geschützpulvers" durch das dichtere „grobkörnige Pulver" und die „künstliche Metallkonstruktion". Das ältere Geschützrohr war ein „Massivrohr"; das neue bestand aus einem Kernrohr, über das in rotglühendem Zustande ein „Mantel" gezogen war, der einen Druck auf das Kernrohr ausübte und dieses befähigte, einem höheren Druck der Pulvergase zu widerstehen. Die hölzernen Lafettenwände wurden durch solche aus gepreßtem Stahl ersetzt. Die sich aus dem kleineren Kaliber und größeren Geschoßgewicht ergebende höhere Querschnittsbelastung erleichterte die Überwindung des Luftwiderstandes.

Wichtiger aber waren die an den Geschossen vorgenommenen Änderungen. Sie wirken im Feldkrieg hauptsächlich durch ihre Splitter; daher kam es vor allem auf Vermehrung der Splitter an. Man gab deshalb der Granate eine doppelte Wand: um den inneren Kern, einen mit waffelförmigen Vorsprüngen besetzten Zylinder, wurde der äußere Kern gegossen. So erhielt man 70 bis 80 Sprengstücke. Später wurde die „Doppelwandgranate" durch die „Ringgranate" verdrängt, deren innerer Kern aus mehreren aufeinandergelegten Ringen mit sternartigen Ansätzen bestand. Diese ergab etwa 150 Sprengstücke, deren Gewicht ausreicht, einen Mann oder ein Pferd außer Gefecht zu setzen.

Kurz vor Ausbruch des Krieges war die Konstruktion des Schrapnells zwar abgeschlossen; aber nur wenige Batterien waren damit ausgerüstet. Die Einführung dieses Geschosses, das die Granate mehr und mehr zurückdrängte, ist die wichtigste Änderung der Bewaffnung. Anfangs enthielt das Schrapnell etwa 200 Kugeln, die allmählich leichter wurden, so daß es zuletzt an 300 aufnahm. Von dem in der Luft liegenden Sprengpunkte breiten sich die Kugeln in einem engen Kegel aus und halten einen Raum von großer Tiefe und angemessener Breite unter Feuer. Ein Brennzünder ermöglicht, den Sprengpunkt in der Luft beliebig zu verlegen Später wurde

*) Unter „Arbeit" versteht man in der Mechanik das Produkt aus dem Gewicht der Last (Geschoß) und der Höhe, bis zu der diese gehoben wird (Steighöhe des Geschosses im luftleeren Raum). Die Maßeinheit ist das Meterkilogramm. Die „Arbeit" der 9 cm-Kanone war 36 700, die des Feldgeschützes 73 74 700 mkg.

dieser durch einen Doppelzünder ersetzt, der das Geschoß auch beim Aufschlag zum Springen bringt. Die Sprengladung des Schrapnells reichte nur eben aus, den die Kugeln einschließenden Eisenkern zu zerreißen, lieferte daher nur eine so kleine Rauchwolke, daß es schwer war, ihre Lage zum Ziel zu beurteilen. Man bedurfte daher trotz des Doppelzünders noch der Granate zum Einschießen. Erst nachdem die Füllkugeln in ein Rauch erzeugendes Mittel gebettet wurden (Schrapnell 91), konnte man auf die volle Ausnutzung aller Vorteile des Doppelzünders rechnen und sich mit Schrapnells Az.*) einschießen. Von nun an war die Granate in der Feldartillerie überflüssig und wäre auch völlig verschwunden, wenn sich nicht das Bedürfnis fühlbar gemacht hätte, den hinter Deckungen befindlichen Gegner, dem man von vorn nicht beikommen konnte, von oben zu treffen, wozu eine mit kräftigem Sprengstoff gefüllte Granate (Sprenggranate) diente.**) Die Pulvergranate aber schied völlig aus. — Im Feldzuge 1870/71 führten die Feldgeschütze noch Kartätschen, die lediglich zur Selbstverteidigung dienten. Sie hatten infolge der größeren Tragweite der Infanteriegewehre sehr an Bedeutung verloren; schon im deutsch-französischen Kriege waren nur sehr wenig Kartätschen verschossen. Nach dem Kriege verschwanden sie zwar noch nicht ganz, gingen aber in der Ausrüstung sehr zurück.

In allen Staaten, mit Ausnahme von England, das noch lange am Vorderlader festhielt, war der Entwicklungsgang ein ähnlicher. Frankreich hatte den Wert einer überlegenen Artilleriewirkung in empfindlichster Weise an sich erfahren; begreiflicherweise war es besonders darauf bedacht, ein Geschütz von hoher Wirkung zu schaffen. Im Kriege hatte die Armee ihr ganzes Artilleriematerial verloren; sie mußte also schleunigst ein neues Geschütz einführen. Dieses schon in der zweiten Hälfte des Krieges erprobte Geschütz (Reffey) konnte nur eine Übergangswaffe sein; die Konstruktion des zur endgültigen Bewaffnung bestimmten Geschützes (Bange M/77) gelangte vier Jahre nach der des deutschen zum Abschluß. Die ausgesprochene Absicht, das deutsche Geschütz in bezug auf ballistische Arbeit zu übertreffen, wurde erreicht, aber freilich um den Preis eines zu hohen Gewichts. War man in Deutschland mit dem Gewicht des Geschützes an die äußerst zulässige Grenze gegangen (aufgeprotzt 1980, in der Feuerstellung 1000 kg), so wurde diese in Frankreich entschieden überschritten (2200 bezw. 1200 kg). Auch hier waren alle fahrenden Batterien mit einem Kaliber (90 mm), die reitenden mit einem leichteren (80 mm) bewaffnet. Trotz des hohen Gewichts und seiner durch Erhöhung der Anfangsgeschwindigkeit und des Geschoßgewichtes sehr hohen ballistischen Leistung stand dieses Geschütz der fahrenden Batterien in seiner Wirkung dem deutschen in den ersten sechs Jahren erheblich nach. Die Franzosen hatten übersehen, daß das Geschütz nur das Mittel ist, den

*) Az. = Aufschlagzünder; Bz. = Brennzünder.

**) Die Frage der Beschießung gedeckter Ziele soll weiter unten im Zusammenhange behandelt werden.

Träger der Wirkung — das Geschoß — an den Ort seiner Wirksamkeit zu bringen, daß die Wirkung selbst aber wesentlich durch die Einrichtung des Geschosses bedingt ist. Erst im Jahre 1883 gelang es, in dem „obus à mitraille" ein dem deutschen Schrapnell ebenbürtiges Geschoß herzustellen, das, schon damals mit dem Doppelzünder versehen, die Pulvergranate aus der Ausrüstung verdrängte. Auch hier behielt man die Kartätsche, wenn auch nur in geringer Zahl, bei und führte, wenngleich aus anderen Gründen als in Deutschland, die Sprenggranate ein.

Das leichte Geschütz der reitenden Batterien war glücklicher konstruiert. Obwohl es ein schwereres Geschoß mit größerer Geschwindigkeit verfeuerte als das deutsche leichte Geschütz, blieb es mit seinem Gewicht erheblich dahinter zurück, was seine Erklärung zum Teil darin findet, daß man in Deutschland mit Rücksicht auf die Einheitlichkeit beiden Kalibern dieselbe Lafette gegeben hatte.

Die größte Schußweite, die bei den deutschen Geschützen im Kriege etwa 3800 m betragen hatte, war bis auf etwa 7000 m gewachsen, mit dem Bz. bis 4500, in Frankreich sogar 5600 m.

Die meisten anderen Staaten lehnten sich bei der Neubewaffnung ihrer Artillerie an Deutschland an; bezeichnenderweise aber blieben alle Staaten mit dem Kaliber und dem Geschoßgewicht noch unter dem deutschen; die Kaliber der in den achtziger Jahren eingeführten Geschütze lagen zwischen 8,4 und 8,7 cm, während sie bei dem deutschen 8,8, beim französischen 9,0 cm betrugen. Man wünschte eben überall leichtere Geschütze.

So etwa war der Stand der Artilleriebewaffnung in großen Zügen, als in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre die Erfindung des rauchschwachen Pulvers eine völlige Revolution in der Bewaffnung vorbereitete. Das neue Treibmittel besitzt zwei wichtige Eigenschaften: es leistet durch die langsamere Verbrennung bei niedrigem Gasdruck eine große ballistische Arbeit und es verbrennt fast ohne Rauch. Die erste Eigenschaft gestattete die Steigerung der ballistischen Leistung der Gewehre: Herabsetzung des Kalibers, Vergrößerung der Anfangsgeschwindigkeit und Querschnittsbelastung, infolge davon gestrecktere Flugbahn und größere Schußweite; die zweite ermöglichte, bei großer Feuergeschwindigkeit genau zu zielen. Das kleinkalibrige Mehrladegewehr bürgerte sich daher schnell ein, zumal auch die leichtere Patrone eine reichlichere Munitionsausrüstung zuließ.

Die Artillerie begnügte sich damit, zunächst nur die aus der fast völligen Abwesenheit des Pulverrauchs hervorgehenden Vorteile auszunutzen. Das rauchschwache Pulver wurde überall schnell angenommen, dabei aber die Ladung so bemessen, daß die mit Schwarzpulver erreichte Anfangsgeschwindigkeit unverändert blieb. Man hätte diese zwar erhöhen können, ohne die Geschütze zu überanstrengen; aber der dadurch erzielte Gewinn wäre zu unbedeutend gewesen und hätte die durch Einführung neuer Schußtafeln und Zünder entstehenden Kosten nicht gelohnt. Dagegen bemühte

man sich, nachdem das größte Hindernis für schnelles Richten durch den Fortfall des Pulverrauchs beseitigt war, die Feuergeschwindigkeit zu steigern. In Frankreich und Deutschland wurde die beim Schuß selbsttätig wirkende Seilbremse eingeführt, die den Rücklauf des Geschützes auf etwa ein Viertel einschränkte und damit die anstrengende Arbeit des Vorbringens der Geschütze verminderte.

Die Erfindung des rauchschwachen Pulvers gab auch das Signal zu Versuchen, die *Geschütze* zu verbessern. Es handelte sich dabei um gleichzeitige Steigerung der Wirkung und der Beweglichkeit des Artilleriematerials. Es ist hier nicht der Ort, auf die in dieser Beziehung gemachten vielen, oft gänzlich verfehlten Vorschläge einzugehen; es genügt, die tatsächlich eingeschlagenen Wege zu kennzeichnen. Man suchte die Wirkung des Geschützes zu erhöhen durch Steigerung der Wirkung des Einzelschusses und der Feuergeschwindigkeit.

Die Wirkung des Einzelschusses wurde gesteigert durch:

1. Erhöhung der Anfangsgeschwindigkeit,
2. Vergrößerung der Querschnittsbelastung durch Herabsetzung des Kalibers, da das Geschoß mit Rücksicht auf die Beweglichkeit nicht schwerer werden durfte, und endlich
3. eine verbesserte Geschoßkonstruktion.

Der Hauptwert mußte auf verbesserte *Geschoßkonstruktion* gelegt werden, da eine *wesentliche* Erhöhung der Anfangsgeschwindigkeit mit Rücksicht auf das Gewicht des Geschützes ausgeschlossen war.

Das wichtigste Geschoß der modernen Feldartillerie ist das Schrapnell, dessen Wirkung mit der Zahl seiner Füllkugeln wächst; diese ist bedingt durch die Größe der Höhlung des Schrapnells und das Gewicht der einzelnen Kugel. Damit die Höhlung möglichst groß wird, müssen die Wände dünn gehalten, daher aus einem festen Material hergestellt sein. Während die ersten Schrapnells aus Gußeisen waren, fertigt man sie neuerdings nur noch aus Stahl an. Um eine große Kugelzahl zu erhalten, ist man mit dem Gewicht der einzelnen Kugel bis an die kleinste zulässige Grenze heruntergegangen. Bei den ersten Schrapnells betrug das Gewicht anfangs 17, später 13 g; jetzt liegt es zwischen 10 und 12 g. Das wurde möglich, weil die Schrapnells eine größere Geschwindigkeit im Sprengpunkt haben; die der Füllkugeln wird noch durch die *hinter* der Kugelfüllung gelagerte Sprengladung, die sich früher in einer zentralen Röhre befand, erhöht. Die Kugeln erhalten einen Zuwachs an Geschwindigkeit von 50 bis 60 m. Diese Konstruktion (Bodenkammerschrapnell) hat vor der früheren (Röhrenschrapnell) noch den weiteren Vorzug, daß dadurch die Kugeln besser zusammengehalten werden und sich ziemlich gleichmäßig innerhalb des Streukegels verteilen. Ein Röhrenschrapnell würde bei der großen Umdrehungsgeschwindigkeit, die die langen Schrapnells haben müssen, einen zu offenen Kegel,

namentlich auf den großen Schußweiten, haben; beim Bodenkammerschrapnell ändert sich der Kegelwinkel nur wenig mit der Entfernung.

Die Steigerung der Feuergeschwindigkeit ist erreicht durch Änderung der Munition, des Geschützrohres und der Lafette. An Stelle der Beutelkartuschen sind Metallkartuschen getreten, die außer der Ladung auch die Zündung aufnehmen; bei den neuesten Konstruktionen ist die Metallkartusche mit dem Geschoß zu einer Einheitspatrone verbunden. Dadurch ist die Bedienung vereinfacht und beschleunigt. Der Verschluß kann, da hier die Metallhülse die Abdichtung gegen die Pulvergase übernimmt, in der Handhabung vereinfacht werden. Ein Griff genügt zur Öffnung, zum Auswerfen der leeren Hülse und zum Spannen des Schlosses.

Am Geschützrohre wurden die Richtgeräte verbessert. Die Aufsatzstange wurde kreisförmig gebogen und fest mit einer Libelle verbunden, so daß die Höhenrichtung nicht mehr über Visier und Korn genommen zu werden braucht, sondern auch durch Einspielen der Libelle gegeben werden kann. Die Aufsatzstange ist gezahnt und wird durch einen Schneckentrieb leicht und sicher bewegt. Weitere Verbesserungen der Visiereinrichtungen werden weiter unten noch besprochen werden.

Bei den alten Geschützen lag das Rohr nach der Seite unbeweglich in der Lafette; zum Nehmen der Seitenrichtung mußte die ganze Lafette geschwenkt werden; dazu waren stets zwei Leute erforderlich — der eigentliche Richtkanonier und der Mann am Richtbaum — die selten so übereinstimmend arbeiteten, daß schnell gerichtet wurde. Bei den neuen Geschützen vermag der Richtkanonier durch Drehen eines Handrades entweder das Geschützrohr um eine senkrechte Achse zu schwenken (Feldkanone 96) oder den Lafettenkörper auf der Geschützachse seitwärts zu verschieben (französisches Feldgeschütz M/97). In beiden Fällen wird das Richten wesentlich beschleunigt.

Die anstrengendste Arbeit der Bedienung ist stets das Vorbringen des Geschützes nach dem Schuß. Hatte die selbsttätige Seilbremse diese Arbeit schon wesentlich verringert, so wurde der Rücklauf erst durch Anbringung eines sich beim ersten Schuß in die Erde eingrabenden Sporns an den Lafettenschwanz aufgehoben. Bei Anwendung eines festen Sporns wird der Rücklauf freilich noch nicht ganz beseitigt, da der Boden stets etwas nachgibt; immerhin beträgt er nur einige Zentimeter, so daß das Vorbringen des Geschützes nach dem Schuß unnötig ist. Bei dem Kruppschen Schnellfeuergeschütz mit Federsporn wird das Geschütz durch die beim Rücklauf zusammengedrückte und dann sich entspannende Feder selbsttätig wieder in die Feuerstellung vorgebracht. Immerhin wird es dabei mehr oder minder aus der Richtung geworfen und muß nach jedem Schuß von neuem gerichtet werden, was nicht nur zeitraubend ist, sondern auch große Seelenruhe erfordert. Das Ideal eines Feldgeschützes ist, daß es beim Schuß so feststeht, daß man, ohne es von neuem zu richten,

mehrere Schüsse hintereinander ohne Einbuße der Präzision abgeben kann, wie das bei Küsten- und Festungsgeschützen der Fall ist.

Dieses Ideal ist bei den Geschützen mit Rohrrücklauf verwirklicht. Hier ist zwischen Rohr und Lafette ein elastisches Zwischenmittel (hydraulische Bremse) eingeschaltet, wodurch der Rückstoß des Rohres gebrochen wird. Versieht man jetzt den Lafettenschwanz mit einem Sporn und sorgt dafür, daß der Druck innerhalb der Bremse stets geringer ist als der Widerstand, den der Sporn im Boden findet, so gleitet das Rohr in der feststehenden Lafette zurück. Das wird erreicht, wenn der Rohrrücklauf möglichst lang gemacht wird. Die Konstruktion dieser hydraulischen Bremsen bot große Schwierigkeiten. Die ersten zielbewußten Versuche reichen bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück; aber ein wirklich brauchbares Geschütz herzustellen, gelang den Franzosen erst im Jahre 1897. Kurze Zeit darauf folgten die deutschen Fabriken Krupp und Ehrhardt, später Skoda in Pilsen, Nordenfeld-Cockerill in Belgien usw.

Alle Rohrrücklaufgeschütze bestehen im wesentlichen aus drei Teilen:

1. der Unterlafette mit Achse und Rädern, die durch einen am Lafettenschwanz befindlichen, meist zum Umklappen eingerichteten Sporn festgestellt werden kann,
2. der Oberlafette oder Wiege, die auf der Unterlafette ruht und oben eine Gleitbahn trägt, auf der
3. das Rohr nach dem Schuß wie ein Schlitten parallel seiner Achse zurückgleitet.

Rohr und Wiege sind durch die Flüssigkeitsbremse verbunden, die in der Hauptsache aus einem Bremszylinder und dem Kolben mit Kolbenstange besteht. Der Bremszylinder ist mit dem hinteren Ende des Rohres fest verbunden, die Kolbenstange vorn an der Wiege befestigt. Läuft das Rohr mit dem Bremszylinder zurück, so wird durch den feststehenden und saugend schließenden Kolben die Flüssigkeit (Glyzerin) im Bremszylinder zusammengedrückt und fließt durch enge Öffnungen im Kolben aus der einen Kammer des Bremszylinders in die andere. Durch die Rückwärtsbewegung des Rohres wird eine um den Bremszylinder gelagerte starke Schraubenfeder zusammengedrückt. Sie trägt dadurch nicht nur zur Verminderung des Rücklaufs bei, sondern bringt das Rohr nach Beendigung des Rücklaufs wieder in die Schießstellung vor, wobei die ruhige Bewegung dadurch gesichert ist, daß die Flüssigkeit nunmehr durch engere Öffnungen in die erste Kammer des Zylinders zurückfließt. Beim französischen Feldgeschütz ist die „Vorholfeder" ersetzt durch Druckluft, die durch den Rücklauf noch mehr zusammengepreßt wird und durch ihre Ausdehnung das Rohr wieder in die Schießstellung vorbringt. Von einer vergleichenden Beurteilung der beiden Systeme sehe ich hier ab und bemerke nur noch, daß das

russische Schnellfeuergeschütz M/1900 eine Kautschukpufferung besitzt, die die Vorholfeder ersetzen soll.

Der Umstand, daß das Rohr parallel der Seelenachse auf der Wiege zurückgleitet, ermöglicht weitere wichtige Verbesserungen der Richtgeräte. Die Richtmaschinen bewegen fortan nicht nur das Rohr, sondern auch die Wiege, die um eine vorn in der Lafette gelagerte wagerechte Achse schwingt. So wurde es möglich, die Visierlinie (Visier und Korn) vom Rohr an die Wiege zu verlegen; diese nimmt also fortan keinen Teil an der Rückwärtsbewegung des Rohres, und der Richtkanonier kann etwaige Änderungen an der Richtung schon während der Vorwärtsbewegung des Rohres ausführen. Da die Richtgeräte nicht mehr den Rückstoß auszuhalten brauchten, konnte man sie verfeinern. Die lange, aus Visier und Korn bestehende Visierlinie wurde durch „optische Visierlinien" oder auch „Fernrohrvisiere" ersetzt, die trotz großer Kürze ebenso genaue Resultate ergeben wie die lange Visierlinie und dabei den Vorteil gewähren, daß man jedes Hilfsziel benutzen kann.

Die Franzosen sind in der Verbesserung der Richtvorrichtungen noch weiter gegangen. Sie haben die Höhenrichtmaschine so eingerichtet, daß bei einem gerichteten Geschütz die Erhöhung des Rohres durch Drehung eines an der rechten Seite der Lafette befindlichen Handrades beliebig geändert werden kann, während die Visierlinie unverändert auf das Ziel gerichtet bleibt. Durch Drehung eines an der linken Seite des Geschützes befindlichen Handrades wird die Neigung der Visierlinie und des Rohres geändert. Dadurch wird das Richten wesentlich beschleunigt und der Richtkanonier entlastet. Dieser hat nur dafür zu sorgen, daß die Visierlinie auf das Ziel gerichtet ist (Geländewinkel), während dem an der anderen Seite des Geschützes sitzenden Kanonier (Verschlußwart) die Aufgabe zufällt, dem Rohre die der beabsichtigten Schußweite entsprechende Erhöhung (Visierwinkel) zu geben. Das geschieht einfach durch Drehung des Handrades, bis eine Zeigermarke mit der Marke für die befohlene Entfernung abschneidet; es ist dazu weder eine Einstellung des Aufsatzes noch des Richtbogens nötig. — Bei ihren neuesten Konstruktionen hat die Kruppsche Fabrik dasselbe auf eine sehr einfache und solide Weise erreicht.

Die völlige Aufhebung des Rücklaufs erlaubt, unter Umständen vom Nachrichten des Geschützes abzusehen und die Feuergeschwindigkeit erheblich zu steigern. Im Kriege 1870/71 konnte ein Geschütz in einer Minute nur 1, höchstens 1½ Schüsse abgeben; eine wohlgeschulte Bedienung brachte es mit dem Feldgeschütz 73 nach Einführung des rauchschwachen Pulvers und der Seilbremse auf etwa 2½ Schüsse. Die Feldkanone 96 gibt unter den gleichen Bedingungen etwa 8, die Kruppsche Schnellfeuerkanone mit Federsporn 10 bis 11, mit Rohrrücklauf etwa 20 und, wenn man von Nachrichten absieht, 24 Schüsse in der Minute ab.*) Die Feuergeschwindigkeit des französischen Geschützes soll etwa 17 Schüsse in der Minute betragen.

*) Die größte gezeigte Feuergeschwindigkeit war 10 Schüsse in 21 Sekunden, d. h. 28 Schüsse in der Minute.

Wenngleich im Ernstfalle, ja selbst bei Truppenübungen solche Feuergeschwindigkeiten niemals erreicht werden, so steht doch fest, daß die Feuergeschwindigkeit bei den Rohrrücklaufgeschützen bedeutend gesteigert werden kann, ohne daß die Präzision des Feuers darunter zu leiden braucht oder die Bedienung überanstrengt wird. Man kann ohne Übertreibung die Feuergeschwindigkeit der modernen Geschütze auf mindestens zehnmal so hoch veranschlagen als die der deutschen Geschütze im Kriege 1870/71.

Alle diese Mittel haben die Wirkung in einer Weise gesteigert, die in Zahlen kaum auszudrücken ist. Bedenkt man, daß im Kriege 1870 eine Granate etwa 30, ein modernes Schrapnell aber 300 Sprengteile liefert, deren Wirkung weit in die Tiefe geht und viel unabhängiger vom Boden ist, daß Präzision und Schußweite ebenfalls gewachsen sind, so kann man bei vorsichtiger Schätzung behaupten, daß die modernen Geschütze in der gleichen Zeit mindestens 100mal so viel Treffer liefern als das deutsche schwere Feldgeschütz im Kriege 1870. Natürlich ist dabei vorausgesetzt, daß eine unbeschränkte Munitionsmenge zur Verfügung steht. Mit dem gleichen Munitionsgewicht leistet ein modernes Feldgeschütz reichlich zehnmal so viel als die im Kriege 1870 gebräuchlichen.

Zusammenstellung 1 (Seite 532) gibt eine Vorstellung von den Fortschritten der Feldartillerie von 1870 bis 1904.

Die Beweglichkeit eines Geschützes hängt in erster Linie von seinem Gewichte ab, und dies wird vornehmlich durch die Wirkung bedingt. Während unmittelbar nach dem Kriege das Verlangen nach hoher Wirkung in den Vordergrund trat, wuchsen im Verlaufe der langen Friedensperiode wieder die Ansprüche an die Beweglichkeit, eine sich stets wiederholende Tatsache, die Generalleutnant v. Müller in seiner „Entwicklung der Feldartillerie" hervorhebt. Im Frieden tritt die hohe ballistische Leistung nicht in Erscheinung, dagegen wird bei Manövern und Übungen das hohe Gewicht sehr unliebsam empfunden. Daher forderte man von den neuen Geschützen überall eine hohe Beweglichkeit, die man sowohl durch weise Beschränkung der Ansprüche an die ballistische Leistung, als auch durch bedeutende Fortschritte der Technik erreichte.

Sieht man von einer vorübergehenden Gewichtserhöhung des Schrapnells ab, so hat sich das Geschoßgewicht seit 1870 in Deutschland nur wenig geändert, während es in Frankreich beständig herabgegangen ist (vergl. Zusammenstellung 1). Die Anfangsgeschwindigkeit ist zwar gesteigert, aber namentlich in Deutschland in mäßigen Grenzen; sie beträgt in den meisten Artillerien etwa 500 m.

Die vom Geschütz geleistete „Bewegungsarbeit" hat sich nach dem Kriege bedeutend gehoben, in Frankreich um 45, in Deutschland um mehr als 100 Prozent; bei dem Übergang zum Schnellfeuergeschütz behielt man die erreichte Bewegungsarbeit in Deutschland bei und erhöhte sie in Frankreich um etwa ein Viertel.

Die Leistung der Technik spricht sich besonders in dem Verhältnis des Gewichts des abgeprotzten Geschützes zu der von ihm geleisteten Arbeit aus. Aus der Zu-

sammenstellung 1 geht hervor, daß dieses Verhältnis sich sowohl bei dem französischen wie bei dem deutschen Geschütz verdoppelt hat.

Für die Bewegungen auf dem Gefechtsfelde kommt das Gewicht des aufgeprotzten Geschützes, also auch das Gewicht der Protze in Betracht, wobei das Gewicht der Munitionsausrüstung von ausschlaggebender Bedeutung ist. Eine hohe Munitionsausrüstung ist besonders bei Schnellfeuergeschützen wünschenswert. Es ist die Aufgabe der Technik, das Gewicht des Fahrzeuges in ein günstiges Verhältnis zum fortgeschafften Munitionsgewicht zu setzen. In dieser Beziehung weist die Feldkanone 96 einen bedeutenden Fortschritt auf; trotzdem das Munitionsgewicht gegenüber dem des Feldgeschützes 73 gestiegen ist, ist das Gewicht der beladenen Protze geringer geworden.

Für die Versorgung der Geschütze mit Munition ist die Ausrüstung der Munitionswagen heute fast wichtiger als die der Geschützprotzen, da die Munition aus den in der Feuerstellung befindlichen Munitionswagen genommen wird. Die Munitionswagen dürfen daher nicht zu schwer sein und müssen dabei doch eine ausreichende Schußzahl aufnehmen. Auch nach dieser Richtung hin sind große Fortschritte gemacht, wie die Zusammenstellung erkennen läßt.

Die Beweglichkeit zu steigern, gibt es, abgesehen von der Verringerung der Last, noch ein anderes Mittel, das in der vorteilhaften Ausnutzung der Zugkraft besteht. Aus diesem Grunde sind die Fahrzeuge der französischen Feldartillerie mit elastischen „Pferdeschonern“ versehen, welche die beim Fahren über unebenen Boden entstehenden heftigen Stöße auf die Pferdeschultern brechen und so die Pferde weit weniger ermüden. Auch die schwedische und dänische Feldartillerie haben ihre Fahrzeuge mit Pferdeschonern versehen.

Die Standfestigkeit der Rohrrücklaufgeschütze beim Schuß hat noch einen weiteren Vorteil; sie gestattet, an den Lafetten Stahlschilde anzubringen, die der dahinter arbeitenden Bedienung Schutz gegen Gewehr- und Schrapnellfeuer gewährt. Ein Blech von nur 3 mm Stärke aus Qualitätsstahl wird von Gewehrgeschossen auf Entfernungen von 400 m und darüber, von Schrapnellkugeln überhaupt nicht durchschlagen. Das durch Schilde von solcher Stärke hervorgerufene Mehrgewicht beträgt etwa 50 kg und wächst bei größerer Stärke um etwa 16 kg pro Millimeter Stärke.

Die Franzosen haben auch den Boden des Munitionshinterwagens mit einem Stahlpanzer versehen. In der Feuerstellung steht der Munitionshinterwagen umgekippt neben dem Geschütz, das Bodenblech dem Feinde zugekehrt. Der Deckel läßt sich dann wie zwei Türen eines Schrankes öffnen, und da auch er aus Stahlblech gefertigt werden kann, so ist die am Munitionswagen beschäftigte Bedienung nicht nur gegen frontales, sondern sogar gegen flankierendes Feuer geschützt.

Der durch die Schilde gewährte Schutz ist natürlich kein vollkommener: größere Sprengstücke durchschlagen die Schilde zweifellos; in den Schilden befinden sich

einzelne Lücken; auch die am Geschütz stehenden Leute — zwei Kanoniere sitzen auf beiden Seiten der Lafette — können getroffen werden. Immerhin ist die treffbare Fläche der Bedienung auf etwa ein Sechstel, wenn nicht noch weniger, herabgesetzt. Parallelversuche in der Schweiz gegen ein mit Schilden versehenes und ein schildloses Geschütz haben unwiderleglich bewiesen, daß die Mannschaft eines schildlosen Geschützes mindestens sechsmal so viel Treffer erhält als die eines Geschützes mit Schilden. Angesichts eines solchen Vorteils ist die geringe Gewichtsvermehrung ganz bedeutungslos; auch die Behauptung, daß ein freistehendes Geschütz mit Stahlschilden besser sichtbar sei, also ein leichteres Ziel abgeben soll als ein schildloses, hat sich beim Kaisermanöver nicht bewahrheitet.

Der beste Beweis dafür, daß die Bedenken gegen die Schilde nicht allzu schwer wiegen, liegt in der Tatsache, daß alle Staaten, die sich für das Rohrrücklaufgeschütz entschieden haben, auch zugleich die Schutzschilde annahmen mit alleiniger Ausnahme Rußlands. Rußland ist in der Bewaffnung seine eigenen Wege gegangen; sein Geschütz unterscheidet sich von allen anderen dadurch, daß hier nicht das Rohr allein auf der Wiege zurückläuft, sondern mit der Oberlafette, die die Richtmaschine trägt. Dieses Geschütz übertrifft auch alle anderen sehr beträchtlich in bezug auf ballistische Arbeit (Geschoß 6,55 kg, Anfangsgeschwindigkeit 589 m, Mündungsenergie 116 mt); infolge davon mußte das Geschütz sehr schwer werden (1884 kg), was bei den schlechten Wegeverhältnissen Rußlands besonders fühlbar ist. Es ist daher begreiflich, daß man den Übelstand nicht durch Anbringung von Schilden noch verschlimmern wollte, umsomehr, als das Geschütz beim Schießen nicht vollkommen feststeht und die Bedienung beim Abfeuern aus dem Gleise und damit aus dem Schutz der Schilde treten muß.

Die Flugbahnen der Kanonen, von denen bisher allein die Rede war, sind im Laufe der Zeit immer gestreckter geworden; damit hat ihre Wirkung gegen freistehende Ziele sehr zugenommen, und der Ausnutzung der Deckungen ist natürlich ein größerer Wert beigelegt. Das Letztere ist namentlich seit dem russisch-türkischen Kriege in die Erscheinung getreten. Hier war es den Truppen Osman Paschas gelungen, in einer befestigten Stellung bei Plewna den Siegeszug der Russen aufzuhalten und wiederholt Angriffe weit überlegener Kräfte mit blutigen Verlusten zurückzuweisen. Die Ursachen des russischen Mißerfolges lagen zweifellos darin, daß die Angriffe der Infanterie nicht genügend von der Artillerie unterstützt waren. Der Grund lag vorzugsweise in der fehlerhaften Verwendung der russischen Artillerie, die nur zum Teil und obendrein auf zu großer Entfernung in Tätigkeit trat und das Feuer gerade einstellte, als die Infanterie zum Angriff vorging, wo sie es also hätte verdoppeln müssen. Skobeleffs Angriff, der seine Sturmtruppen durch Artillerie begleiten ließ, hatte Erfolg, der aber wieder verloren ging, da er keine Unterstützung erhielt. Die Russen suchten aber die Erklärung für die mangelhafte Artilleriewirkung in dem Material. Mit Flachbahnfeuer leichter Geschütze vermag man weder gedeckte

Truppen noch die Deckungen selbst zu vernichten, und das hielt man für nötig, um befestigte Stellungen mit Erfolg anzugreifen. Man führte daher eine schwere Feldkanone (Kaliber 10,7 cm) und einen 15 cm-Feldmörser ein. Die Kanone, die ihrer Aufgabe in keiner Weise genügen konnte, ist längst wieder aus der Feldartillerie verschwunden.

In allen Staaten glaubte man, daß die Feldbefestigungen in den Kriegen der Zukunft zu einer größeren Bedeutung gelangen würden; überall wurde die Ausrüstung der Infanterie mit Schanzzeug vermehrt und die Frage, wie die Verteidiger hinter Deckungen wirksam zu bekämpfen seien, eingehend studiert. In Deutschland tauchte die Frage Anfang der achtziger Jahre auf, und fast gleichzeitig begannen Versuche zur Lösung dieser Aufgabe. Die Einführung eines neuen Geschützes in die Feldartillerie zur Bekämpfung solcher Ziele wurde allgemein als ein großer Übelstand angesehen; man versuchte daher zunächst, gedeckte Ziele durch Schrapnells aus der Feldkanone mit verkleinerten Ladungen zu bekämpfen. Es lag auf der Hand, daß dies Mittel nicht zum Ziele führen konnte, da solche Fallwinkel, wie sie das Beschießen gedeckter Ziele erfordert, hier niemals erreicht werden können. Gegen Ende der achtziger Jahre schritt man daher zur Konstruktion einer 12 cm-Haubitze (damals kurze Kanone genannt), deren Aufgabe die Bekämpfung gedeckter Ziele im Schrapnellbogenschuß sein sollte.

Fast zu derselben Zeit bot sich die Möglichkeit, mit einem kräftigen Sprengstoff geladene Granaten mit großer Sicherheit aus Kanonen zu verfeuern. Die kräftig wirkende Sprengladung zerlegte die Granate in eine sehr große Zahl von Splittern, die mit außerordentlich hoher Geschwindigkeit nach allen Seiten auseinanderflogen. Man durfte daher hoffen, bei günstiger Lage des Sprengpunktes einen Teil der mit sehr großen Fallwinkeln (60 bis 70°) niedergehenden Splitter in das Ziel zu bringen. In der Tat erhielt man bei den Versuchen Treffergebnisse, die denen der Schrapnells der kurzen 12 cm-Kanone in keiner Weise nachstanden. Unter solchen Umständen entschloß man sich zur Annahme der Sprenggranate für die Feldgeschütze, in der Hoffnung, damit die Einführung eines neuen Geschützes zu umgehen.

Beim Truppengebrauch traten aber erst die Schwächen des Geschosses in die Erscheinung. Die Splitter waren so leicht, daß ihre Durchschlagskraft nur bei sehr kleinen Sprengweiten befriedigte. Die Wahl eines festeren Geschoßmaterials (Stahl) vergrößerte zwar das Gewicht der Splitter, verringerte aber deren Anzahl so, daß man wieder nur bei kleiner Entfernung des Sprengpunktes vom Ziel auf eine gute Wirkung rechnen konnte. Das Beschießen von Schützengräben, die einigermaßen geschickt angelegt waren, stellte sich auch als sehr schwierig heraus. Schon das Erkennen des kleinen, niedrigen, sich fast gar nicht von seiner Umgebung abhebenden Zieles ist schwierig, weit schwieriger aber noch die Beobachtung, und gerade auf eine sichere Beobachtung kann hier nicht verzichtet werden; denn nur ein genaues Einschießen

gewährleistet eine Sprengpunktslage, die ausreichende Wirkung verspricht. Begnügt man sich mit dem Bestreuen eines Raumes von größerer Tiefe, so steht der Munitionsverbrauch in argem Mißverhältnis zu der damit erreichten Wirkung.

Seit den achtziger Jahren waren bei der Fußartillerie bespannte Batterien für den Kriegsfall vorgesehen, die, ursprünglich nur für den Angriff von Sperrforts bestimmt, nunmehr auch für den Angriff und die Verteidigung befestigter Feldstellungen in Aussicht genommen wurden. Die hier vorhandenen Wurfgeschütze wurden Anfang der neunziger Jahre durch die 15 cm-Haubitze (jetzt „schwere Feldhaubitze") ersetzt, ein Geschütz, das beweglich genug, der Feldarmee auf gebahnten Wegen zu folgen, ja bei nicht zu schwierigen Bodenverhältnissen sich querfeldein zu bewegen vermag und endlich, was das wichtigste ist, ohne Bettungen schießen kann. Freilich ist die Munition dieses in erster Linie zur Bekämpfung von Sperrforts bestimmten Geschützes sehr schwer, so daß zum Mitführen einer ausreichenden Schußzahl ein großer Aufwand von Fahrzeugen erforderlich ist.

Die Sache lag also um diese Zeit so, daß zur Bekämpfung flüchtig angelegter Deckungen, die nur gegen Flachbahnfeuer schützten, die Feldartillerie mit Sprenggranaten wirken konnte, während die Vorbereitung des Angriffs stärkerer Anlagen, die dem Verteidiger auch Schutz gegen steil einfallende Splitter gewährten, der „schweren Artillerie des Feldheeres" zufiel. Nun aber wurde die weitergehende Forderung gestellt, daß auch die Feldartillerie in der Lage sein müsse, die unter splittersicheren Eindeckungen befindlichen Verteidiger zu bekämpfen. Das ist natürlich nur durch ein Steilfeuergeschütz möglich, und daraus ergab sich die Konstruktion der „leichten Feldhaubitze".

Dies Geschütz sollte aber kein ausgesprochenes, nur ganz bestimmten Zwecken dienendes Sondergeschütz sein; es sollte vielmehr allen Aufgaben des Feldkrieges gerecht werden, mußte daher einen wirksamen Schrapnellschuß im Flachbahnfeuer haben und durfte nicht zu schwer werden. Diesen vielen, teilweise sich widersprechenden Anforderungen zu genügen, war nicht leicht für den Konstrukteur. Um die splittersicheren Unterstände zu durchschlagen, war ein schweres Geschoß, zur ausreichenden Wirkung im Flachbahnfeuer eine große Geschwindigkeit des Geschosses notwendig. Daher wurden die beiden Geschosse — Granate und Schrapnell — verschieden schwer gemacht. Die Aufgabe, die splittersicheren Unterstände zu zerstören und die darunter Schutz suchenden Verteidiger zu vernichten, vermag das Geschütz wohl zu lösen, aber nur dadurch, daß es zwei Sorten von Granaten verwendet, von denen die eine im Augenblick des Auftreffens (ohne Verzögerung), die andere etwas später (mit Verzögerung) detoniert. Nur die erstere eignet sich zum Einschießen, da eine Granate „mit Verzögerung" bei kleinen Fallwinkeln abprallen, bei großen zu tief in die Erde dringen und darum keine gut sichtbare Sprengwolke haben würde. Zum Zerstören der Erddeckungen muß man aber Granaten „mit Verzögerung" ver-

wenden, da weder die Stoßkraft, noch die Sprengladung der Geschosse ausreichen, die gewünschte Wirkung im Moment des Aufschlags hervorzubringen, sondern erst, wenn das Geschoß tief genug in der Deckung krepiert. Da man genötigt ist, drei verschiedene Geschosse mitzuführen, kann die Ausrüstung mit Munition nur gering ausfallen, zumal diese mindestens doppelt so schwer ist als die der Feldkanone 96. Gelingt es, den Zünder so einzurichten, daß er dasselbe Geschoß sowohl mit als auch ohne Verzögerung zur Detonation bringen kann, so wird dadurch die Munitionsausrüstung sehr vereinfacht. Freilich bleibt der Übelstand noch bestehen, daß man, um Wirkung gegen die Unterstände zu erhalten, die Granaten „mit Verzögerung“ verfeuern und damit auf die Splitterwirkung der Fehlschüsse verzichten muß. Auch der Knall der in der Erde detonierenden Geschosse ist abgeschwächt und wirkt weniger auf die Nerven als der eines in der Luft krepierenden oder noch nicht in die Erde eingedrungenen Geschosses. Die Granaten „ohne Verzögerung“ dienen nicht nur zum Einschießen, sondern auch zur Bekämpfung von gedeckten Truppen, die sich nicht unter Eindeckungen befinden. Sie sind daher mit Doppelzünder versehen, schießen gegen diese Ziele im Flachbahnschuß mit Brennzünder, wobei ihre Wirkung die der Feldkanone erheblich übertrifft.

Die Geschosse der schweren Feldhaubitze sind durch ihr hohes Gewicht und große Sprengladung imstande, die Unterstände mit großem Kraftüberschuß zu durchschlagen. Auch die Fehlschüsse vermögen durch ihre Splitter und den nervenerschütternden Knall eine Wirkung hervorzubringen.

Während die neu eingeführten Feldkanonen der verschiedenen Staaten sich in bezug auf ihre ballistischen Eigenschaften nicht wesentlich voneinander unterscheiden, weisen die Steilfeuergeschütze sehr bedeutende Unterschiede auf. Über die Aufgaben der Feldkanonen herrscht keinerlei Meinungsverschiedenheit; nur die Ansprüche an die Beweglichkeit gehen auseinander. Ein Bergland wie die Schweiz, ein Land, das die Geschütze vornehmlich auch in den unwegsamen Kolonien verwenden will, wie Holland, braucht leichtere Geschütze und muß sich mit etwas geringeren ballistischen Leistungen begnügen als ein Staat, dessen Armee voraussichtlich in einem Lande von vorzüglicher Wegbarkeit kämpfen wird; aber die Unterschiede werden geringfügig sein.

Anders aber liegen die Verhältnisse bei den Haubitzen, über die von jeher die Ansichten geteilt waren. Die einen legen den Hauptwert auf die gekrümmte Flugbahn, die andern auf die schweren Geschosse; daher unterschied man schon bei den glatten Geschützen kurze und lange Haubitzen; der eine sieht in ihnen das Mittel, Truppen hinter Deckungen zu bekämpfen, der andere das Mittel, die Deckungen zu zerstören. Der eine hält es für nötig, sie stets zur Hand zu haben, überweist sie daher der Feldartillerie und unterstellt sie den Generalkommandos; der andere glaubt, daß sie nur unter besonderen Verhältnissen berufen seien, an den Kämpfen der

Feld-Armee teilzunehmen; er weist sie daher der „schweren Artillerie des Feldheeres" zu und unterstellt sie den Armee-Oberkommandos. Einige Staaten kennen überhaupt keine Feldhaubitzen.*)

Die Zusammenstellungen 2 und 3 (S. 533 u. 534) geben einen Überblick über die wichtigsten Abmessungen, Gewichte und ballistischen Leistungen der in den Hauptstaaten eingeführten Geschütze, wobei jedoch nur die modernen Geschütze berücksichtigt sind.

2. Die Wirkung der Geschütze.

Die in den hinten folgenden Zusammenstellungen mitgeteilten Angaben geben noch kein Bild von der Wirkung der Geschütze; aber sie bieten das Mittel, sich eine Vorstellung davon zu bilden. Die Hauptwirkung der Feldgeschütze, insbesondere der Kanonen, liegt in der Streuwirkung gegen lebende Ziele und hängt wesentlich ab von der Zahl der Sprengteile (Füllkugeln), von deren Ausbreitung und Stoßkraft. Die modernen Schrapnells sind sämtlich Bodenkammerschrapnells mit einem kleinen Kegelwinkel. Bei der Feldkanone 96 beträgt dieser nach Ziffer 27 der Schießvorschrift etwa 16 Grad; genau genommen wächst er mit der Entfernung von etwa 12 bis 20 Grad. Je größer die Sprengweite, desto mehr breiten sich die Sprengteile aus, desto geringer wird ihre Dichtigkeit und damit die Zahl der Treffer. Mit Zunahme der Sprengweite nimmt die Geschwindigkeit und damit die Stoßkraft der Kugeln ab. Diese reicht nicht mehr aus, einen Menschen kampfunfähig zu machen, wenn die Geschwindigkeit unter 125 m gesunken ist.**) So bilden die geringe Dichtigkeit und geringe Stoßkraft eine Grenze für die Wirkungstiefe des Schrapnellschusses; auf den weiten

*) Es ist nicht ohne Interesse, daß, nach den Äußerungen der jüngsten Militärliteratur zu urteilen, selbst die deutschen Artillerieoffiziere geteilter Ansicht über die eigentlichen Zwecke der „leichten Feldhaubitze" sind. Einige schätzen vor allem ihre vortrefflichen Eigenschaften als Flachbahngeschütz, dessen Schrapnellschuß dem der Kanone nicht nachsteht, ja ihn bisweilen übertrifft; andere versprechen sich das meiste von der Wirkung ihres Granatschusses im Bz.-Feuer gegen gedeckte Ziele; wiederum andere sehen in ihr vorzugsweise das Steilfeuergeschütz und meinen, ihre Einführung sei lediglich des Bogenschusses wegen erfolgt, von dem die ersten behaupten, daß er „nur sehr ausnahmsweise, vielleicht in ausgesprochenem Stellungs- wie im Festungs- und Belagerungskriege von Bedeutung sein kann". Über die Ziele, die man bei der Einführung dieses Geschützes verfolgt hat, gibt die Munitionsausrüstung wohl den sichersten Aufschluß. Innerhalb des Armeekorps sind von der Gesamtschußzahl rund 40 vH. Granaten mit Verzögerung, die lediglich für den Bogenschuß geeignet sind, etwas über ein Drittel sind Schrapnells und nur ein Viertel Granaten ohne Verzögerung, die sowohl zum Einschießen für den Bogenschuß als auch zum Bz.-Feuer bestimmt sind. Hiernach kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Hauptbestimmung der Haubitze der Bogenschuß ist, und daß sie nur ausnahmsweise zum Schießen mit Granaten Bz. verwendet werden kann. Die Schrapnells sind für die Fälle bestimmt, wo die Haubitze in Ermangelung von Zielen, die ihrer Eigenart entsprechen, als Ersatz für die Kanone dienen soll.

**) Der schweizerische Arzt Dr. Bircher nimmt auf Grund sehr umfangreicher Versuche eine Geschwindigkeit von 100 m als ausreichend an.

Entfernungen ist es die Flugweite, die der Wirkung des Schrapnells eine engere Grenze steckt.

In den Abbildungen 1 bis 5 sind Durchschnitt und Grundriß des Streukegels eines Schrapnells der deutschen Feldkanone 96 dargestellt für eine der Sprengweite von 50 m entsprechende Sprenghöhe. Wird die Sprenghöhe kleiner, so wird auch die von der Geschoßgarbe getroffene Fläche kleiner, namentlich auf den weiten Entfernungen kürzer. Die in den Grundriß eingetragenen Zahlen geben die Dichtigkeit (d. h. die Zahl der auf 1 qm senkrechter Trefffläche entfallenden Treffer) und Ausbreitung der Sprengteile an; das Produkt dieser beiden Zahlen ergibt die gegen eine breite Scheibe von 1 m Höhe zu erwartende Trefferzahl, die ebenfalls eingetragen ist. In Wirklichkeit erhält man in der Regel, besonders auf nahen Entfernungen, mehr Treffer, weil ein großer Teil der vor dem Ziel aufschlagenden Kugeln bei ebenem festen Boden abprallt und das Ziel noch trifft.

Die Wirkung gegen Schützenlinien — auf das laufende Meter der Front eine Scheibe — erhält man, wenn man die gegen eine Scheibe von 1 m Höhe zu erwartenden Trefferzahlen mit der in Quadratmetern ausgedrückten Größe der einzelnen Scheibe multizipliert. Diese Zahlen sind für:

Figurscheiben (stehende Schützen)	0,56*)
Kniescheiben	0,41
Rumpfscheiben (halb gedeckte Schützen)	0,28
Brustscheiben (liegende Schützen).	0,135
Kopfscheiben (Schützen hinter Deckung)	0,075

Die gegen eine verhältnismäßig besetzte Batterie zu erwartenden Trefferzahlen erhält man, wenn man die betreffenden Zahlen mit 0,24 multipliziert.

Danach sind also von einem Schrapnell 96 bei einer Sprengweite von 50 m durchschnittlich an Treffern zu erwarten gegen

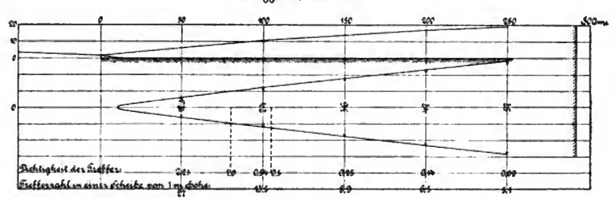
Schützenlinien:

Entfernung	Figur=	Knie=	Rumpf=	Brust=	Kopfscheiben	Artillerie
500 m	20,3	14,1	10,0	4,8	2,9	—
1000 m	15,4	11,2	7,7	3,6	2,1	6,6
2000 m	12,9	9,5	6,4	3,0	1,7	5,5
3000 m	11,9	8,7	5,9	2,7	1,6	5,1
4000 m	10,8	7,9	5,4	2,5	1,5	4,6
5000 m	10,3	7,6	5,1	2,4	1,4	4,4

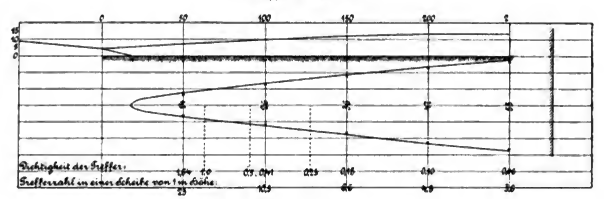
*) Die Größe der Scheiben entspricht nicht ganz der „verwundbaren Fläche" feuernder Schützen. Bei stehenden und knieenden Schützen sind die verwundbaren Flächen kleiner, bei liegenden größer. (Vergl. Beiheft 11 des Militär-Wochenblatts. 1898.)



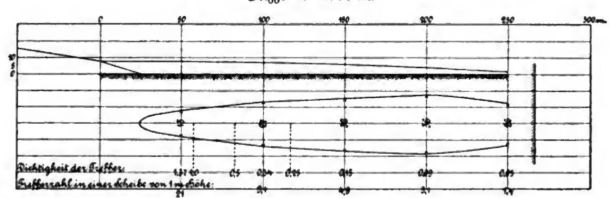
Skizze 1. 1000 m.



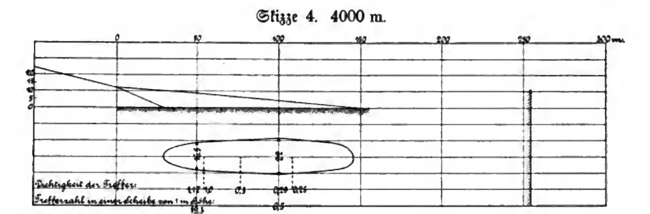
Skizze 2. 2000 m.



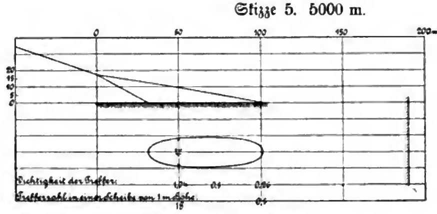
Skizze 3. 3000 m.



Skizze 4. 4000 m.



Skizze 5. 5000 m.



Um übertriebenen Vorstellungen von der Wirkung auf großen Entfernungen vorzubeugen, sei ausdrücklich bemerkt, daß diese Zahlen sich nur auf einen *einzelnen* Schrapnellschuß mit *normaler* Sprenghöhe beziehen. Auf großen Entfernungen bringt eine geringe Verschiebung der Sprengpunktslage eine bedeutende Verringerung der Wirkung hervor.

Sind die Sprengweiten größer, so nimmt auf den kleinen Entfernungen (bis etwa 3000 m) die Wirkung ungefähr im umgekehrten Verhältnis mit der Sprengweite ab, auf den größeren aber *erheblich* stärker.

Die fremdstaatlichen Geschütze werden nahezu die gleiche Wirkung erhalten; bei geringerer Zahl der Füllkugeln werden die Trefferzahlen entsprechend niedriger ausfallen; größere Kegelwinkel ergeben geringere, gestrecktere Flugbahnen höhere Trefferzahlen; aber bedeutende Unterschiede werden nicht hervortreten.

Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß schwache Mauern bis zur Stärke von $^3/_4$ m vom Schrapnell als Vollgeschoß durchschlagen werden, daß dagegen Bretter von 5 cm Stärke im allgemeinen genügenden Schutz gegen Schrapnellkugeln gewähren.

Das zutreffendste Bild von der Wirkung liefert die Trefferzahl, die man von der taktischen Einheit — der Batterie — beim gefechtsmäßigen Schießen in der Zeiteinheit (Minute) erwarten darf. Diese hängt wesentlich von dem Schießverfahren, der Stärke der Batterie und der Feuergeschwindigkeit ab; es wird weiter unten davon die Rede sein.

Über die Granaten ist nur wenig zu sagen. Sie dienen in den einzelnen Staaten verschiedenen Zwecken und sind dementsprechend eingerichtet. In Deutschland ist ihre eigentliche Aufgabe das Beschießen gedeckter Truppen im Brennzünderfeuer durch ihre Splitterwirkung. Daher ist das aus Stahl gefertigte Geschoß mit einem kräftigen Sprengstoff gefüllt und hat eine starke Wand. Bei der Detonation wird das Geschoß in eine sehr große Anzahl von Splittern zerrissen, von denen etwa 135 als „wirksam“ gelten können, da ihr Gewicht ausreicht, auch bei etwas größerer Sprengweite einen Menschen außer Gefecht zu setzen. Sie breiten sich nach allen Seiten sehr weit aus, so daß ein Teil davon unter großen Winkeln (60 bis 70 Grad) zu Boden fällt. Ihre Tiefenwirkung ist natürlich nur gering, und da nur solche Geschosse, deren Sprengpunkte eine besonders günstige Lage haben, wirken können, so wird man, obwohl ein dicht vor dem Ziel detonierendes Geschoß eine sehr große Wirkung haben kann, nur bei großem Munitionsaufwand auf einen Erfolg rechnen können. Die Durchschlagskraft der Splitter entspricht etwa der der Schrapnellkugeln, so daß ein leichter Bretterschutz schon die Wirkung aufhebt.

Die Granate der französischen Feldkanone dient zur Zerstörung fester Ziele, und zwar vorzugsweise durch ihre Sprengwirkung. Um eine große Sprengladung aufnehmen zu können, hat sie eine dünne Wand; sie ist nur mit Aufschlagzünder versehen.

Die Feldkanonen der übrigen Staaten haben keine Sprenggranaten. Wo sie noch Granaten führen, sind diese mit Schwarzpulver gefüllt und dienen zum Einschießen, da ihre Schrapnells keine für die Beobachtung ausreichende Sprengwolke haben.

Während die Wirkung der in den verschiedenen Staaten eingeführten Feldkanonen wenig voneinander abweicht, weist die der Feldhaubitzen*) große Unterschiede auf. Ein Blick in die Zusammenstellungen 2 und 3 zeigt, daß während die Kaliber der modernen Feldkanonen von 7,5 bis 7,7 cm schwanken, die der Feldhaubitzen zwischen 10,5 und 15,5 cm liegen. Die Aufgaben der Haubitzen sind nicht so klar und bestimmt ausgesprochen wie die der Kanonen; dazu kommt, daß sie nicht nur im Feldkriege verwendet werden sollen, sondern auch zum Teil im Festungskriege; für die schweren Feldhaubitzen liegt gerade hier das eigentliche Feld ihrer Tätigkeit.

---

*) Wo hier von Feldhaubitzen die Rede ist, ist der russische Feldmörser stets mit einbegriffen.

Die leichten Feldhaubitzen führen überall Schrapnells und Granaten, die schweren oft nur Granaten. Bisweilen werden die Schrapnells nur mit der stärksten Ladung verfeuert (Deutschland, Österreich); hier sollen sie an der Seite der Kanonen auch alle diesen zufallenden Aufgaben zu lösen imstande sein; sie müssen dazu einen besonders wirksamen Flachbahnschluß haben; in anderen Staaten (Frankreich, Rußland) werden sie mit verschiedenen Ladungen verfeuert. Hier ist die Hauptaufgabe das Beschießen gedeckter Ziele, wobei aber bemerkt werden muß, daß der Schrapnellbogenschuß weniger leistet als der Bz.-Schuß der Granate im Flachbahnschuß. In Deutschland, und nur hier, ist die Granate mit einem Doppelzünder ausgestattet, in den anderen Staaten nur mit Aufschlagzünder.

Bestimmte Angaben über die Wirkung der Feldhaubitzen zu machen ist unter diesen Umständen nicht möglich. Ich muß mich auf einige Angaben über die deutsche Feldhaubitze beschränken, und auch diese können nur dürftig ausfallen, da über die ballistischen Leistungen dieses Geschützes nur wenig veröffentlicht ist.

Das Schrapnell steht in der Wirkung des Einzelschusses dem der Feldkanone nicht nach. Ziff. 27 der Schießvorschrift gibt den Kegelwinkel des Haubitzschrapnells zu etwa 19 Grad an, was wahrscheinlich für die Entfernung von 2000 m gilt. Dieser Winkel wächst wie bei der Kanone mit der Entfernung, aber langsamer, so daß die Kegelwinkel auf den verschiedenen Entfernungen geringere Unterschiede aufweisen als die der Kanone. Von den 500 Kugeln des Schrapnells der Haubitze liegen 425 (85 vH.)*) innerhalb des Streukegels; bei einer Sprengweite von 50 m beträgt auf 2000 m die Ausbreitung der Kugeln etwa 17 m, und man erhält gegen eine breite Scheibe von 1 m Höhe etwa 32 Treffer, d. h. etwa 40 vH. mehr, als das Schrapnell der Kanone unter den gleichen Umständen liefern würde.**) Ein ähnliches Verhältnis wird wahrscheinlich auf allen Entfernungen walten. Es wäre indes voreilig, hieraus auf eine Überlegenheit des Haubitzschrapnells schließen zu wollen; denn wegen der stärkeren Krümmung der Flugbahn nimmt die Wirkung mit Zunahme der Sprengweite schneller ab als bei der Kanone. Es darf auch nicht übersehen werden, daß die Munition der Kanone sich besser verwertet als die der Haubitze; jene liefert pro Kilogramm des Geschoßgewichts auf 2000 m 3,36, diese nur 2,56 Treffer; vor allem aber ist die Kanone der Haubitze in bezug auf Feuergeschwindigkeit weit überlegen.

Die Granate der Haubitze wirkt mit dem Bz.-Schuß gegen gedeckte Ziele ähnlich wie die der Kanone, besitzt aber eine bedeutende Überlegenheit. Nach Ziff. 27 der Schieß-

*) Die übrigen 15 vH. der Kugeln breiten sich so unregelmäßig aus, daß sie stets außer Betracht gelassen werden.

**) Hierin liegt auch in der Hauptsache die mehrfach hervorgehobene Überlegenheit der Haubitze im Kampfe gegen Schildbatterien. Daß die Kugeln wegen der gekrümmten Flugbahn besser die hinter den Schilden gedeckte Bedienung treffen, möchte ich bezweifeln; der Unterschied ist in dieser Beziehung nur geringfügig.

vorschrift beträgt der Kegelwinkel etwa 200 Grad, ist also fast doppelt so groß wie bei der Kanone. Daher ist die Wirkung nicht in gleichem Maße an eine bestimmte Sprengpunktslage gebunden. Während z. B. bei der Kanone eine Granate mit 10 m Sprenghöhe gegen Ziele, die unter 30 Grad gedeckt sind, nur Wirkung hat, wenn der Sprengpunkt nicht mehr als 17 m und nicht weniger als 6 m vor dem Ziele liegt, darf er bei der Haubitze sogar 3 m hinter dem Ziele liegen, ohne daß sämtliche Splitter über das Ziel hinwegfliegen. Die Haubitze wird daher eine größere Zahl wirksamer Schüsse liefern. Dazu kommt, daß nicht nur die Zahl, sondern auch das Gewicht ihrer Splitter größer ist als bei der Granate der Kanone. Man kann die Wirkung der Haubitzgranate im Bz.-Feuer auf mindestens das Vierfache der Kanonengranate veranschlagen.

Die Granate Az. kann mit sieben verschiedenen Ladungen verfeuert werden, die dem Geschoß eine Anfangsgeschwindigkeit von 170 bis 300 m erteilen. Gegen senkrechte Ziele wendet man die stärkste Ladung an (Flachbahnschuß); gegen wagerechte Ziele eine mit der Entfernung wechselnde (Bogenschuß), damit man große Fallwinkel und genügende Durchschlagskraft erreicht. Zum Beschießen von Unterständen in Feldbefestigungen ist ein Fallwinkel von mindestens 28 Grad erforderlich, den man mit der kleinsten Ladung auf einer Entfernung von 2100 m erhält. Wie bereits erwähnt, erreicht man die erforderliche Eindringungstiefe bei den Granaten der leichten Feldhaubitze nur, wenn man sie „mit Verzögerung" verfeuert. Das Geschoß durchschlägt alsdann die Eindeckung und bringt die Splitterwirkung im Innern der Unterstände zur Geltung.

Die Wirkung einer treffenden Granate genügt gegen alle Ziele des Feldkrieges; aber da die Unterstände sehr klein sind, wird man gegen sie auf nur wenige Treffer rechnen können. Die Unterstände haben oft nur eine Tiefe von 2, eine Breite von 6 m (vergl. Muster 7 der Schießvorschrift).*) Die Kruppschen Feldhaubitzen haben bei 30 Grad Fallwinkel eine mittlere Längenstreuung von etwa 30, eine Breitenstreuung von 6 m; gegen einen einzelnen Unterstand von diesen Abmessungen wird man daher, selbst wenn man genau eingeschossen ist, nur auf höchstens 2 vH. Treffer rechnen dürfen, deren Zahl noch mehr sinken wird, wenn man seine Zuflucht zum Streuen nehmen muß, weil das Ziel nicht deutlich zu erkennen ist.

Über Wirkung der schweren Feldhaubitze ist das Nötige bereits Seite 494 gesagt. Die Treffähigkeit wird die der leichten Feldhaubitze kaum übertreffen.

Nach diesen Ausführungen und den in der Zusammenstellung 3 enthaltenen Angaben wird man sich eine ungefähre Vorstellung von der Wirkung der Steilfeuergeschütze fremder Staaten machen können.

*) In der Schweiz sind im Jahre 1903 bei Versuchen mit einer Feldhaubitze Unterstände von 1 m Tiefe und 3 m Breite beschossen; diese hatten also eine Tieffläche, die nur ein Viertel der in der Schießvorschrift abgebildeten Unterstände betrug.

3. Das Schießen.

Das Schießen der Feldartillerie zerfällt in zwei scharf voneinander getrennte Perioden — das Einschießen und das Wirkungsschießen. Das Einschießen hat den Zweck, die für das Wirkungsschießen erforderlichen Unterlagen: Erhöhung, Brennlänge und Seitenrichtung zu ermitteln, damit man in kurzer Zeit mit einem geringen Aufwand von Munition eine ausreichende Wirkung erreicht. In der ersten Zeit der gezogenen Geschütze wurde man durch deren große Präzision dazu verführt, eine möglichst große Wirkung mit dem geringstmöglichen Aufwand von Munition zu erstreben, und legte dem Faktor Zeit so gut wie gar keine Bedeutung bei. Noch lange Jahre nach Einführung der Schrapnells galt es als Regel, sich erst mit Granaten so genau wie nur möglich einzuschießen und erst dann zum Schrapnellfeuer überzugehen; ja bei den Schießübungen, wo meist nur ein Ziel beschossen wurde, verfeuerte man grundsätzlich zuerst alle Granaten und griff erst dann zum Schrapnell. In den achtziger Jahren endlich wurde der Grundsatz aufgestellt, zum Schrapnellfeuer überzugehen, sobald die Entfernung ermittelt war, und die etwa übrig gebliebenen Granaten zuletzt zu verfeuern. Allmählich erkannte man, daß ein sehr genaues Einschießen die Wirkung nicht in einem Maße steigerte, das den damit verbundenen Zeitverlust rechtfertigen konnte. Man verzichtete auf die größtmögliche Wirkung zugunsten einer ausreichenden, deren Eintritt aber möglichst früh erwünscht wird. Während man sich anfangs auf Korrekturen von 25 m einließ, die für das Schrapnellfeuer gänzlich wertlos sind, vereinfachte und vergröberte man das Einschießen mehr und mehr und begnügt sich jetzt damit, einen Raum von einer gewissen Tiefe durch Abgabe des Feuers auf verschiedenen Entfernungen unter Feuer zu halten (Streufeuer). Diesen Entwicklungsgang hat das Schießverfahren in allen Staaten durchgemacht, ja es entwickelt sich auch jetzt noch weiter in dieser Richtung.

Das Einschießen beginnt überall mit der Bildung einer „Gabel", d. h. mit der Ermittlung von zwei Grenzentfernungen, zwischen denen das Ziel liegen muß. Diese erste Gabel, in der Regel 200 bis 400 m weit, kann durch Halbieren verengt werden, indem man auf der in der Mitte liegenden Entfernung schießt. Je nachdem man sich mehr oder weniger genau einschießen will, wird das Halbieren weiter fortgesetzt.

Nach der deutschen Schießvorschrift geht man, nachdem mit Aufschlagzünder eine Gabel von 100 m gebildet ist, auf der kurzen Gabelentfernung zum Bz.-Feuer über und gibt abwechselnd auf beiden Gabelentfernungen lagenweises Feuer (eine Lage gleich sechs Schuß im Flügelfeuer) ab. Ist man richtig eingegabelt, und brennen die Zünder richtig, so verspricht wenigstens eine der beiden Entfernungen gute Wirkung. Bisweilen oder — richtiger vielleicht — meist ist noch eine Korrektur der Brennlänge nötig; denn bei warmer trockener Witterung brennen die Zünder zu schnell, die Sprengpunkte liegen dann zu hoch und zu weit vor dem Ziel; bei feuchtem und

kaltem Wetter findet das Gegenteil statt; viele Geschosse schlagen dann voll auf dem Boden auf. Nach der deutschen Schießvorschrift erfolgt das „Regeln der Sprenghöhen" nach dem Übergang zum Bz.-Feuer, ehe man mit dem Wechseln der Entfernungen beginnt.

Unter schwierigen Beobachtungsverhältnissen gelingt die Bildung einer Gabel von 100 m oft nicht; dann muß man sich mit einer weiteren Gabel begnügen und das dazwischenliegende Gelände durch Bz.-Feuer mit wechselnden Entfernungen bestreuen. In allen Fällen muß man sich bemühen, auf Grund der Beobachtung der Schüsse den unter Feuer zu haltenden Raum durch Ausschalten der unwirksamen Lagen zu verengen.

Auf nahen Entfernungen (unter 1500 m), wo es sich stets darum handelt, so früh wie möglich zum Wirkungsschießen zu gelangen, und wo das Schrapnell eine große Wirkungstiefe hat, begnügt man sich mit einer Gabel von 200 m und gibt auf der kurzen Gabelentfernung Bz.-Feuer ab. Läßt die Beobachtung auf sehr große Sprengweiten schließen, so kann man sie durch Vorgehen im Bz.-Feuer um 100 m verkleinern. Nach der Schießvorschrift darf man auf diesen Entfernungen bei Sprengweiten bis zu 300 m noch auf ausreichende Wirkung rechnen. Nach dem Einschießen ist hier Schnellfeuer am Ort.

Bei Zielen, die sich auf die Batterie zu bewegen, bildet man eine weite Gabel — in um so weiteren Grenzen, je schneller sich das Ziel bewegt — und erwartet das Ziel auf einer kurzen Entfernung im Bz.-Feuer. Bei Kavallerie wählt man die Entfernung so kurz, daß die Sprengpunkte unbedingt vor dem Ziele liegen und läßt sie in die Wirkung hineinlaufen.

Um die Beobachtung zu erleichtern, wird das Feuer beim Einschießen in der Regel gegen einen gut sichtbaren Punkt des Zieles vereinigt und erst mit Eröffnung des Bz.-Feuers verteilt. Die deutsche Schießvorschrift legt besonderen Wert auf „Strichschießen", d. h. auf richtige Lage der Schüsse zum Ziel nach der Seite. Beim Bekämpfen feindlicher Artillerie werden die einzelnen Geschütze als Zielpunkte gewählt. Die Korrektur der Seitenrichtung ist im allgemeinen Sache der Zugführer.

Das hier Gesagte gilt nur für das Schießen mit Schrapnells; beim Schießen mit Granaten, denen die Tiefenwirkung fehlt, ist ein sehr genaues Einschießen erforderlich, wobei sogar Korrekturen von 25 m ausgeführt werden.

In Frankreich hat man die mit der Einführung eines Schnellfeuergeschützes verbundenen Konsequenzen voll und ganz gezogen. Man sagt sich mit Recht, daß der auf das höchste gesteigerten Feuerwirkung gegenüber die Truppenziele, insbesondere die Infanterie, sich stets nur sehr kurze Zeit dem Artilleriefeuer aussetzen und alle Deckungen möglichst ausnutzen werden. Soll das Artilleriefeuer Erfolg haben, so muß die Wirkung möglichst unmittelbar nach dem Auftreten des Zieles einsetzen; daher ist das Einschießen auf das äußerste abzukürzen. Nach dem französischen Reglement

kommt es nicht sowohl darauf an, sich gegen ein bestimmtes Ziel genau einzuschießen, als vielmehr, einen Raum von großer Ausdehnung derart mit Eisen und Blei zu bestreuen, daß kein Ziel sich dort ungedeckt bewegen oder aufhalten kann, ohne kampfunfähig zu werden.

Ein ganz besonderer Wert wird darauf gelegt, daß die Seitenrichtung von allen Geschützen schnell und sicher genommen wird, ohne daß langatmige Zielbeschreibungen, die gar zu leicht Mißverständnisse hervorrufen, nötig werden. Wo das Ziel nicht deutlich sichtbar und leicht erkennbar ist, wird grundsätzlich nach einem Hilfsziel gerichtet. Früher richteten alle Geschütze mit gleicher Seitenverschiebung auf verschiedene Punkte des Zieles; jetzt richten sie mit verschiedener Seitenverschiebung auf den gleichen Punkt — das Hilfsziel. Das ist ermöglicht durch die optische Visierlinie, die um 360 Grad um eine senkrechte Achse gedreht werden kann, wobei durch den „Goniometer“, einen wagerechten Winkelmesser, in ähnlicher Weise, wie bei der deutschen Artillerie durch die „Richtfläche“ oder den „Richtkreis“, wagerechte Winkel jedoch mit großer Genauigkeit gemessen werden. Der Winkel wird nach Bogenlängen, ausgedrückt durch den Halbmesser des Kreises — ein Tausendstel der Entfernung —, gemessen. Soll unter Benutzung eines Hilfszieles gerichtet werden, so wird an einem auf das eigentliche Ziel gerichteten Geschütz (oder vom Platz des Batterieführers) aus der Winkel gemessen, den die Richtungen auf das Ziel und das Hilfsziel miteinander bilden, und nun werden die Geschütze unter Berücksichtigung dieses Winkels auf das Hilfsziel gerichtet, ähnlich wie in Deutschland mit der Richtfläche.

Soll das Feuer nicht gleich eröffnet werden, so wird die Zeit benutzt, um die Hauptrichtungen nach wichtigen Punkten im Gelände in dieser Weise festzulegen (répérage du terrain). Auch das Ermitteln der Entfernungen nach solchen Punkten, sei es durch Einschießen oder durch Messen, wird empfohlen. Diese Vorbereitungen des Schießens sollen die Eröffnung des Feuers und das Einschießen abkürzen und spielen bei den Übungen der französischen Feldartillerie eine große Rolle; sie sollen nicht nur vor der Feuereröffnung ausgeführt, sondern womöglich in jeder Gefechtspause fortgesetzt werden.

Um das Einschießen abzukürzen, sucht man in Frankreich die beiden Operationen — Ermittlung der Erhöhung und Regeln der Sprenghöhen —, die bei uns nacheinander vorgenommen werden, gleichzeitig auszuführen. Während bei uns das Einschießen mit Az.-Feuer erfolgt, verwendet man in Frankreich dazu den Bz.-Schuß und legt die Sprengpunkte so tief, daß sich eine genügende Zahl beobachtungsfähiger Schüsse ergibt, deren Rauchwolke mit dem Ziele in Verbindung zu bringen ist. Nach den in Frankreich und auch in anderen Staaten gemachten Erfahrungen sind Bz.-Schüsse mit tiefen Sprengpunkten (etwa $1/3$ der normalen Sprenghöhe) sehr gut beobachtungsfähig, unter Umständen z. B. bei unebenem oder sumpfigem Boden sogar besser als Az.-Schüsse. Man gibt beim Einschießen in der Regel eine Lage (in Frank-

reich „Salve“ genannt) von vier Schüssen im Flügelfeuer mit kurzen Feuerpausen (2 bis 3 Sekunden) ab unter Verteilung des Feuers über die ganze Zielfront. Erhält man unrichtige Sprenghöhen, so werden diese durch einseitige Änderung der Brennlänge geregelt.

Die Batterie richtet, wie erwähnt, nach einem gemeinsamen leicht aufzufindenden Hilfsziel, jedes Geschütz mit einer seiner Stellung in der Batterie entsprechenden Seitenverschiebung, die vom Batterieführer kommandiert wird (échellonement), z. B. das erste Geschütz stellt den Goniometer auf 120; jedes folgende Geschütz vom rechten Flügel nimmt je 10 mehr. Ist nun die Seitenrichtung im allgemeinen falsch, so wird für alle Geschütze eine kräftige Korrektur der Seitenverschiebung angeordnet; ist die Verteilung des Feuers zu weit oder zu eng, so verkleinert oder vergrößert der Batterieführer das échellonement. Die Zugführer haben nur darauf zu achten, daß sich die Sprengpunkte am Ziel in der richtigen Reihe und mit ziemlich gleichen Seitenabständen voneinander folgen. Ist das nicht der Fall, so ändert der Zugführer die Seitenverschiebung. Auf diese Weise ist allen Mißverständnissen bei der Zielauffassung vorgebeugt.

In der Regel beginnt das Wirkungsschießen nach Bildung der Gabel von 200 m. Bisweilen wird vorher noch auf der kurzen Gabelentfernung eine Kontrollsalve abgegeben, durch die man die Erhöhung, Brennlänge und Feuerverteilung prüft. Das Wirkungsschießen wird meist auf mehreren Entfernungen abgegeben. In der Regel wird der „tir progressif“ angewendet; d. h. es werden, beginnend mit einer Entfernung, die 100 m kleiner als die kurze Gabelentfernung ist, auf vier um je 100 m größeren Entfernungen von jedem Geschütz zwei oder drei Schüsse abgegeben. Ist z. B. die Gabel 2600 = 2800 gebildet, so gibt jedes Geschütz auf das Kommando des Batterieführers: „tir progressif 2500!“ je zwei oder drei Schüsse auf 2500, 2600, 2700 und 2800 m im Schnellfeuer ab.

Ist das Ziel schmal (nicht über 100 m), so genügen zwei Schüsse auf jeder Entfernung, und die anfängliche Seitenrichtung bleibt unverändert; ist es breiter (bis zu 200 m) so werden von jedem Geschütz drei Schüsse abgegeben. Die Anfangsrichtungen der Geschütze liegen dann weiter auseinander, und jedes Geschütz verlegt die Seitenrichtung zunächst zweimal nach links, dann auf der nächsten Entfernung zweimal nach rechts, und so fort. Diese Änderung der Seitenrichtung geschieht durch Drehung der Kurbel für die Seitenrichtmaschine. Diese Schußart mit wechselnder Seitenrichtung heißt „tir fauchant“;*) der Batterieführer braucht seinem Kommando der Entfernung nur noch das Wort „fauchez!“ hinzuzufügen, so spielt sich der ganze Vorgang selbsttätig ab. Das Wechseln der Entfernung und das Abfeuern geschieht auf Kommando des Geschützführers.

*) faucher = mähen.

Will der Batterieführer das Feuer mehr in der Hand behalten, so kann er auf jeder Entfernung die Abgabe von zwei oder drei Schüssen pro Geschütz im Schnellfeuer kommandieren („par 2, 3!“). Das hat den Vorteil, daß er bei guter Beobachtung erkennen kann, welche der Entfernungen die beste Wirkung ergibt.

Ist keine Eile geboten, wie z. B. gegen leblose Ziele, wenn gegen das Ziel bereits ein gewisser Erfolg erreicht ist, oder wenn man die Entfernungen nach einzelnen Punkten ermitteln will, so kann man sich genauer einschießen. Man bildet alsdann eine Gabel von 50 m und setzt das Schießen mit einer Entfernung fort. Man hat somit vier Feuerarten: das Schießen auf einer und auf mehreren Entfernungen und in beiden Fällen mit gleichbleibender oder wechselnder Seitenrichtung.

Die Schießregeln gewähren dem Batterieführer große Freiheit; so z. B. steht nichts im Wege, das Einschießen mit nur einem Geschütz auszuführen. Das dem französischen Verfahren Eigentümliche liegt in dem Bestreuen eines Raumes von großer Tiefe und Breite durch nur eine Batterie im Schnellfeuer. Deshalb ist gerade dies hier so eingehend besprochen. Um das Verfahren beurteilen zu können, muß man wenigstens eine ungefähre Vorstellung von der zu erwartenden Wirkung haben.

Durch den „tir progressif“ kann bei gleichbleibender Seitenrichtung ein Raum von etwa 500 m Tiefe und 100 m Breite ziemlich gleichmäßig unter Feuer gehalten werden; dazu gehören 32 Schüsse. Soll ein Raum von größerer Breite (200 m) unter Feuer genommen werden — „tir fauchant“ —, so sind dazu 48 Schüsse erforderlich. Die in diesem Falle gegen ein Ziel von gegebener Größe zu erwartende Wirkung wird daher nur drei Viertel der im ersteren Falle in Aussicht stehenden erreichen. Bei gleichbleibender Seitenrichtung wird eine Fläche von etwa 50 000 qm ziemlich gleichmäßig durch rund 9600 (32 · 300) Schrapnellkugeln bestreut; d. h. auf je 1 qm wagerechte Trefffläche entfallen durchschnittlich etwa 0,192 Treffer. Die in 1 qm senkrechte Trefffläche fallende Trefferzahl ist um so größer, je flacher die Flugbahn; sie verhält sich zu der in der wagerechten wie die Größe des bestrichenen Raumes zur Zielhöhe. Nun sind die Fallwinkel der Schrapnellkugeln sehr verschieden; aber im Durchschnitt kann man den Fallwinkel der Kugeln dem des nicht krepierten Geschosses gleichsetzen. Auf 2000 m ist der bestrichene Raum des französischen Geschosses etwa 15 m; mithin würden in eine 1 m hohe und 1 m breite Scheibe 15 · 0,192 oder 2,88 Treffer fallen; da das Schrapnell der Feldkanone 96 eine gleiche Zahl von Füllkugeln enthält, der bestrichene Raum aber nur 12 m beträgt, würde man nur 12 · 0,192 = 2,30 Treffer erhalten.

Mit diesem Verfahren würden mit der Feldkanone 96 auf je 1 qm der senkrechten Trefffläche

auf 1000 m . . .	31 · 0,192	oder	5,95 Treffer
„ 2000 „ . . .	12 · 0,192	„	2,30 „

auf 3000 m . . . 6,5 · 0,192 oder 1,25 Treffer
" 4000 " . . . 4,2 · 0,192 " 0,81 "

zu rechnen sein.

Man kann nunmehr die gegen jedes beliebige Ziel zu erwartende Trefferzahl angeben; man hat nur die in Quadratmeter ausgedrückte Größe der Trefffläche mit diesen Zahlen zu multiplizieren. Eine breite Scheibe von 1 m Höhe würde 100mal so viel Treffer erhalten, da die Wirkung sich über einen Raum von 100 m Breite erstreckt. Eine stehende Schützenlinie (Figurscheibe = 0,56 qm) — auf 1 m der Front eine Scheibe — würde auf 1000 m 0,56 · 100 · 5,95 oder 333 Treffer erhalten; eine Batterie von sechs schildlosen Geschützen (Trefffläche ungefähr 24 qm) würde auf 2000 m mit etwa 24 · 2,3 oder 55 Treffern bedacht werden.

Vergleicht man das nach dem französischen Verfahren zu erwartende Treffresultat mit dem, was das deutsche Verfahren in Aussicht stellt, so kann man sich von vornherein sagen, daß bei gleichem Munitionsaufwand das letztere erheblich mehr Treffer liefern muß. Denn bei diesem wird ein Raum von nur etwa 250 m Tiefe unter Feuer gehalten, während das französische einen Raum von etwa doppelter Tiefe bestreut. Das Treffergebnis wird aber bei dem deutschen Verfahren mehr vom Zufall abhängen; denn selbst wenn die 100 m-Gabel richtig gebildet ist, sind drei wesentlich verschiedene Stellungen des Zieles innerhalb der Gabel denkbar: das Ziel kann in der Nähe der kurzen Gabelentfernung, in der Mitte der Gabel und endlich in der Nähe der weiten Gabelentfernung stehen. Im ersten Falle hat man

mit Sprengweiten von . . . — 50 bis + 50 m
im zweiten " " " . . . — 100 " ± 0 "
im dritten " " " . . . — 150 " — 50 "

zu rechnen.

Gegen eine breite Scheibe von 1 m Höhe wird man z. B. auf 2000 m

im ersten Falle auf durchschnittlich etwa 11,5 Treffer
" zweiten " " " " 10,5 "
" dritten " " " " 14,9 "
im Mittel also auf " 12,9 "

pro Schuß rechnen dürfen.

Mit 32 Schüssen, die das französische Verfahren erfordert, würde man also gegen dieses Ziel

auf 2000 m etwa 413 Treffer
" 3000 " " 297 "
" 4000 " " 240 "

erhalten.

Hiernach würde mit der gleichen Munitionsmenge das deutsche Verfahren die 1,8- bis 3-fache Trefferzahl ergeben wie das französische.

Wird mit wechselnder Seitenrichtung geschossen, „tir fauchant“, so steigt diese Überlegenheit auf das 2,4- bis 4-fache.

Es kann aber gar nicht oft genug wiederholt werden, daß es im Kriege nicht darauf ankommt, die größtmögliche Wirkung zu erreichen, sondern weit mehr auf eine ausreichende Wirkung, die möglichst früh und sicher eintritt.

Im „tir progressif“ mit gleichbleibender Seitenrichtung sind auf 3000 m etwa 1,25 Treffer auf 1 qm der Trefffläche zu erwarten. Das Personal einer schildlosen Batterie von sechs Geschützen und drei Munitionswagen in Feuerstellung (51 Mann) bietet eine treffbare Fläche von etwa 24 qm. Man würde hiernach auf etwa 30 Treffer rechnen dürfen, durch die „wahrscheinlich“ 22 Mann (44 vH. der Stärke) außer Gefecht gesetzt werden.

Das Einschießen kann mit drei Lagen erledigt sein; rechnet man für eine Lage einen Zeitraum von 30 Sekunden, was recht hoch gerechnet ist, so kann die Wirkung 1½ Minuten nach der Feuereröffnung beginnen. Jedes Geschütz hat acht Schüsse im Schnellfeuer abzugeben, die in einer, höchstens 1½ Minuten verfeuert sein können, so daß das Schießen im ganzen 2½ bis 3 Minuten dauern würde.*)

Unter gleich günstigen Umständen würden bei dem deutschen Verfahren vier Schüsse erforderlich sein, um eine Gabel von 100 m zu bilden; ehe der erste Bz.-Schuß, mit dem frühestens die Wirkung beginnen kann, abgegeben wird, müssen erst noch 4 bis 5 Az.-Schüsse abgewartet werden, so daß die Wirkung frühestens zwei Minuten nach der Feuereröffnung einsetzt. Muster 4 der Schießvorschrift enthält eine Schießliste über ein gefechtsmäßiges Schießen, bei dem der erste Bz.-Schuß 3 Minuten 25 Sekunden nach der Feuereröffnung fällt. Allerdings sind dabei zwei fragliche Schüsse enthalten, die das Einschießen um etwa 40 Sekunden verzögert haben mögen. Immerhin bleibt hiernach für das französische Verfahren ein Vorsprung von 1¼ Minuten, der bei der Feuergeschwindigkeit und Wirkung der modernen Geschütze von entscheidender Bedeutung sein kann.

Das französische Verfahren bietet aber eine größere Gewähr gegen das Mißlingen. Das deutsche Verfahren verspricht Erfolg nur, wenn die Gabel von 100 m richtig gebildet ist. Das französische Verfahren stützt sich auf eine Gabel von 200 m. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Gabel um so leichter falsch ge-

*) Nach einem in der Kriegstechnischen Zeitschrift (Jahrgang 1903, S. 375) enthaltenen Bericht über ein Schießen rumänischer Artillerie mit Rohrrücklaufgeschützen, die durch eine keineswegs besonders geübte Mannschaft bedient waren, dauerte die Abgabe von 48 Schüssen im Schnellfeuer (12 pro Geschütz) nur 52 Sekunden. Das Einschießen mit einem Geschütz auf eine Batterie, wobei eine Gabel von 100 m gebildet wurde und auf jeder Entfernung zwei Schüsse abgegeben wurden, dauerte nur 1½ Minuten. Meine Annahmen sind also keinesfalls zu günstig.

bildet wird, je enger sie ist; überdies liegt darin, daß das Wirkungsschießen mit einer Entfernung beginnt, die um 100 m kürzer als die kurze Gabelentfernung ist, ein noch größerer Schutz gegen das Mißlingen, der durch die unter Umständen stattfindende Kontrolle der einen Gabelgrenze noch erhöht wird. Überdies ist sehr wohl möglich, daß eine der zur Gabelbildung benutzten Salven bereits Wirkung ergibt.

Im „tir fauchant" wird ein Raum von doppelter Breite unter Feuer gehalten; da aber auf jeder Entfernung drei Schüsse pro Geschütz abgegeben werden, so entfallen auf das Quadratmeter des Zieles $^3/_4$ der Trefferzahl, die bei Schießen mit gleichbleibender Seitenrichtung in Aussicht stehen. Da diese Schußart nur gegen sehr breite Ziele angewendet wird, so gibt man dadurch doch nichts von der Wirkung preis. Innerhalb eines Raumes von 200 m Breite können sehr wohl zwei Batterien von sechs Geschützen stehen. Da der „tir progressif" mit gleichbleibender Seitenrichtung gegen ein solches Ziel 30 Treffer in Aussicht stellt, so hat man im „tir fauchant" 22 Treffer zu erwarten, und befinden sich zwei Batterien innerhalb des unter Feuer gehaltenen Raumes, so darf man auf 44 Treffer rechnen. Ein solches Ziel — 12 Geschütze — kann durch das deutsche Verfahren nur nacheinander bekämpft werden. Bei Schießversuchen in Rumänien wurde im „tir fauchant" sogar ein Raum von 300 m Breite unter Feuer genommen und damit eine sehr gute Wirkung erreicht.

Es ist sehr bemerkenswert, daß sowohl Schweden als auch Dänemark ein dem französischen Schießverfahren ähnliches angenommen. Beide haben das Einschießen mit Brennzünder, das Bilden der Gabel in weiten Grenzen, das Schnellfeuer zum Bestreuen eines großen Raumes mit Wechsel der Seitenrichtung eingeführt. Danach müssen wohl die gegen dieses Verfahren erhobenen Bedenken durch die praktischen Versuche als hinfällig erkannt sein. In manchen Einzelheiten weichen die Schießregeln von den französischen ab, wie diese denn keineswegs als ein unübertreffliches Muster hingestellt werden sollen. Zweifellos aber wird bei den modernen Geschützen nur ein Verfahren am Platze sein, das ein frühzeitiges Eintreten der Wirkung sicherstellt.

Von den Vorzügen des Streuverfahrens kann man sich schon im Frieden durch das sogenannte „Kampfschießen" überzeugen, das sich in Frankreich, Rußland und Österreich einer besonderen Pflege erfreut. In Rußland haben im Sommer 1903 Versuche stattgefunden, aus denen hervorgeht, daß die Batterien, die das Streuverfahren anwandten, in kürzester Zeit die Batterien, die sich genau einschießen wollten, niederkämpften; in höchstens drei Minuten war der Kampf entschieden. Im Ernstfalle tritt dazu, daß der frühzeitige Verlust nicht nur die Feuergeschwindigkeit, sondern vor allem die Ruhe der Bedienung verringert und dadurch die Inferiorität noch mehr hervortreten läßt.

4. Organisation.

Die Neubewaffnung der Feldartillerie hat in fast allen Staaten, wo sie durchgeführt ist, Änderungen der Organisation, namentlich in bezug auf die Stärke und Zusammensetzung der Batterien, nach sich gezogen.

Die Steigerung der Feuergeschwindigkeit hat die Leistung des einzelnen Geschützes ganz außerordentlich erhöht. Wenn ein Geschütz mit Rohrrücklauf mit der gleichen Präzision und in derselben Zeit 20 Schüsse abgeben kann wie ein Geschütz mit Lafettenrücklauf 8 Schüsse, so liegt der Schluß nahe, daß zwei Rohrrücklaufgeschütze fünf Geschütze mit Lafettenrücklauf ersetzen könnten. Freilich wäre das eine rein mechanische Auffassung; aber zweifellos leistet eine Batterie von vier Rohrrücklaufgeschützen mehr als eine solche von sechs Geschützen mit Lafettenrücklauf. Der Gedanke, die Batteriestärke auf vier Geschütze herabzusetzen, ist also durchaus berechtigt. Es handelt sich aber bei der Neubewaffnung nicht darum, die bisher erreichte Wirkung bloß beizubehalten, sondern sie womöglich zu steigern, und dazu ist die Frage zu erörtern, wie die zur Verfügung stehenden Mittel am besten ausgenutzt werden.

Bei der Ausrüstung mit Rohrrücklaufgeschützen wird eine Batterie von vier Geschützen dieselbe, ja unter Umständen eine höhere Arbeit leisten als die von sechs Geschützen. Behält man für das Wirkungsschießen das bisher übliche Flügelfeuer mit Beobachtung jedes Schusses bei, so kann die Feuergeschwindigkeit der Batterie nicht über ein gewisses Maß gesteigert werden. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die viergeschützige Batterie hierbei dasselbe leistet wie die sechsgeschützige; das erste Geschütz ist unbedingt schußfertig, wenn das vierte abgefeuert ist. Ob das fünfte und sechste da sind, ist für die Wirkung durchaus gleichgültig; sie beanspruchen aber Platz in der Marschkolonne und in der Front und sind nutzlos dem feindlichen Feuer ausgesetzt.

Geht man beim Wirkungsschießen zum Schnellfeuer über, so wird die Batterie von sechs Geschützen in der gleichen Zeit unbedingt mehr Schüsse abgeben; ob sie damit aber eine größere Wirkung erreicht, ist noch sehr fraglich. Nichts ist mehr geeignet, die Feuerdisziplin zu lockern und die Feuerleitung zu erschweren als Schnellfeuer. Unleugbar sind diese in einer Batterie von vier Geschützen leichter aufrechtzuerhalten als in einer solchen von sechs. Diese nimmt mehr Raum ein, ist schwerer zu übersehen und mit der Stimme zu beherrschen. Vor allem aber ist das Verhältnis der Friedens- und Kriegsstärke bei der großen Batterie ein ungünstigeres als bei der kleinen, wenn für beide im Frieden die gleichen Mittel verfügbar sind. Das Schnellfeuergeschütz wird seine volle Leistungsfähigkeit nur bei großer Zuverlässigkeit der Bedienung entfalten; deshalb ist gerade hier eine straffe Beaufsichtigung durchaus geboten. Bei der viergeschützigen Batterie ist es möglich, jedes Geschütz einem Offizier oder Offizierdiensttuer zu unterstellen, was in der sechs-

geschützigen Batterie ausgeschlossen erscheint. Eine wirksame Beaufsichtigung der Bedienung von zwei Schnellfeuergeschützen durch einen Offizier ist unmöglich. Ich bin daher der Meinung, daß Schnellfeuer beim Wirkungsschießen nur bei der Batterie von vier Geschützen zulässig ist, daß es dagegen bei der Batterie von sechs Geschützen auf die Fälle, wo es sich um Nahverteidigung, also um Sein oder Nichtsein handelt, beschränkt bleiben muß, wie das im deutschen Exerzier-Reglement zum Ausdruck gebracht ist.

Das französische Schießverfahren mit dem einheitlichen Zielpunkt für die ganze Batterie und dem Bestreuen eines breiten Raumes im „tir fauchant“ ist wohl bei einer Batterie von vier Geschützen möglich, nicht aber bei einer Batterie von sechs Geschützen und am allerwenigsten dann, wenn die etatmäßige Friedensstärke nicht mindestens sechs Geschütze beträgt. Ich bin daher der Überzeugung, daß eine Batterie von vier Geschützen, eben weil sie qualitativ höher steht, im Streuverfahren der Batterie von sechs Geschützen mindestens gewachsen, vielleicht sogar überlegen ist.

Die Herabsetzung der Batteriestärke ermöglicht, die Batterien ohne Vermehrung der Gespanne reichlicher mit Munition auszustatten, sowohl im ganzen als auch in der Feuerstellung. Verwendet man die durch den Fortfall zweier Geschütze verfügbar werdenden Pferde zur Bespannung von Munitionswagen, so wird die Schußzahl, über die eine Batterie, einschließlich der in den leichten Munitionskolonnen mitgeführten, verfügt, von 1132 auf 1236 erhöht und damit fast genau die Schußzahl erreichen, mit der die französische Batterie ausgestattet ist (1248)*). Man kann alsdann jedem Geschütz in der Feuerstellung einen Munitionswagen zuteilen und damit die unmittelbar bei der Batterie verfügbare Munitionsmenge um ein Drittel erhöhen. Gerade das ist von höchster Bedeutung. Mit Sicherheit kann man nur über die unmittelbar in der Feuerstellung vorhandene Munition verfügen; diese kann daher nie hoch genug bemessen werden. Eine Batterie von sechs Geschützen mit ebensoviel Munitionswagen, die ihren Geschützen unmittelbar und überallhin folgen, würde ein so schwerfälliger Gefechtskörper sein, daß dessen Führung auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen dürfte.

Die hier geltend gemachten Vorzüge der kleinen Batterien werden allgemein zugegeben; aber es wird von vielen Seiten die Forderung ausgesprochen, daß die bei einem Armeekorps vorhandene Geschützzahl (144) unter allen Umständen beizubehalten sei. Die Mehrzahl der Artilleristen wünscht in erster Linie 144 Geschütze in 36 Batterien formiert und gibt, falls dies unerreichbar, der jetzigen Organisation (144 Geschütze in 24 Batterien) den Vorzug vor einer Herabsetzung der Batteriestärke, ohne Vermehrung der Batterien (96 Geschütze in 24 Batterien). Sie stützt

*) Die Batterien der Vereinigten Staaten Nordamerikas führen für 4 Geschütze sogar 1432, pro Geschütz 358 Schüsse.

sich dabei auf den Ausspruch von Clausewitz, daß man an Artillerie so stark sein müsse, als ohne Nachteil möglich sei. Ich bin gewiß der letzte, die Vorteile einer starken Artillerie zu verkennen; aber ich meine, daß diese nur dann zur Geltung kommen kann, wenn erstens ein genügender Entwicklungsraum und zweitens eine reichliche Munitionsausrüstung zur Verfügung stehen.

Daß eine so große Geschützzahl — 144 Geschütze für ein Armeekorps — den erforderlichen Entwicklungsraum findet, ist sehr zu bezweifeln. 36 Batterien von vier Geschützen würden bei einer dem Reglement entsprechenden Aufstellung eine Front von fast 2700 m einnehmen; mindestens zwei Drittel des dem Armeekorps überhaupt zur Verfügung stehenden Raumes würden mithin von der Artillerie beansprucht werden. Schon im Feldzuge 1870/71, wo die Armeekorps mit 84 oder 90 Geschützen ausgestattet waren, hat es in mehreren Schlachten und Gefechten an Raum gefehlt, um alle Batterien in Tätigkeit zu setzen. (Bei Weißenburg fehlte es der Artillerie des V. Armeekorps in der Stellung südlich Windhof an Raum für 3 Batterien; bei Wörth fanden ebenfalls 3 Batterien des XI. Armeekorps in der ersten Stellung der Korpsartillerie bei Gunstedt keinen Platz; am 18. August vermögen 3 Batterien des VII. Armeekorps auf dem rechten Manceufer keine Stellung zu finden; bei Sedan konnten im Osten der Stadt 15 Batterien — 1 der Garde, 4 des IV., 4 des XII. und 6 des I. bayerischen Armeekorps — nicht entwickelt werden aus Raummangel). Zweifellos gab es weit mehr Fälle, in denen ausreichender Raum die Entwicklung der gesamten Artillerie des Armeekorps gestattet hat; aber niemals wird man daraus die Folgerung ziehen dürfen, daß in allen diesen Fällen eine um 54 bis 60 größere Geschützzahl keine Raumschwierigkeiten gefunden haben würde.

Wer 24 Batterien von sechs Geschützen den Vorzug vor 24 Batterien von vier Geschützen gibt, nimmt alle mit der großen Geschützzahl verbundenen Nachteile in Kauf, ohne die sich aus der kleineren Batteriestärke ergebenden Vorteile anzueignen. Denkt man sich, die deutschen Batterien wären im Jahre 1870 zu vier Geschützen formiert gewesen, so würden am 18. August beim VII. Korps statt zehn Batterien zu sechs Geschützen fünfzehn Batterien zu vier Geschützen in Tätigkeit getreten sein und, ohne irgend einen Nachteil einzutauschen, eine um die Hälfte größere Wirkung erreicht haben. Bei Schnellfeuergeschützen kommt es nicht sowohl auf die Zahl der in Stellung gebrachten Geschütze als vielmehr auf die der Batterien an. Nur dort, wo es möglich wäre, sämtliche 144 Geschütze innerhalb des dem Armeekorps zur Verfügung stehenden Raumes zu entwickeln — zweifellos ein seltener Ausnahmefall —, würden die 24 Batterien von sechs Geschützen gegenüber den 96 in kleinen Batterien formierten Geschützen im Artilleriekampf einen gewissen Vorteil haben. Ihr Feuer würde, weil gegen einen kleineren Raum vereinigt, dem Gegner, der sein Feuer über einen größeren Raum verteilen muß, größere Verluste bei-

bringen, vorausgesetzt, daß das Feuer hüben und drüben von gleicher Qualität wäre. Aber diesen Nachteil können die kleineren Batterien noch herabmindern, sei es durch geschickte Ausnutzung der Deckungen des Geländes oder durch Vergrößerung der Geschützzwischenräume; dazu sind sie besser befähigt als die großen Batterien.

Eine Vermehrung der Geschützzahl über 96 (24 Batterien von vier Geschützen) hinaus würde auch die Wirkung nicht sonderlich vermehren. Im „tir fauchant" hält eine Batterie von vier Geschützen eine Front von 200 m Breite ausreichend unter Feuer, ja, wie bereits erwähnt, war das bei Versuchen einer rumänischen Schnellfeuerbatterie noch bei einer Front von 300 m Breite der Fall. Unter normalen Verhältnissen nimmt ein Armeekorps eine Front von 4000 m ein; um einen Raum von dieser Breite wirksam unter Feuer zu nehmen, würden somit 20 Batterien, ja vielleicht sogar 14 genügen, und es würden somit 4 bezw. 10 Batterien verfügbar bleiben, um dort eingesetzt zu werden, wo eine besonders kräftige Wirkung nötig erscheint. Für diesen Zweck noch mehr Batterien verfügbar zu halten, ist in der Tat überflüssig; denn der Zuwachs an Wirkung würde, selbst wenn alle Geschütze ins Feuer gebracht werden könnten, sehr teuer bezahlt werden.

Eine stärkere Ausrüstung des Armeekorps mit Artillerie über das vorgeschlagene Maß hinaus würde nur dann angezeigt sein, wenn die Grundsätze über die Kampfweise der Infanterie sich ändern und ein größerer Wert auf die Breitenausdehnung gelegt würde, was natürlich nur auf Kosten der Tiefengliederung möglich ist und wenn unsere Nachbarn ihre Armeen verhältnismäßig stärker mit Artillerie ausstatten. Vorläufig aber deutet nichts darauf hin. Augenblicklich entfallen bei einem deutschen Armeekorps von normaler Zusammensetzung auf je 1000 Mann Infanterie 5,76 Geschütze; nach Herabsetzung der Batteriestärke auf vier Geschütze würden es noch 3,84 sein, eine Zahl, die in keinem Staate überschritten ist.*) Wer so leichthin eine starke Geschützzahl fordert, übersieht, wie außerordentlich in der neueren Zeit die Zahl der Munitionswagen gewachsen ist, nicht sowohl durch das höhere Gewicht der Munition als vielmehr durch die höheren Ansprüche an die Ausrüstung mit Munition. Zur Zeit der glatten Geschütze kamen die 6pfündigen Batterien noch mit einem halben Munitionswagen für jedes Geschütz aus; mit Einführung der gezogenen Geschütze verdoppelte sich die Zahl der Munitionswagen; beim Material 73 stieg sie auf 1,50 pro Geschütz, bei der Feldkanone 96 auf $1^2/_3$ (einschließlich der leichten Munitionskolonnen), und nach Einführung der Rohrrücklaufgeschütze wird sie kaum weniger als drei betragen dürfen, wie sie in Frankreich und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas tatsächlich festgesetzt ist. Man vergegenwärtige sich einmal, was das bedeutet, wenn die Marschkolonne der Artillerie eines Armeekorps, die jetzt einschließlich der leichten Munitionskolonnen, aber ohne Verwaltungsfahrzeuge

*) Auf je 1000 Mann Infanterie zählt man in Frankreich 3,3, in Rußland 3,65, in Österreich 3,43, in Italien 3,5, in der Schweiz 2,7, in Holland 3,0, in Schweden 3,2, in Dänemark 2,84 Geschütze.

393*) Fahrzeuge zählt, auf 576*) anschwillt und sich damit um rund vier Kilometer verlängert.

Frankreich hat bei Einführung seines neuen Geschützes die Stärke seiner Batterien herabgesetzt, ohne ihre Zahl zu erhöhen; seine Armeekorps verfügen jetzt nur über 80 Geschütze gegen früher 120. Dieses Beispiel ist von keinem andern Staate nachgeahmt; denn Schweden, Dänemark und die Schweiz, welche ihre Batterien bei der Neubewaffnung zu vier Geschützen formieren, haben gleichzeitig die Zahl ihrer Batterien vermehrt, jedoch nur in einem Maße, daß die Gesamtzahl ihrer Geschütze herabgesetzt ist. Aber diese Staaten hatten vorher eine außerordentlich schwache Artillerie, und auch jetzt noch erhebt sich die Zahl ihrer Geschütze auf wenig mehr als drei auf je 1000 Mann Infanterie.

In bezug auf die Verteilung der Artillerie an die höheren Truppenverbände stehen sich zwei Ansichten einander gegenüber. Die eine will die ganze Feldartillerie den Infanterie-Divisionen dauernd und organisationsmäßig zuteilen, während die andern einen Teil — die Korpsartillerie — der Verfügung des kommandierenden Generals vorbehalten will. Auch hier ist zum vollen Verständnis ein kurzer geschichtlicher Rückblick angezeigt.

In der ersten Zeit des Auftretens der Artillerie im Feldkriege war ein Teil der Geschütze auf das engste mit der Infanterie verbunden, ein anderer Teil in größerer Masse zusammengehalten. Die ersteren — Geschütze leichten Kalibers (Bataillons- und Regimentsstücke) — bildeten einen integrierenden Teil der Truppe, der sie angehörten, und traten nie aus deren Rahmen heraus; sie begleiteten mehr deren Gefecht, als daß sie es vorbereiteten. Diese Geschütze waren unbespannt und wurden auf dem Gefechtsfelde durch die Bedienungsmannschaft fortbewegt. Der andere Teil bestand aus Geschützen schweren Kalibers und war in „Batterien" vereinigt, deren Stärke aber von Fall zu Fall wechselte. Trotzdem diese Geschütze bespannt waren, konnte wegen ihrer geringen Beweglichkeit auf einen Stellungswechsel nicht gerechnet werden. Unter diesen Umständen mußte die Verwendung der leichten und schweren Artillerie eine sehr verschiedene sein.

Im Laufe der Zeit schieden die leichtesten und die schwersten Geschütze aus der Feldartillerie aus; es wurden auch die den Infanterie-Truppenteilen überwiesenen Geschütze zu Batterien (meist zu acht Geschützen) vereinigt und größeren Verbänden, anfangs den Brigaden (in Österreich noch 1866), später den Divisionen zugeteilt. Die übrigen Batterien bildeten eine Reserve in der Hand des obersten Führers und wurden, als die Armeen größer wurden, als „Reserveartillerie" an die einzelnen Armeekorps verteilt oder auch als „Armee-Reserveartillerie" (Armee-Geschützreserve) dem Armee-Oberkommando direkt unterstellt.

*) Nur Geschütze und Munitionswagen.

Die in den Kriegen 1866 und 1870/71 mit der Armee-Reserveartillerie gemachten Erfahrungen sprechen nicht zu ihren Gunsten. Die österreichische Nord-Armee hatte 1866 eine Armee-Geschützreserve von 128 Geschützen, die nur bei Königgrätz in Tätigkeit trat, ihre Aufgabe, die Zweite preußische Armee aufzuhalten, aber nicht zu lösen vermochte, weil sie zu spät eingesetzt wurde. Die bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl aus 16 Batterien des III. und IV. Armeekorps gebildete Armee-Reserveartillerie ist ebenfalls nur bei Königgrätz tätig gewesen und hat nichts Hervorragendes geleistet, während der 7. Division in ihrem heißen Kampfe um den Wald von Maslowied eine Verstärkung an Artillerie sehr erwünscht gewesen wäre. Auch die Artilleriereserve von 16 Batterien der französischen Rhein-Armee wurde in der Schlacht vom 18. August zu spät und nicht an der richtigen Stelle eingesetzt.

Napoleon, der als der erste die Artillerie von der Infanterie trennte, kannte keine Armee-Reserveartillerie. Wollte er eine besondere Artilleriewirkung auf irgend einem Punkte erreichen, so verfügte er über die Artillerie der in Reserve befindlichen Korps, ähnlich wie es in der Schlacht bei St. Privat auf deutscher Seite mit der Artillerie des III. und X. Armeekorps geschah, und erreichte damit stets einen vollen Erfolg (Friedland, Wagram, Gr.-Görschen).

Bis zur Zeit Napoleons wurden die schweren Batteriegeschütze vornehmlich zur Einleitung des Gefechts und zur Abwehr feindlicher Angriffe gebraucht; die leichten Geschütze begleiteten den Angriff ihrer Infanterie, vermochten aber bei der Zersplitterung ihres Feuers keine entscheidende Wirkung zu entfalten. Napoleon erst verstand die der Artillerie innewohnende Vernichtungskraft voll auszunutzen. Er wies der den Brigaden oder Divisionen zugeteilten Artillerie die Aufgabe zu, das Gefecht einzuleiten, zugleich aber auch den Infanterieangriff möglichst vorzubereiten und zu begleiten. Dort aber, wo er den entscheidenden Stoß zu führen gedachte, sah er diese Vorbereitung nicht für ausreichend an und führte die bis dahin für diesen Zweck zurückgehaltene Reserveartillerie auf nahe Entfernung gegen die Einbruchsstelle vor, um den Angriff durch Kartätschfeuer vorzubereiten.

Diese Verwendung war durch die geringe Wirkung und Tragweite der glatten Geschütze bedingt. Die Wirkung der Vollkugel war nicht ausreichend, die Entscheidung lag nur im Kartätschschuß. Daher mußten die den Angriff vorbereitenden Geschütze auf nahe Entfernung von der Einbruchsstelle und dieser gegenüber dicht gruppiert in Stellung gehen. An eine Vereinigung des Feuers räumlich voneinander getrennter Batterien war unter solchen Umständen nicht zu denken. Ebensowenig war darauf zu rechnen, die in der Schlachtlinie verteilten Batterien zu diesem Zweck zu vereinigen und auf den betreffenden Punkt zu werfen. Dazu war die Beweglichkeit der damaligen Artillerie, die sich nur auf kurze Strecken im Trabe bewegen konnte, zu

gering.*) Andererseits durfte man ungestraft einen verhältnismäßig großen Teil der Artillerie in Reserven zurückhalten; denn die geringe Wirkung der Geschütze auf den über Kartätschschußweite hinausgehenden Entfernungen zwang noch nicht dazu, die feindliche Artillerie vor Ausführung des entscheidenden Angriffs niederzukämpfen; es genügte, sie zu beschießen, um ihr Feuer auf die angreifende Infanterie möglichst zu erschweren.

Das erste Auftreten der gezogenen Hinterlader im böhmischen Feldzuge brachte eine gewaltige Enttäuschung. Man hatte das nach dem damaligen Standpunkt der Technik denkbar beste Geschütz und doch mit demselben so gut wie nichts geleistet. Der Grund lag hauptsächlich darin, daß es damals keine Taktik der verbundenen Waffen gab, oder richtiger vielleicht, daß sie in Vergessenheit geraten war. Die Batterien traten meist einzeln auf, weil die damals übliche Truppeneinteilung alle organisationsmäßig zusammengehörigen Verbände zerriß und die Zusammensetzung der Abteilung aus zwei oder drei verschiedenen Geschützarten einer einheitlichen Verwendung widerstrebte. Jede Batterie kämpfte auf eigene Faust und suchte ihre Stellungen und Ziele nach Gutdünken. Dazu kam eine große Scheu vor Stellungswechseln, so daß die Artillerie weit hinten stand, wenn die mutig vordringende Infanterie vorn kämpfte; kurz vor einer wirksamen Unterstützung der Infanterie durch die Artillerie war nur ausnahmsweise die Rede. Nur die außerordentliche Überlegenheit, die die preußische Infanterie durch ihr vortreffliches Gewehr und die diesem entsprechende Fechtweise besaß, ermöglichte ihr, auf die Unterstützung der Artillerie zu verzichten.

Aber die Artillerie hatte aus den Fehlern gelernt; die böhmischen Schlachtfelder wurden die Geburtsstätte der modernen Artillerietaktik. Nach dem Kriege 1866 wurden leitende Grundsätze für die Verwendung der Artillerie aufgestellt, von denen der wichtigste war, daß die Artillerie das Infanteriegefecht vorzubereiten habe und darum in der Marschkolonne möglichst weit nach vorn eingeteilt werden müsse. Um diesen Gedanken auch äußerlich erkennbar zu machen, erhielt die der Verfügung des kommandierenden Generals vorbehaltene „Reserveartillerie" fortan die Bezeichnung „Korpsartillerie".

Die hochgesteigerte Wirkung und großen Schußweiten der gezogenen Geschütze ergeben für den Angreifer die Notwendigkeit, zuerst die Feuerüberlegenheit zu erkämpfen, d. h. die feindlichen Geschütze so weit niederzuhalten, daß man sie mit einem Teil der eigenen Artillerie an jedem Versuch verhindern kann, sich gegen die angreifende In-

*) Das Aufsitzen der Bedienung auf Handpferde und Protzen, das übrigens schon vor der Revolution von einem französischen Offizier du Teil vorgeschlagen war, wurde erst nach den Befreiungskriegen allgemein eingeführt. In einzelnen Gefechten soll es auch von preußischen Batterien improvisiert worden sein. Gewöhnlich lief die Bedienung neben den Geschützen her, wenn diese sich auf kurze Strecken im Trabe bewegten.

fanterie zu wenden, während man mit dem größeren Teil die unmittelbare Vorbereitung des Sturmes ausführt. Andererseits muß auch der Verteidiger, wenn irgend möglich, den Kampf mit der feindlichen Artillerie aufnehmen, da diese sich sonst ohne weiteres ihrer Hauptaufgabe, Beschießung der Infanterie, auf entscheidender Entfernung zuwenden könnte. Die große Schußweite der modernen Geschütze erlaubt, den Kampf gegen die Artillerie und gegen die Infanterie aus derselben Stellung vorzunehmen. Es ist dafür nicht mehr, wie zur Zeit der glatten Geschütze, ein Wechsel der Stellung, sondern meist nur des Zieles notwendig.

Die moderne Gefechtslehre konnte und mußte daher den Grundsatz aufstellen, die ganze Artillerie für die Durchführung des Geschützkampfes einzusetzen. Der glückliche Ausgang dieses Kampfes hängt bei gleicher Qualität der Artillerie wesentlich von der numerischen Überlegenheit ab, die, wenn man nicht überhaupt im Besitze derselben ist, wenigstens zeitweise durch eine dem Feinde zuvorkommende Entwicklung erreicht werden kann. In Verfolg dieser Ansichten scheut man jetzt nicht davor zurück, bei einem auf einer Straße marschierenden Armeekorps die der hinteren Division zugehörige Artillerie vorübergehend von ihr zu trennen und in die Gefechtslinie vorzuziehen. Andererseits werden an der unmittelbaren Vorbereitung des Sturmes möglichst alle Batterien teilnehmen, die nicht durch den Artilleriekampf gebunden sind. Während Napoleon zur unmittelbaren Vorbereitung des Angriffs die Reserveartillerie verwendete, wies die moderne Gefechtslehre die Aufgabe in erster Linie der Divisionsartillerie zu. In Wirklichkeit dürfte es wohl wesentlich davon abhängen, welche Batterien durch die vorausgegangenen Kämpfe ihre Gefechtskraft am wenigsten eingebüßt haben, und wie ihre Stellung zum Ziele liegt, nicht aber davon, ob sie zur Korps- oder Divisionsartillerie gehören. Während früher grundsätzlich ein Teil der Artillerie aufgespart blieb und vom kommandierenden General erst eingesetzt wurde, wann und wo dieser die Entscheidung herbeiführen wollte, muß jetzt die gesamte Artillerie möglichst frühzeitig in Tätigkeit treten, um am Artilleriekampfe teilzunehmen. Erst im Verlaufe des Gefechts und erst nach dem Ausfall des Artilleriekampfes wird sich der Punkt erkennen lassen, gegen den der Hauptangriff geführt werden muß.

Hieraus ergibt sich, daß die bleibende organisationsmäßige Ausscheidung der Korpsartillerie keine Notwendigkeit ist, vielmehr die Verteilung der ganzen Artillerie auf die Infanterie-Divisionen den Vorzug verdient, und zwar deshalb, weil sie eine größere Gewähr bietet, daß die Entwicklung der ganzen Artillerie rechtzeitig erfolgt. Bewegt sich das Korps auf einer Straße vor, so ist es für die Verwendung der Artillerie gleichgültig, ob eine Korpsartillerie ausgeschieden ist oder nicht. Es liegt keinerlei Bedenken vor, die gesamte Artillerie in schneller Gangart vorzuziehen, um sie frühzeitig in Stellung zu bringen und dem Gegner eine überlegene Artillerie entgegenzustellen. Marschiert das Armeekorps aber auf zwei Straßen, so folgt die

Korpsartillerie in der Regel einer der Divisionen, meist wohl derjenigen, der die bessere Straße überwiesen ist. Bei einem Zusammenstoße mit dem Feinde sind die Kräfte ungleich verteilt, und es ist lediglich dem Zufall überlassen, ob die Hauptmasse der Artillerie sich bei der Kolonne befindet, die ihrer am meisten bedarf. Wollte man beiden Kolonnen eine gleich starke Artillerie zur Verfügung stellen, so müßte man die Korpsartillerie zerreißen, was viele Nachteile haben würde. Ist aber die ganze Artillerie organisationsmäßig auf beide Divisionen gleichmäßig verteilt, so verfügt jede über eine ausreichend starke Artillerie, die sie befähigt, auch gegen überlegene Kräfte sich so lange zu behaupten, bis die andere in das Gefecht eingreifen kann.

Aus dem Kriege 1870/71 lassen sich zahlreiche Beispiele dafür beibringen, daß die Korpsartillerie beim Vormarsch nicht derjenigen Division zugeteilt war, die gerade einer starken Artillerie bedurft hätte. So z. B. folgte die Korpsartillerie des VII. Korps am 6. August der 13. Division und kam überhaupt nicht ins Gefecht, während die 14. Division in dem gegen einen stark überlegenen Gegner geführten Gefechte auf ihre vier Batterien angewiesen blieb. — Am 16. August kam beim III. Korps gerade die 5. Division, bei der die Korpsartillerie nicht eingeteilt war, zuerst und in ein sehr heftiges Gefecht. Nur dadurch, daß zwei Batterien der 6. Division auf dem Gefechtsfelde der 5. Division eingesetzt wurden, vermochte sich die Artillerie den weit überlegenen Kräften des Feindes gegenüber zu behaupten.

Die meisten Kämpfe der Feldzüge 1866 und 1870/71 waren keine geplanten Angriffsgefechte. Nur bei solchen kann man vorher beurteilen, wo die Hauptmasse der Artillerie einzusetzen sein wird. Aber dann ist das Armeekorps meist so eng vereinigt, daß der kommandierende General einen Teil der Artillerie ausscheiden kann, um sich die Verfügung darüber vorzubehalten, wie es ja auch mit der Infanterie geschieht.

Die hier angeführten Gesichtspunkte sind für die Abschaffung der Korpsartillerie in Deutschland maßgebend gewesen. Vom 1. Oktober 1899 ab ist die gesamte Feldartillerie den Infanterie-Divisionen unterstellt, abgesehen von der reitenden Artillerie, die in der Stärke von je zwei Batterien den Kavallerie-Divisionen zugeteilt wird. Man hat damit gleichzeitig die Divisionskommandeure, die im Gefecht über die Artillerie zu verfügen haben, für die Ausbildung dieser Waffe verantwortlich gemacht und sie dadurch veranlaßt, sich eingehend mit ihr zu beschäftigen, was ihrer Verwendung auf dem Gefechtsfelde sehr zugute kommen wird.

Streng genommen, beziehen sich die vorstehenden Ausführungen nur auf die Kanonen. Die leichten Feldhaubitzen sind zwar — vielleicht in höherem Grade als die Kanonen — zur Bekämpfung der mit Schilden versehenen Artillerie geeignet; aber ihre eigentliche Aufgabe ist doch die unmittelbare Vorbereitung des Infanterieangriffs, namentlich wenn sich dieser gegen eine künstlich verstärkte Stellung richtet. Deshalb wird sich der kommandierende General die Verfügung darüber wenigstens in den

geplanten Angriffsgefechten vorbehalten müssen; sie sind eigentlich „Korpsartillerie“. Wenn trotzdem die Haubitzbatterien organisationsmäßig einer Infanterie-Division zugeteilt sind, so läßt sich das nur aus Opportunitätsgründen erklären: man wollte nicht mehr als drei Haubitzbatterien haben.

Die „schwere Artillerie des Feldheeres“, die nur beim Angriff auf befestigte Stellungen, also in Ausnahmefällen zur Tätigkeit berufen ist, wird am besten dem Oberkommando einer Armee unterstellt und folgt den Feldtruppen mit einem gewissen Abstande. In ihr ist gewissermaßen die „Armee-Reserveartillerie“ wieder aufgelebt. Wenn sie gebraucht wird, muß sie einheitlich eingesetzt werden, und das wird entschieden erschwert, wenn sie bei den Armeekorps verteilt ist. Der Angriff auf eine befestigte Stellung wird niemals so überraschend kommen, daß man nicht Zeit hätte, die Artillerie dorthin zu befehlen, wo man sie einzusetzen gedenkt. Dann hindert nichts mehr, sie vorübergehend dem Armeekorps zuzuteilen, das an der entscheidenden Stelle angreifen soll. Die dauernde Zuteilung der schweren Artillerie an die Armeekorps dürfte die Operationen des Heeres leicht schwerfällig und schleppend machen.

Von allen Staaten, die den Korpsverband kennen, haben nur Deutschland und Rußland die gesamte Artillerie auf die Infanterie-Divisionen verteilt. Frankreich hat von 20 Batterien acht, Österreich von 16 Batterien vier, Italien von 16 acht, die Schweiz von 18 sechs Batterien der Korpsartillerie überwiesen. Die reglementarischen Vorschriften dieser Staaten lassen aber nirgends einen grundsätzlichen Unterschied in der Verwendung der Artillerie erkennen, der zu einer organisationsmäßigen Ausscheidung der Korpsartillerie zwänge.*)

5. Verwendung.

Die durch die große Feuergeschwindigkeit hervorgerufene Steigerung der Wirkung und die der Geschützbedienung durch die Schutzschilde gewährte Deckung müssen zweifellos einen großen Einfluß auf die Verwendung der Artillerie haben.

Die hohe Feuergeschwindigkeit in Verbindung mit dem ihr angepaßten Schießverfahren wird den Erfolg haben, daß alle Truppen es nach Möglichkeit vermeiden werden, sich offen dem feindlichen Artilleriefeuer auszusetzen; denn das würde gleich-

*) Die Studie war bereits druckfertig, als Mitte Juli französische Blätter meldeten, daß in Frankreich für den Frieden die Feldartillerie mit Ausnahme der reitenden Batterien der Kavallerie-Divisionen, der Kolonialtruppen usw. den Infanterie-Divisionen unterstellt sei; für den Kriegsfall soll allerdings an der Korpsartillerie noch festgehalten werden.

Nach einem von dem Bundesrat der Schweiz ausgearbeiteten Organisationsentwurfe soll der Korpsverband aufgehoben und das Heer fortan in sechs starke Infanterie-Divisionen anstatt in vier Armeekorps gegliedert werden, womit dann natürlich auch die Korpsartillerie eingehen würde.

bedeutend mit ihrer Vernichtung sein. Der Artillerie erwächst dadurch die Aufgabe, die kurzen Augenblicke, in denen eine Truppe sich ihr als Ziel darbietet, schnell durch ein lebhaftes, aber wirksames Feuer auszunutzen. Das nötigt dazu, in den Gefechtspausen das ganze Gelände aufmerksam zu überwachen, damit der Feind keine Gelegenheit findet, überraschende und nicht bemerkte Bewegungen auszuführen. Es werden daher den Batterien, Abteilungen usw. nicht sowohl bestimmte Ziele zur Bekämpfung als vielmehr Geländeabschnitte, Zonen oder richtiger wohl Sektoren mit bestimmten Grenzen zur Überwachung und zum Unterfeuernehmen überwiesen werden, wie das bereits unter „Schießen" hervorgehoben ist. Es muß den Führern der kleineren Truppenteile daher eine große Selbständigkeit überlassen, eine hochentwickelte Initiative von ihnen gefordert werden.

Infolge des der Bedienung durch die Schilde gewährten Schutzes wird der Artilleriekampf schwerlich zu einem entscheidenden Ende durchgeführt werden können. Selbst wenn man gegen eine mit Schilden versehene Batterie richtig eingeschossen ist, wird man mit Schrapnellfeuer nur wenig gegen sie ausrichten können, namentlich wenn auch die dauernde Versorgung der Geschütze mit Munition gesichert ist. Das geschieht am besten, wenn der gepanzerte Munitionshinterwagen in der Feuerstellung neben dem Geschütz aufgestellt wird. Man hat gegen diese Aufstellung, die nicht nur in Frankreich, sondern auch in allen Staaten, die sich für Schutzschilde entschieden und über diese Frage schlüssig gemacht haben, angenommen ist, geltend gemacht, daß sie zu gefährlich sei, da ein den Munitionswagen treffendes Vollgeschoß leicht eine Explosion und damit große Verwüstungen in der Batterie hervorrufen konnte. Dagegen gibt es freilich keinen Schutz; aber es wird kaum einen Unterschied machen, ob der explodierende Wagen neben einem Geschütz oder einige Schritte dahinter steht. Eine besondere Gefahr liegt übrigens nur für die mit Sprenggranaten gefüllten Wagen vor. Wenn man den Artilleriekampf vornehmlich mit Schrapnells durchführt und die mit Sprenggranaten gefüllten Wagen nur dann in die Feuerstellung vorzieht, wenn das feindliche Artilleriefeuer wenigstens geschwächt ist, so ist die Gefahr nach Möglichkeit verringert. Man hat eben nur die Wahl, ob man die Bedienung durch die zahlreichen Schrapnellkugeln oder die seltenen Volltreffer vernichten lassen will.

Wenngleich der Kampf zwischen zwei mit Schutzschilden versehenen Artillerien schwerlich zu einer endgültigen Niederwerfung der einen Partei führen wird, so soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß dieser Kampf überflüssig und daher zu unterlassen sei. Im Gegenteil, derjenige, dem es gelingt, die feindliche Artillerie vorübergehend zum Schweigen zu bringen, wird sehr im Vorteil sein. Er hat dem Feinde die Freiheit des Handelns entrissen, sie für sich gewonnen und kann daran denken, sie auszunutzen, sei es, daß er die Bekämpfung der Artillerie durch Präzisionsschießen fortsetzt oder zur Beschießung der Infanteriestellungen übergeht.

Darum führt auch das französische Reglement als erste der Artillerie zufallende Aufgabe die an, die feindliche Artillerie in der kürzesten Zeit niederzukämpfen. Es verhehlt sich aber nicht, daß ein hier errungener Erfolg kein entscheidender sein kann, und fordert daher, daß die feindliche Artillerie auch dann noch unausgesetzt im Auge behalten und überwacht wird, damit jeder Versuch, wieder in den Kampf einzugreifen, schon im Keime erstickt werden kann.

Das französische Reglement empfiehlt für den Fall, daß der Gegner im Einschießen einen Vorsprung gewonnen haben sollte, das Feuer vorübergehend einzustellen, die Geschützbedienung durch Niederlegen hinter den Schilden völlig zu schützen, das Feuer aber sofort wieder aufzunehmen, wenn der Gegner sein Feuer einstellt oder in anderer Richtung abgibt.

Gewiß wird der im Vorteil befindliche Teil versuchen, durch genaueres Einschießen die Zahl der wirksamen Schüsse zu vermehren; aber schwerlich wird man damit rechnen dürfen, daß der Artilleriekampf auf der ganzen Front zu einem siegreichen Ende durchgefochten sein wird. Den Gegner völlig kampfunfähig zu machen, wird man kaum hoffen dürfen, wohl aber kann man ihn am Stellungswechsel und Munitionsersatz hindern, womit schon viel gewonnen ist.

Das französische Reglement fordert, daß die Niederwerfung der feindlichen Artillerie nicht nur möglichst schnell erfolge, sondern auch, daß dazu nicht mehr Kräfte eingesetzt werden, als unbedingt erforderlich sind, eine Forderung, deren Berechtigung in der durch die große Feuergeschwindigkeit gesteigerten Wirkung begründet ist. Im „tir fauchant“ vermag eine einzelne Batterie einen Raum von 200 m Breite mit solcher Intensität unter Feuer zu halten, daß keine geschlossene Truppe sich darin ungedeckt aufhalten oder bewegen kann, ohne ihre Kampffähigkeit einzubüßen. Daß das richtig ist, und daß dies Ergebnis in der kurzen Zeit von wenigen Minuten erreicht werden kann, geht aus den oben mitgeteilten Versuchsergebnissen der rumänischen Artillerie hervor. Es würde also wenig Zweck haben, eine solche von einer Batterie zu lösende Aufgabe an mehrere zu übertragen, zumal durch Versuche*) festgestellt ist, daß mehrere Batterien keineswegs bessere Resultate erreichen, daß vielmehr das gleichzeitige Einschießen mehrerer Batterien mehr Zeit kostet und oft ganz mißlingt.

Während das deutsche Reglement einen besonderen Wert darauf legt, von vornherein eine Massenwirkung zu entfalten, verlangt das französische für den Beginn des Gefechts statt der Massenwirkung eine Massenbereitstellung der Artillerie, von der nie mehr in Tätigkeit treten soll, als der beabsichtigte Zweck erheischt. Nicht sowohl die Zahl der vom Feinde in Stellung gebrachten Geschütze als vielmehr die von ihnen eingenommene Frontbreite soll darüber entscheiden, wieviel Batterien

*) Revue d'artillerie 1902. Jahrgang XXX. T. 59. S. 460.

zunächst in den Kampf eingreifen. Das Reglement fordert kein gleichzeitiges, sondern ein überraschendes Auftreten, dem eine sofortige Wirkung folgt.

An einem Beispiel wird man das verschiedene Verhalten am besten verstehen, das die französischen und die heute gültigen deutschen Vorschriften fordern. Denken wir uns, von beiden Seiten würden ziemlich gleichzeitig je ein Regiment von zwei Abteilungen, also sechs Batterien, in Stellung gebracht; beide nehmen auf einem Höhenrücken eine halbverdeckte Stellung ein, doch so, daß auf beiden Seiten die gegenseitigen Stellungen deutlich erkannt werden. Auf deutscher Seite würde die Zielverteilung wahrscheinlich derart erfolgen, daß jeder Batterie eine feindliche überwiesen wird; vielleicht werden nach dem Einschießen vorübergehend zwei Batterien ihr Feuer gegen eine vereinigen, während eine Batterie das Feuer auf zwei feindliche richtet. Auf französischer Seite würden wahrscheinlich von jeder Abteilung zunächst nur zwei Batterien das Feuer eröffnen und jede Batterie eine halbe feindliche Abteilung unter Feuer nehmen. Die Front einer Abteilung von drei Batterien zu sechs Geschützen hat eine Breite von 300 m; mithin sind dagegen zwei Batterien einzusetzen. Möglicherweise teilt man der einen Batterie zwei feindliche, der anderen eine Batterie als Ziel zu, wenn die Abteilung keine gleichmäßig geschlossene Linie bildet. Die dritte Batterie verbleibt aber in Bereit- oder besser noch Lauerstellung (en surveillance) und bereitet alles darauf vor, entweder das Feuer einer der beiden Batterien zu verstärken bezw. zu ersetzen, wenn es diesen nicht gelingen sollte, einen Erfolg zu erreichen oder aber etwa beim Feinde eintreffende Verstärkungen sogleich nach ihrer Ankunft mit Feuer anzufallen.

Diese Lauerstellungen werden besonders in den ersten Phasen des Gefechts eine wichtige Rolle spielen, solange man über den Gegner noch wenig unterrichtet ist. Sie bieten das Mittel, zumal sie meist verdeckt sind, sich die Freiheit des Handelns zu bewahren und den Feind über die eigenen Kräfte zu täuschen. Dem deutschen Reglement sind sie durchaus nicht fremd; denn das Reglement verlangt (Ziffer 343) von den Batterien der Avantgarde, die auf einen überlegenen Gegner stoßen, daß sie, soweit dies mit der Sicherung des Aufmarsches des Gros vereinbar, dem Artilleriekampfe ausweichen, bis eine annähernd gleiche Geschützzahl zur Verfügung steht. Das ist nur möglich, wenn die Batterien abgeprotzt in verdeckter Bereitstellung stehen, so daß sie jeden Augenblick den Kampf aufnehmen können, falls dies zur Sicherung der Infanterie geboten ist.

Die große Steigerung der Wirkung der modernen Geschütze nötigt ferner dazu, dem verdeckten Einrücken in die Feuerstellung erhöhten Wert beizulegen. Jede Ungeschicklichkeit oder Unvorsichtigkeit, die dem Gegner die Feuerstellung vorzeitig verrät, bestraft der Feind mit einem Feuerüberfall, der die Vernichtung der noch im Abprotzen befindlichen Batterien nach sich ziehen kann. Ebenso wichtig ist auch die sorgfältige Vorbereitung des Schießens, damit das Einschießen glatt vonstatten geht, und

man hierin nicht vom Feinde überholt wird. Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, wie falsch es ist, die für eine in den Kampf eintretende Artillerie unleugbar bestehende Krisis lediglich durch schnelle Eröffnung des Feuers abkürzen zu wollen. In der Tat besteht diese Krisis aus zwei Perioden: die erste beginnt mit dem Eintreffen der Geschütze in der Feuerstellung und endet mit dem ersten Schuß; die zweite dauert so lange, bis das Feuer wirksam wird. Die erste ist nur gefährlich, wenn das Abprotzen nicht verdeckt geschieht, die zweite unter allen Umständen wirklich kritisch, weil nunmehr der Feind die Stellung kennt. Man muß also nicht nur die erste, sondern vor allem die zweite Periode der Krisis abkürzen, und alles, was geschieht, um die erste auf Kosten der zweiten abzukürzen, ist durchaus zu verwerfen.

Die Verbesserung der Richtmittel, insbesondere die Einführung des Richtkreises (Goniometer), gestattet einen weit ausgedehnten Gebrauch von dem indirekten Richten (unter Benutzung eines Hilfszieles); umsomehr, als es beim „tir fauchant" auf eine genaue Seitenrichtung gar nicht ankommt, da man nicht einen bestimmten Punkt, sondern einen breiten Geländeabschnitt unter Feuer zu nehmen beabsichtigt. Der Bedienung bietet das indirekte Richten nicht die geringsten Schwierigkeiten mehr; diese liegen vielmehr lediglich darin, daß der Batteriekommandeur einen Platz findet, der es ihm ermöglicht, die Beobachtung und die Leitung des Feuers in seiner Hand zu vereinigen. Das ist nur bei Aufstellung des Batterieführers auf einem in nächster Nähe der Batterie und hochgelegenen Punkte möglich. In Belgien und Dänemark ist aus diesem Grunde eine Beobachtungsleiter eingeführt, die auf einen Munitionswagen gestellt werden kann. Dadurch kann der Batterieführer von einem etwa 5 m hoch gelegenen Punkt (Augenhöhe) aus beobachten und erhält eine gute Übersicht über das Vorgelände, während seine Geschütze dem Auge des Feindes vollständig entzogen sind. Das Hauptbedenken gegen solche Stellungen liegt dann noch darin, daß aus ihnen die Wirkung gegen vorgehende Infanterie erschwert und das Vorbringen der abgeprotzten Geschütze und Munitionswagen zeitraubend und schwierig ist.

Mehr als je zuvor wird es in den Kämpfen der Zukunft auf ein inniges Zusammenwirken der Infanterie und Artillerie ankommen. Denken wir uns einen Gegner in der Verteidigungsstellung, so hat er gar kein Interesse daran, seine Batterien in einem ungleichen Kampfe vernichtet zu sehen. Er wird sie also nur dann zeigen, wenn sich ihnen ein Ziel bietet, das unbedingt beschossen werden muß. Ein solches ist die Infanterie des Angreifers. Sie muß gegen die feindliche Stellung vorgehen mit dem Bewußtsein, dadurch das Feuer der Artillerie auf sich zu ziehen. Dadurch verrät diese alsdann ihre Stellung und bietet der Artillerie des Angreifers ein Ziel, das namentlich bei Einnahme der Stellung, die nicht verdeckt liegen kann, mit großer Aussicht auf Erfolg beschossen werden kann. Auch in späteren Momenten, wo es sich um die Vorbereitung und Durchführung des Angriffs handelt, kann wiederum nur das enge Zusammenwirken der beiden Waffen Erfolg haben. Wollte

man der Artillerie die Vorbereitung des Infanterieangriffs allein überlassen, so würde der Gegner gar keine Veranlassung haben, seine Stellung zu besetzen. Die Infanterie des Verteidigers könnte ruhig weiter rückwärts Stellung nehmen und die Artillerie gegen die eigentliche Verteidigungsstellung ihre Munition verschießen lassen; sie würde immer noch rechtzeitig zur Besetzung kommen. Das war der eigentliche Grund für die Mißerfolge der russischen Angriffe bei Plewna und der Engländer am Tugela, daß man die Vorbereitung und die Ausführung des Sturmes zeitlich voneinander trennte. Ebensowenig wie die Türken hatten die Buren ihre Verteidigungsstellung besetzt, die von der Angriffsartillerie tagelang lebhaft unter Feuer genommen wurde. Es ist durchaus geboten, daß die Infanterie des Angreifers unter dem Schutze ihrer Artillerie so dicht an die feindliche Stellung herangeht und mit dem Angriff droht, daß sie „den Verteidiger zum Besetzen seiner Linien und Zeigen seiner Truppen zwingt" (Ex. Regl. für die Feldart. Z. 354) und so ihrer Artillerie ein Ziel schafft.

Aber ebenso wie die Artillerie ohne die Mitwirkung der Infanterie nichts leisten kann, ebensowenig vermag die Infanterie allein eine genügend besetzte Verteidigungsstellung zu überwinden, falls sie nicht etwa eine gewaltige Überlegenheit hat, die ihr gestattet, die Stellung nicht nur in der Front, sondern auch von der Flanke her umfassend anzugreifen. Die angreifende Infanterie wird einem nicht schon von vornherein sehr minderwertigen Verteidiger gegenüber allein wohl kaum die Feuerüberlegenheit gewinnen können. Sie bildet fast immer, namentlich aber während der Vorwärtsbewegung, weit größere Ziele als der Verteidiger und muß das Feuer zeitweise unterbrechen. Nur wenn hier die Artillerie unterstützend eingreift und durch ihr Feuer den Verteidiger an der ruhigen Abgabe seines Feuers hindert, kann sie hoffen, die entscheidende Hauptfeuerstellung zu erreichen. Diese muß auf einer Entfernung liegen, die einerseits die Abgabe eines wirksamen Gewehrfeuers zuläßt, andererseits aber auch noch das Überschießen durch die eigene Artillerie gestattet. Es ist schwer oder sogar falsch, hier eine bestimmte Zahl zu nennen; aber ich glaube, daß *in der Ebene* 500 m wohl eine solche Grenze bilden. Das deutsche Exerzier-Reglement für die Feldartillerie vermeidet es, solche Zahlen anzugeben; es empfiehlt beim Überschießen eigener Truppen besondere Vorsicht und Aufmerksamkeit, um vor eintretender Gefährdung das Feuer auf andere Ziele zu lenken. Wenn man aus Friedensversuchen den Schluß gezogen hat, das Feuer könne fortgesetzt werden, bis die eigene Infanterie bis auf 200 oder 300 m an die feindliche Stellung herangekommen, so möchte ich davor warnen, aus solchen Versuchen zu weit gehende Schlüsse zu ziehen. Im Frieden kommen Irrtümer und Verwechselungen viel seltener vor als im wirklichen Gefecht. Das französische Reglement enthält sich ebenfalls bestimmter Zahlenangaben; es empfiehlt aber, um die Gefahren abzuschwächen, keiner Batterie das Ziel anzuweisen, das die gerade vor ihr befindliche Infanterie angreift (Teil I, 632), mit andern Worten: das Feuer der Artillerie soll möglichst flankierend wirken. Französische Schriftsteller

nehmen in der Ebene 500 m an, während bei höher gelegenen Zielen auf ansteigendem Gelände dieser Abstand auf 300, ja 250 m sinken könne.

Wie oben der Infanterie sowohl bei der Einleitung des Gefechts als auch bei Durchführung des Angriffs die Rolle zugewiesen wurde, das Feuer der feindlichen Artillerie herauszulocken, so kann diese Aufgabe auch einem Teil der Artillerie zufallen. Die Franzosen haben auch das in ein gewisses System gebracht und nennen eine Batterie, die mit dieser Aufgabe betraut wird, „batterie d'amorce".*) Bei einer Schießübung im Gelände, die — wenn nicht unter Leitung, so doch jedenfalls unter der Billigung Langlois' — stattgefunden hat, wurde vermutet, die feindliche Artillerie habe auf oder hinter einem Höhenrücken Aufstellung genommen. Um darüber Gewißheit zu erhalten, wurde eine Batterie beauftragt, ihre Geschütze möglichst verdeckt mit großen Zwischenräumen in einer Front von 300 m Breite aufzustellen und ein lebhaftes Feuer gegen die Höhen zu eröffnen, was denn auch den Erfolg hatte, daß die feindliche Artillerie antwortete. Nunmehr wurde sie von den übrigen (fünf) in einer Lauerstellung befindlichen Batterien angefallen. Das Reglement (Teil I, 629) empfiehlt zwar der Artillerie der Avantgarde, sich im Gelände auszubreiten; es ist aber sehr fraglich, ob damit ein solches Tiraillieren mit Geschützen gemeint ist. An derselben Stelle macht das Reglement darauf aufmerksam, daß diese Batterien darauf vorbereitet sein müßten, einen Nahangriff abzuweisen, wozu doch eine solche Verzettelung der Geschütze nicht sehr geeignet sein dürfte. Da Langlois einer der hervorragendsten Artilleristen Frankreichs und zweifellos einer der geistigen Väter des Reglements war, so ist seine Auslegung von großer Bedeutung.

Die große Wirkung der modernen Feuerwaffen wird nicht nur zur sorgfältigen Ausnutzung aller Deckungen, die das Gelände bietet, führen, sondern auch höchstwahrscheinlich zur Eröffnung des Feuers auf größeren Entfernungen als bisher. Beides wird eine lange Dauer der Gefechte und in Verbindung mit der gesteigerten Feuergeschwindigkeit, auch wenn man auf möglichste Sparsamkeit bedacht ist, einen starken Munitionsverbrauch zur Folge haben. Daher ist nicht nur für eine reiche Munitionsausrüstung, sondern auch für einen gesicherten Nachschub Sorge zu tragen. Von größter Bedeutung ist ein großer Munitionsvorrat in der feuernden Batterie, und darum wird man der Batterie in der Feuerstellung wohl ebensoviel Munitionswagen wie Geschütze zuteilen müssen. Das ist nicht nur in Frankreich, sondern auch in allen übrigen Staaten, die sich über die Annahme des Rohrrücklaufgeschützes schlüssig gemacht haben, mit Ausnahme von Rußland, geschehen. In Frankreich befindet sich in der Feuerstellung nicht nur neben jedem Geschütz ein abgeprotzter Munitionshinterwagen mit je 72 Schuß, sondern außerdem stehen in der Feuerstellung noch zwei Munitionshinterwagen, aus denen in jeder Gefechtspause die verschossene Munition

*) amorce = Köder.

ersetzt werden kann, ohne daß ein Gespann aus der Staffel in die Feuerstellung zu kommen nötig hat. So verfügt jedes Geschütz in der Feuerstellung über 108, die Batterie über 432 Patronen; in keiner Schlacht des Feldzuges 1870/71, mit Ausnahme des 16. August, haben die deutschen Batterien im Durchschnitt eine so hohe Schußzahl verfeuert. Einzelnen französischen Schriftstellern genügt auch diese Ausrüstung der Batterie in der Feuerstellung noch nicht, und sie schlagen vor, wenn ein besonders starker Munitionsverbrauch vorauszusehen ist, noch zwei Munitionshinterwagen hinter den beiden mittleren Geschützen aufzustellen,*) wodurch die Schußzahl in der feuernden Batterie auf 576 steigen würde.

Der wichtigste Akt im Schlachtendrama wird stets der Sturm sein, bei dessen Vorbereitung der Artillerie nach wie vor die Hauptrolle zufallen wird. Die Neubewaffnung der Artillerie wird hier nicht gerade eine Änderung der Grundsätze, wohl aber eine tiefgehende Änderung in deren Anwendung zur Folge haben. Nach den bisherigen Anschauungen geht dem Infanterieangriff ein Artillerieduell voran, und erst nach Erlangung der artilleristischen Feuerüberlegenheit beginnt die Vorbereitung des Infanterieangriffs. Ein entscheidender Artilleriekampf in dem Sinne, daß auf der unterlegenen Seite die „Ruhe des Kirchhofs" herrscht, wird fortan schwerlich durchgeführt werden können, da die mit Schutzschilden versehene Artillerie ein außerordentlich zähes Leben hat. Andererseits wird die Einleitung des Infanterieangriffs, nämlich das Vorgehen der Infanterie, um sich in den Besitz von Stützpunkten zu setzen und gegenüber der feindlichen Stellung einzunisten, schon während des Artilleriekampfes stattfinden müssen; ja es bildet gewissermaßen die Vorbedingung des Artilleriekampfes, da ohne dieses der Verteidiger durchaus keine Veranlassung hätte, seine Artillerie zu zeigen. Tritt also einerseits die Infanterie des Angreifers ihre Vorbewegung schon an, während der Artilleriekampf noch tobt, so wird andererseits dieser noch fortgesetzt werden müssen, während der Angriff noch ausgeführt wird, ja bis zum Schluß desselben.

Wie schon früher, werden der Artillerie bei der Vorbereitung des Sturmes in der Hauptsache zwei Aufgaben zufallen: Beschießung der feindlichen Infanteriestellung und Bekämpfung derjenigen feindlichen Artillerie, die ihr Feuer auf die angreifende Infanterie richtet. Während aber bisher der größte Teil der Batterien zur Beschießung der Infanteriestellung verwendet wurde, ist es nicht ausgeschlossen, daß jetzt ein verhältnismäßig großer Teil zur Fortsetzung des Geschützkampfes verwendet werden muß. Das findet seine Erklärung in den beiden wichtigsten Eigenschaften der neuen Artillerie, ihrer gesteigerten Wirkung und ihrer Zähigkeit. Die große Feuergeschwindigkeit ermöglicht, mit einer geringen Zahl von Geschützen eine Wirkung hervorzubringen, die früher nur mit einer großen erreichbar war; deshalb braucht der

*) Ruffey, Étude théorique sur l'attaque décisive.

Angreifer vielleicht weniger Geschütze gegen die Einbruchstelle einzusetzen; andererseits aber ist auch die Wirkung der feindlichen Artillerie gegen die diesseitige Infanterie gewachsen und fordert daher eine energische Bekämpfung, umsomehr, als die Schutzschilde sie befähigen, das feindliche Feuer leichter zu ertragen.

Hieraus folgt, daß zur Vorbereitung des Angriffs alles, was an Artillerie vorhanden ist, eingesetzt werden muß; insbesondere wird, wenn es sich um eine vorbereitete Stellung handelt, auch die schwere Artillerie des Feldheeres hierbei mitwirken. Bisweilen, aber freilich nur unter besonders günstigen Umständen, wird es möglich sein, die Artillerie aus den in Reserve befindlichen Korps zu verstärken (III. und X. Korps am 18. August 1870); ebenso wird vielleicht die nicht durch andere Aufgaben in Anspruch genommene Artillerie der Nachbarkorps unterstützend eingreifen können, namentlich dadurch, daß sie die ihr gegenüberstehende Artillerie so beschäftigt, daß sie sich nicht an der Abwehr des entscheidenden Sturmes beteiligen kann.

Sowohl das deutsche als auch das französische Reglement betonten die Wichtigkeit einer richtigen Rollenverteilung.

Ob es möglich ist, die gesamte zur Vorbereitung des Angriffs bestimmte Artillerie unter einheitlichen Befehl zu stellen, wie das französische Reglement (Teil I, 634) vorschreibt, dürfte zweifelhaft sein, da eine Person wohl kaum einen Überblick über das mehrere Kilometer sich ausbreitende Gefechtsfeld gewinnen kann.

Wenn es die Verhältnisse irgend erlauben, müssen sich die Batterien schon vorher auf ihre Ziele, namentlich die feindliche Infanteriestellung einschießen; das ist das Mittel, die Wirkung auf das höchste zu steigern. Wo das nicht angeht, empfehlen französische Schriftsteller lebhaftes Feuer mit wechselnden Entfernungen, um die Ziele, namentlich die feindlichen Batterien in dichten Pulverrauch zu hüllen, der es ihnen unmöglich macht, die Vorgänge auf dem Gefechtsfelde zu verfolgen und ein wohlgezieltes Feuer abzugeben. Da man die Schildbatterien nicht vernichten könne, mache man sie auf diese Weise doch unschädlich. Oberst Ruffey veranschlagt in seinem schon erwähnten Buche die für eine Batterie erforderliche Munitionsmenge auf rund 500 Schüsse, womit eine Frontbreite von etwa 100 m 25 bis 30 Minuten lang ununterbrochen in Rauch eingehüllt werde. So lange etwa würde der Sturm dauern, der nach französischer Auffassung von einer besonderen Sturmtruppe möglichst ohne Aufenthalt herbeigeführt werden soll.

Während des Sturmes selbst wird ein Teil der Artillerie das Vorgehen der Infanterie begleiten, die Hauptmasse aber in den bisherigen Stellungen verbleiben und das Feuer mit gesteigerter Lebhaftigkeit auf die alten Ziele fortsetzen. Sind die Angriffstruppen so nahe an die feindlichen Stellungen herangekommen, daß eine Gefährdung durch das eigene Feuer eintreten könnte, müssen die betreffenden Batterien die Schußweite vergrößern, um den Feind wenigstens an dem Vorführen von Verstärkungen zu verhindern. Ein Teil der Batterien muß solche Punkte, von denen aus

der Feind überraschende Gegenangriffe ausführen könnte (Mulden, Gehölze usw.) scharf beobachten, um dergleichen Unternehmungen schon im Keime zu ersticken.

Der die Infanterie begleitende Teil der Artillerie hat lediglich die Aufgabe, die feindliche Infanteriestellung zu beschießen; damit sie das Feuer möglichst lange fortsetzen kann, wird sie ihre Stellung namentlich auf den Flügeln der Angriffstruppen wählen; sie steht hier auch zur Abwehr von Angriffen gegen die Flanke am günstigsten. Hier können es die Verhältnisse fordern, daß nicht nur die Batterien aus dem Abteilungsverbande heraustreten, sondern daß sogar einzelne Züge, ja Geschütze isoliert vorgehen; die große Feuergeschwindigkeit befähigt sie dazu, eine gute Wirkung zu erreichen. Die Hauptsache ist, daß die Artillerie so lange wie möglich mit der Infanterie vorgeht, wäre es auch nur, um diese in moralischer Beziehung zu stärken, wie das deutsche Exerzier-Reglement verlangt.

Die mit der Infanterie vorgehenden Batterien müssen unmittelbar nach der Einnahme der feindlichen Stellung diese besetzen, um sich an der Verfolgung oder Abwehr feindlicher Gegenangriffe zu beteiligen. Bei einem abgeschlagenen Angriff nehmen sie die zurückflutende Infanterie auf und gebieten durch ihr Aushalten dem Feinde Halt, wie dies von den Batterien Sylvius, Ohnesorge und Gillern in mustergültiger Weise bei Wörth geschehen ist.

Die zurückgebliebenen Batterien eilen dann staffelweise in die eroberte Stellung vor, um der erschöpften und durcheinandergekommenen Infanterie bei feindlichen Angriffen zur Seite zu stehen.

Nur wenn die Artillerie vor und während des Angriffs in innigster Verbindung mit der Infanterie kämpft, steht das Gelingen des Angriffs in Aussicht. Wo ein Angriff ohne Erfolg geblieben, läßt sich fast immer der Nachweis führen, daß es an diesem Zusammenwirken gefehlt hat. Das gilt nicht nur für die erfolglosen Angriffe der Russen bei Plewna und die der Engländer in Südafrika, sondern in gleicher Weise für die mißlungenen Angriffe des Garde- und VII. Armeekorps am 18. August.

Faßt man das Gesagte noch einmal kurz zusammen, so sind die wichtigsten Gesichtspunkte beim Gebrauch der modernen Feldartillerie die nachstehenden. In der Einleitung des Gefechts kommt es nicht sowohl auf sofortigen Einsatz als vielmehr auf die Bereitstellung großer Artilleriemassen an, von denen nicht mehr, als zur Erreichung des gewollten Zweckes gerade nötig ist, das Feuer eröffnen. Sorgfältige Erkundung der Feuerstellung und der Ziele sowie Vorbereitung zur Eröffnung des Feuers sind durchaus geboten, damit man möglichst überraschende Wirkung erhält. Aus dem gleichen Grunde ist vermehrter Wert auf schnelles Einschießen und Bestreuen eines Raumes von größerer Tiefe zu legen; erst wenn ein gewisser Erfolg erreicht ist, kann man zum genauen Einschießen übergehen. Die

verbesserten Richtmittel erleichtern das Schießen aus mehr oder minder verdeckten Stellungen, das mit Rücksicht auf die erhöhte Wirkung öfter angewendet wird. Der Geschützkampf wird kein besonderer Akt der Schlacht sein; er wird schwerlich bis zu einer endgültigen Entscheidung durchgeführt werden können und sich nicht nur vor, sondern hauptsächlich auch noch während der Vorbereitung und Ausführung des Infanterieangriffs abspielen. Mehr als je zuvor wird es auf innigstes Zusammenwirken zwischen der Infanterie und Artillerie ankommen. Eine ganz besondere Beachtung ist der Versorgung der Geschütze mit Munition zu schenken.

Nicht alle diese Grundsätze sind neu; viele von ihnen bestanden auch schon früher; aber sie haben eine schärfere Zuspitzung erfahren; ein Verstoß gegen sie wird sich heute schärfer als früher rächen. Wenn ich hier ganz besonders dem französischen Reglement und der französischen Literatur gefolgt bin, so erklärt sich das sehr naturgemäß daraus, daß in Frankreich das Rohrrücklaufgeschütz mit Schilden schon seit einer langen Reihe von Jahren bekannt und im Gebrauch ist, und man sich daher dort mehr als irgendwo anders mit den sich aus dessen Einführung ergebenden Konsequenzen beschäftigt hat. Aus den anderen Armeen, die sich für die neuen Geschütze entschieden haben, liegen weder amtliche noch private Äußerungen über deren Gebrauch im Gefecht vor.

Noch einige Worte über die reitende Artillerie der Kavallerie-Divisionen. Die Einführung der Rohrrücklaufgeschütze wird deren Verwendung am wenigsten beeinträchtigen. Hier aber wird die Herabsetzung der Batteriestärke auf vier Geschütze die Möglichkeit bieten, die Kavallerie-Divisionen unter Beibehaltung der Geschützzahl mit drei Batterien auszustatten, was mancherlei Vorteile gewährt. Die Zahl der Fahrzeuge braucht darum nicht größer zu werden, da die reitenden Batterien überreich mit Munition ausgestattet sind, namentlich wenn man berücksichtigt, daß diese in der Schlacht den Kavallerie-Divisionen zur Verfügung verbleiben, deren Gefechte stets von nur kurzer Dauer sind. Die größere Handlichkeit der kleinen Batterien in Verbindung mit der großen Feuerwirkung werden der Artillerie die Lösung der ihr zufallenden Aufgaben sehr erleichtern, namentlich wird die reitende Artillerie bei Unternehmungen gegen Flanke und Rücken des Feindes zu einer großen bedeutenden Rolle berufen sein. Zu einer Vorbereitung des Kavallerieangriffs auf Kavallerie eignet sich die Schnellfeuerartillerie natürlich besser als eine solche, die nicht schnell feuern kann; immerhin wird das Gelingen der Kavallerieattacke weit mehr von dem überraschenden Auftreten der Kavallerie als von der Vorbereitung durch Artilleriefeuer abhängen.

6. Die Feldartillerie in den einzelnen Staaten.

Ein Überblick über den Stand der Bewaffnung zeigt, daß das Rohrrücklaufgeschütz prinzipiell eingeführt ist in Frankreich, England, Norwegen, Schweden, der Schweiz, Holland, Dänemark, Rumänien, der Türkei und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Frankreich, Rußland, England und Nordamerika haben Geschütze eigener Konstruktion, alle anderen deutscher Herkunft, und zwar Norwegen das Ehrhardtsche, die übrigen das Kruppsche Geschütz.

Rußland, England und die Vereinigten Staaten haben ein Kaliber von 7,62, alle anderen von 7,5 cm angenommen; die Geschoßgewichte liegen zwischen 7,2 und 6,35 kg. Das Vorbringen des Geschützrohres nach dem Rücklauf geschieht in Frankreich durch Druckluft, in Rußland, wo das Geschützrohr mit einer Oberlafette zurückläuft, durch Kautschukpuffer, in allen anderen Staaten durch Vorholfedern; über das englische Geschütz ist noch wenig bekannt geworden. Alle Staaten mit Ausnahme von Rußland haben Schutzschilde angenommen; in Norwegen sind diese nicht am Geschütz befestigt, sondern werden auf besonderen Wagen fortgeschafft.

In Frankreich führt die reitende Artillerie der Kavallerie-Divisionen noch das alte 80 mm-Geschütz mit einem verbesserten Schrapnell, weil das neue 75-mm-Geschütz zu schwer ist und namentlich der Verankerung wegen sich nicht zum schnellen Abprotzen und raschen Zielwechsel eignet.

In der Türkei geht die Neubewaffnung mit Rücksicht auf die Finanzlage des Staates nur langsam vorwärts.

Rußland hat die Batterie von acht Geschützen beibehalten, Norwegen und Holland vorläufig die von sechs; die übrigen Staaten haben sich für Batterien von vier Geschützen entschieden.

Im Versuch befinden sich die Rohrrücklaufgeschütze in Deutschland, Österreich — wo als Rohrmaterial die Hartbronze beibehalten wird —, Italien, Spanien, Portugal, Belgien und Serbien. Italien hat seine Feldartillerie zum Teil mit einem neuen 7,5 cm-Geschütz mit Federspornlafette ausgerüstet und beabsichtigt, ein Geschütz inländischer Konstruktion und Fertigung einzuführen, was natürlich sehr viel Zeit kosten wird. Auf die im Versuch befindlichen Konstruktionen näher einzugehen, dürfte zwecklos sein. Daß für Deutschland nur ein Geschütz in Frage kommt, das unter Beibehaltung des Rohres und der Munition 96 eine Rohrrücklauflafette erhält, die sich aufs engste an die Kruppsche Konstruktion anlehnt, ist bekannt.

Das Armeekorps normaler Zusammensetzung ist in Frankreich mit 20 Batterien (darunter zwei reitende) ausgestattet, von denen je sechs den beiden Infanterie-Divisionen, acht (darunter die beiden reitenden) der Korpsartillerie überwiesen werden.

Österreich hat beim Armeekorps 16 Batterien, je sechs bei jeder Infanterie-Division, vier bei der Korpsartillerie; Italien hat von 16 Batterien jeder Infanterie-Division vier, der Korpsartillerie acht Batterien überwiesen, die Schweiz von 18 Batterien je sechs den Divisionen und der Korpsartillerie;*) Schweden hat bei jeder Division 9 Batterien.

Feldhaubitzen kommen im Korpsverbande nur in Deutschland und England vor; in Aussicht genommen sind sie in Österreich; in den übrigen Staaten gehören die Haubitzen zur „schweren Artillerie des Feldheeres" oder „Positionsartillerie".

H. Rohne,
Generalleutnant z. D.

*) Vergl. Fußnote auf S. 519.



Zusammenstellung 1.

	1870		nach 1870		1904		
	französisch	deutsch	französisch	deutsch	französisch	deutsch	Krupp
Kaliber (k) . . . . cm	12,13	9,16 (7,3)	9,0	8,8	7,5	7,7	7,5
Geschoßgewicht (Schrapnell) (p) . . . kg	11,5	6,9	8,16 (8,7)	7,0 (8,15)	7,2	6,85	6,5
Querschnittsbelastung $\left(\frac{4 \cdot p}{c^2 \pi}\right)$ . . . . . g	100	105	128	115 (134)	163	147	147
Anfangsgeschwindigkeit (v_0) . . . . . . m	307	323	437	444 (417)	529	465	500
Geschwindigkeit auf 1000 m (v_{1000}) . . . m	255	274	336	320	413	369	390
〃 〃 2000 m (v_{2000}) . . . m	210	244	288	264	334	310	324
〃 〃 3000 m (v_{3000}) . . . m	169	220	258	235	290	279	287
Stoßkraft an der Mündung $\left(\frac{p \cdot v_0^2}{2g}\right)$. . . mt	57,8	36,7	79,4	70,3 (72,2)	103,5	75,0	82,8
〃 auf 2000 m $\left(\frac{p \cdot v_{2000}^2}{2g}\right)$ . . . mt	25,8	20,9	34,5	24,9	40,9	33,6	34,8
Bestrichener Raum für 1 m hohe Ziele auf 1000 m . . . . m	18	19	26	25	41	31	36
Bestrichener Raum für 1 m hohe Ziele auf 2000 m . . . . m	4,7	6,9	10	9,1	15	12	13
Bestrichener Raum für 1 m hohe Ziele auf 3000 m . . . . m	2,2	3,7	5,6	4,7	7,6	6,5	7,1
Zahl und Gewicht der Schrapnellkugeln . .	150 à 28 g	180 à 17 g	237 à 15 g	262 à 13 g	300 à 12 g	300 à 10 g	295 à 11 g
Verhältnis des Gewichts der Kugelfüllung zum Geschoßgewicht	0,37	0,41	0,51	0,42	0,50	0,46	0,50
Gewicht des abgeprotzten Geschützes . . . kg	1223	1018	1210	1030	1100	945	975
Auf 1 kg des abgeprotzten Geschützes entfällt eine Stoßkraft von . . . . mkg	47	36	66,7	68,2	94,1	79,3	84,9
Gewicht eines Schusses . . . . kg	12,5	7,5	9,4	8,1	9,1	8,0	8,14
Schußzahl in der Protze.	18	38	26	32	24	36	44
Gewicht der ausgerüsteten Protze. . . kg	714	815	915	950	700	825	800
〃 〃 Munition . . . . kg	225	285	244	259	218	288	358
Verhältnis des Gewichts der Munition zu dem der Protze	0,31	0,35	0,31	0,273	0,31	0,35	0,445
Schußzahl im Munitionswagen	54	99	—	77	96	88	112
Gewicht des ausgerüsteten Munitionswagens kg	1845	2212	2200	2055	1900	1830	1850
〃 der Munition . . . . kg	675	738	795	576	874	705	897
Verhältnis des Gewichts der Munition zu dem des Munitionswagens	0,31	0,33	0,36	0,28	0,46	0,38	0,48
Gewicht des aufgeprotzten Geschützes . . kg	1937	1835	2140	1980	1850	1770	1775

Zusammenstellung 2 (Feldkanonen).

	Deutschland	Frankreich	Rußland	Italien*)	England	Schweiz
Konstruktionsjahr	1896	1897	1900	1900	1900	1902
Kaliber (c) cm	7,7	7,5	7,62	7,5	7,62	7,5
Geschoßgewicht (p) Schrapnell (Granate) kg	6,85 (6,85)	7,2 (7,0)	6,55	6,707 (6,055)	6,35	6,35
Querschnittsbelastung $\left(\frac{p}{c^2 \cdot \frac{\pi}{4}}\right)$ g	147	163	144	152	—	144
Zahl der Füllkugeln	300	300	260	180+127	290	285
Gewicht der Füllkugeln g	10	12	10,6	10 bezw. 11	11	11
Gesamtgewicht der Füllkugeln kg	3,0	3,60	2,76	3,20	3,19	3,13
Verhältnis des nutzbaren Gewichts zum Geschoßgewicht	0,44	0,50	0,42	0,48	0,50	0,49
Anfangsgeschwindigkeit v_0 m	465	529	589	480	—	485
Gewicht des Rohres einschl. Verschluß kg	434	460	360	350	—	327
" " Geschützes in Feuerstellung (P) kg	945	975	1050	984	—	952
" " aufgeprotzten Geschützes kg	1770	1850	1884	—	—	1752
Mündungsenergie $\left(E = \frac{p \cdot v_0^2}{2g}\right)$ mt	75,5	105	116	78,8	—	76,1
Auf 1 kg des abgeprotzten Geschützes entfällt an Mündungsenergie $\left(\frac{p v_0^2}{2g} : P\right)$ mkg	79,9	108	111	80,0	—	80,0
Zahl der in 1 Minute abgegebenen Schüsse	8	17	15-20 (?)	—	—	20
Zahl der Schüsse in der Protze	36	24	—	—	—	40
" " " im Munitionswagen	88	96	—	—	—	96–100
Gewicht des Munitionswagens	1830	1850	1923	—	—	1820

*) Mit Federsporn.

Zusammenstellung 3 (Feldhaubitzen).

	Deutschland		Frankreich		Rußland	Österreich		England	Schweiz *)	Bemerkungen
Konstruktionsjahr	1898	1902	1895		1886	1899		—	1902	*) im Versuch.
Kaliber . . . . . cm	10,5	14,97	12,0	15,5	15,2	10,5	15	12,7	12,0	
Gewicht der Granate . kg	15,7	39,5	20,35	43	26,8	14,0	39	22,6	21,0	
" des Schrapnells kg	12,8	—	20,35	40	29,6	12,0	37	22,6	21,0	
Sprengladung der Granate . . . . . kg	1,5	7,3	4,0	12,0	7,4	—	—	2,8	2,1 u. 4,2	
Zahl der Schrapnellkugeln .	500	—	637	416	683	8	—	84+258	650	
Gewicht der einzelnen Kugel . . . . . . g	10	—	12	?	21,3	—	—	37,2 bezw. 9,0	16	
Größte Anfangsgeschwindigkeit der Granate . . m	330	276	285	300	220	300	291	239	300	
Größte Anfangsgeschwindigkeit des Schrapnells . m	295	—	285	?	?	300	276	—	300	
Größte Schußweite . . m	7000	6050	5700	6400	3400	—	6600	4500	6400	
Gewicht des Geschützes in Feuerstellung . . kg	1090	?	1475	2400	1280	954	2400	1165	1185	
Gewicht des Geschützes aufgeprotzt . . . . kg	1950	?	2365	4100	2130	?	?	2299	2071	
Das Geschütz gehört zur Feldartillerie	1	—	1	—	1	1	—	1	—	
Das Geschütz gehört zur Fußartillerie	—	1	—	1	—	—	1	—	1	



Studien über Clausewitz.

(Fortsetzung.)

IV. Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit.

„Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit; drei Viertelle derjenigen Dinge, auf welche das Handeln im Kriege gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit. Hier also zuerst wird ein feiner, durchdringender Verstand in Anspruch genommen, um mit dem Takte seines Urteils die Wahrheit herauszufühlen." Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

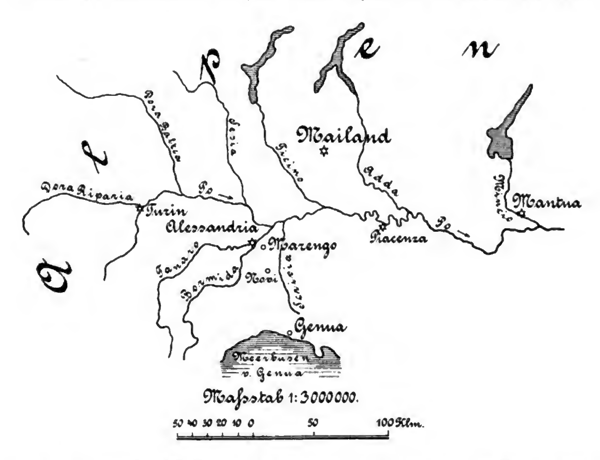
Napoleon soll einst, als seine Generale ihn bewundernd fragten, wie er die Absichten des Feindes stets so richtig hätte erraten können, oder ob seine Maßnahmen auf sicheren Nachrichten begründet gewesen seien, geantwortet haben: „Durchaus nicht, ich kannte die großen Fehler, die ich bestraft habe, nicht vorher, ich habe nur auf der Karte gebrütet."*) Also nicht die Begabung eines Sehers war es, die ihm zu seinen Erfolgen verhalf, sondern die des Feldherrn, der in ständiger Gedankenarbeit auf der Karte sich zur Klarheit durchringt, und dem es gegeben ist, „mit dem Takte seines Urteils die Wahrheit herauszufühlen". Er selbst hat freilich geflissentlich dazu beigetragen, der Mit- und Nachwelt glauben zu machen, daß ihm Sehergabe eigen gewesen sei. So berichtet sein Sekretär Bourrienne, der erste Konsul habe ihm bereits im März 1800 auf der Karte die Stelle gewiesen, wo er am 14. Juni dieses Jahres bei Marengo die Österreicher schlug, und Segur behauptet, Napoleon habe am 13. August 1805 im Lager von Boulogne seinem Generalintendanten Daru den Verlauf des ganzen Feldzuges gegen Österreich im voraus angegeben bis auf die Tage des Einmarsches in München und Wien. Der Kaiser selbst schreibt am 12. Oktober 1806 bei seinem an der Saale abwärts erfolgenden Vormarsch an den Fürsten Talleyrand: „Die Operationen verlaufen hier ganz so, wie ich es vor zwei Monaten in Paris vorausberechnet habe, Marsch für Marsch, fast Ereignis für Ereignis, ich habe mich in nichts geirrt."**) Tatsächlich aber ist Napoleon in der Schlacht bei Marengo von den Österreichern überrascht worden, schon der erste Teil des Feldzuges 1805, die Episode von Ulm, verlief völlig gegen seine Erwartungen, und 1806 befand

*) Nach Matthieu-Dumas, zitiert bei Pierron, a. a. O.

**) Corresp. XIII, 10 989.

er sich nicht nur, als er jene Zeilen an Talleyrand richtete, in Unklarheit über den Gegner, sondern diese hielt noch zwei Tage später an, als bereits die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt geschlagen war. Sonach hat Napoleon gerade seine größten Erfolge „im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit“ davongetragen.

Im Jahre 1800 hatte Napoleon nach vollzogenem Alpenübergange sich mit der Reserve-Armee zunächst nach Mailand gewandt und dadurch die österreichischen Hauptkräfte, die sich bei Alessandria sammelten, ihrer Verbindungen mit dem Mincio völlig beraubt. Er rechnete damit, daß sie sich entweder gewaltsam den Weg dorthin bahnen



oder, die französische Armee nördlich umgehend, nach dem linken Poufer abrücken würden. Als sich dann Napoleon von Mailand nach Südwesten in Marsch setzte und am 12. Juni den Feind zwischen Scrivia, Bormida und Tanaro nicht antraf, glaubte er an einen Abmarsch der Österreicher über Novi nach Genua und entsandte 5000 Mann unter Desaix in dieser Richtung. So verfügte der erste Konsul über noch nicht 23 000 Mann, als am 14. Juni die Österreicher mit fast 29 000 von Alessandria über die Bormida vorbrachen und ihm eine entschiedene Niederlage bereiteten, die nur durch das rechtzeitige Eintreffen der Division Desaix, die bei Beginn des Kampfes zurückgerufen worden war, nachträglich in den Sieg von Marengo umgewandelt wurde.

Bei dem Vormarsch der französischen Armee vom Neckar und Main gegen die Donau wußte Napoleon den Gegner in einer Stellung hinter der Iller mit dem rechten Flügel an Ulm gelehnt. Er rechnete fortwährend mit einem feindlichen Gegenstoße auf dem nördlichen Donauufer, denn unmöglich konnte er annehmen, daß der Gegner sich ohne weiteres seiner Verbindungen berauben lassen würde. Als die Österreicher nichts unternahmen, und es den Franzosen gelungen war, ohne wesent-



liche Schwierigkeiten die Donaustrecke Donauwörth—Ingolstadt zwischen dem 7. und 9. Oktober zu überschreiten, ergab sich die Notwendigkeit, die Armee am Lech in zwei Fronten gegen Iller und Isar zu entwickeln, denn der Kaiser befand sich bis zum 12. Oktober in vollständiger Ungewißheit sowohl über den Verbleib der österreichischen Armee als über den Anmarsch ihrer russischen Bundesgenossen vom Inn her, dem täglich entgegengesehen werden mußte. Napoleon rechnete anfänglich mit einem Versuch der Österreicher, sei es über Augsburg, sei es über Landsberg durchzubrechen, und als ein solcher nicht stattfand, mit ihrem Abmarsch nach Vorarlberg oder Tirol. Als er

dann die Gewißheit erlangte, daß ein Eingreifen der Russen für die nächste Zeit noch nicht zu erwarten sei, setzte er seine Hauptkräfte gegen die Österreicher in Marsch, die er nunmehr in einer Stellung hinter der Iller zwischen Memmingen und Ulm, Front gegen Osten, annahm. Erst am 12. Oktober klärte sich durch ein am 11. auf dem linken Donauufer vor Ulm stattgehabtes Gefecht die Lage dahin, daß die Masse der österreichischen Armee noch bei Ulm selbst versammelt angenommen werden konnte, und jetzt wurden alle auf dem linken Lechufer verfügbaren Streitkräfte dorthin in Bewegung gesetzt.



Als Napoleon im Jahre 1806 seine Armee vom oberen Main her, im allgemeinen dem Laufe der Saale folgend, in Marsch setzte, wußte er nur, daß sich stärkere Kräfte des Gegners bei Naumburg, Erfurt, Weimar und Gotha befanden, und daß eine feindliche Abteilung aller Waffen bei Hof stand. Während des Vormarsches schien zeitweilig ein Linksabmarsch des Gegners von der Saale über die Elster an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, umsomehr, da ein solcher bei der Bedrohung seiner Verbindungen durch die Richtung des französischen Vormarsches durchaus natürlich gewesen wäre. Der Kaiser beschloß daher, seine Armee in der Richtung auf Gera zu vereinigen. Als dann aber die eingehenden Nachrichten es als glaubhaft erscheinen ließen, daß die feindliche Hauptmacht noch bei Erfurt stehe, ließ Napoleon am 12. Oktober die Armee gegen die Hochfläche zwischen Ilm und Saale links einschwenken. Die

von ihm nicht erwartete Anwesenheit stärkerer feindlicher Kräfte bei Jena veranlaßte ihn alsdann, zur Unterstützung des daselbst eingetroffenen Korps Lannes weitere Teile seiner Armee dorthin zu ziehen, und er befestigte sich in dem Glauben, daß er auf den Höhen des linken Saaleufers bei Jena die vereinigte preußisch-sächsische Armee vor sich habe. Diese auch wähnte er am 14. Oktober geschlagen zu haben, während ihm tatsächlich nur 38 000 Mann der Armeeabteilung des Fürsten Hohenlohe und das 15 000 Mann starke Korps des Generals Rüchel gegenübergestanden hatten. Von dem gleichzeitigen Siege des auf dem rechten französischen Flügel über Naumburg vorgehenden III. Korps Davout über die 50 000 Mann starke preußische Hauptarmee bei Auerstädt erfuhr der Kaiser erst am 15. Oktober im Laufe des Vormittags. Sonach ist dieser glänzende Erfolg unter gänzlicher Unklarheit der Verhältnisse errungen worden.

Nicht anders lagen die Dinge mehrfach vor den großen Entscheidungen für Moltke.

Am Tage vor Königgrätz wurde im Großen Hauptquartier Gitschin angenommen, daß die Österreicher sich hinter der Elbe in Stellung befänden, mit ihren Flügeln an Josephstadt und Königgrätz gelehnt, während sie tatsächlich noch vorwärts der Elbe zwischen Bistritz und Trotina lagerten. Erst die im Laufe des 2. Juli bei der Zweiten Armee einlaufenden Meldungen ergaben mit Sicherheit die Anwesenheit starker Kräfte der Österreicher auf dem rechten Elbufer, immer noch aber blieb es zweifelhaft, ob man hier ihre gesamte Armee oder nur Teile von ihr vor sich habe.

Die Ungewißheit über den Verbleib der französischen Rhein-Armee während des 15. August 1870, bis der am 16. entbrannte Kampf darüber Klarheit schaffte, wurde schon erwähnt.*) Am 17. ging dann die Fühlung mit den Franzosen vor der Mitte und dem linken Flügel der Deutschen verloren, und am 18. früh herrschte bei der Zweiten Armee die Meinung vor, daß der Feind bereits über die Orne in nordwestlicher Richtung abgezogen sei, und nur noch zurückbefindliche Teile der Franzosen auf den Höhen zwischen Mance- und Chateltal lagerten. Erst der verlustreiche Kampf, in den zuerst das IX. Armeekorps verwickelt wurde, belehrte das Oberkommando, daß die ganze Armee Bazaines auf diesen Höhen eine Schlachtstellung bezogen hatte.

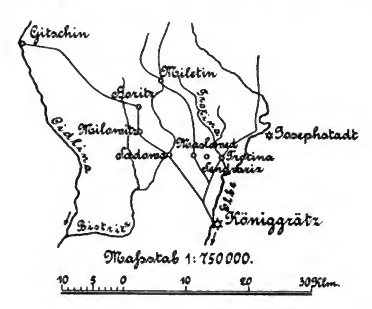
Wenn sonach das Handeln im Kriege sich fortgesetzt im ungewissen vollzieht, wenn gerade die wichtigsten Entscheidungen von jeher auf sehr unsichere Grundlagen hin getroffen wurden, so wäre es doch grundfalsch, wenn man in den erfochtenen Siegen lediglich das Walten eines blinden Zufalls erblicken wollte. Nicht Glück im landläufigen Sinne ist es, das hier im Spiele war, sondern Glück in der Auffassung, die Moltke vorschwebt, wenn er sagt: „Glück hat auf die Dauer doch zumeist wohl nur der Tüchtige."**) In seiner maßvollen Art und in der ihm eigentümlichen Bescheiden-

*) Heft III, S. 372.

**) Taktisch-strategische Aufsätze. S. 292. Aufsatz über Strategie.

heit spricht der Feldmarschall hier nur von einem „Tüchtigen", und doch ist es weit mehr als bloße Tüchtigkeit, wie sie gewöhnlich verstanden wird, die hier in Frage kommt. „Es mag ein gewöhnlicher Verstand die Wahrheit einmal durch Zufall treffen, ein ungewöhnlicher Mut mag das Verfehlen ein andermal ausgleichen, aber die Mehrheit der Fälle, der Durchschnittserfolg wird den fehlenden Verstand immer an den Tag bringen." *) Mit diesen Worten drückt Clausewitz aus, daß es nur mit Hilfe hochentwickelter Verstandeskräfte möglich ist, so günstige operative Lagen zu schaffen, daß in ihnen bereits eine gewisse Gewähr des Erfolges liegt.

Selbst wenn bei Marengo der anfängliche Mißerfolg Napoleons nicht nachträglich in sein volles Gegenteil verwandelt worden wäre, hätte die österreichische Armee,



ihrer Verbindungen beraubt, wie sie war, mit ihrem Siege nicht viel anfangen können; höchstens Trümmer von ihr wären hinter den Mincio gelangt. In ähnlicher Weise glich im Feldzuge von Ulm die Gefährdung der feindlichen Verbindungen die Unsicherheit aus, in der sich Napoleon mehrere Tage hindurch über seinen Gegner befand. Der Erfolg der Doppelschlacht vom 14. Oktober 1806, unter so falschen Voraussetzungen sie auch von den Franzosen durchgekämpft wurde, findet gleichfalls seine Begründung wesentlich dadurch, daß die preußisch-sächsische Armee in einer überaus ungünstigen strategischen Lage betroffen wurde. Königgrätz wurde durch die entschlossene Ausnutzung einer sich wider Erwarten bietenden günstigen Lage gewonnen, die Größe des Erfolges aber war begründet durch die vorausgegangenen glücklichen operativen Anordnungen Moltkes. Es war eine vorzeitige Zusammenziehung der drei preußischen Armeen vermieden worden, so daß sie beweglich und den verschiedensten Möglichkeiten gewachsen blieben. Die Ungewißheit der Metzer Tage aber blieb ohne dauernden

*) Vom Kriege I, 3. Kap.

Nachteil für die Deutschen, weil ihrem taktischen Handeln ebenfalls die Gunst der strategischen Lage gegenüber einem am 16. August in seinen Verbindungen schwer bedrohten und am 18. dieser schon beraubten Gegner zu Hilfe kam.

Gewiß, die hervorragenden Leistungen der Truppen sind in allen diesen Fällen der Heeresleitung eine mächtige Hilfe gewesen, die Taktik ist unter Napoleon wie unter Moltke „für die Strategie eingetreten",*) die Waffen des Siegers sind vom Glücke begleitet gewesen, aber nicht von einem blinden, unverdienten Glücke.

Kein Feldherr wird aufs Geratewohl ohne hinreichende Unterlagen, ohne eine allgemeine Kenntnis von der Aufstellung des Gegners und ohne sich eine annähernde Vorstellung von dessen Absichten gebildet zu haben, zu Werke gehen, aber er wird sich sagen müssen, daß es falsch, weil vergeblich wäre, im Kriege eine völlige Klärung der Lage abwarten zu wollen. Er wird sich dessen bewußt sein, daß die wichtigsten Entschlüsse meistens im „Nebel der Ungewißheit" gefaßt werden müssen. Hätten jene großen Feldherren bei Marengo, Ulm, Jena und Königgrätz solche völlige Klärung der Lage abwarten wollen, sie würden die geeignetsten Augenblicke zum Handeln versäumt haben, und die Kriegsgeschichte würde gerade die glänzendsten Tage nicht zu verzeichnen haben.

Zu dem häufigen Fehlen fast aller Nachrichten tritt die Unzuverlässigkeit der einlaufenden als ein weiterer erschwerender Umstand hinzu, „denn daß man nur sicheren Nachrichten trauen solle, daß man das Mißtrauen nie von sich lassen müsse, steht wohl in allen Büchern, ist aber ein elender Büchertrost und gehört zu der Weisheit, zu welcher System- und Kompendienschreiber in Ermangelung von etwas Besserem ihre Zuflucht nehmen.

Ein großer Teil der Nachrichten, die man im Kriege bekommt, ist widersprechend, ein noch größerer ist falsch und bei weitem der größte einer ziemlichen Ungewißheit unterworfen. Was man hier vom Offizier fordern kann, ist ein gewisses Unterscheiden, das nur Sach- und Menschenkenntnis und Urteil geben können. Das Gesetz des Wahrscheinlichen muß ihn leiten. Diese Schwierigkeit ist nicht unbedeutend bei den ersten Entwürfen, die auf dem Zimmer und noch außerhalb der eigentlichen Kriegssphäre gemacht werden, aber unendlich größer ist sie da, wo im Getümmel des Krieges selbst eine Nachricht die andere drängt. . . . . Die meisten Nachrichten sind falsch, und die Furchtsamkeit der Menschen wird zur neuen Kraft der Lüge und Unwahrheit. In der Regel ist jeder geneigt, das Schlimme eher zu glauben als das Gute; jeder ist geneigt, das Schlimme etwas zu vergrößern, und die Gefährlichkeiten, welche auf diese Weise berichtet werden, obgleich sie wie die Wellen des Meeres in sich selbst zusammensinken, kehren doch wie jene ohne sichtbare Veranlassung immer von neuem zurück. Fest im Vertrauen auf sein besseres inneres Wissen muß der Führer dastehen wie der Fels, an dem die Welle sich bricht. Die Rolle ist nicht leicht; wer nicht von Natur mit leichtem

*) Ausdruck Moltkes in der Geschichte des Feldzuges 1859 in Italien vom Gr. Generalstabe.

Blute begabt oder durch kriegerische Erfahrungen geübt und im Urteil gestärkt ist, mag es sich eine Regel sein lassen, sich gewaltsam, d. h. gegen das innere Niveau seiner eigenen Überzeugung, von der Seite der Befürchtungen ab auf die Seite der Hoffnungen hinzuneigen; er wird nur dadurch das wahre Gleichgewicht erhalten können. . . . . Gewöhnliche Menschen, die fremden Eingebungen folgen, werden daher meistens an Ort und Stelle unschlüssig, sie glauben, die Umstände anders gefunden zu haben, als sie solche vorausgesetzt hatten, und zwar umsomehr, da sie auch hier sich wieder fremden Eingebungen überlassen. Aber auch der, welcher selbst entwarf und jetzt mit eigenen Augen sieht, wird leicht an seiner vorigen Meinung irre. Festes Vertrauen zu sich selbst muß ihn gegen den scheinbaren Drang des Augenblicks wappnen."*)

Ähnlich sagt Moltke, daß im Kriege vom Beginn der Operationen an alles unsicher sei, außer was der Feldherr an Willen und Tatkraft in sich selber trage.**) Sonach ist das Wollen in der eigenen Brust, die Initiative das einzige Mittel, die Nebel der Ungewißheit zu zerstreuen, die Kriegshandlung zu beherrschen. Das Gefühl für diese Macht der Initiative ist in jedem großen Führer lebendig gewesen. Auf ihr „stolzes Vorrecht" fußend, zog König Friedrich 1756 das Schwert, schritt er im Jahre darauf zu jenem großen Einfall in Böhmen, der größten Kriegstat seiner Zeit. Napoleons Feldherrntum ist durchdrungen von dem Bestreben, dem Feinde das Gesetz zu geben, in seiner ganzen kriegerischen Laufbahn aber tritt das kaum schärfer hervor, als in den Regensburger Tagen des Jahres 1809 und in den Schlägen, die er im Februar 1814 gegen die Schlesische Armee führte. Das eine Mal wandelt er eine überaus ungünstige, das andere Mal eine fast verzweifelte Lage in ihr volles Gegenteil.

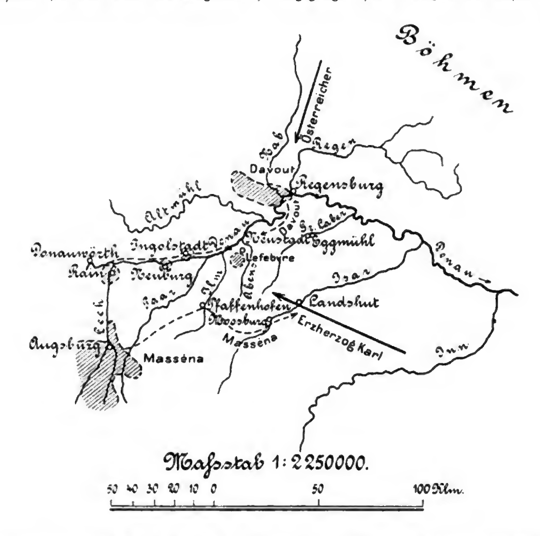
Als der Kaiser in der Frühe des 17. April 1809 auf dem Kriegsschauplatze an der Donau eintraf, gewann er folgendes Bild der Lage: Von seiner Armee befanden sich 63 000 Mann unter dem Marschall Davout bei Regensburg, wohin von Böhmen her stärkere österreichische Kräfte im Anmarsch waren, 30 000 Bayern unter dem Marschall Lefebvre waren vor feindlicher Überlegenheit von der Isar hinter die Abens zurückgewichen, 64 000 Mann unter dem Marschall Massena standen um Augsburg, weitere 20 000 Mann waren an der Donau zwischen Donauwörth und Ingolstadt verteilt. Anfänglich war Napoleon völlig im ungewissen, wo er die feindlichen Hauptkräfte zu vermuten habe, und mehr geneigt, sie auf dem nördlichen Donauufer im Vorgehen von Böhmen anzunehmen. In jedem Falle galt es, zunächst die Armee aus ihrer gefährlichen Zersplitterung zu befreien, und der Kaiser handelte unverzüglich. Er befahl das Vorgehen seines rechten Flügels unter Massena in der Richtung auf Pfaffenhofen an der Ilm, das Zurückgehen seines linken unter Davout auf dem rechten Donauufer bis in die Gegend von Neustadt und die Bildung einer

*) Vom Kriege. I. Buch, 6. Kap.

**) Taktisch-strategische Aufsätze, S. 292, Über Strategie.

Mitte der Armee aus den Bayern und den zwischen Ingolstadt und Donauwörth verfügbaren Heeresteilen hinter der unteren Abens.

An diesen Anordnungen hielt er im ganzen auch dann noch fest, als es im Laufe des Tages den Anschein gewann, daß südlich der Donau vom Inn her über Landshut an der Isar die österreichischen Hauptkräfte*) unter dem Erzherzog Karl und von Böhmen her nur Teile des Gegners**) vorgegangen seien. Bezweckten Napoleons



Anordnungen, wie es nicht anders sein konnte, zuerst nur ein Zusammenziehen der Armee mehr im Sinne der Abwehr, so erkannte er, als die Hauptmacht des Gegners südlich Regensburg angenommen werden konnte, sofort die Möglichkeit, die Lage in seiner gewohnten Weise für den Gegner vernichtend zu gestalten. Er wies die Marschälle Davout und Lefebvre zum Zusammenhandeln an und gab der Armeeabteilung Massena die Richtung über Pfaffenhofen, Moosburg auf Landshut gegen den Rücken des Feindes.

*) Sie zählten 125 000 Mann.

**) Es waren zwei Armeekorps mit zusammen 48 000 Mann.

Dem Kaiser war die Aufstellung des Feindes im einzelnen durchaus nicht bekannt, aber er zögerte nicht, die Initiative zu ergreifen.

Verworren genug hatte er die Lage am Morgen des 17. vorgefunden, in rastloser Gedankenarbeit sich dann aber bis zum Abend dieses Tages zu der ruhigen Klarheit durchgerungen, mit der er dem Könige von Württemberg seinen Entschluß mit den Worten ankündigt: „Ich werde mich morgen ohne Zögern in Marsch setzen und den Feind angreifen.“*)

Die weltbeherrschende Macht Napoleons wurde in der Leipziger Schlacht endgültig gebrochen. Im Jahre 1814 auf französischem Boden focht er nur noch für die Rettung seiner Hauptstadt und für den Besitz des Thrones. Diese Aufgabe hatte er gegen eine vielfache Übermacht mit einer Streiterzahl zu lösen, welche diejenige eines heutigen Armeekorps nur wenig überstieg. Er gebot nicht mehr wie einst über ein Heer von Hunderttausenden.

Am 1. Februar hatte er bei La Rothiere dem Drucke der verbündeten Armeen weichen müssen und war mit etwa 20 000 Mann auf Troyes zurückgegangen, wo er sich wieder auf 40 000 Mann verstärkte, während der Marschall Marmont mit einigen tausend Mann auf dem rechten Ufer der Aube abwärts ging und bei Arcis zur Deckung der linken Flanke des Kaisers Aufstellung nahm. Die Verbündeten teilten freiwillig ihre zwischen Aube und Seine verfügbare Macht von nahezu 150 000 Mann, indem die Hauptarmee unter Schwarzenberg eine überaus lässige Verfolgung des Gegners auf Troyes einleitete, während Blücher mit einigen 20 000 Mann russischer Truppen der Schlesischen Armee (dem Armeekorps des Generals v. Sacken und einer Infanterie-Division unter General Olsufiew), die bei La Rothiere gefochten hatten, die Vereinigung mit seinen übrigen Korps, denjenigen der Generale v. Yorck, v. Kleist und Kapzewitsch an der Marne erstrebte.

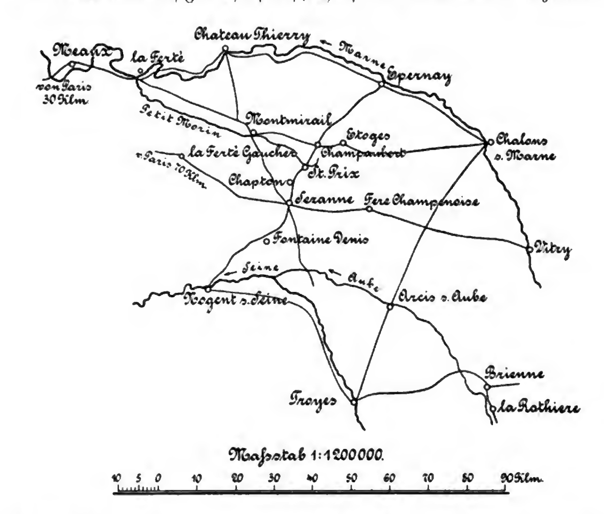
Hier wich in den ersten Februartagen der Marschall Macdonald, der über 10 000 Mann verfügte, vor dem etwa 16 000 Mann starken Yorck über Chalons zurück.

Am 4. Februar aber erhielt Napoleon in Troyes die ersten Meldungen Marmonts aus Arcis, die erkennen ließen, daß feindliche Kräfte, welche mit Sicherheit als zur Schlesischen Armee gehörend bezeichnet wurden, die Richtung nach der Marne eingeschlagen hätten. Bei Marmonts Schwäche war dadurch die linke Flanke der bei Troyes befindlichen französischen Hauptmacht und deren Verbindung mit Paris ernstlich gefährdet, und der Kaiser befahl dem Marschall, auf Nogent s. Seine zurückzugehen. Die bei Troyes befindlichen Truppen folgten dorthin im Laufe des 6. und 7. Februar. Am 6. hatte der zuerst von Arcis s. Aube bei Nogent eingetroffene Marmont gemeldet, die Schlesische Armee marschiere in mehreren Kolonnen in breiter Front über Montmirail und La Ferté Gaucher der Marne zu. Der Marschall machte geltend, daß

*) Corresp. XVIII, 15081.

hier ein Erfolg zu erzielen sein würde, falls der Kaiser sich entschließen könne, 12 000 bis 15 000 Mann rasch über Sezanne in den Rücken dieses offenbar völlig sorglosen und von seiner Hauptmacht getrennten Gegners zu werfen.

Diesen Gedanken Marmonts griff Napoleon auf. Nach seinem Eintreffen in Nogent am 7. Februar befahl er dem Marschall, mit seinen 6000 Mann nach Fontaine Denis abzurücken, eine Avantgarde nach Sezanne vorzuschieben und dann von dort aus Kavallerie auf Fere Champenoise, Champaubert und Montmirail vorzutreiben.



Waren diese Anordnungen zunächst nur im Sinne der Vorschläge Marmonts getroffen, so reifte noch im Laufe des 7. Februar bei Napoleon der Gedanke, dem Vorstoße nach Norden einen größeren Nachdruck zu geben. Er ließ Marmont schreiben: „Ich denke, mich je nach den Nachrichten, die ich erhalten werde, morgen bei Tagesanbruch mit 6000 Mann der Garde-Kavallerie und 10 000 Mann Infanterie der Alten Garde in Marsch zu setzen, aber, da ich nicht gern eine falsche Bewegung machen möchte, muß ich bestimmte Nachrichten durch Sie aus Sezanne erhalten."*)

*) Corresp. XXVII. 21 203.

Mehr eine Mahnung für Marmont, bald eine größere Klärung der Lage zu schaffen, enthalten jedoch diese Worte, als die ausgesprochene Absicht, zu warten, bis diese Klärung gewonnen ist. Hätte der Kaiser das getan, um völlig sicher zu gehen, er hätte die günstigste Zeit zum Handeln darüber verloren. Bereits in der Nacht zum 8., ehe noch weitere Meldungen Marmonts eingegangen sein konnten, entschloß er sich, mit im ganzen 30 000 Mann einen Erfolg gegen die Schlesische Armee zu suchen, während 40 000 Mann zur Deckung von Paris gegen die verbündete Hauptarmee an der Seine zurückblieben. Bereits am 7. abends schreibt Napoleon: „Ich habe noch keine weiteren Nachrichten vom Herzog von Ragusa (Marmont), aber ich werde dem Feinde erhobenen Armes zu Leibe gehen und gegen seine Verbindungen vorstoßen.“ *)

Es ist wohl zu beachten, daß dieser Entschluß gefaßt wurde auf Nachrichten hin, die im Grunde doch nur sehr unbestimmter Natur waren. Der Kaiser wußte, daß Macdonald vor überlegenen Kräften marneabwärts zurückwich. Es waren Teile der Schlesischen Armee zwischen Marne und Aube im Vormarsch auf Paris gemeldet, im übrigen aber herrschte völlige Unklarheit. Dazu kam, daß jeder falsche Schritt in Napoleons Lage ihm den Untergang bringen konnte, und daß sich in den nächsten Tagen erneut von Troyes her der Druck der verbündeten Hauptarmee geltend machen mußte. Trotzdem erhob sich Napoleon zu dem Entschluß eines Vorgehens über Sezanne, selbst auf die Gefahr hin, einen Luftstoß zu tun. Er fühlte instinktiv, daß hier der Erfolg demjenigen werden müsse, der es verstand, sich die Vorhand zu wahren. Man muß sich das Dunkel, das hier den Feldherrn umgab, vergegenwärtigen, um die ganze Kühnheit seines Entschlusses würdigen zu können. Wie stets der Kühne im Kriege, so sollte auch er dafür belohnt werden, daß er nicht gewartet hatte, bis alle Nebel, die ihn umgaben, sich zerstreut hatten. Die in der Nacht vom 7. zum 8. Februar eingehenden Meldungen Marmonts sprachen von dem erbärmlichen Zustande der Wege, sie sprachen von feindlicher Kavallerie, die in der Gegend von Sezanne gesehen sein sollte, aber Klarheit über die Lage verbreiteten sie nicht.

Am 8. gelangte Marmont in die Gegend nördlich Sezanne, von wo eine Kosakenabteilung von seiner Kavallerie vertrieben wurde. Der Marschall gewann die Ansicht, daß die Schlesische Armee über Epernay marneabwärts vorgehe; wenn er über Champaubert vorstieße, könne er dem Feinde viel Schaden zufügen. Am Abend des 8. meldete er aus Chapton, daß gestern, am 7., russische Kavallerie in Montmirail, Infanterie in Champaubert gewesen sei. Es schien sonach das Korps von Sacken die südlich der Marne führende, sogenannte Kleine Pariser Straße zu benutzen. Der Übergang über den Petit Morin bei St. Prix befand sich bereits in Marmonts Händen. Er wiederholte seinen Vorschlag eines Vorstoßes in dieser Richtung.

---

*) Corresp. XXVII. 21 205.

Am 9. Februar gelangten die hinter Marmont aufschließenden Verstärkungen Napoleons mit ihrer Spitze bis über Sezanne hinaus. Der Kaiser selbst brach am Nachmittage dorthin auf. Bevor er Nogent verließ, teilte er nach Paris mit, daß er sich mit 30 000 Mann in den Rücken der von ihm auf 45 000 Mann geschätzten Schlesischen Armee*) werfe und sie binnen weniger Tage entscheidend geschlagen zu haben hoffe.

Sonach erweitert er den ursprünglichen Gedanken Marmonts, der nur darauf ausgegangen war, dem Feinde „Schaden zuzufügen", dahin, einen vernichtenden Schlag gegen ihn zu führen. Noch wußte Napoleon nicht, wo sich die einzelnen Korps der Schlesischen Armee befanden, noch nicht, ob er seinen Stoß über Champaubert oder über Montmirail zu führen haben würde, aber an seinem Vorhaben hielt er fest, wohl wissend, daß die Nebendinge der Ausführung sich dem festen Entschlusse unterordnen, und auf die Kraft vertrauend, die solchem Entschlusse an sich schon innewohnt.

Dieses Vertrauen verließ den Kaiser auch nicht, als er am 9. Februar abends bei seinem Eintreffen in Sezanne erfuhr, daß Marmont, der doch den Gedanken eines Vorstoßes gegen die Schlesische Armee zuerst angeregt hatte, das Unternehmen als nicht mehr erfolgverheißend bezeichnete. Der Marschall war überzeugt, daß die über Champaubert—Montmirail marschierende feindliche Kolonne jetzt bereits zu weit nach Westen vorgerückt sei, als daß ein Vorstoß nach dem einen oder anderen dieser Orte sie noch vereinzelt treffen würde. Man müsse darauf gefaßt sein, daß der Feind infolge des Erscheinens französischer Truppen in seiner Flanke jetzt versammelt sei. Das Vorgehen auf Sezanne habe immerhin den Erfolg gehabt, die Bewegungen des Feindes zu verlangsamen. Nach den letzten Nachrichten folge russische Infanterie unter General Olsufiew dem Armeekorps des Generals v. Sacken über Champaubert, wo sie gestern, am 8., angetroffen worden sei. Der Vorstoß nach Norden käme jetzt um 24 Stunden zu spät.**)

Von dieser Auffassung durchdrungen, hatte der Marschall bereits selbständig eine Rückwärtsbewegung seiner Truppen vom Petit Morin auf Sezanne angeordnet, weil er glaubte, es bliebe dem Kaiser jetzt nichts anderes übrig, als sofort von Sezanne westwärts über La Ferté Gaucher abzurücken, um sich an der Marne mit Macdonald zu vereinigen und sich dem Vormarsch der Schlesischen Armee auf Paris bei Meaux vorzulegen.

Statt diesen Bedenken seines Marschalls Gehör zu schenken, ordnete der Kaiser bei seinem Eintreffen in Sezanne an, daß Marmont noch in der Nacht zum 10. Februar die gestrige Stellung am Petit Morin und insonderheit den Übergang von St. Prix wieder zu besetzen und am 10. die Russen bei Champaubert unverzüglich anzugreifen habe.

*) Sie war damals um etwa 10 000 Mann stärker.

**) Denkwürdigkeiten Marmonts, Bd. VI.

Es offenbart sich hier der Gegensatz zwischen der rechnenden Klugheit eines tüchtigen Führers, wie es Marmont ohne Zweifel war, und der Initiative eines großen Feldherrn. Napoleon legt sich jetzt nicht mehr die Frage vor, was der Feind im einzelnen zu tun vermag, wie weit er bereits nach Westen vorgerückt sein kann, ob man ihn versammelt antreffen wird oder nicht. Er geht geradeswegs auf Champaubert vor, wissend, daß er damit dem Feinde das Gesetz gibt, denn auch, wenn dieser bereits Montmirail durchschritten hatte, war es kein Stoß ins Leere. Der Gegner mußte sich zurückwenden, um sich seine Verbindungen wieder gewaltsam zu öffnen.

Das Festhalten an seinem Entschlusse im Gegensatz zu Marmont sollte dem Kaiser hier die reichsten Früchte tragen. Der Feind war nicht versammelt, wie Marmont vermutet hatte, sondern in der für ihn denkbar ungünstigsten Lage.

Das natürliche Bestreben Blüchers, Macdonald zwischen die Korps von Yorck und Sacken einzukeilen, ihn von Paris und von der französischen Hauptmacht abzudrängen, hatte dahin geführt, die erwähnten beiden Korps beschleunigt vorzutreiben, ohne das Aufschließen der Korps von Kleist und Kapzewitsch, die vom Rhein im Anmarsch waren, abzuwarten. So kam es, daß am 9. Februar, als Napoleon die Durchführung der Operation von Sezanne auf Champaubert befahl, die etwa 55 000 Mann starke Schlesische Armee 60 km tief gestaffelt war. In dieser Zersplitterung von solchem Gegner angefallen, konnte ihr Schicksal nicht zweifelhaft sein. Am 10. wurden die 4000 Mann Olsufiews bei Champaubert aufgerieben, am 11. Sacken, den Yorck von Chateau Thierry her nur sehr ungenügend unterstützte, bei Montmirail geworfen, am 12. beide Generale unter schweren Verlusten über die Marne getrieben, am 14. Blücher mit den Korps von Kleist und Kapzewitsch bei Etoges geschlagen und zum Rückzuge nach Chalons genötigt.

Auf das Handeln Napoleons in diesen Februartagen des Jahres 1814 finden in vollstem Maße Moltkes Worte Anwendung: „Alle aufeinanderfolgenden Akte des Krieges sind sonach nicht prämeditierte Ausführungen, sondern spontane Akte, geleitet durch militärischen Takt. Es kommt darauf an, in lauter Spezialfällen die in den Nebel der Ungewißheit gehüllte Sachlage zu durchschauen, das Gegebene richtig zu würdigen, das Unbekannte zu erraten, einen Entschluß schnell zu fassen und dann kräftig und unbeirrt durchzuführen.“*) Solch unbeirrtes Durchführen des Entschlusses ist völlig verschieden von jener falschen Beharrlichkeit, die an vorgefaßten Meinungen festhält, die den unabhängigen Willen des Gegners außer acht läßt und vergißt, daß der Feldherr wohl seine großen Ziele stetig im Auge behalten soll, unbeirrt durch die Wechselfälle der Begebenheiten, sich aber zugleich dessen bewußt sein muß, daß sich

*) Taktisch-strategische Aufsätze, S. 292, Über Strategie.

die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, auf weit hinaus nie mit Sicherheit feststellen lassen.*)

Wo vorgefaßte Meinungen an leitender Stelle herrschten, ist stets das Verderben über ein Heer hereingebrochen. So über das österreichische im April 1757, weil man sich in ihm gegen die sich fortgesetzt mehrenden Anzeichen eines preußischen Einfalls in Böhmen eigenwillig verschloß, da sich einmal die Ansicht Geltung verschafft hatte, König Friedrich, umringt von Feinden, wie er war, könne gar nicht anders als in der Verteidigung bleiben. Im Jahre 1805 verbiß sich Mack auf die Stellung hinter der Iller,**) lebte sich völlig in den Gedanken ein, daß ihn Napoleon in dieser von Westen her frontal angreifen müsse, und übersah die Möglichkeit einer Umgehung seiner rechten Flanke, bis es zu spät war, dieser vorzubeugen. Im Herbst 1813 herrschte bei den Verbündeten allgemein der Glaube, Napoleon müsse, nachdem Österreich sich seinen Gegnern beigesellt hatte, wegen der seine Aufstellung rechts der mittleren Elbe flankierenden Lage Böhmens das rechte Elbufer ohne weiteres räumen, und doch hielt er dieses trotz mehrfacher Niederlagen noch bis Anfang Oktober. Im Jahre 1866 rückte die italienische Hauptarmee arglos in das Festungsviereck ein, um zunächst im Hügellande südlich des Gardasees eine Beobachtungsstellung einzunehmen. Auf italienischer Seite bestand allgemein die Auffassung, daß die österreichische Armee des Erzherzogs Albrecht, die in eben jenes Hügelland halb in die Flanke des feindlichen Anmarsches vorgerückt war, angesichts der ihr durch die italienische Nebenarmee des Generals Cialdini vom unteren Po her drohenden Umfassung unbedingt hinter die Etsch zurückweichen müsse. Zu ihrem großen Schaden verschloß sich die russische Heeresleitung im Juli 1877 längere Zeit hindurch der ihr von Westen her durch Osman Pascha drohenden Gefahr. Sie unterschätzte dessen Kräfte, wiewohl warnende Anzeichen vorlagen. Der irrtümlichen Auffassung, die bei der Zweiten deutschen Armee in den Tagen vom 15. bis 18. August 1870 über den Feind herrschte, ist bereits mehrfach gedacht worden.***)

Führt sonach das Beharren in vorgefaßten Meinungen zu einem Sichhinwegtäuschen über die bestehenden Schwierigkeiten, einem Sichverschließen gegen das Gebiet des Ungewissen, so ist das in noch höherem Grade der Fall, wenn man sich im Kriege von theoretischen Vorstellungen, von ein für allemal zurechtgemachten Gebilden beherrschen läßt. „Wer sich in einem Element bewegen will, wie es der Krieg ist, darf durchaus aus den Büchern nichts mitbringen, als die Erziehung seines Geistes; bringt er fertige Ideen mit, die ihm nicht der Stoß des Augenblicks eingegeben, die er nicht aus seinem eigenen Fleisch und Blut erzeugt hat, so wirft

*) Moltke, Taktisch-strategische Aufsätze, S. 292, Über Strategie.

**) Vergl. S. 537.

***) Heft III, S. 372 und Heft IV, S. 539.

ihm der Strom der Begebenheiten sein Gebäude nieder, ehe es fertig ist. Er wird den anderen, den Naturmenschen, niemals verständlich sein und wird gerade bei den ausgezeichnetsten unter ihnen, die selbst wissen, was sie wollen, das wenigste Vertrauen genießen."*) Es ist das völlig natürlich, da „das Absolute, das sogenannte Mathematische in den Berechnungen der Kriegskunst nirgends einen festen Grund findet, und da gleich von vornherein ein Spiel von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Glück und Unglück hineinkommt, welches in allen großen und kleinen Fäden seines Gewebes fortläuft und von allen Zweigen des menschlichen Tuns den Krieg dem Kartenspiel am nächsten stellt. . . . . Es gibt keine menschliche Tätigkeit, welche mit dem Zufall so beständig und so allgemein in Berührung stände, als der Krieg."**)

Darum wird niemals ein starr und unabänderlich an seinem ursprünglichen Vorhaben festhaltender Geist im Kriege bestehen, sondern nur ein beweglicher, der sich den wechselnden Lagen stets rechtzeitig anzupassen weiß. In diesem Sinne ist die Äußerung Napoleons zu verstehen, er habe niemals einen Operationsplan gehabt, und Moltkes Wort: „Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus."***) Zu einer völligen Beherrschung des Zufalls wird man nie gelangen, wohl aber dahin, seine Wirkungen abzuschwächen, indem man seine Anordnungen so trifft, daß sie verschiedenen Möglichkeiten Rechnung tragen, wenn man sich stark fühlt, nicht passiv bleibt, sondern aktiv verfährt. Moltke gibt dem Ausdruck, wenn er sagt, wir könnten den unabhängigen Willen des Gegners beschränken, wenn wir zur Initiative fertig und entschlossen seien,†) und Napoleon, wenn er am 27. September 1805 an Bernadotte schreibt: „Quand vous recevrez cette lettre, mon armée sera sur le Neckar, forte, nombreuse et dans le cas de parer à tout,"††) sowie, wenn er am 5. Oktober 1807 bei Beginn der Operationen an Soult schreibt: „Avec cette immense supériorité de forces réunies sur un espace si étroit, vous sentez que je suis dans la volonté de ne rien hazarder et d'attaquer l'ennemi, partout où il voudra tenir, avec des forces doubles . . ."†††)

Nicht minder wie auf operativem Gebiet sind wir auf taktischem fortgesetzt im Kriege Überraschungen und den schwersten Täuschungen über den Feind ausgesetzt. Wenn ein so erfahrener Schlachtenlenker wie Napoleon bei den immerhin räumlich beschränkten Gefechtsfeldern seiner Zeit in der Weise Irrtümern unterworfen war,

---

*) Band VII. Feldzug 1812. Charakteristik des Obersten v. Wolzogen.
**) Vom Kriege, I. Buch, 1. Kap.
***) Taktisch-strategische Aufsätze, S. 291, Über Strategie.
†) Ebenda.
††) Corresp. XI, 9274.
†††) Corresp. XIII, 10941.

daß er bei Friedland die zwischen 40 000 und 50 000 Mann zählende russische Armee auf 80 000 Mann anschlug, so ist ohne weiteres klar, daß in der heutigen Zeit mit ihrer gewaltigen Ausdehnung der Schlachtfelder und ihrer erweiterten Waffenwirkung die Beurteilung der Verhältnisse beim Gegner unendlich viel schwieriger geworden ist. Es gilt das nicht nur von der Einleitung des Gefechts, sondern selbst von Lagen, die uns bei nachträglicher kriegsgeschichtlicher Beleuchtung gerade als besonders klar erscheinen. Zu solchen gehört anscheinend das entscheidende Eingreifen der Zweiten preußischen Armee in der Schlacht bei Königgrätz. Hier erreichten die vordersten Divisionen des Kronprinzen: 1. Garde, 11. und 12. um 2^{00} nachmittags die Linie Maslowied—Sendrazitz—Trotina.*) Ihrer flankierenden Einwirkung gegenüber mußte der rechte österreichische Flügel nachgeben, beim Oberkommando der Zweiten Armee war man sich jedoch am Schlachttage selbst keineswegs bewußt, daß ihren vordersten Teilen noch ernste Kämpfe bevorstanden, weil nicht zu übersehen war, daß die auf dem rechten österreichischen Flügel befindlichen beiden Korps, das 2. und 4., angesichts der anmarschierenden Zweiten Armee eine Rechtsrückwärtsschwenkung ausführten, um ihr eine neue Front entgegenzustellen.

General v. Verdy schreibt:**) „Als allmählich unsere vordersten Infanterieabteilungen (1. Garde-Division) den Höhenzug von Horzenowes hinaufstiegen und sich oben festsetzten, hatten wir in unserem Stabe jetzt wohl fast sämtlich den Eindruck, daß die Hauptaufgabe des Tages gelöst und die Entscheidung bereits gefallen wäre. Den geringen Widerstand, welcher bisher zu überwinden gewesen war, schrieben wir der Einwirkung unserer Marschrichtung wie der überlegenen Artilleriewirkung zu, durch welche wir glaubten, den Gegner veranlaßt zu haben, von der Ersten Armee abzulassen und sich der seinen Rückzug bedrohenden Bewegung durch beschleunigten Abmarsch zu entziehen. Wir sollten uns in bezug auf »die bereits gefallene Entscheidung« indes sehr irren; die schwierigste und verlustreichste Arbeit stand zu jener Zeit noch bevor. Es ist mir späterhin immer von besonderem Interesse gewesen, jene Eindrücke im Auge zu behalten; sie weisen darauf hin, wie leicht eine obere Heeresleitung dazu gelangen kann, Ansichten zu hegen, die sich hinterher als irrtümliche herausstellen, ohne daß sie dabei das geringste Verschulden trifft. . . . . Man erkennt deutlich hieraus, daß im Kriege für die Führung noch ganz andere Elemente in Wirksamkeit treten und die Entschlüsse bestimmen müssen, als Augenschein, Meldungen und logisches Durchdenken aller Verhältnisse, denn diese Verhältnisse selbst können uns in einer Gestalt entgegentreten, die wir für die richtige zu halten vollständig berechtigt sind, die sich aber dessenungeachtet als ein falsches Gebilde erweist."

St. Privat und Plewna sind beredte Beispiele für die Schwierigkeiten, die der

*) Vergl. Skizze S. 540.

**) Im Hauptquartier der Zweiten Armee 1866. S. 155/156.

Angreifer hinsichtlich des Erkennens der wahren Lage beim Gegner findet. In beiden Fällen hat allerdings die Unbekanntschaft mit der feindlichen Waffenwirkung sehr mitgesprochen. Sodann haben Versäumnisse der kavalleristischen Aufklärung sowie das Fehlen artilleristischer und infanteristischer Erkundungen, wie wir sie jetzt vorzunehmen gewohnt sind, dazu beigetragen, die Ungewißheit noch zu vermehren. Durch eine sorgfältige Nahaufklärung, die durch gute Ferngläser wirksam unterstützt wird, und durch bessere Verständigungsmittel zwischen den einzelnen Kommandostellen wird man jetzt bemüht sein, ein möglichst zutreffendes Bild von der feindlichen Stellung zu gewinnen und die gewonnenen Eindrücke alsbald weiterzumelden, doch darf nicht übersehen werden, daß die gesteigerte Waffenwirkung unserer Tage die Annäherung an den Feind sehr erschwert. Allzuviel wird man daher von solcher Erkundung, namentlich auch von der durch sogenannte Jagdkommandos geübten, nicht erwarten dürfen, umsomehr, da in dem rauchschwachen Pulver ein weiteres Erschwernis für das Erkennen der Verhältnisse beim Gegner hinzugetreten ist. Welchen unliebsamen Überraschungen man infolgedessen ausgesetzt sein kann, haben die Engländer im südafrikanischen Kriege genugsam erfahren.

Trotzdem wird ein gesundes soldatisches Empfinden sich gegen die in übertriebener Weise zur Vorsicht mahnenden Stimmen, wie sie jetzt vielfach sich erheben, und die uns einen Zukunftskrieg als ein Ding voll unüberwindlicher Schwierigkeiten ausmalen, zu wehren haben. Die Taktik, nicht die Technik, wird auch in Zukunft ausschlaggegend sein, und die üblen Erfahrungen der Engländer in Südafrika sind in erster Linie dem Versagen ihrer Taktik zuzuschreiben. Nach wie vor wird der Krieg von Menschen gegen Menschen geführt, nur die Form seiner Erscheinungen wechselt, sein Wesen bleibt dasselbe. Auch für das heutige Gefecht gilt in entsprechender Weise das tapfere Wort, das der Verfasser der „Offizierpatrouille"*) schon vor Jahren, als das neu aufgekommene rauchschwache Pulver zu den unfruchtbarsten Grübeleien Anlaß bot, den Reiteroffizieren zurief: „Also frisch in das Zeitalter der rauchlosen Kriege hinein! Dem Mutigen gehört immer noch die Welt!" Vor kurzem erst ist von berufener Seite davor gewarnt worden, sich an der Hand moderner Waffentechnik bestimmte Bilder über den voraussichtlichen Verlauf eines Zukunftskrieges zurechtzulegen.**) Auch heute noch liegt das Mittel zur Überwindung aller uns im Kriege entgegentretenden Schwierigkeiten im großen wie im kleinen in der soldatischen Persönlichkeit von Führer und Mann.

Zweifellos muß unsere Taktik sich der bestehenden Waffenwirkung anpassen, und schon Napoleon hat gesagt: „Il faut changer la tactique de la guerre tous les dix ans, si l'on veut conserver quelque supériorité,"***) aber darüber soll man

*) v. Kleist: „Die Offizierpatrouille." S. 34.

**) v. Alten, Generalleutnant: „Wider die Feldhaubitze." Berlin 1903.

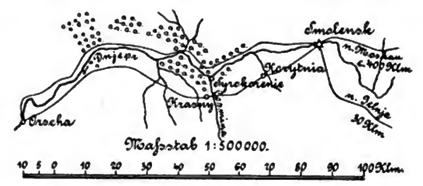
***) **Maximes de guerre et pensées de Napoléon I.**

nicht in übertriebene Klügelei verfallen. Auch in Zukunft wollen wir uns recht viele Männer vom Schlage Konstantins von Alvensleben wünschen, denn was wäre aus Vionville, diesem unvergleichlichen Ruhmestage des III. Armeekorps, geworden, wenn der General erst volle Gewißheit über den Feind hätte gewinnen, ihn sozusagen erst hätte zählen wollen! Der Krieg ist nun einmal kein Rechenexempel, und wir sollen uns dessen freuen, ihn mit allen seinen Ungewißheiten in Kauf nehmen und ihn uns auch nicht um eine Haaresbreite mathematischer und technischer wünschen. Liegt doch gerade darin der Reiz unseres Berufs, daß in ihm das freie Geistige und das Individuell-Persönliche so unbedingt herrschend sind. Das fühlt dunkel jene alles negierende, nivellierende Parteirichtung, die unser heutiges Volksleben vergiftet, denn ihr ist nichts mehr verhaßt als selbständig entwickelte, kraftvolle soldatische Naturen.

Das Unerwartete, dem wir im Kriege fortgesetzt begegnen, fordert freies geistiges Schaffen, wie es dem Künstler eigen ist, das Schablonenhafte des Handwerkers muß hier versagen. „Sollen wir nun diesen beständigen Streit mit dem Unerwarteten glücklich bestehen, so sind uns zwei Eigenschaften unentbehrlich, einmal ein Verstand, der auch in dieser gesteigerten Dunkelheit nicht ohne einige Spuren des inneren Lichtes ist, die uns zur Wahrheit führen, und dann Mut, diesem schwachen Lichte zu folgen. Die erstere ist bildlich mit dem französischen Ausdruck coup d'oeil bezeichnet worden, der andere ist die Entschlossenheit. . . . . Diese ganze eigentümliche Richtung des Verstandes, die jede andere Scheu im Menschen niederkämpft mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern, ist es, welche in kräftigen Gemütern die Entschlossenheit ausbildet; darum können Menschen mit wenig Verstand in unserem Sinne nicht entschlossen sein. Sie können in schwierigen Fällen ohne Zaudern handeln, aber dann tun sie es ohne Überlegung; und es können freilich den, welcher unüberlegt handelt, keine Zweifel mit sich selbst entzweien. Ein solches Handeln kann auch hin und wieder das Rechte treffen, aber wir sagen hier wie oben: es ist der Durchschnittserfolg, welcher auf das Dasein des kriegerischen Genius deutet. Wem unsere Behauptung dennoch wunderlich vorkommt, weil er manchen entschlossenen Husarenoffizier kennt, der kein tiefer Denker ist, den müssen wir erinnern, daß hier von einer eigentümlichen Richtung des Verstandes, nicht von einer großen Meditationskraft die Rede ist. . . . . Es gibt Leute, die den schönsten Blick des Geistes für die schwierigste Aufgabe besitzen, denen es auch nicht an Mut fehlt, vieles auf sich zu nehmen, und die in schwierigen Fällen doch nicht zum Entschluß kommen können. Ihr Mut und ihre Einsicht stehen jedes einzeln, bieten sich nicht die Hand und bringen darum nicht Entschlossenheit als ein Drittes hervor. . . . . Die Entschlossenheit ist ein Akt des Muts in dem einzelnen Fall, und, wenn sie zum Charakterzug wird, eine Gewohnheit der Seele. . . . . Bloßer Verstand ist noch kein Mut, denn wir sehen oft die gescheitesten Leute ohne Entschluß. Der Verstand muß also erst das Gefühl des Muts erwecken, um von ihm gehalten und getragen zu werden, weil im Drange des Augenblicks Gefühle den Menschen stärker beherrschen als Gedanken. . . . . Bei dem coup d'oeil und der Entschlossenheit liegt

es uns ganz nahe, von der damit verwandten Geistesgegenwart zu reden, die in dem Gebiete des Unerwarteten, wie der Krieg es ist, eine große Rolle spielen muß, denn sie ist ja nichts als eine gesteigerte Besiegung des Unerwarteten. . . . . Es ist also nicht bloß das körperliche, sondern häufiger das geistige Auge, welches mit dem coup d'oeil gemeint ist. Natürlich ist der Ausdruck wie die Sache immer mehr im Gebiete der Taktik zu Hause gewesen. . . . ."*)

Die Kriegsgeschichte bietet uns bewundernswerte Beispiele von Entschlossenheit. Des ruhmwürdigen Verhaltens Suworows bei seinem Zuge durch die Schweiz wurde bereits Erwähnung getan.**) Nicht minder hoch steht dasjenige des Marschalls Ney bei Krasny auf dem Rückzuge 1812. Am 17. November verließ er mit der letzten Marschstaffel der französischen Armee: 8000 Mann Infanterie in drei schwachen Divisionen, 300 Reitern und 12 Geschützen Smolensk und gelangte an diesem Tage bis Korytnia. 7000 zum größten Teil unbewaffnete Nachzügler hatten sich Ney angeschlossen. Teile des Kosakenkorps des Ataman Platow folgten den kleinen franzö-



sischen Korps, auf dessen Rückzugsstraße sich an der Losmina bereits die starke Avantgarde der russischen Armee unter Miloradowitsch, die von Jelnja her einen Parallelmarsch ausgeführt hatte, befand. Als Ney am 18. auf Miloradowitsch stieß, beschloß er, sich mit Gewalt den Weg zum Gros der französischen Armee zu bahnen. Diese vermutete er noch bei Krasny, während Napoleon, der seine hinterste Marschstaffel verloren glaubte, bereits den Rückzug nach Orscha fortgesetzt hatte. Der Versuch Neys, die Russen bei Krasny zu durchbrechen, scheiterte nach anfänglichem Erfolge unter schweren Verlusten, und als die Dunkelheit hereinbrach, wälzte sich ein Trümmerhaufe von nur 3000 Bewaffneten, die sich um den Marschall geschart hatten, auf Smolensk zurück. Auf die Frage eines Offiziers seines Stabes, was er jetzt zu tun gedenke, erwiderte Ney ohne Besinnen: „Wir werden über den Dnjepr gehen", und auf den Einwand, daß dessen Eis schwerlich tragen würde, äußerte er zuversichtlich: „Es wird tragen."***) Ney sollte recht behalten; nachdem man von der großen

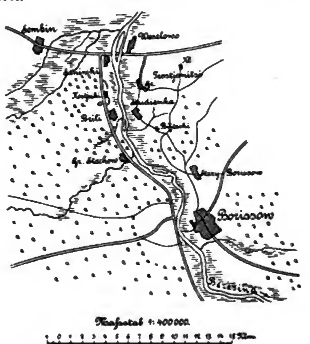
*) Vom Kriege, I. Buch 3. Kap.

**) Heft II, S. 168—170. Vergl. für das Folgende auch die Aufsätze des Verfassers im „Militär-Wochenblatt" 1903 Nr. 34, 35, 38, 39: „Die Rettung aus verzweifelten Lagen einst und jetzt."

***) Duc de Fezensac, souvenirs militaires.

Straße nordwärts abgebogen war, gelang es bei Syrokorenie, wenn auch nur unter Zurücklassung der Pferde, Geschütze und Fahrzeuge, das dünne Eis des Flusses zu überschreiten und den Marsch nach Orscha auf dem nördlichen Ufer fortzusetzen. Eine neue Gefahr erwuchs hier der kleinen Schar durch die zahlreichen Kosaken Platows, dessen Hauptkräfte mit Artillerie von Smolensk auf dem rechten Dnjeprufer vorgegangen waren. Nachdem er sich noch mehrfach mit dem Bajonett den Weg hatte bahnen müssen und zwei Nächte und einen Tag fast unausgesetzt, im ganzen 80 km, marschiert war, erreichte Ney glücklich in Orscha das Gros der französischen Armee. Zwar brachte er nur 900 Mann zurück, aber der „Bravste der Braven" hatte doch nicht vor den Russen die Waffen gestreckt und diese Arrieregarde sich in Wahrheit des Namens der „Großen Armee" würdig gezeigt.

Hinter seinem Marschall ist Napoleon an der Beresina nicht zurückgeblieben. Er dankte dort sein Entkommen aus schwerster Gefahr vor allem dem Zauber, den sein gefürchteter Name auf die Gegner ausübte.



Clausewitz sagt hierüber:*) „Niemals war der Fall leichter möglich, eine Armee zum Kapitulieren im offenen Felde zu bringen als hier. . . . . Die Hauptsache hat der Ruf seiner (Napoleons) Waffen getan, und er zehrte also hier von einem längst zurückgelegten Kapital." Die Gegner hätten ihn, sein Heer, seine Garden gefürchtet, keiner habe sich von ihm schlagen lassen wollen. „Mit dieser moralischen Macht war Bonaparte ausgerüstet, als er sich aus einer der schlimmsten Lagen zog, in welcher sich ein Feldherr befunden hat. Aber freilich machte diese moralische Macht nicht alles; die Stärke seines Geistes und die kriegerische Tugend seines Heeres, die auch von den zerstörendsten Elementen nicht hatten ganz überwunden werden können, mußten sich hier noch einmal in vollem Glanze zeigen. Nachdem er alle Schwierigkeiten dieses gefährlichsten Augenblicks überwunden hatte, sagte Bonaparte zu seinen Umgebungen: Vous voyez, comme on passe sous la barbe de l'ennemi. Die Ehre hat Bonaparte hier vollkommen gerettet und sogar neue erworben."

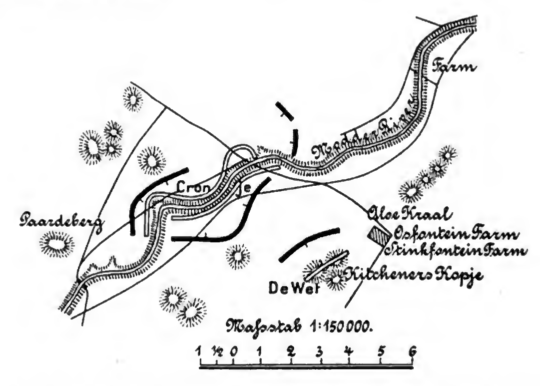
Mit nur 30 000 Mann, die von mehr als derselben Zahl vereinzelter Mannschaften begleitet waren, und 250 Geschützen, von 30 000 Mann unter Wittgenstein

---

*) Band VI. Feldzug 1812.

verfolgt, über einen Fluß zu gehen, auf dessen jenseitigem Ufer 31 000 Mann des Feindes unter Tschitschagow standen, war in der Tat nur möglich, weil die russischen Führer sich scheuten, ernsthaft zuzufassen, und den größten Teil ihrer Truppen aus dem Gefecht zurückhielten. So kam es dahin, daß am 28. November die französische Arrieregarde unter Marschall Victor auf dem linken Ufer der Beresina zwischen Studienka und Gr.-Trostjanitsi mit 6000 Mann gegen nur 14 000 zu fechten hatte, während auf dem rechten Ufer die Marschälle Ney und Oudinot mit 10 000 Mann in einer Stellung südlich Brili 15 000 Mann der Armee Tschitschagows erfolgreich abwehrten, und daß es dem Kaiser möglich wurde, noch 40 000 Mann und 200 Geschütze auf der Straße nach Sembin zu retten, wenn davon auch nur noch 14 000 Mann gefechtsfähig waren.

Der russische Angriff ist allerdings durch die ausgedehnten Sümpfe und Waldungen mit sumpfigem Untergrund, die den Lauf der Beresina begleiten, behindert, und namentlich die Entwicklung der Artillerie ist dadurch erschwert worden. Wo aber hätte im Kriege der Bedrängte nicht auf Nebenumstände gerechnet, die ihn zu begünstigen imstande waren?



Daß man an einem ehrenvollen Ausgang aus gefährdeter Lage auch bei heutiger Feuerwirkung noch nicht zu verzweifeln braucht, wird in überzeugender Weise durch die Kämpfe der Engländer gegen Cronje am Paardeberge im südafrikanischen Kriege bewiesen. Am 18. Februar hielten rund 17 000 Engländer mit 48 Geschützen etwa 4000 bis 5000 Buren mit 6 Geschützen, die im Tale des Modder River zu beiden

Seiten des Flusses Stellung genommen hatten, umschlossen. Die Versuche, durch einen konzentrischen Angriff der Buren Herr zu werden, waren überall gescheitert, als Cronje von außen her Hilfe nahte. Eine Burenabteilung von etwa 500 Mann und 2 Geschützen unter De Wet bemächtigte sich der Kitcheners Kopje benannten Erhebung im Rücken der englischen Feuerlinie. Es trat auf diesem Teile des Gefechtsfeldes eine ernste Krisis für die Engländer ein, die sich in den folgenden Tagen noch dadurch verschärfte, daß De Wet sich auf den Höhen bis zu 2000 Mann verstärkte. Die Engländer sahen sich genötigt, ihn von dort am 21. Februar erst mit stärkeren Kräften zu vertreiben, um die Einschließung Cronjes vollständig zu machen und ihm jede Möglichkeit des Entkommens zu nehmen. Bis zu diesem Tage wäre es Cronje zweifelsohne möglich gewesen, unter Zurücklassung der Frauen und Kinder mit seinen Reitern durchzubrechen und aus seiner anscheinend hoffnungslosen Lage zu entkommen.

Eine schiedsrichterliche Entscheidung müßte, wenn bei einem Friedensmanöver eine Truppe in einem ähnlich offenen Gelände in die gleiche Lage geriete, wie hier die tapfere Schar Cronjes, ihr auf Grund der Treffergebnisse unserer Schießplätze unbedingt jede Möglichkeit des Entkommens abstreiten. Auch einer von außen kommenden Hilfe, wie sie hier De Wet brachte, würde eine ausschlaggebende Bedeutung schwerlich zuerkannt werden. Wenn Cronje nur aus falscher Rücksicht auf die im Lager befindlichen Frauen und Kinder und infolge der im Burenheere bestehenden eigentümlichen Verhältnisse es unterließ, am 19. oder 20. Februar durchzubrechen, so liegt auf der Hand, daß auch für solche Lagen im Kriege das Wort „unmöglich“ an sich heute so wenig Geltung beanspruchen darf wie früher, so sehr auch die Bedingungen des Möglichen sich verschoben haben.

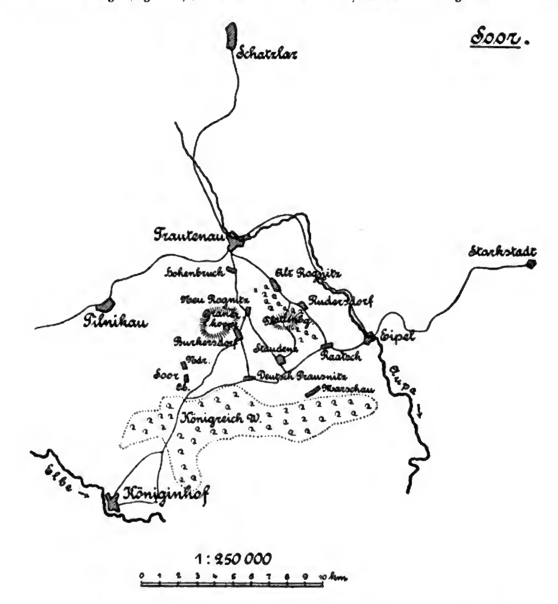
Hält man das im Auge, so bleibt den großen Vorbildern früherer Zeiten nach wie vor ihre hohe Bedeutung für uns. König Friedrich sagt mit Recht: „Es seynd nur allein die großen Exempel und die großen Muster, welche die Menschen ziehen und formieren,“ und daher müßten „Helden als Eugene, Condé, Turenne oder Caesar unsere Admiration auf sich ziehen“.*) Des Königs kriegerische Größe fesselt uns überall; wohl am sichtbarsten aber tritt sie hervor und zieht unsere „Admiration“ auf sich dort, wo er den „coup d'oeil“ des großen Generals in den schwierigsten Lagen auf dem Schlachtfelde so glänzend bewährt hat: bei Soor und bei Roßbach.

Am 30. September 1745 morgens stand die Masse der preußischen Armee unter dem König, in 31 Bataillonen und 51 Eskadrons 22 000 Mann stark, bei Staudenz, Front gegen Burkersdorf, in einem Lager, das sie seit dem 19. September innehatte.**) Die österreichische Hauptmacht, 39 000 Mann, darunter 12 700 Reiter, stark, stand bei Königinhof hinter der Elbe. Ihr Führer, Prinz Karl von Lothringen, marschierte mit ihr unter dem Schutze des ausgedehnten Königreichwaldes ab und gewann dem

*) General-Principia vom Kriege. Von denen Talents, welche ein General haben muß.

**) Vergl. Skizze S. 558.

Könige die rechte Flanke ab. Da die Österreicher sich im Besitz der das preußische Lager beherrschenden Graner Koppe befanden und diese alsbald mit einer starken Artillerie krönten, war der preußischen Armee der Abzug auf der Straße nach Trautenau unmöglich gemacht, und da über die in ihrem Rücken liegenden Waldberge

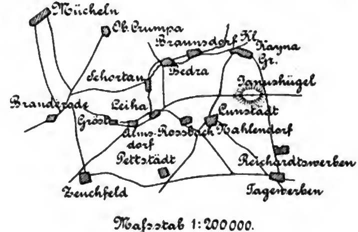


zu jener Zeit nur kaum brauchbare Wege nach Alt-Rognitz und Rudersdorf führten, schien ihr Untergang besiegelt.

Der König wurde durch die ihn um 5[30] morgens treffende Meldung, daß der Feind in seiner rechten Flanke auf den Höhen jenseits Burkersdorf entwickelt stehe, völlig überrascht. Auf der Schwelle seines Zeltes traf er unverzüglich die erforderlichen Anordnungen, und seine Entschlußkraft im Verein mit dem Heldenmut der Truppen wandten binnen weniger Stunden die anscheinend hoffnungslose Lage in

einen vollen Erfolg über den fast doppelt überlegenen Feind. Indem der König die Armee rechts abmarschieren ließ, gelang es ihm, ungeachtet des Kanonenfeuers von der Graner Koppe, die feindliche Schlachtlinie zu überflügeln und die Österreicher aus dem Felde zu schlagen.

Am 5. November 1757 stand der König mit 22 000 Mann nördlich Roßbach, während die 41 000 Mann starke feindliche Armee, Franzosen und Reichstruppen, südlich Mücheln lagerte. Als die Gegner in drei Treffen rechts über Pettstädt auf Reichardtswerben abmarschierten, um dem Könige die linke Flanke und den Rücken abzugewinnen, ließ er seine Armee in zwei Treffen links abmarschieren und sie zunächst hinter dem Janushügel fort die Richtung nach Osten nehmen, brachte sie dann, mit dem rechten Flügel an Lunstädt—Nahlendorf gelehnt, mit dem linken über Reichardtswerben ausholend, umfassend gegen die Spitzen der feindlichen Marschkolonnen in Tätigkeit und schlug diese entscheidend, noch bevor sie zum Aufmarsch kommen konnten.



Maßstab 1:200000.

1 ½ 0 1 2 3 4 5 6 7 Klm.

Auf taktischem Gebiete war im 18. Jahrhundert der „coup d'oeil“ für den Feldherrn noch durchaus in körperlichem Sinne zutreffend. Die kleinen Armeen und die herrschende Fechtweise gestatteten es ihm in den meisten Fällen, nicht nur die eigenen, sondern auch die feindlichen Truppen auf dem Gefechtsfelde zu übersehen, was heute nicht einmal mehr hinsichtlich der eigenen Truppen dem Führer eines Armeekorps, kaum dem einer Division möglich ist. War sonach die Schlachtleitung unter König Friedrich und selbst noch unter Napoleon offenbar leichter als heute, so darf doch nicht übersehen werden, daß diese großen Feldherren die Schlachten, die sie schlugen, nur deshalb zu vernichtenden Niederlagen für den Feind gestalteten, weil ihnen neben dem körperlichen „coup d'oeil“ auch der geistige im höchsten Maße eigen war, weil sie jene Entschlossenheit besaßen, die beständig mit dem Schlachtgedanken vertraut ist, und die nicht nur in die Schlacht hinein-, sondern noch über diese hinausreicht.

Betätigen solche Geister erster Klasse die gleiche Entschlossenheit in der Heerführung im großen wie auf enger begrenztem taktischen Gebiet, so gibt es andererseits „eine große Zahl von Beispielen, wo Männer, die in niederen Regionen die größte Entschlossenheit gezeigt hatten, diese in den höheren verloren".*) Solche Beispiele bieten uns auf dem Gebiete der Armeeführung u. a. Ney und Steinmetz. Zu dieser Gattung von Männern gehört ferner der im übrigen wegen seiner menschlichen und soldatischen Eigenschaften gleich achtbare Canrobert. Daß der Marschall ein tüchtiger Führer war, hat er an der Spitze des 6. französischen Korps am 18. August 1870 bei St. Privat bewiesen, in der Krim aber, wo er nach dem Tode des Marschalls St. Arnaud das Kommando über die französische Armee übernahm, versagte ihm jedesmal der Entschluß, sobald es galt, einen Plan wirklich durchzuführen. Er selbst fühlte das und bat um Enthebung von der Stellung des Armeeführers. Auch der unglückliche Oberkommandierende der österreichischen Nord-Armee im Jahre 1866 ist hierher zu rechnen. Moltke stellt ihm in dem Werk des preußischen Generalstabes über den Feldzug 1859 in Italien das schöne Zeugnis aus, seine „hervorragende Persönlichkeit" habe damals den Übelstand verschwinden lassen, daß sein Armeekorps für den Feldzug neu zusammengetreten sei. Benedek galt seit dem Tage von Solferino, wo sein Korps allein auf dem rechten Flügel siegreich gefochten hatte, für den ersten unter den Generalen Österreichs. Er selbst traute sich die Fähigkeit, eine Armee von 200 000 Mann zu führen, jedoch nicht zu und bat seinen Kaiser dringend, das Kommando der Nord-Armee einem Fähigeren zu übertragen. Nur weil ihm die Übernahme des Befehls auf dem nördlichen Kriegsschauplatz als ein Opfer dargestellt wurde, das er der habsburgischen Dynastie bringen müsse, erklärte er sich bereit, sich der schweren Aufgabe zu unterziehen, an die er von Anfang an ohne Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang herantrat.

Die Entschlossenheit „kann in der Strategie nicht fehlen, insofern auch in ihr oft schnelle Entscheidungen erforderlich sind".**) Von einem der Heerführer der ersten französischen Republik, dem General Moreau, ist gesagt worden: „Sein Hauptfehler lag in seiner Unentschlossenheit. Jeder zu fassende Entschluß erregte ihn, und sobald er einen gefaßt hatte, bereute er ihn alsbald, sah nur dessen üble Seiten, verschlimmerte sie immer mehr vor sich selbst und versäumte darüber die Zeit zum Handeln."***) Auf Moreau passen sonach die Worte: „Obgleich solche Männer das Bedürfnis haben, sich zu entschließen, so sehen sie doch die Gefahren ein, die in einem falschen Entschluß liegen, und da sie mit den Dingen, die ihnen vorliegen, nicht vertraut sind, so verliert ihr Verstand seine ursprüngliche Kraft, und sie werden nur um so zaghafter, je mehr sie die Gefahr der Unentschlossenheit, in die sie

*) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.

**) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.

***) Graf Ségur. Zitiert nach Pierron, a. a. O.

gebannt sind, kennen, und je mehr sie gewohnt waren, frisch von der Faust weg zu handeln.“*)

Auch Napoleon rechnete im Kriege stets auf das Schlimmere, aber in einem völlig anderen Sinne, wenn er schreibt: „J'ai l'habitude de penser trois ou quatre mois d'avance à ce que je dois faire, et je calcule sur le pire.“**) Gerade ein richtig angewandtes Vorausdenken verhindert am besten ein unzeitiges Vorausdisponieren und erleichtert es, da die verschiedensten Möglichkeiten geistig beherrscht werden, im gegebenen Augenblick sofort das Richtige zu treffen. In diesem Sinne erscheint denn auch Napoleons Handeln wohl von langer Hand geplant, aber doch stets den wechselnden Lagen angepaßt. Er ist sich der Ungewißheit des Krieges stets bewußt, aber er bewältigt die ihm daraus erwachsenden Schwierigkeiten stets als Meister des Entschlusses.

Mit Recht sind die Regensburger Tage des Feldzuges 1809 stets als eine seiner besten Leistungen bezeichnet worden, und doch befand er sich während dieses Operationsabschnittes dauernd fast in der gleichen Ungewißheit über den Gegner wie bei seinem Eintreffen in Donauwörth.***)

Nachdem es am 19. April Davout gelungen war, nach leichten Berührungen mit der österreichischen Hauptmacht den Anschluß an die Bayern an der unteren Abens zu gewinnen, führte der Kaiser am 20. seine Mitte vor, warf den linken österreichischen Flügel, zwei Korps unter Feldmarschalleutnant Hiller, zurück und trieb ihn am 21. bei Landshut über die Isar, dem über Moosburg vorrückenden Marschall Massena entgegen, während Davout den südlich Regensburg befindlichen feindlichen Kräften gegenüber stehen blieb. Bis in die Frühstunden des 22. April befand sich Napoleon in dem Glauben, daß der Gegner auch vor Davouts Front im Rückzuge hinter die Isar begriffen sei, daß es sich daher nur noch um eine allgemeine Verfolgung handeln könne. Erst am 22. früh erhielt der Kaiser in Landshut davon Kenntnis, daß sich Davout gegenüber die österreichischen Hauptkräfte unter dem Erzherzog Karl befanden, und daß dieser in der Lage war, über Regensburg die von Böhmen im Anmarsch befindlichen Korps jederzeit heranzuziehen und Davout mit zermalmender Wucht anzufallen. Napoleon ließ infolgedessen dem bei Landshut geschlagenen linken österreichischen Flügel nur einen Teil seiner dort verfügbaren Kräfte folgen und setzte alles übrige auf Regensburg in Marsch. Er traf bei Eggmühl eben rechtzeitig ein, um den zwischen Donau und Gr.-Laber erfolgenden Angriff der weit überlegenen feindlichen Kräfte gegen Davout zum Stehen zu bringen und dem linken Flügel der österreichischen Hauptmacht eine Niederlage zu bereiten. Am 23. nötigte er alsdann den Erzherzog bei Regensburg zum Übertritt auf das nörd-

*) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.
**) Corresp. XIII, 10 810.
***) Vergl. S. 542 und Skizze S. 543.

liche Donauufer. Während der österreichische Führer sich zögernd und abwartend verhielt, hatte Napoleon schnell und entschlossen gehandelt. Dem hatte er es zu danken, daß er überall siegte, so unsicher und falsch auch die Voraussetzungen waren, auf die er seine Entschlüsse baute.

Ähnlich wie Napoleon die sich ihm plötzlich enthüllende Lage am Vorabend von Eggmühl ausnutzte, verfuhr Moltke, als sich 1866 am 2. Juli abends herausstellte, daß sich wider Erwarten noch stärkere Kräfte der Österreicher diesseits der Elbe befanden.*) Nicht nur die Tage vor der Waffenentscheidung stellen den Feldherrn oft vor die Notwendigkeit, plötzlich veränderte Entschlüsse zu fassen, der nie mit Sicherheit vorauszusehende Ausgang jedes Zusammenstoßes mit dem Gegner bedingt solche nicht minder. Jedes Schlachtfeld bildet den Ausgangspunkt für eine neue Operation. So leitet Napoleon am Abend der Schlacht von Eggmühl bereits den weiteren Vormarsch auf Wien ein und läßt nur zwei Armeekorps nebst drei Kavallerie-Divisionen die weichenden Österreicher unmittelbar auf Regensburg verfolgen.

Als übereinstimmende Meldungen in den Morgenstunden des 19. August 1870 ergeben hatten, daß die französische Rhein-Armee unter den Schutz der Forts von Metz zurückgegangen war, wurde bereits um 11⁰⁰ vormittags im Großen Hauptquartier Rezonville der Befehl erlassen, der drei Korps und zwei Kavallerie-Divisionen der Zweiten Armee als Maas-Armee unter den Befehl des Kronprinzen von Sachsen stellte und diese Truppenteile westwärts in Marsch setzte, um sie im Verein mit der Dritten Armee auf Paris vorgehen zu lassen.

Kein Sieg ist vollständig, an den sich nicht eine ausgiebige Verfolgung anschließt, sie wird aber dort meist unterlassen, wo die Gedanken der Führung nicht über das eigentliche Gefechtsfeld hinausreichen. Noch höhere Anforderungen treten an ihre Entschlußkraft nach unglücklichen Entscheidungen heran. Hier gilt es, die ersten Anordnungen für den Rückzug, wie sie der Augenblick erheischt, und soweit die Herrschaft über die geschlagenen Truppen es noch zuläßt, in Einklang zu bringen mit den Anforderungen der Kriegslage im großen, mit der Fortführung der Gesamtoperation, und solche Entschlüsse müssen gefaßt werden inmitten von Tod und Verderben, unter dem Eindruck einer Niederlage, die abzuwenden alle Opfer an Menschenblut vergeblich waren.

Wohin wir immer den Blick auf die vielgestaltigen Verhältnisse des Krieges richten mögen, auf seine erhebenden oder auf seine niederdrückenden Seiten, überall tritt uns als unsere höchste Aufgabe das Ringen mit dem Entschluß entgegen. Es stellt für den Soldaten, mag er hoch oder niedrig stehen, die Konzentration aller Kraft des Geistes und Gemüts dar. Nicht jedem ist von Hause aus ein gleiches

*) Vergl. S. 539.

Maß von Entschlußfähigkeit zuteil geworden, aber in beharrlicher Selbsterziehung und in mannigfacher, immer wiederholter Übung läßt sich die Befähigung dazu steigern. Wir gelangen alsdann dahin, „jede andere Scheu niederzukämpfen mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern".

V. Der Führer bedarf der Phantasie.

„Der Führer im Kriege muß das Werk seiner Tätigkeit einem mitwirkenden Raume übergeben, den seine Augen nicht überblicken, den der regste Eifer nicht immer erforschen kann, und mit dem er bei dem beständigen Wechsel auch selten in eigentliche Bekanntschaft kommt." Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

Clausewitz äußert: Die Beziehung, in welcher der Krieg zu Gegend und Boden stehe, könne, wenn nicht als die wichtigste, so doch vielleicht als die stärkste Eigentümlichkeit der kriegerischen Tätigkeit betrachtet werden. „Diese Beziehung ist erstens ganz unausgesetzt vorhanden, so daß man sich einen kriegerischen Akt gar nicht anders als in einem bestimmten Raume vorgehend denken kann; sie ist zweitens von der entscheidendsten Wichtigkeit, weil sie die Wirkungen aller Kräfte modifiziert, zuweilen total verändert; drittens führt sie auf der einen Seite oft zu den kleinsten Zügen der Örtlichkeit, während sie auf der anderen die weitesten Räume umfaßt." Zwar, heißt es weiter, sei der Gegner meistenteils denselben Schwierigkeiten unterworfen, „aber erstlich ist die gemeinschaftliche Schwierigkeit doch immer eine solche, und es wird der, welcher ihrer durch Talent und Übung Herr wird, einen großen Vorteil auf seiner Seite haben, zweitens findet diese Gleichheit der Schwierigkeit nur im allgemeinen statt, keineswegs in dem einzelnen Fall, wo gewöhnlich einer der beiden Kämpfenden (der Verteidiger) viel mehr von der Örtlichkeit weiß als der andere."*)

Der Einfluß von Gegend und Boden, der im Kriege „die Wirkungen aller Kräfte modifiziert, zuweilen total verändert", tritt uns in der Kriegsgeschichte überall entgegen. Dieselben Mittel, durch die Napoleon in mitteleuropäischen Gebieten die größten Erfolge errungen hatte, versagten 1812 auf dem russischen Kriegsschauplatz vollständig. Erst im Verlaufe des Burenkrieges erkannte England die ganze Schwierigkeit, die ihm der südafrikanische Kriegsschauplatz bot. Jene „kleinsten Züge der Örtlichkeit" aber sind von jeher auf taktischem Gebiet von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Von den Überraschungen, die sie in früheren Zeiten der Truppenführung bereiteten sind wir freilich heutigentags, bei der Güte unseres Kartenmaterials, kaum noch imstande, uns eine deutliche Vorstellung zu machen. Die persönliche Erkundung des Feldherrn und seiner Organe mußte ehedem stets erst die Grundlage für jeden zu fassenden Entschluß abgeben, der nur hier und da an einer

*) Vom Kriege I. Buch, 3. Kap.

an Ort und Stelle gefertigten flüchtigen Kartenskizze bestimmteren Anhalt fand. Bei Leuthen wurden die Anordnungen auf preußischer Seite dadurch sehr erleichtert, daß König Friedrich und ein Teil seiner Unterführer von Friedensübungen her auf das genaueste mit der Gegend vertraut waren. Bei Prag gestalteten sich dagegen die Schwierigkeiten des Sumpfgeländes, das der preußische linke Flügel beim Anmarsch und bei der Entwicklung zu überwinden hatte, weit größer, als es bei der voraufgegangenen eiligen Erkundung durch Schwerin und Winterfeldt geschienen hatte, und der erste Angriff der Infanterie des linken Flügels scheiterte wesentlich aus diesem Grunde.

Hinsichtlich der Schlacht bei Kolin*) erhebt der König selbst gegen sich den Vorwurf, daß er das Gelände vor dem rechten Flügel und in der rechten Flanke der Österreicher, wo der Angriffsstoß erfolgen sollte, nicht persönlich erkundet habe. Zu seiner Rechtfertigung aber läßt sich sagen, daß er dadurch vorzeitig die Aufmerksamkeit des Gegners dorthin gelenkt haben würde, umsomehr, als die feindliche leichte Kavallerie, die den Einblick verwehrte, erst hätte zurückgeworfen werden müssen. Der König hatte sich allerdings von dem fraglichen Gelände eine falsche Vorstellung gebildet, die ihn die für die Österreicher vorhandene Möglichkeit, ihren rechten Flügel so weit zu verlängern, wie es tatsächlich geschah, gar nicht in Betracht ziehen ließ. Das Unglück wollte, daß ein von einem Ingenieuroffizier früher angefertigtes Kroki der Gegend von Kolin, das die gewünschte Auskunft hätte geben können, augenblicklich nicht zu finden war. Auch bei Kunersdorf, wiewohl diese Schlacht im eigenen Lande geschlagen wurde, ist ein Teil des Mißgeschicks, das den König betraf, auf mangelhafte Kenntnis des Geländes zurückzuführen.

Man hat die Schuld daran, daß die Schlacht bei Bautzen nicht ihrer Anlage entsprechend mit einer völligen Vernichtung der Verbündeten endete, dem langsamen Vorgehen des mit der Umfassung ihres rechten Flügels beauftragten Marschalls Ney zugeschrieben, dabei aber übersehen, daß es sich für den Marschall darum handelte, seine ungeschulten Massen über die sumpfige Spreeniederung und weiterhin durch schwierige Engen zwischen ausgedehnten Teichen hindurch zur Entwicklung zu bringen. Das von ihm zu durchschreitende Gelände gestattete es auch einer Minderheit, zumal einer solchen von ausgesuchten Truppen, wie sie die Verbündeten damals im Gegensatz zu Napoleon besaßen, längere Zeit hindurch erfolgreich zu widerstehen.

Solche Verhältnisse ließen sich bei der Beschaffenheit der damaligen Karten im voraus niemals übersehen. Noch 1866 hat das Fehlen des Swiepwaldes, der in der Schlacht von Königgrätz von so großer Bedeutung wurde, auf den preußischen Karten die Führung der Ersten Armee wesentlich erschwert. Dennoch hieße es, den Wert, den die jetzigen zuverlässigen Karten für die Führung haben, überschätzen, wollte man

*) Skizze Heft II, S. 160.

glauben, daß sie eine Erkundung vor dem Gefecht überflüssig machen. Auch dem geübtesten Kartenleser, der frühere Gefechtsfelder aufsucht, werden die einzelnen Vorgänge in ihrem ursächlichen Zusammenhange erst an Ort und Stelle völlig klar werden. Schon bei Kolin erkennt man erst aus der österreichischen Verteidigungsstellung heraus die ganze Schwierigkeit des Angriffs. Diesen Eindruck aber gewinnt man bei den ausgedehnten Schlachtfeldern der Neuzeit, wo der Angreifer die feindliche Stellung nur im allgemeinen aus der Ferne betrachten konnte, in verstärktem Maße. Von Verneville und Habonville waren am 18. August 1870 die Vorteile, welche der Höhenrücken zwischen Mance- und Chateltal den Franzosen im einzelnen, namentlich in bezug auf verdeckte Aufstellung ihrer Truppen, bot, nicht zu übersehen, und ein Teil der auf deutscher Seite an diesem Tage gemachten Fehlgriffe erklärt sich hieraus. Bei der erweiterten Waffenwirkung unserer Tage werden sich solche Schwierigkeiten in noch höherem Maße geltend machen, und der südafrikanische Krieg bietet dafür nur geringen Anhalt, weil in ihm eine Massenentfaltung der Artillerie nicht zutage trat. „Im einzelnen Fall“ ist sonach der Verteidiger unstreitig noch mehr begünstigt als ehedem, weil er „viel mehr von der Örtlichkeit weiß, als der Angreifer“.

Dieser aber ist bei der heutigen Waffenwirkung erst recht auf geschickte Ausnutzung des Geländes angewiesen. Die kleinsten Bodenfalten sind für ihn von Wert. Selbst die genaueste Spezialkarte kann hier nicht genügen; sie birgt im Gegenteil nicht selten die Gefahr, daß von ihr mehr erwartet wird, als sie tatsächlich zu bieten imstande ist, und daß die vielen Einzelheiten, die sie bringt, von genauer Betrachtung des Geländes abziehen. An Napoleon rühmt Taine*) die natürliche Unmittelbarkeit des Blickes in allen Dingen, die uns seit drei Jahrhunderten unter dem Zwange der Zimmererziehung sowie unter dem andauernden und auf zahllose Gegenstände des Wissens ausgedehnten Lernen mehr und mehr verloren zu gehen drohe. Er sagt: „Wir studieren statt der Gegenstände die für sie gebräuchlichen Zeichen, statt des Geländes die Karte.“

Wenn andererseits „die Beziehung, in welcher der Krieg zu Gegend und Boden steht, die weitesten Räume umfaßt“, so wird die Beherrschung dieser Schwierigkeiten im großen jetzt durch die überall zahlreich vorhandenen Nachrichten und das heutige Kartenwesen im Vergleich zu ehedem offenbar sehr erleichtert. Es erhellt das ohne weiteres, wenn man bedenkt, daß der Führer des 5. französischen Korps, der Marschall Lannes, zu Beginn des Feldzuges 1806 Napoleon um eine Karte von Norddeutschland bittet, da er deren keine einzige besitze. Anders liegen freilich die Verhältnisse auf außereuropäischen Kriegsschauplätzen. Die Armeen der Union fanden im Sezessionskriege auf dem virginischen Kriegsschauplatze wegen fehlender und schlechter Karten die größten Schwierigkeiten, nicht minder die Engländer im Burenkriege. Dort

*) Origines de la France contemporaine. I.

erschwerten die großen Waldungen, hier die gleichförmigen Bodenformationen und das unermeßlich ausgedehnte kahle „Veldt" Südafrikas die Orientierung ungemein, während in beiden Fällen der ortskundige Verteidiger sehr begünstigt war.

„Diese höchst eigentümliche Schwierigkeit muß eine eigentümliche Geistesanlage besiegen, welche mit einem zu beschränkten Ausdruck der Ortssinn genannt wird. Es ist das Vermögen, sich von jeder Gegend schnell eine richtige geometrische Vorstellung zu machen und als Folge davon sich in ihr jedesmal leicht zurechtzufinden. Offenbar ist dies ein Akt der Phantasie. Zwar geschieht das Auffassen dabei teils durch das körperliche Auge, teils durch den Verstand, der mit seinen aus Wissenschaft und Erfahrung geschöpften Einsichten das Fehlende ergänzt und aus den Bruchstücken des körperlichen Blickes ein Ganzes macht; aber daß dies Ganze nun lebhaft vor die Seele trete, ein Bild, eine innerlich gezeichnete Karte werde, daß dies Bild bleibend sei, die einzelnen Züge nicht immer wieder auseinanderfallen, das vermag nur die Geisteskraft zu bewirken, die wir Phantasie nennen. . . . . Daß Übung und Verstandeseinsicht dabei sehr viel tun, ist nicht zu leugnen. Puisegur, der berühmte Generalquartiermeister des berühmten Luxemburg, sagt, daß er sich anfangs in diesem Punkt wenig zugetraut, weil er bemerkt, daß, wenn er die Parole weit zu holen gehabt, er jedesmal den Weg verfehlt habe.

Es ist natürlich, daß auch die Anwendungen dieses Talents sich nach oben hin erweitern. Müssen der Husar und Jäger bei Führung der Patrouille in Weg und Steg sich leicht finden, und bedarf es dafür immer nur weniger Kennzeichen, einer beschränkten Auffassungs- und Vorstellungsgabe, so muß der Feldherr sich bis zu den allgemeinen geographischen Gegenständen einer Provinz und eines Landes erheben, den Zug der Straßen, Ströme und Gebirge immer lebhaft vor Augen haben, ohne darum den beschränkten Ortssinn entbehren zu können. Zwar sind ihm für die allgemeinen Gegenstände Nachrichten aller Art, Karten, Bücher, Memoiren, und für die Einzelheiten der Beistand seiner Umgebung eine große Hilfe, aber gewiß ist es dennoch, daß ein großes Talent in schneller und klarer Auffassung der Gegend seinem ganzen Handeln einen leichteren und festeren Schritt verleiht, ihn vor einer gewissen inneren Unbehilflichkeit schützt und weniger abhängig von anderen macht." *)

Die „innerlich gezeichnete Karte" erwähnt schon Berenhorst,**) wenn er von den Offizieren verlangt, daß ihre Köpfe mit Landkarten tapeziert sein sollten, und dieses innere Vorstellungsvermögen wird durch die verbesserten Karten nicht entbehrlich gemacht. Diese stellen nur die Phantasie des Führers auf eine bessere Grundlage, als sie früher bestand, und gewähren die Möglichkeit, entsprechend Höheres zu leisten. Sie bedeuten, gleich den technischen Errungenschaften der Neuzeit, nicht so sehr eine Erleichterung als eine Steigerung in der Kraft und Schnelligkeit der Kriegführung.

*) Vom Kriege I. Buch, 3. Kap.

**) Betrachtungen über die Kriegskunst II. 18. Abschn. Aenesidemus, Leipzig 1798.

Wie jetzt mit Hilfe zuverlässiger Karten ganz andere Anforderungen als ehedem an die Aufklärung in bezug auf Genauigkeit und räumliche Ausdehnnng gestellt werden können, so ist auch der Feldherr befähigt, sich ein zutreffendes Bild des Operationsgebietes zu entwerfen, weit mehr als früher vorauszuschauen und die Heeresbewegungen entsprechend zu regeln, bei den größeren Massen, die es für ihn jetzt zu bewegen gilt, eine unausbleibliche Notwendigkeit. Alle höheren Führer aber sind in den Stand gesetzt, die ihnen voraussichtlich erwachsenden Schwierigkeiten bis zu einem gewissen Grade im voraus abzuschätzen und damit ihrem Handeln vermehrte Sicherheit zu geben.

Um indessen wahrhaft Nutzen aus diesem neueren Hilfsmittel zu ziehen, bedarf es nach wie vor der Phantasie, nur daß diese jetzt mehr in bestimmte Bahnen gewiesen ist. Es gilt immer, die Karte im Geiste mit Truppen zu bevölkern, wenn man sie richtig verwerten will. Diese Gabe ist zunächst natürliche Anlage, denn nicht jedem ist es gegeben, sich ein plastisches Bild von Truppen, die sein körperliches Auge nicht wahrnimmt, im Gelände oder auf der Karte zu gestalten, aber durch Übung läßt sich diese Gabe wie jede andere vervollkommnen. Von einem sicheren Vorstellungsvermögen in dieser Hinsicht hängt die glatte Überwindung mancher Schwierigkeiten im Kriege ab.

Es führt uns das auf eine Erweiterung der Dienste, die Clausewitz von der Phantasie erwartet, wenn er sagt: „Ist diese Fähigkeit (schneller und klarer Auffassung der Gegend) der Phantasie zuzuschreiben, so ist dies auch fast der einzige Dienst, welchen die kriegerische Tätigkeit von dieser ausgelassenen Göttin fordert, die ihr übrigens eher verderblich als nützlich ist.“ *) Der Führer bedarf nicht nur eines Vorstellungsvermögens, das ihm das Gelände, in dem er zu handeln berufen ist, lebhaft vor Augen führt, sondern eines solchen, das ihm ermöglicht, sich zu jeder Zeit ein klares Bild von der Aufstellung und den Bewegungen der eigenen Truppen sowie auf Grund der vorliegenden Nachrichten eine allgemeine Vorstellung von der Lage und den Absichten des Feindes zu machen. Die „ausgelassene Göttin“ erscheint sonach hier im Gewande klarer Auffassung und nüchternster Erwägung, die es dahin bringen, daß dem Führer bei jeder Anordnung, die er trifft, stets deren Wirkung auf alle Glieder der ihm anvertrauten Truppen gegenwärtig ist, so daß er auch die letzten Fahrzeuge seines Trosses sich vor seinem geistigen Auge bewegen sieht. Ein derartiges sicher wirkendes Vorstellungsvermögen ist für alle Führerstellen von hohem Wert. Darum erteilt bereits Berenhorst folgenden Rat:**) „Wenn ihr zu euren Manövern größere Züge veranstaltet, wenn eure Marschkolonnen sich über Berge und durch Täler schlängeln, dann schicket wenigstens die Hälfte der Offiziere ab, daß sie anschauen, entdecken und gewahr werden, welches Bild in allen Entfernungen der Zug

*) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.

**) A. a. O.

eines Heeres darstellt." In der Anschaulichkeit, mit der uns diese Dinge alljährlich bei den großen Herbstübungen vorgeführt werden, liegt nicht zum wenigsten der Nutzen, den sie für die Führerausbildung besitzen.

Die Entwicklung dieses Vorstellungsvermögens bildet einen wesentlichen Teil der Generalstabsschulung, es ist unentbehrlich bei der Leitung größerer, über weite Räume verteilter Heeresmassen. Die Gabe raschen Überblicks ist unter den heutigen Verhältnissen, wo der höhere Führer seine Truppen vielfach nur mit geistigem Auge zu überschauen vermag, von besonderem Wert. Sie fehlte Wellington, als er am 16. Juni 1815, dem Tage von Ligny, Blücher Hilfeleistung zusicherte, obwohl er solche nach Maßgabe der augenblicklichen Aufstellung seiner Armee gar nicht zu gewähren imstande war.

Was Clausewitz mit der „ausgelassenen Göttin" im Sinne hat, ist eine Art des Vorstellungsvermögens, welche die Dinge nicht richtig sieht und daher auf eine falsche Fährte führt, und in der Tat hat eine ungeregelte Phantasie im Kriege schon oft den größten Schaden angerichtet. So wurde der unglückliche Mack in seiner vorgefaßten Meinung, die ihn im Jahre 1805 in die Katastrophe von Ulm verstrickte,*) durch seine nicht in der Wirklichkeit fußende Einbildungskraft noch bestärkt.

Als sich ihm am 5. Oktober die wahre Lage zu enthüllen begann, und er nicht länger an einem Vormarsch Napoleons gegen die Donaustrecke Donauwörth—Ingolstadt und somit an einer Umgehung der Illerstellung zweifeln konnte, war er doch keineswegs beunruhigt. Er sieht den Feind bereits zwischen seiner Armee, die sich bei Ulm zusammenzieht, und den Russen eingekeilt und schreibt am 6. dem Kaiser Franz: „Wenn ich jemals Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg gehabt, so habe ich sie jetzt."**) Am 7. verbreitet er sich darüber, wie verzweifelt die Lage des Feindes zwischen zwei feindlichen Armeen sein müsse, und übersieht dabei vollständig, daß die eine, die Napoleon bei Ulm zunächst stand, ihm um mehr als die Hälfte unterlegen und die andere noch weit entfernt war, daß ein bloßes Vorhandensein zweier feindlicher Armeen in seinen Flanken an sich für Napoleon ungefährlich blieb, wenn diese Armeen nicht einheitlich und gleichzeitig handelten, wenn die Österreicher bei Ulm nur dem Zeitpunkt des Eintreffens ihres russischen Bundesgenossen, wie Mack schreibt, „mutig entgegenzuharren"**) entschlossen waren. Am 13. Oktober, als die französische Armee vom Lech her konzentrisch auf Ulm anrückte, glaubt er, daß sie sich mit ihren Hauptkräften nach dem Inn gegen die Russen gewandt habe, und als er am 14. den Anmarsch des Feindes über Illereichheim, Weißenhorn und Günzburg erfährt, verfällt er in den Irrwahn, Napoleon gebe die Sache auf und befinde sich in vollem Rückzuge in breiter Front südlich Ulm vorüber nach dem Oberrhein. Jetzt sollte sich, nach Macks Ansicht, sein Festhalten an Ulm glänzend rechtfertigen. Noch war er „vertieft

*) Vergl. S. 538.

**) Österr. Mil. Zeitschr. 1877, Bd. 4.

in Betrachtungen über das Außerordentliche dieser Bewegungen des Feindes",*) als ihn Gerüchte über eine Landung der Engländer bei Boulogne und eine in Frankreich ausgebrochene Revolution sowie seine eigenen Mutmaßungen über ein möglicherweise erfolgendes Eingreifen Preußens in dieser Meinung vom Rückzuge des Feindes bestärkten. Er selbst äußert sich in einem späteren Schreiben, er gebe, ohne zu erröten, zu, daß seine Auffassung „bloß ein Traum gewesen sein möge",*) dürfe aber wohl mit vollem Rechte fragen: „Welcher kommandierende General oder Generalquartiermeister niemals zu solchen Träumen verleitet worden sei."*)

Hat die traumhafte, unsoldatische Einbildungskraft dieses Mannes damals schweres Unheil über Österreich gebracht, so trifft einen Teil der Schuld an dem Unglück der preußischen Waffen im Jahre 1806 den Oberquartiermeister des Fürsten Hohenlohe, Oberst v. Massenbach, eine Mack in mancher Hinsicht verwandte Natur. Sein Einfluß auf den Fürsten war während des ganzen Feldzuges kein glücklicher. Bei Prenzlau ließ ihn seine aufgeregte Phantasie vollends Gespenster sehen, und durch falsche Vorstellungen, die er sich von den Franzosen erwecken ließ, gewann er die Überzeugung von der Unmöglichkeit des Weitermarsches und von der Notwendigkeit der Waffenstreckung des preußischen Korps, wiewohl bei größerer Entschlossenheit ein Entkommen nach Stettin noch keineswegs ausgeschlossen war. Clausewitz sagt von Massenbach:**) „Er verriet auf den ersten Blick den Enthusiasten, bei dem Gemüt und Phantasie vorherrschten. Solchen Leuten fehlt es nie an auffassendem und bildendem Verstande, und dieser macht sich bei ihnen stets auf eine blendende Art geltend, aber es fehlt ihnen an Takt, Urteil und kerngesunden Ideen."

Solche „kerngesunde Ideen", wie sie nur einer geläuterten Phantasie entspringen, lassen die Einbildungskraft nicht übermächtig werden und schützen am besten vor jener dunkeln Macht der Vorstellung, die sich unter dem Druck äußerer Einwirkungen und unvorhergesehener Ereignisse besonders bei leicht erregbaren Gemütern bilden kann.***) Mit Hilfe einer soldatisch geschulten Phantasie wird der Handelnde jederzeit ein bestimmtes Bild der Kriegslage vor Augen haben und dadurch befähigt sein, das dieser Lage Entsprechende zu treffen. Gewiß, bei der im Kriege stets herrschenden Ungewißheit kann dieses Bild täuschen, die getroffenen Anordnungen werden daher oft nicht das unbedingt Beste sein, auf das man verfallen konnte, aber der Erfolg wird ihnen bei entschlossener Durchführung, weil sie auf bestimmten Vorstellungen fußen, selten ganz versagt bleiben.

---

*) Österr. Mil. Zeitschr. 1877, Bd. 4.

**) Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Gstb. Kriegsg. Einzelschr. Heft 10.

***) Man vergleiche hierüber die lehrreiche Studie des Generals Frhrn. Reisner v. Lichtenstern „Die Macht der Vorstellung im Kriege". Berlin 1902. Verlag von A. Bath.

VI. Der Ehrgeiz ist eine wesentliche Führereigenschaft.

> „Alle anderen Gefühle, wie viel allgemeiner sie auch werden können, oder wie viel höher manche auch zu stehen scheinen: Vaterlandsliebe, Ideen-Fanatismus, Rache, Begeisterung jeder Art, sie machen den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde nicht entbehrlich . . . Hat es je einen großen Feldherrn ohne Ehrgeiz gegeben, oder ist eine solche Erscheinung auch nur denkbar?"
>
> Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

Napoleon soll einst von sich gesagt haben, er sei nicht ehrgeizig, dann aber sogleich hinzugesetzt haben, „oder wenn ich es dennoch bin, so ist der Ehrgeiz so sehr meiner Natur angemessen, mir derartig Lebensbedingung, daß er dem Blute gleichzuachten ist, das in meinen Adern rollt, und der Luft, die ich atme".*) In diesem Selbstbekenntnis eines großen Feldherrn erscheint der Ehrgeiz als Triebfeder des Handelns auf das schärfste hervorgekehrt. Ohne diese mächtige Triebfeder hätte die Geschichte nicht jene Kette glänzender Feldzüge Napoleons zu verzeichnen, die uns noch heute in Erstaunen setzen, und deren Studium uns eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung bietet, sie würde freilich auch nicht von einem Leipzig und einem Waterloo, von dem jähen Sturze des Imperators zu künden haben. Der Ehrgeiz einer solchen dämonischen Natur konnte eine Welt niederwerfen, konnte ihr zeitweilig seinen Willen aufzwingen, Haltbares zu schaffen aber vermochte er nicht. Das wird stets einem Ehrgeiz versagt bleiben, der lediglich eigensüchtigen Beweggründen entspringt. Uns Soldaten ziemt es sicherlich am wenigsten, an eine solche Erscheinung der Weltgeschichte „mit jener moralisierenden Nüchternheit heranzutreten, welche Menschengröße nur als das Gegenteil des Frevels zu begreifen vermag, uneingedenk der tiefen Wahrheit, daß jeder große Mensch reich begabt ist zur Sünde wie zum Segen",**) aber es steht trotzdem fest, daß der krasse Egoismus, von dem Napoleon beherrscht wurde, wenn er ihm auf dem Wege zur höchsten Macht förderlich war, später wesentlich dazu beigetragen hat, daß ihm die Zügel dieser Macht entglitten.

Auch in König Friedrich war der Ehrgeiz mächtig, aber weil er sich in ihm mit weiser Mäßigung verband, hat er ihm nur geholfen, haltbare Dinge zu vollbringen. Als der König 1740 zur Besitzergreifung Schlesiens schritt, sprach er zu den Offizieren der Berliner Regimenter vor dem Ausmarsch von dem „Rendezvous des Ruhms", zu dem sie sich begaben, und er gestand, daß ihn leidenschaftliche Ruhmbegierde, das Verlangen, sich einen Namen zu machen, dazu getrieben hätten, die Hand nach Schlesien auszustrecken. Ende Dezember 1740 schreibt er, daß er die Beschäftigungen, denen er im Felde obzuliegen habe, gern anderen überlassen würde, wenn nicht dieses Phantom, Ruhm genannt, ihm allzuoft erschiene. „In der Tat eine Tollheit, aber eine Tollheit, von der es sehr schwer ist, loszukommen, wenn man einmal davon

*) Gespräch mit Roederer. Zitiert nach Taine, **Origines de la France contemporaine. I.**

**) Treitschke, Historisch-politische Aufsätze. 2. Das deutsche Ordensland Preußen.

besessen ist."*) Friedrichs neuester Biograph kennzeichnet dieses „Phantom", dem der junge König damals nachging, treffend, wenn er sagt:*) „Es war ein Ehrgeiz, beglaubigt durch die Weihe der Kraft und geadelt vor allem dadurch, daß er sich erwärmte an der heiligen Flamme der Vaterlandsliebe. Denn unzertrennlich von dem persönlichen Ehrgeiz war in Friedrichs Brust die edle Leidenschaft, seinem Volke vor Europa Achtung zu verschaffen, die ungünstigen Eindrücke der vorangegangenen Zeiten zu verwischen, die Natur des Zwitterwesens zwischen Kurfürstentum und Königreich endgültig zu bestimmen, sein Preußen einzuführen in die Reihe der großen Mächte."

Es war der „Ehrgeiz der Macht", den Ranke eines der kräftigsten Motive der Weltbewegung genannt hat, der den König beherrschte, und an den, ebensowenig wie an irgend eine politische Machtfrage, der Maßstab gewöhnlicher bürgerlicher Moral gelegt werden darf. Nur die Apostel des ewigen Friedens in ihrer Verkennung aller das staatliche Leben beherrschenden realen Bedingungen sehen das nicht ein. Den richtigen Maßstab aber für den sittlichen Gehalt des Ehrgeizes, wie er in König Friedrich lebte, gibt uns eben dieses sein Aufgehen in der Staatsidee. War für Napoleon Frankreich nur ein Mittel zur Verwirklichung eigensüchtiger Machtpläne, in denen er kein Maß zu halten wußte, so war König Friedrich schon im zweiten Schlesischen Kriege nur bestrebt, das Gewonnene zu erhalten, und im Siebenjährigen Kriege zog er wider seine Neigung das Schwert, um dem Anfall seiner Gegner zuvorzukommen. Dieser höchste und edelste Ehrgeiz, sich ganz dem Staate zum Opfer zu bringen, hat ihn dann zu jener unvergleichlichen Kühnheit kriegerischen Handelns befähigt, deren schon gedacht wurde.**) Mit den Worten: „als König leben, denken, sterben" hat er selbst die Richtschnur seines Handelns bezeichnet, und nur bei solcher Denkweise war es möglich, in dem Kampfe gegen fast ganz Europa, den er im Falle eines ungünstigen Ausgangs nicht zu überleben fest entschlossen war, nicht zu verzagen. Auch hierin zeigt sich ein grundsätzlicher Unterschied mit Napoleon, der nicht nur den Untergang seiner Macht überlebte, sondern in dem sich auch nach seinem ersten Sturze der Abenteurer darin zeigte, daß er, der in zahllosen Schlachten dem Tode ins Angesicht geschaut hatte, in unwürdiger Weise der Gefahr zu entfliehen suchte.

So liefert uns denn König Friedrich, mit Napoleon verglichen, unstreitig das schönere Vorbild kriegerischen Ehrgeizes, und zwar eines solchen, der dadurch, daß er einer großen Sache dient, gewissermaßen unpersönlich bleibt. Ein derartiger Ehrgeiz lebte auch in Naturen wie Blücher, Scharnhorst und Gneisenau, die selbst in der trübsten Zeit nicht am Vaterlande verzagten. Ein solcher hat Lee befähigt, wiewohl er im Herzen den Abfall der Südstaaten nicht guthieß, dennoch als deren Heerführer

*) Koser, König Friedrich der Große. I.
**) Heft II, Seite 142 ff.

im nordamerikanischen Sezessionskriege Großes zu leisten, und Moltke noch in vorgerücktem Lebensalter seines verantwortlichen Amtes ruhmreich walten lassen. Das Geheimnis erfolgreichen Wirkens solcher Männer beruht darin, daß sie nicht nur große Soldaten, sondern auch im vollsten Sinne das waren, was die Franzosen als „grands citoyens“ bezeichnen. Sie waren nicht selten im alten Frankreich, wo unzweifelhaft der Marschall Turenne einer der bedeutendsten von ihnen ist. Von ihm sagt Ranke,*) niemand habe unter Ludwig XIV. für die Erhebung der französischen Monarchie nach innen und nach außen mehr getan. „Niemand war entfernter davon, Reichtümer für sich selbst zu sammeln. Er sprach nie von sich, bescheidenere und wahrhaftigere Memoiren gibt es nicht als die, welche er von einigen seiner Feldzüge hinterlassen hat. Er war einer von den Menschen, die inmitten einer großen und weltumfassenden Tätigkeit in der Anschauung großer Ziele sich selbst vergessen.“

Ein gemeinsames großes Ziel hat zuzeiten bei hervorragenden Charakteren sogar in Koalitionskriegen die in ihnen sonst fast immer fehlende Einheit des Handelns ermöglicht. Die vernichtenden Schläge gegen Ludwig XIV. kamen im spanischen Erbfolgekriege nur dadurch zustande, daß Prinz Eugen von Savoyen und Marlborough in Eintracht handelten. Die Grundlage ihres Verkehrs bildete wechselseitige Hochschätzung, die in vollendet ritterlicher Art zutage trat. Die große Bescheidenheit des Prinzen Eugen und die ihm eigene rückhaltlose Anerkennung fremden Verdienstes haben sehr wesentlich dazu beigetragen, dieses schwierige Verhältnis der Nebenordnung günstig zu gestalten. Der beiden Feldherren eigene staatsmännische Blick ließ sie stets über die Nebendinge zugunsten der Hauptsache hinwegsehen, und ihr Verdienst erscheint um so größer, wenn man sich das Gezänk zwischen den Feldherren der gegen Friedrich den Großen verbündeten Mächte vergegenwärtigt, das sich durch den ganzen Siebenjährigen Krieg hindurchzieht, und wenn man der Schwierigkeiten gedenkt, die sich 1813 und 1814 einem einheitlichen Handeln der gegen Napoleon verbündeten Heere entgegenstellten.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß die große Machtbefugnis, mit der eine hohe Kommandostelle ausgerüstet ist, den Ehrgeiz ihres Trägers leicht in Bahnen lenkt, die der Sache nicht förderlich sind. Das berechtigte Selbstgefühl, das eine hohe Stelle mit sich bringt, hat sich aber stets dem allgemeinen Interesse unterzuordnen. Diese Unterordnung wird sich dort leicht vollziehen, wo der Monarch selbst die Zügel der Heerführung in der Hand hat; wo solche feste Leitung von oberster Stelle aber fehlt, werden immer die Eifersüchteleien einzelner Führer sich Geltung zu verschaffen suchen. Der Hader unter den preußischen Generalen bei der Armee des Prinzen von Preußen hat 1757 nach der Schlacht von Kolin hauptsächlich das Unheil verursacht,

*) Französische Geschichte III. 11. Buch, 2. Kap.

das dieser Armee auf ihrem Rückzug aus dem östlichen Böhmen nach der Lausitz widerfuhr. Noch mehrfach hat sich dann während des Siebenjährigen Krieges gezeigt, daß dieselben Truppen, die unter dem Könige Vortreffliches leisteten, in seiner Abwesenheit unter den Eifersüchteleien seiner Generale zu leiden hatten.

Noch schärfer sind solche persönliche Gegensätze unter Napoleon zutage getreten. Hier ließ kein Gefühl der Treue an einen angestammten Monarchen die Unterordnung unter seinen Willen als etwas Selbstverständliches erscheinen, einzig die von allen gefühlte Überlegenheit des Heeresfürsten hielt die Autorität aufrecht. Wo er nicht persönlich zur Stelle war, betrachteten sich seine Unterführer alsbald wieder als gleichgestellte Generale, wie sie es unter der Republik gewesen waren. Marschall Marmont sagt,*) niemand außer dem Kaiser selbst habe in der Armee die nötige Autorität besessen, mehrere Armeekorps zu kommandieren, an deren Spitze Marschälle standen. Napoleon sollte das im Jahre 1813 schmerzlich zum Bewußtsein kommen. Er gestand: „Ma présence était indispensable partout où je voulais vaincre. C'était là le défaut de ma cuirasse. Pas un de mes généraux n'était de force pour un grand commandement indépendant.“**)

Am deutlichsten offenbarte sich das 1811 bei dem Rückzuge von Portugal nach Spanien, wo sich der Marschall Ney weigerte, den Befehlen des Oberkommandierenden, Marschalls Massena, Folge zu leisten. Ney ging so weit, seinen Divisionskommandeuren die Befolgung der Befehle des Oberkommandos zu verbieten. Die Aufforderung Massenas, das Kommando über sein Armeekorps niederzulegen, beantwortete er mit dem Hinweis, es sei ihm vom Kaiser übertragen und könne ihm daher auch nur vom Kaiser genommen werden. Massena mußte ihm schließlich auf das bestimmteste befehlen, sich bis zum Eintreffen näherer Weisungen des Kaisers, der von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt worden war, hinter die Front zu begeben.

Das volle Gegenteil zu solcher Äußerung persönlicher Empfindlichkeit, die nicht einem auf Großes gerichteten Ehrgeiz, sondern kleinlicher Ehrsucht entsprang, bietet das Beispiel des Generals Canrobert im Krimkriege. Er trat freiwillig vom Oberkommando der französischen Armee zurück und unter den Befehl des im Dienstalter jüngeren Generals Pelissier, der bisher ein Armeekorps unter ihm geführt hatte, und übernahm die Führung, nicht einmal eines Armeekorps, sondern die seiner früheren Division. Entsprang diese Entsagungsfähigkeit auch wesentlich der Scheu vor der Verantwortung, der sich der General in der Stelle des Oberkommandierenden nicht gewachsen glaubte, so spricht es doch von der Vortrefflichkeit des Charakters Canroberts, daß er willig die größere Energie Pelissiers anerkannte und den eigenen Ehrgeiz so ganz vor der Sache zurücktreten ließ. Ähnlich handelten die höheren russischen Führer

*) Denkwürdigkeiten. Band 5.

**) Äußerung zu dem englischen Kommissar Sir Neil Campbell. Zitiert nach Pierron, Méthodes de guerre I.

in Sewastopol. Der Festungskommandant, Generalleutnant Moller, und der älteste anwesende Admiral Nachimow erkannten willig die überlegene Tatkraft des jüngeren Admirals Kornilow an und übertrugen ihm die eigentliche Leitung der Verteidigung, indem ihn Moller zum Chef des Festungsgeneralstabes bestimmte. Kornilow nahm dann den Oberstleutnant Totleben als ersten Ingenieuroffizier in den Stab auf und überließ ihm alsbald alle wesentlichen Anordnungen.*) Dadurch war der rechte Mann, der die Seele der Verteidigung wurde, am rechten Platz und doch zugleich die militärisch-hierarchische Gliederung in der äußeren Form gewahrt. Durch ein freiwilliges Übereinkommen wurde hier erreicht, was in der englischen Armee durch Verleihung des sogenannten „Local Rank" vorgesehen ist. Rußland aber hat der Selbstlosigkeit dieser Männer viel zu danken.

Das Wohl der Gesamtheit fordert öfter das Zurückdämmen der Einflüsterungen des persönlichen Ehrgeizes, so schwer es auch sein mag, denn „von allen großartigen Gefühlen, die die menschliche Brust in dem heißen Drange des Kampfes erfüllen, ist, wir wollen es nur gestehen, keins so mächtig und konstant, wie der Seelendurst nach Ruhm und Ehre, den die deutsche Sprache so ungerecht behandelt, indem sie ihn in „Ehrgeiz" und „Ruhmsucht" durch zwei unwürdige Nebenvorstellungen herabzusetzen strebt. Freilich hat der Mißbrauch dieser stolzen Sehnsucht gerade im Kriege die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen das menschliche Geschlecht hervorbringen müssen; aber ihrem Ursprunge nach sind diese Empfindungen gewiß zu den edelsten der menschlichen Natur zu zählen, und im Kriege sind sie der eigentliche Lebenshauch, der dem ungeheuren Körper eine Seele gibt."**)

Die unwürdigen Nebenvorstellungen, die der Sprachgebrauch, wie Clausewitz hier äußert, mit dem Seelendurst nach Ruhm und Ehre verbindet, gehören vergangenen Zeiten an. Sie passen auf die Unternehmeroffiziere und die Söldnerheere, darum haftet ihnen etwas Landsknechthaftes an. Aus diesem Grunde vergleicht Taine***) noch Napoleon mit den italienischen Condottieri des 15. Jahrhunderts, nur daß er auf einem sehr viel größeren Schauplatze zu wirken vermochte. In einem Heere, das auf der allgemeinen Dienstpflicht fußt, und das nur für nationale Ziele Verwendung findet, kann der Seelendurst nach Ruhm und Ehre mit unwürdigen Nebenvorstellungen nicht wohl vermengt sein. Er findet keinen Raum zur Betätigung im Sinne der älteren Auffassung rein berufsmäßigen Soldatentums. Das übersehen diejenigen, denen auch bei uns noch immer Napoleon als das unerreichte Vorbild eines großen Führers vorschwebt. Er ist der Schöpfer des modernen Krieges; wir können daher seine Feldherrngaben vollauf bewundern, können uns packen lassen von der dämonischen Macht dieses Eroberers, unbeirrt durch die Leiden, die er einst über

*) General v. Schilder, Leben Totlebens.

**) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.

***) A. a. O.

unser Vaterland heraufbeschworen hat, aber wir dürfen darüber nicht vergessen, daß bei ihm der „Mißbrauch der stolzen Sehnsucht die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen das menschliche Geschlecht hervorgebracht hat“. Die geheimen Triebfedern seines Ehrgeizes können daher die unsrigen nicht sein, hüten wir uns vielmehr vor dem übertriebenen Kultus dieses Übermenschen, verschließen wir unser Ohr solchen, die, indem sie ihn höher stellen als alle unsere nationalen Helden, im Grunde nur für sich selbst ein wenig Übermenschtum geltend machen wollen. Diese kleinen Napoleons sind jedenfalls in die gewaltige Technik seiner Heerführung nicht eingedrungen, ihnen möchten wir uns im Kriege nicht anvertrauen. Schon darin, daß die Franzosen sich neuerdings wieder mit besonderem Eifer dem Napoleonkultus zuwenden, müßten wir ein Zeichen sehen, daß sich von der Glorie des ersten Kaiserreiches deutsches Wesen nicht blenden lassen darf.

Dem heutigen französischen Offizier kann man es allerdings nicht verargen, wenn er mit besonderer Vorliebe bei der napoleonischen Zeit mit ihrem hohen kriegerischen Glanz verweilt, und man wird ihm zugute halten müssen, wenn er dabei übersieht, daß der vergötterte Korse niemals im Herzen französisch fühlte, daß für ihn die Herrschaft über Frankreich nur die Vorstufe zur Weltherrschaft war. Die Franzosen werden sich der geschichtsphilosophischen Auffassung Taines, der es gewagt hat, seinen Landsleuten diese Wahrheit zu verkünden, stets grundsätzlich verschließen. Sie hängen zu sehr an dem äußeren Schein, an der „gloire“ des Kaiserreiches.

Die Ruhmbegierde ist zwar bei diesem leicht erregbaren Volke stets besonders hervorgetreten. So schreibt der Marschall von Belle-Isle im Jahre 1749 an seinen Sohn, den Grafen von Gisors: „Aimez la gloire; que le désir de l'obtenir soit toujours ardent. Cette passion de la gloire m'a soutenu dans la carrière difficile que j'ai parcourue.“***) Diese Worte finden sich in einer Denkschrift, die der Marschall für seinen Sohn verfaßte, als dieser im Alter von 17 Jahren das Kommando des Regiments Royal-Champagne übernahm. Mit Recht sagt Rousset von diesem Schriftstück, daß jeder Soldat, der von der hohen moralischen Bedeutung seines Berufs durchdrungen sei, mit Freude von ihm Kenntnis nehmen würde. In dieser Denkschrift findet sich nichts von abenteuerlicher Ruhmbegier, sie ist vielmehr durchdrungen von einem weitherzigen patriotischen Bürgersinn, wie er unter den Mitgliedern des hohen französischen Adels gerade zur Zeit des Verfalls des Königtums unter Ludwig XV. mehrfach anzutreffen ist, und der Marschall liefert den Beweis, daß man im alten Frankreich den Begriff der „gloire“ zum Teil doch anders faßte als unter der Republik und unter Napoleon.

Echter Ehrgeiz im besten Sinne entspringt dem Streben nach Betätigung in einer großen Sache und wird danach trachten, es hierin der Menge zuvorzutun. Er

***) Camille Rousset: Le comte de Gisors. 4. Aufl. 1888. S. 35.

ist ohne innere Vornehmheit nicht denkbar. „Vaterlandsliebe, Ideenfanatismus, Rache, Begeisterung jeder Art .... können den ganzen Haufen im allgemeinen erregen und höher stimmen, geben aber dem Führer nicht das Verlangen, mehr zu wollen als die Gefährten, das ein wesentliches Bedürfnis seiner Stelle ist, wenn er Vorzügliches darin leisten soll; sie machen nicht, wie der Ehrgeiz tut, den einzelnen kriegerischen Akt zum Eigentum des Anführers, welches er dann auf die beste Weise zu nützen strebt, wo er mit Anstrengung pflügt, mit Sorgfalt sät, um reichlich zu ernten. Diese Bestrebungen aller Anführer aber, von dem höchsten bis zum geringsten, diese Art von Industrie, dieser Wetteifer, dieser Sporn sind es vorzüglich, welche die Wirksamkeit eines Heeres beleben und erfolgreich machen." *)

Solches Verlangen, „mehr zu wollen als die Gefährten", ist recht eigentlich das Kennzeichen für jeden, der sich aus der Masse hervorhebt; nur das Streben, Vorzügliches zu leisten, berechtigt wahrhaft zur Führerschaft, gibt jenes Eigentumsrecht auf den einzelnen kriegerischen Akt, in dem die innere Errungenschaft für den Führer besteht. Sie ist in den höheren Graden in der neueren Kriegführung, wo der Führer seine Truppen mit leiblichem Auge nicht mehr zu übersehen vermag, weit mehr als früher geistiger Natur. Die Gedankenarbeit tritt hier in den Vordergrund. Jeder kriegerische Akt hat ein scharfes Durchdenken der Lage zur Voraussetzung und erfordert die Gabe, den Gedanken sofort in die Tat umzusetzen. Der Marschall Soult bezeichnet sie mit den Worten: „Ce qu'on appelle une inspiration, n'est qu'un calcul rapidement fait." **) Solches Denken unterscheidet sich wesentlich von jedem abstrakt-philosophischen Denken. Darum sind die gelehrten, philosophisch veranlagten Köpfe den Aufgaben des Krieges fast niemals gewachsen. Dieses besondere kriegsmäßige Denk- und Vorstellungsvermögen kann, vorausgesetzt, daß einige Anlage dafür vorhanden ist, durch fortgesetzte Übung entwickelt werden, wie wir solches durch taktische Aufgaben, Kriegsspiel und Übungsreisen anstreben. Ohnehin treten in der Zeit bewaffneten Friedens und der Eisenbahnen die kriegerischen Aufgaben mit solcher Plötzlichkeit an uns heran, daß man das erworbene „Eigentum" nur dann „auf die beste Weise nützen" kann, wenn man schon im Frieden alle Vorbereitungen trifft, „mit Anstrengung pflügt, mit Sorgfalt sät".

Um alsdann „reichlich zu ernten", bedarf es ferner in allen Führerstellen „dieser Art von Industrie, dieses Wetteifers, dieses Sporns, welche die Wirksamkeit eines Heeres beleben und erfolgreich machen". Darum sind bedeutende Feldherren stets bestrebt gewesen, den Ehrgeiz ihrer Unterführer zu wecken. Friedrich der Große rühmte sich, die Armee im Frühjahr 1745 nach dem mißlungenen Böhmischen Feldzuge des Vorjahres wieder auf seinen Ton gestimmt zu haben; nach der Hohenfriedeberger Schlacht schreibt er, daß „die Armee sich fürpassieret hat", und nach dem Helden-

*) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.

**) Zitiert nach Pierron a. a. O.

stück von Soor hält er dafür, daß seinen Truppen keine Schwierigkeit unüberwindlich sei. Wetteifernd überboten sich seine Offiziere darin, sich hervorzutun. In berechtigtem Stolze auf die bisherigen Leistungen seines Heeres schreibt er daher nach dem zweiten Schlesischen Kriege: „Ein General, so bei andern Völckern vor verwegen passiret, thut bey uns nur was nach den ordinairen Regeln erfordert wird, er kann alles wagen und unternehmen, was Menschen zu executiren möglich ist."*) Seine Generale haben ihm, wo sie größere selbständige Kommandos zu führen hatten, während des Siebenjährigen Krieges vielfach nicht genügt, aber „was Menschen zu executiren möglich war", haben sie gleichwohl versucht.

Napoleons Handeln fand in dem kriegerischen Ehrgeiz, der im Revolutionsheere lebte, einen günstigen Boden. Die innere Gärung hatte zahlreiche tüchtige Elemente in die Armee getrieben, und der sich in ihr betätigende Ehrgeiz trägt zum großen Teil einen echt ritterlichen Zug. Es ist nicht richtig, wenn die Habgier als Hauptbeweggrund der französischen Führer jener Zeit hingestellt wird, wenn sie auch bei einer großen Anzahl von ihnen wesentlich mitsprach. Immerhin darf man auch hierbei nicht übersehen, daß zwanzigjähriges Kriegsleben den Menschen verwildern muß. Entfesselt und in seiner Richtung bestimmt wurde dieser Ehrgeiz aber im wesentlichen doch erst durch die belebende Kraft, die sich vom Kaiser auf die Unterführer und durch diese auf die Truppe übertrug. Selbst an den deutschen Rheinbundskontingenten bewährte sich diese Kraft. Sie erwiesen sich dem großen Feldherrn dankbar, der sie aus der Enge kleinstaatlicher Verhältnisse auf die Ruhmesbahn des großen Krieges geführt hatte. Der Zauber des Sieges weckt stets einen Ehrgeiz, der der Kriegshandlung einen mächtigen Schwung verleiht. Solche Wirkung zeigte sich auch bei unserm Heere im Kriege 1870. Es trat in ihn ein im vollen Bewußtsein, daß seiner schwere Aufgaben harrten, aber auch im Vollgefühl seiner auf den Schlachtfeldern des Jahres 1866 betätigten Stärke. Der edle Wetteifer unserer Generale, an den Feind zu kommen und sich wechselseitig zu unterstützen, hat denn auch die schönsten Früchte getragen und vorübergehende Spannungen stets glücklich beseitigt. Es war kein bloßer Zufall, daß dem General v. Alvensleben und seinem III. Armeekorps die Ruhmestat von Vionville wurde. Mit Recht ist gesagt worden: „Wonach einer recht mit allen Kräften ringt, das wird ihm, denn die Sehnsucht ist nur der Ausdruck dessen, was unserm Wesen gemäß ist."**) So schafft sich auch echt kriegerischer Ehrgeiz vor dem Feinde Geltung.

Ihn im Frieden in seiner reinen Form zu wecken und vor allen schädlichen Auswüchsen zu bewahren, ist eine Pflicht aller Vorgesetzten. Hierbei ist wohl zwischen bloßer Befriedigung der Eitelkeit und dem Lohn, den jedes wahre Streben zu fordern

*) General-Principia vom Kriege. 1. Artikel.

**) Feuchtersleben, Zur Diätetik der Seele.

berechtigt ist, zu unterscheiden. Zwar ist das Wirken für die Sache selbst der beste Lohn, der Ehrgeiz an sich bietet Befriedigung, entspringt er doch dem Bedürfnis, sich der eigenen Persönlichkeit erst recht bewußt zu werden. Allein um dauernd mit Erfolg im Frieden zu wirken, kann keiner von uns der Anerkennung von oben entbehren. Es liegt in der Natur jeder tüchtigen Persönlichkeit, daß sie danach trachtet, sich zur Geltung zu bringen. Der Friedensdienst bietet jedoch nur in beschränktem Maße Ziele des Ehrgeizes höherer Art, und die Aussicht auf dereinstige kriegerische Leistungen scheint in unabsehbare Ferne gerückt. Mancher zweifelt daran, ob es ihm überhaupt jemals beschieden sein wird, solche zu vollführen. Gerade die recht eigentlich für den Krieg geschaffenen Naturen empfinden daher zeitweise ihr militärisches Friedensdasein wie eine fortgesetzte Lüge, und allein das Gefühl erfüllter Pflicht vermag über dieses Gefühl hinwegzuhelfen. Da liegt für weniger starke Charaktere die Versuchung sehr nahe, sich an den kleinen und scheinbaren Triumphen des Friedensdienstes genügen zu lassen.

Es ist Sache der Vorgesetzten, es nicht dahin kommen zu lassen, sondern den Blick ihrer Untergebenen stets auf das Kriegsgemäße zu richten. Nur so werden wir im Sinne Friedrichs des Großen handeln, der für seinen Nachfolger auf dem Throne die Worte niederschrieb: „Die Ehre, die Ruhmbegierde und das Wohl des Vaterlandes müssen die begeistern, die sich dem Waffendienste widmen, ohne daß häßliche Leidenschaften solch edle Gesinnungen beschmutzen; mit solchen Eigenschaften werden Soldaten achtbar, und ich sehe in ihnen nur Stützen des Reiches und Bollwerke des Staates.“*)

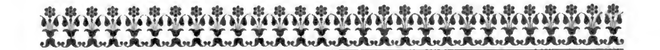
(Schluß folgt.)

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstabe.

*) Mil. Testament von 1768. v. Taysen, Friedrich des Großen militärische Schriften. S. 215.



1.



Die Kämpfe am Aladja Dag in Armenien im Jahre 1877.

(Hierzu Skizzen 1 und 2.)

General Loris Melikow trat nach dem Mißerfolge bei Siwin*) den Rückmarsch auf Kars an. Am 28. Juni verließ er Melidius und erreichte nach Überschreiten des Soghanly Dag am 1. Juli Jaichar. Er ging dann weiter über Chadjichalil und Wisinkew zurück und vereinigte sich am 5. Juli wieder bei Mazra mit dem dort gebliebenen Belagerungskorps.

Muchtar Pascha hatte erst am 27. Juni sein Hauptquartier nach Siwin verlegt. Er übernahm jetzt persönlich den Oberbefehl über die dort stehenden Truppen, während er Ismail Pascha nach Delibaba sandte. Dieser sollte mit dem 14 000 Mann zählenden rechten Flügel Tergukassow verfolgen. Gleichzeitig sollten die 6000 Mann starken Truppen Faik Paschas, dessen Avantgarde Bajaset eingeschlossen hielt, und dessen Gros in Taparis stand, der weichenden Kolonne Tergukassow im Euphrattale den Rückweg verlegen. Skizze 1.

Muchtar Paschas nächstes Ziel war der Entsatz der Festung Kars. War dieser gelungen, so wollte er die Grenze überschreiten und in das russische Transkaukasien einfallen. Hier wiegelten seine Agenten bereits die muselmännische Bevölkerung auf, die nur noch die Ankunft der türkischen Truppen erwartete, um zum offenen Aufstande überzugehen. Die immer noch ungenügende Beschaffenheit des Transportwesens sowie die Notwendigkeit, vor jeder weiteren Vorwärtsbewegung erst die rückwärtigen Verbindungen sicherzustellen, zwangen jedoch Muchtar, noch einige Tage bei Siwin zu verweilen. Deswegen brach er erst am 30. Juni mit 16 000 Mann und 25 Geschützen auf und gelangte bis Melidius. Am 5. Juli erreichte er Weran-Kala, wo er eine befestigte Stellung bezog und aus Verpflegungsrücksichten zunächst stehen blieb.

Den Russen kam dieser Aufenthalt sehr gelegen. Sie konnten ohne Einbuße an

*) Siehe Heft 1 dieser Zeitschrift.

Menschen oder Kriegsmaterial die Belagerung von Kars in der Nacht vom 9./10. Juli aufheben und unbelästigt den Rückzug auf Eniköj antreten.

Hier ging am 11. Juli die mit großer Freude begrüßte Meldung des Generals Tergukassow von der Befreiung der Garnison Bajaset ein.

Tergukassow war erst am 27. Juni von Dajar aufgebrochen. Weil 2500 armenische Christenfamilien sich ihm angeschlossen hatten und außer dem Troß noch 600 Kranke und Verwundete zurückgeschafft werden mußten, ging der Rückmarsch nur langsam vonstatten. Auch war unter diesen Umständen an einen sofortigen Entsatz Bajasets nicht zu denken. Da Faik Pascha, trotz wiederholt erhaltener Befehle, mit seinem Gros bei Taparis unbeweglich stehen blieb, bog Tergukassow ungefährdet von Surp-Ohanes auf dem nächsten Wege über den Karawanßarai-Paß nach Jgdür aus, wo er am 5. Juli eintraf.

Der auf Vernichtung der Eriwankolonne angelegte Plan Muchtar Paschas war somit durch die Lässigkeit seiner Unterführer mißlungen.

Unterdessen verteidigten 6 Kompagnien und 3 Kosaken-Ssotnien mit 2 Feldgeschützen, die Tergukassow auf seinem Vormarsche zum Schutze der rückwärtigen Verbindungen in Bajaset gelassen hatte, die Zitadelle dieser Stadt gegen 2000 Türken.

Zu ihrem Entsatz brach Tergukassow bereits am 8. Juli von Jgdür mit 8¼ Bataillonen, 19 Eskadrons und Ssotnien und 24 Geschützen wieder auf. Am 10. Juli stürmte er die vor der Stadt gelegenen, vom Feinde besetzten Höhen und befreite die nahezu völlig erschöpfte, tapfere Besatzung, die trotz großer Entbehrungen und Verluste die 23tägige Belagerung mannhaft ertragen hatte. Faik Pascha war an dem gleichen Tage endlich mit seinem Gros herangerückt, ohne aber in das Gefecht einzugreifen. Jsmail Pascha, der schon mehrere Tage bei Diadin stand, sandte auf den Kanonendonner hin 6 Bataillone, die aber zum Eingreifen zu spät kamen, nach Bajaset. So hatte die Nachlässigkeit beider türkischer Generale Tergukassow ein zweites Mal vor der Vernichtung bewahrt. Er konnte sich ungestört auf Jgdür zurückziehen.

Jsmail Pascha vereinigte bei Bajaset seine Truppen mit denen Faik Paschas und verfügte nun über etwa 19 700 Mann und 35 Geschütze.

Nach der Aufgabe der Belagerung von Kars machte sich der auf Eniköj zurückgegangene General Loris Melikow auf eine baldige weitere Offensive der siegreichen Türken gefaßt. Muchtar konnte diese über den Arpa-Tschai, zwischen seiner Mündung in den Araxes und Alexandropol oder aber über Ardahan führen. Für den letzteren Fall wurde der größere Teil der russischen Truppen am 12. Juli nach Saim auf das linke Ufer des infolge seiner steilen Uferränder schwer zu überschreitenden Kars-Tschais geführt. Als aber die Wahrscheinlichkeit des türkischen Vorgehens über Ardahan immer mehr schwand, vereinigte Loris Melikow das Gros seiner Truppen: 28 Bataillone, 12 Ssotnien und 88 Geschütze, am 18. Juli in dem befestigten Lager



Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 1. Jahrgang 1904, 4. Heft.

Zu: „Die Kämpfe am Aladja Dag in Armenien im Jahre 1877".

Skizze 2.

von Kjurjukdara. Eine Avantgarde von 8 Bataillonen, 12 Eskadrons, 48 Ssotnien und 32 Geschützen wurde nach Basch-Kadükljar vorgeschoben. Die Stärke der Russen betrug etwa 50 000 Mann.

Ihnen gegenüber hatte sich Muchtar Pascha am Nordabhange des Aladja-Dag mit seinem durch Verstärkungen aus Kars auf 47 Bataillone und 60 Geschütze angewachsenen Heere gelagert und sofort mit der Anlage von Verstärkungsarbeiten begonnen. Die türkischen Vorposten standen in der Linie Jnach-Tepe—Ssubotan—Chadjiwali. Der türkische Oberkommandierende verfügte über etwa 37 000 Mann*) und 60 Geschütze. Von diesen entbehrten jedoch 24 aus Kars herangezogene Bataillone jedes Trosses.

Die Russen befanden sich vorläufig noch zu sehr unter der Wirkung der mißglückten Offensive, als daß sie sich erneut zum Angriffe entschließen konnten. Aber auch die Türken wollten es, wenn auch moralisch hoch gestimmt, bei ihrer Unterlegenheit an Zahl auf eine Entscheidungsschlacht im freien Felde mit ihren Milizen nicht ankommen lassen. So blieben sich beide Gegner, Verstärkungen erwartend, drei Monate lang gegenüberstehen, und es entspann sich während dieses Zeitraums ein regelrechter Stellungskrieg.

Es ist notwendig, zunächst einen Blick auf die von den Türken gewählte Stellung zu werfen.



Östlich Kars erhebt sich eine in südöstlicher Richtung streichende Bergkette, die, beim Kl.-Jagnü beginnend, bis an den Arpa-Tschai reicht. Zwischen diesem und dem Gebirge befindet sich nur ein schmaler, hügeliger Landstrich, über den von Ani her am Fluß entlang ein schlechter Fahrweg führt. Den breiten Raum zwischen dem Awliarberge und dem Arpa-Tschai füllt das mächtige Hochland des Aladja-Dag aus. Die nordwestliche Spitze, der Tschift-Tepe steht durch ihre westlichen Abhänge mit der Gruppe der Orlok-Berge in Verbindung. Nördlich vom Tschift-Tepe erhebt sich der bedeutend niedrigere Awliarberg. Die Südostabhänge dieses Berges bilden mit den Abhängen des Aladja-Dag einen Sattel, auf dem der bis zum Dorfe Chadjiwali in einer felsigen Schlucht dahinfließende Mawriakfluß entspringt. Nordwestlich schließen sich an die Orlok-Berge die von Schluchten und Tälern durchschnittenen Höhen von Wisinkew an, vor denen nach Nordosten zu die beiden Jagnüberge liegen. Dem Hochland des Aladja-Dag wiederum ist die felsige Höhe des Jnach-Tepe vorgelagert. Der Nordabhang des Aladja-Dag fällt stufenförmig in zwei sehr steilen und stellenweise steinigen Terrassen ab. Zwischen der untersten Terrasse und den Abhängen des Jnach-Tepe zieht sich eine tiefe Schlucht mit senkrecht abfallenden Seiten hin. An ihrem Ausgange liegt Schamschi.

*) Nach Angabe einer türkischen Quelle. Offenbar müssen die Bataillone eine sehr geringe Stärke gehabt haben.

Muchtar Pascha hatte die Stellung auf dem Aladja-Dag offenbar in der Absicht genommen, nach Besetzung der Arpatschai-Übergänge in das russische Gebiet einzufallen. Dazu wollte er aber nicht früher schreiten, als bis die Truppen Ismail Paschas, der nach der Räumung Bajasets durch die Russen in das Gouvernement Eriwan einrücken sollte, an der russischen Grenze erschienen. Die Meldung Ismail Paschas, daß er bei dem mangelhaften Zustande seiner Truppen nicht vor zwei Wochen aufbrechen könne, veranlaßte Muchtar, stehen zu bleiben. Zur Sicherung gegen einen etwaigen Angriff fuhr er in den Verstärkungsarbeiten fort und verwandelte seine Stellung in ein umfangreiches, verschanztes Lager.

Da für die Türken die Verbindung mit Kars besonders wichtig war und sie Verstärkungen von Erserum erwarteten, wurden zur Sicherung der linken Flanke die Höhen bei Wisinkew mit Schützengräben und Geschützeinschnitten versehen und dorthin als Besatzung 6 Bataillone, 4 Eskadrons und 6 Geschütze gelegt. Der Awliarberg wurde ebenfalls mit 6 Geschützen besetzt, die das Vorgelände bestrichen und einen Angriff auf die Orlok-Berge flankieren konnten.

Den Tschift-Tepe krönten 10 eingeschnittene Geschütze. Er war mit etagenförmig angelegten Schützengräben versehen. Außerdem waren Deckungen für 8 Geschütze, die die Ssubotanschlucht entlang feuern sollten, angelegt. Beim Dorfe Bulanach befanden sich zu dem gleichen Zwecke mehrere Schützengräben. Die am Nordabhang des Aladja-Dag angelegten Verschanzungen für Infanterie und Artillerie ermöglichten ein wirksames frontales und flankierendes Feuer. Der Berg Jnach-Tepe blieb ohne künstliche Verstärkungen, da die auf seinem Gipfel liegenden Felstrümmer bereits eine natürliche Deckung für Infanterie und Artillerie bildeten.

Auf diese Befestigungen waren die türkischen Truppen Mitte Juli folgendermaßen verteilt:

Es standen, abgesehen von der erwähnten Besatzung von Wisinkew,
- auf dem Awliarberge: 4 Bataillone, 3 Ssotnien und 6 Geschütze,
- auf dem Tschift-Tepe: 6 Bataillone, 3 Ssotnien und 10 Geschütze,
- auf dem Nordabhang des Aladja-Dag: 28 Bataillone, 10 Ssotnien und 26 Geschütze,
- auf dem Jnach-Tepe: 6 Bataillone und 4 Geschütze,
- bei Schamschi: 8 Eskadrons und 20 Ssotnien,
- bei Kisil-Kilissa: 3 Bataillone, 2 Ssotnien und 3 Geschütze.

Im ganzen betrug somit die Stärke der Armee Muchtar Paschas 53 Bataillone, 12 Eskadrons, 38 Ssotnien und 55 Geschütze.

Um genauere Nachrichten über Stärke und Gruppierung der türkischen Streitkräfte zu erhalten, wurden von General Loris Melikow für den 24., 25. und 26. Juli Erkundungen angeordnet, die teils Kavallerie-Regimenter, teils gemischte Detachements ausführten. Eingehendere Nachrichten erhielt das russische Hauptquartier nicht, wohl

aber ließen diese Unternehmungen Muchtar Pascha einen Angriff auf seinen rechten Flügel befürchten. Deswegen verlegte er am 27. Juli seine Hauptkräfte nach der Gegend von Kosludja und den Höhen bei Ani und verschanzte nun auch die Ostabhänge des Aladja-Dag. Diese Bewegung wurde von den Russen für den Beginn der Offensive über den Arpa-Tschai in ihr Gebiet gedeutet. Zu dessen Schutze wurden am 27. Juli 12 Eskadrons und Ssotnien, reitende Artillerie in Stärke von 4 Geschützen und das 3. Kaukasische Sappeurbataillon unter General Fürst Schtscherbatow nach Kigatsch gesandt, um die Aufmerksamkeit der Türken nach einer anderen Richtung abzuleiten und am 28. Juli mit 8 Bataillonen, 36½ Eskadrons und Ssotnien und 4 Batterien eine größere Erkundung von Kjurjukdara auf Wisinkew ausgeführt.

Der mit der Kavallerie vorausgerittene General Loris Melikow erkundete vom Gr.-Jagnü und stellte fest, daß alle Höhen in der Gegend von Wisinkew verschanzt waren. Mittlerweile hatte sich die Infanterie der Kolonne, da die Türken ohne alle Sicherheitsmaßregeln bei Wisinkew lagerten, den Jagnübergen ungefährdet nähern können. Erst als die Russen bereits wieder den Rückzug angetreten hatten, gingen feindliche Baschibusuks vor, besetzten den Gr.-Jagnü, und feuerten von dort auf die zurückgehenden Russen. Ein entschlossener Angriff mehrerer abgesessener Schwadronen vertrieb sie bald. Aus der Richtung von Bulanach gegen die linke Flanke der zurückgehenden Russen vorgehende türkische Infanterie wurde durch einige Schüsse einer russischen Batterie zum Stehen gebracht.

Anfang August hielt Muchtar Pascha nach wie vor seine Stellungen vom Arpa-Tschai bis zum Dorfe Wisinkew. Die Russen standen mit ihrem Gros in Kjurjukdara, mit der Avantgarde in Basch-Kadükljar. Ani hielt General Zütowitsch mit 9 Bataillonen und 2 Batterien besetzt. General Fürst Schtscherbatow stand mit 12 Ssotnien und 4 Geschützen am Klaus-Tepe. Seine Patrouillen bewachten den Arpa-Tschai von Agin bis Kisilkul.

So war die Lage bei den Hauptkräften beider Heere, als Ismail Pascha, der einen ganzen Monat, um seine Truppen wieder schlagfertig zu machen, bei Bajaset stehen geblieben war, die Operationen gegen Tergukassow von neuem begann. Dieser hatte die Masse seiner aus 14¾ Bataillonen, 38 Eskadrons und Ssotnien und 48 Geschützen bestehenden Kolonne an dem östlichen der drei auf schmalen Pässen über den Agri-Dag führenden Wege, vom Tschingil-Paß über Orgow bis Igdür rückwärts gestaffelt. Eine Kavallerie-Abteilung hielt den Sor-Paß, 2 Bataillone und 14 Ssotnien Kulpi. Die letztere Maßnahme war dadurch bedingt, daß eingegangenen Nachrichten zufolge 1800 Tscherkessen und Kurden von Kagisman her in das russische Gebiet einfallen wollten.

Ismail Pascha ging am 4. August aber nicht, wie sein Gegner erwartete, auf den Paß von Tschingil, sondern auf den von Sor vor und vertrieb die dort stehenden 6 Ssotnien Umanscher Kosaken. Am 5. August setzte er den Vormarsch fort und

versuchte vergeblich, die russischen Vortruppen aus Chalfala auf Igdür zu werfen. Er gab dann zunächst jede weitere Offensive auf und bezog bei Alikotschak mit seinem jetzt etwa 25 000 Mann und 35 Geschütze starken Korps ein verschanztes Lager. Ihm gegenüber war es Tergukassow gelungen, am 6. August seine Truppen bis auf das in Kulpi stehende Detachement bei Igdür zu versammeln, wo er die von ihm schon seit längerer Zeit erbetene Hilfe erwartete. Am 9. August trafen zunächst 7 Bataillone, 8 Eskadrons und Ssotnien und 16 Geschütze ein.

Zu dieser Entsendung entschloß sich der Großfürst Michael Nikolajewitsch, weil zu den Hauptkräften am 12. August die 40. Infanterie-Division und ein aus 7 Bataillonen, 7½ Ssotnien und 8 Geschützen bestehendes Detachement unter Oberst Komarow stieß. Dieser hatte bis dahin die aus der Rionkolonne verstärkte Besatzung von Ardahan befehligt und während der Monate Juni und Juli die Gegend von Achalkalaki, Achalzük, Ardahan und Ardanutsch von türkischen Freischaren so gründlich gesäubert, daß eine starke Besetzung Ardahans nunmehr unnötig erschien. Nach Eintreffen der erwähnten Verstärkungen war das russische Hauptkorps 46 Bataillone, 8 Eskadrons, 66½ Ssotnien und 164 Geschütze stark.

Beschränkte man sich im russischen Hauptquartier zwar in der Tat vorläufig noch auf die Verteidigung, so wurde doch bereits der über kurz oder lang auszuführende Angriff auf die Aladjastellung sorgfältig erwogen. Eine Denkschrift des Obersten Kischmischew erklärte den Angriff auf die gut verschanzte türkische Stellung in der Front oder auf den Flügeln für sehr verlustreich und ziemlich aussichtslos. Deswegen wurde eine Umgehung empfohlen. Da aber eine solche, von Wisinkew oder Ani ausgehend, fast unter dem Feuer des Feindes ausgeführt werden mußte, verwarf sie der Verfasser der Denkschrift und befürwortete eine weiter ausholende, die vom linken Arpa-Tschaiufer über Digor in Richtung auf Basardjik und Orlok führte. Die Fortnahme letzterer beider Punkte beraubte den Gegner seiner Verbindungen mit Erserum und Kagisman und zwang ihn, sich den Rückweg mit Waffengewalt zu bahnen. Die Denkschrift fand den vollen Beifall des Korpskommandeurs. Da aber die Eriwankolonne erneuter Unterstützung bedurfte, wurde vorläufig noch von einem Angriff Abstand genommen.

General Tergukassow hielt sich immer noch für zu schwach, um einen Angriff gegen die am Nordabhang des Agri-Dag in verschanzter Stellung stehenden Türken zu unternehmen. Um ihn dazu in den Stand zu setzen, wurden ihm 5 Bataillone und 12 Geschütze des Hauptkorps zugewiesen. Seine Kolonne zählte mit Einbegriff dieser Truppen: 26¾ Bataillone, 8 Eskadrons, 40 Ssotnien und 72 Geschütze. Sie sollte nunmehr die Offensive gegen Ismail Pascha ergreifen und ihn zurückwerfen. Damit aber Muchtar Pascha nicht Ismail Pascha unterstützen konnte, wurde am 18. August mit 97 Bataillonen, 8 Eskadrons, 42½ Ssotnien, 136 Geschützen ein Scheinangriff gegen die ganze türkische Front unternommen, der den Gegner zur

Entfaltung seiner Streitkräfte zwang. Man erkannte, daß die Stellung Muchtar Paschas so stark war, daß ein ernstlicher Angriff mit den bisherigen Kräften untunlich erschien. Es wurde daher beschlossen, jede größere Offensive bis zur Ankunft aller aus dem Innern Rußlands zu erwartenden Verstärkungen, die erst Ende September angelangt sein konnten, zu unterlassen.

Nach Abmarsch der letzten Unterstützungen zur Kolonne Tergukassow änderte sich die Aufstellung der russischen Hauptkräfte.

Es standen:

bei Parget: 5 Bataillone, 7½ Ssotnien und 12 Geschütze unter Oberst Komarow,

bei Kjurjukdara: 17 Bataillone, 8 Ssotnien, 48 Geschütze unter Generalleutnant Heimann,

bei Basch-Kadükljar: Generalleutnant Dewel mit 15 Bataillonen, 8 Eskadrons, 47 Ssotnien und 84 Geschützen,

bei Ani: General Oreuß mit 3 Bataillonen, 8 Geschützen,

bei Kisil-Kilissa: Oberst Baum mit 1 Bataillon, 4 Ssotnien und 4 Festungsgeschützen.

Tergukassow wollte die ihm befohlene Offensive in der Weise ausführen, daß sich am 19. August bei Gjuljudja 17 Bataillone, 8 Eskradrons, 18 Ssotnien, 40 Geschütze und 1½ Raketenbatterien versammelten und über den Taulskischen Paß in das Tal des Balüchflusses vorstießen, um Ismail Pascha durch Bedrohung seiner rückwärtigen Verbindungen zum Verlassen seiner Stellung zu zwingen. Diese Unternehmung wurde dem Feinde aber durch die ungeschickte Art, wie sie von russischer Seite in die Wege geleitet wurde, rechtzeitig bekannt. Er wechselte die Stellung und vereitelte dadurch den Plan seines Gegners. Da Tergukassow abermals um Verstärkungen bat, brach am 23. August General Dewel mit 7½ Bataillonen, 4 Ssotnien und 12 Geschützen nach Kigatsch auf.

Gleichzeitig hatte, weil die Kenntnis von diesen Entsendungen Muchtar leicht zu einem Angriffe veranlassen konnte, ein engeres Zusammenziehen der Truppen stattgefunden. Die Hauptmasse: 29½ Bataillone, 20½ Ssotnien und 108 Geschütze, lagerte bei Kjurjukdara, während bei Basch-Kadükljar 3 Bataillone, 8 Eskadrons, 34 Ssotnien, 32 Geschütze und bei Kisil-Kilissa 1 Bataillon, 4 Ssotnien und 4 Geschütze sich befanden.

Nachdem Muchtar Pascha bis dahin nur am 3. und 15. August ergebnislose, schwache Vorstöße gemacht hatte, entschloß er sich in der Nacht vom 24. zum 25. August, die Russen auf ihrer ganzen Front anzugreifen und ihnen den Kisil-Tepe, der in dieser Nacht nur von einem Bataillon, das die Vorposten bildete, besetzt war, durch überraschenden Angriff zu entreißen. Um 3³⁰ morgens befand sich die Anhöhe bereits in den Händen der Türken. Alle Versuche der Russen, sie wiederzunehmen,

waren vergeblich. General Dewel, dem telegraphisch befohlen war, gegen die rechte feindliche Flanke vorzugehen, kam zu spät. Nach zwölfstündigem harten Ringen gingen die Russen auf der ganzen Linie zurück. Ihre Vorposten standen am Abend vom Wege nach Parget über den Karajal und Basch-Kadükljar bis zum Utsch-Tepe. Von der Entsendung des Generals Dewel wurde Abstand genommen.

Der Sultan verlieh Muchtar Pascha für die Einnahme des Kisil-Tepe den Beinamen Gasi*) und gab sich der Hoffnung hin, daß es ihm bald gelingen werde, die Russen auf Tiflis zurückzuwerfen.

Vorläufig konnte Muchtar Pascha aber daran nicht denken. Der schlechte gesundheitliche Zustand seiner Truppen und die notwendige Sicherstellung der Verpflegung nahm für die nächste Zeit seine ganze Fürsorge in Anspruch. Erst Mitte September waren seine Truppen völlig schlagfertig. Aber auch dann entschloß er sich nicht zu energischem Handeln, wohl weil er ein Vorgehen Ismail Paschas erwartete und mit ihm gleichzeitig operieren wollte.

Nach Einnahme des Kisil-Tepe hatte sich die Besetzung der türkischen Stellung naturgemäß geändert. Muchtar Pascha hatte am 26. August seine 56½ Bataillone, 15 Eskadrons, 6000 Baschibusuks und 70 Geschütze zählende Streitmacht folgendermaßen verteilt:

Kl.-Jagnü: 6 Bataillone, 4 Geschütze.
Gr.-Jagnü: 4 Kompagnien.
Auf dem rechten Ufer des Ssubotanflusses in Höhe von Chadjiwali und Ssubotan: 4 Bataillone, 4 Ssotnien und 6 Geschütze.
Auf dem linken Ufer des Flusses bei diesen Orten: 8 Bataillone, 10 Eskadrons und 9 Geschütze.
Kerchana: 20 Bataillone, 9 Ssotnien und 33 Geschütze.
Tainalüch: 12 Bataillone, 3 Eskadrons, 9 Ssotnien, 13 Geschütze.
Kisil-Tepe: 4 Bataillone, 7 Geschütze.
Inach-Tepe: 2 Bataillone, 4 Geschütze.
Schamschi: Der größere Teil der Kavallerie.
In Kars blieben 4 Bataillone, 4 Feldgeschütze.

Diese Aufstellung hatte in die Augen springende Nachteile. Die Truppen des linken Flügels waren durch die tiefe Schlucht des Mawriakflusses von den Hauptkräften getrennt. Dieser Umstand und der Mangel an Verbindungen hinter der Front konnten im Falle eines Angriffs die türkische Armee leicht in eine kritische Lage bringen. Auch war die vorgeschobene Stellung auf dem Kisil-Tepe zu weit von den Hauptkräften entfernt.

*) Stütze des Glaubens.

Muchtar Pascha suchte diese Mißstände durch Anlage neuer Befestigungen zu beseitigen. Bald erhob sich eine Erdbrustwehr zwischen Ssubotan und Chadjiwali. Eine alte Redoute auf dem Ssubotanberge wurde für Artillerie, der Kl.-Jagnü und die Höhen bei Tainalüch für Infanterie und Artillerie zur Verteidigung eingerichtet, auch der Kisil-Tepe stark befestigt. Außerdem ließ Muchtar Pascha aus Kars fünf Belagerungsgeschütze kommen, von denen er je zwei auf dem Kisil-Tepe und bei Kerchana, eines auf dem Kl.-Jagnü aufstellte.

Der Großfürst Michael Nikolajewitsch verlegte am 26. August sein Hauptquartier nach Kjurjukdara und führte am gleichen Tage in Begleitung des Generals Obrutschew eine Erkundung vom Karajalberge aus. Die Anwesenheit starker türkischer Kräfte zwischen Kerchana und Tainalüch veranlaßte ihn, den russischen Truppen eine Aufstellung zu geben, die ein Vorbrechen der Türken gegen seinen linken Flügel und damit ein Abdrängen von den Verbindungen mit Alexandropol verhindern sollte.

Nach den in diesem Sinne ergangenen Anordnungen standen am 29. August:

am Karajalberge: Generalleutnant Heimann mit 21 Bataillonen, 4 Ssotnien und 64 Geschützen;

bei Kjurjukdara: Generalmajor Scheremetew mit 4 Eskadrons, 22 Ssotnien und 8 Geschützen;

zwischen Oguslu und Bairachtar: Generalleutnant Dewel mit 18¼ Bataillonen, 31 Ssotnien und 64 Geschützen;

auf dem Utsch-Tepe: Oberstleutnant Jakimowski mit 2 Bataillonen und 4 Geschützen.

Während die Russen ihre neu bezogene Stellung verschanzten und ungeduldig das Eintreffen der 1. Grenadier-Division erwarteten, entwickelten die Türken eine große Rührigkeit. Sie führten häufige Erkundungen, besonders gegen den Utsch-Tepe aus, wobei es wiederholt zum Handgemenge kam.

Um ihre Unternehmungslust zu zügeln, wurden auch von den Russen Überfälle ausgeführt, deren Leitung der mit dem Gebirgskriege in Kaukasien wohlvertraute General Lasarew übernahm.

Die erste in der Nacht vom 6. zum 7. September durch Freiwilligen-Kommandos ausgeführte Erkundung bestätigte die Ansicht des Oberkommandos, daß starke feindliche Truppen zwischen dem Jnach-Tepe und Tainalüch standen. Ein am 13. September von Bairachtar über Aras-Ogli auf Kosludja vorgesandtes Detachement von 3 Bataillonen, 8 Eskadrons und Ssotnien und 8 Geschützen stellte die Stärke des feindlichen rechten Flügels auf 25 Bataillone mit starker Kavallerie fest.

Am 25. September trafen die lange ersehnten Verstärkungen aus dem Innern Rußlands ein. Die 1. Grenadier-Division vereinigte sich mit den russischen Hauptkräften. Von der Eriwankolonne kehrte eine Infanterie-Brigade mit der 4. Batterie der 39. Artillerie-Brigade nach Kjurjukdara zurück, denen bald auch noch die 2. Bat-

terie der 21. Artillerie-Brigade folgte. Ferner trafen ein: das 2. Astrachansche Kosaken-Regiment, die 13. und 14. reitende Donische Kosakenbatterie und die 1. Grenadier-Artillerie-Brigade. Das Eintreffen des 6. und 7. Orenburgischen Kosaken-Regiments stand in den nächsten Tagen bevor.

Während Muchtar Pascha die ihm bekannt gewordene Ansammlung frischer russischer Kräfte seinen Leuten zu verheimlichen suchte, schrieb er nach Konstantinopel: „Zum Gegner stoßen täglich Verstärkungen, so daß auf fünf Russen bald ein Osmane kommen wird. Bei einem solchen Mißverhältnis der Kräfte ist es nach meiner Ansicht besser, sich mit allen Truppen auf Kars zurückzuziehen, wo man Stellung nehmen und dem Gegner den Zutritt zur Festung verwehren kann." Als Antwort erhielt er aus Konstantinopel den Befehl, seine Stellung bis zum äußersten zu halten.

Um diesem Befehle nachzukommen, beschloß Muchtar Pascha, die Russen durch verschiedene Scheinunternehmungen zu beschäftigen und die von ihnen offenbar beabsichtigte Offensive zu verzögern.

Zu diesem Zwecke sandte er zwei Kolonnen auf Ardahan vor. Die eine, die von Olti vorging, war 6 Bataillone und 6 Geschütze stark, während eine andere, die von seinen Hauptkräften abgezweigt wurde, 8 Bataillone, 6 Eskadrons und 6 Geschütze zählte. Gleichzeitig wandte er sich an den Befehlshaber der in Batum stehenden türkischen Truppen mit dem Ersuchen, zwei Bataillone zum Parteigängerkrieg auf die rückwärtigen Verbindungen von Ardahan zu entsenden. Da hier nur 7¼ Bataillone, 6 Ssotnien und 16 Geschütze standen, so konnten die türkischen Unternehmungen leicht von Erfolg gekrönt werden. General Loris Melikow verstärkte das Detachement in Ardahan durch ein Infanterie-Regiment, das aus der Gegend des Rionkreises im Anmarsch zu den Hauptkräften war, sowie 2 Ssotnien aus Kjurjukdara und befahl die Besetzung des Panjruzki-Passes. Diese Maßnahmen genügten völlig. Die türkischen Kolonnen trafen die Russen überall zur Verteidigung bereit und kehrten, da sie sich nicht zum Angriff entschließen konnten, in die von ihnen vorher innegehabten Stellungen zurück. So konnte General Loris Melikow aus Ardahan noch weitere 6 Bataillone, 5 Ssotnien und 8 Geschütze nach Kjurjukdara heranziehen.

Nach Ankunft dieser Truppen und der Verstärkungen aus dem Innern Rußlands beliefen sich die russischen Hauptkräfte auf 60 Bataillone, 12 Eskadrons, 84 Ssotnien und 240 Geschütze. Sie erschienen dem Großfürsten für einen Angriff auf die befestigte feindliche Stellung völlig genügend. Kundschaftermeldungen veranschlagten die Stärke der Türken auf 54 Bataillone, 15 Eskadrons, 5000 Baschibusuks und 96 Geschütze. In Kars sollten außerdem noch 13 Bataillone, 1000 Reiter und 8 Feldgeschütze stehen.

Russische Agenten entwarfen vom Zustande des Gegners ein ungünstiges Bild. Krankheiten und infolge des nahen Ramasans immer häufiger werdende Desertionen hatten seine Reihen gelichtet. Selbst Offiziere verließen die Truppe. Einer der Agenten berichtete, Muchtar Pascha wolle das Heer nach Kars und den südöstlich der

Festung gelegenen Höhen zurückführen. Die Ausführung dieser Bewegung hatte in Hinblick auf die Schwierigkeiten, die das Festhalten der ausgedehnten, verschanzten Stellung einem überlegenen Gegner gegenüber mit sich bringen mußte, umsomehr Wahrscheinlichkeit für sich, weil sie die Russen zur Entsendung bedeutender Kräfte gegen die Festung Kars gewungen hätte.

Wenn Muchtar Pascha seine Stellung dennoch beibehielt, so veranlaßte ihn dazu nicht nur der Befehl des Sultans, sondern vermutlich auch eine falsche Beurteilung der Lage beim Gegner. Nach seiner Ansicht mußten nämlich bedeutende russische Kräfte durch den mit Hilfe seiner Agenten in allen Städten des Kaukasus entfachten Aufstand gefesselt sein. Diese Annahme beruhte auf einem Irrtum.

Viele Gründe sprachen für einen sofortigen Angriff der Russen auf die türkische Stellung. Die Mißerfolge der russischen Waffen vor Plewna übten naturgemäß auch ihren Einfluß auf den asiatischen Kriegsschauplatz aus. Der im Rücken der Armee ausgebrochene Aufstand mußte mit jedem Erfolge der Türken weitere Ausdehnung annehmen. Die Folgen längeren Zögerns und auch nur teilweiser Mißerfolge konnten der Ausbruch des Aufstandes in längst zum Frieden gebrachten Gegenden, die Vernichtung der christlichen Bevölkerung, ja vielleicht die Gefährdung von Tiflis, des Mittelpunktes der russischen Herrschaft und Verwaltung im Kaukasus, sein. Auch der nur zeitweise Verlust dieser Stadt hätte eine gewaltige moralische Einbuße für die Russen bedeutet. Großfürst Michael Nikolajewitsch befahl daher den Angriff der türkischen Stellung für den 2. Oktober.

Am 1. Oktober um 2^{00} nachmittags wurden an die höheren Führer die Befehle für den Angriff durch den Korpskommandeur General Loris Melikow ausgegeben.

Der rechte Angriffsflügel: 26 Bataillone, 34 Eskadrons und Ssotnien sowie 96 Geschütze, zu denen noch das Ardahandetachement trat, sollte den von Ssubotan bis Chadjiwali reichenden linken Flügel der türkischen Hauptkräfte festhalten und den auf den Jagnübergen und bei Wisinkew stehenden feindlichen Truppen eine völlige Niederlage beibringen.

Dazu wurden die Truppen des rechten Flügels in folgende Kolonnen eingeteilt:

a) 7¼ Bataillone, 2 Ssotnien und 40 Geschütze*) unter Befehl des Generalmajors v. Schack bildeten die linke Kolonne, die die Höhenstellungen Chadjiwali gegenüber besetzen, den hier liegenden Feind mit starkem Feuer beschießen und seine Bewegung nach Wisinkew verhindern sollte.

b) Die mittlere Kolonne — 4¼ Bataillone, 12 Eskadrons und Ssotnien,

*) Generalmajor v. Schack.
4. Regiment der Kaukasischen Grenadier-Division. (Mingrelien.)
2. Regiment der 40. Infanterie-Division. (Kutais.)
1 Kompagnie 1. Kaukasischen Sappeurbataillons.
2 Ssotnien 1. Gorsko-Mosdokskischen Regiments.
1., 2., 3. und 5. Batterie der Kaukasischen Grenadier-Artillerie-Brigade.
2. Batterie der 21. Artillerie-Brigade.

16 Geschütze*) — unter General Scheremetew sollte sich möglichst schnell des Gr.-Jagnü bemächtigen und dann ihre Kavallerie nach Wisinkew und den Orlok-Bergen zur Feststellung der Kräfte des Feindes vortreiben.

c) Die rechte Kolonne, die aus $7^1/_4$ Bataillonen, 16 Ssotnien und 26 Geschützen**) unter Generalmajor Graf Grabbe und dem Ardahandetachement***) unter General Komarow bestand, sollte den Feind auf dem Kl.-Jagnü angreifen.

d) Die Reserven†) des rechten Flügels bildeten $7^1/_4$ Bataillone, 4 Ssotnien und 14 Geschütze unter General Ssolowjow.

Die Leitung über die Kolonnen Schack und Scheremetew übernahm Generalleutnant Heimann, die über die Kolonne Graf Grabbe und das Ardahandetachement Generalleutnant Roop. Die oberste Leitung der Operationen auf dem rechten Flügel behielt sich General Loris Melikow persönlich vor.

---

*) Generalmajor Scheremetew.
4. Regiment der 1. Grenadier-Division. (Neswisch.)
1. Kaukasisches Schützen-Bataillon.
1 Kompagnie 1. Kaukasischen Sappeurbataillons.
15. Dragoner-Regiment Twer.
Kubansches Kosaken-Reiter-Rgiment.
2. Wladikawkaskisches Kosaken-Reiter-Regiment.
4. Batterie der 39. Artillerie-Brigade.
5. reitende Batterie des Kubanschen Kosaken-Woisko.

**) Generalmajor Graf Grabbe.
3. Regiment der Kaukasischen Grenadier-Division. (Tiflis.)
3. Regiment der 1. Kaukasischen Grenadier-Division. (Pernau.)
1 Kompagnie 1. Kaukasischen Sappeurbataillons.
2. Dagestansches / Tschetschenskisches } irreguläres Reiter-Regiment.
3 Ssotnien Jeiskischen Kosaken-Regiments.
1 Ssotnie Kubanschen irregulären Reiter-Regiments mit Raketenbatterie.
4. und 6. Batterie der Kaukasischen Grenadier-Artillerie-Brigade.
3. Batterie der 39. Artillerie-Brigade.
1 Zug der 2. reitenden Batterie des Kubanschen Kosaken-Woisko.

***) Generalmajor Komarow.
1 Bataillon Infanterie-Regiments Ssewastopol.
2 Bataillone Infanterie-Regiments Wladikawkas.
3 Bataillone Infanterie-Regiments Pjatigorsk.
3 Ssotnien Poltawa-Kosaken-Regiments.
2 Ssotnien Achalzüchskischen irregulären Reiter-Regiments.
4 Geschütze der 3. / 4 Geschütze der 5. } Batterie der 38. Artillerie-Brigade.

†) Generalmajor Ssolowjow.
2. Regiment der Kaukasischen Grenadier-Division. (Grusien.)
2. Regiment der 1. Grenadier-Division. (Rostow.)
1 Kompagnie des 1. Kaukasischen Sappeurbataillons.
2. Gorsko-Mosdokskisches Regiment.
3. Batterie der 40. Artillerie-Brigade.
6 Geschütze der 2. Kubanschen reitenden Batterie.

Die für die einzelnen Kolonnen bestimmten Truppenteile hatten sich am Abend vor dem Kampftage an den ihnen bezeichneten Stellen zu sammeln.

Der Aufbruch hatte so frühzeitig zu erfolgen, daß mit Tagesanbruch der Gr.-Jagnü erobert und die Stellung gegenüber Chadjiwali eingenommen war. Um die gleiche Zeit sollte der Angriff gegen den Kl.-Jagnü beginnen. War die Einnahme der Jagnüberge gelungen, sollten sie sofort in Verteidigungszustand gesetzt werden. Die Truppen hatten aber, unterstützt von der Reserve, sogleich den Angriff in der Richtung auf Wisinkew und die Orlok-Berge fortzusetzen.

Der linke Angriffsflügel, $11^1/_4$ Bataillone, 15 Ssotnien und 40 Geschütze*) unter Befehl des Generalleutnants Lasarew hatte die Höhen zu beiden Seiten von Kjulweran zu besetzen und die Truppen des feindlichen rechten Flügels vornehmlich durch Artilleriefeuer festzuhalten. Mit Tagesanbruch sollte das Feuer beginnen. Das den Utsch-Tepe besetzt haltende Detachement**) sollte den Kisil-Tepe unter Geschützfeuer nehmen und vor einem überlegenen Angriff rechtzeitig auf Kigatsch zurückgehen.

Die Hauptreserve, 10 Bataillone, 12 Eskadrons und Ssotnien und 48 Geschütze,***) unter Generalleutnant Schatilow sammelte sich in der Nacht vom 1./2. Oktober am Wege Kjurjukdara—Ssubotau.

---

*) Generalleutnant Lasarew.

Infanterie-Regiment Gurien
Infanterie-Regiment Abchasien } 2. Brigade 40. Infanterie-Division, 6 Bataillone.

1 Bataillon 152. Infanterie-Regiments Wladikawkas.
3 Bataillone 156. Infanterie-Regiments Elissawetpol.
4. Kaukasisches Schützenbataillon.
1 Kompagnie 3. Kaukasischen Sappeurbataillons.
1. Wolga-Kosaken-Regiment (4 Ssotnien).
1 Ssotnie 2. Wolga-Kosaken-Regiments.
3. Dagestansches irreguläres Reiter-Regiment (6 Ssotnien).
Alexandropolsches irreguläres Reiter-Regiment (4 Ssotnien).
1., 2., 4., 5. Batterie der 40. Artillerie-Brigade (32 Geschütze).
1. reitende Batterie des Terschen Kosaken-Woisko (8 Geschütze).

**) 1 Ssotnie des 2. Wolga-Kosaken-Regiments.
Tionetskische Ssotnie.
2 Kompagnien des 3. Sappeurbataillons.
4 Belagerungsgeschütze.

***) Generalleutnant Schatilow.
1. Regiment der Kaukasischen Grenadier-Division. (Leib-Grenadier-Regiment Eriwan.)
1. Regiment der 1. Grenadier-Division. (Jekaterinoslaw.)
1. Regiment der 40. Infanterie-Division. (Imeretien.)
2. Astrachansches Kasaken-Regiment.
$^1/_2$ 6. Batterie der 19. Artillerie-Brigade.
6. Batterie der 40. Artillerie-Brigade.
13. und 14. reitende Batterie des Donschen Kasaken-Woisko.
1., 2., 5. Batterie der 1. Grenadier-Artillerie-Brigade. (Diese nur im Falle rechtzeitigen Eintreffens.)

Zur Unternehmung gegen den Rücken des Feindes wurden 5¼ Bataillone, 10 Ssotnien und 12 Geschütze bestimmt.*) Diese Kolonne, die General Schelkownikow führte, hatte sich mit zwei Bataillonen, die von der Eriwankolonne erwartet wurden, bei Kambin zu vereinigen, um dann selbständig gegen den Rücken des Feindes vorzugehen.

Die Truppen brachen ohne Tornister, aber mit Mänteln und Schanzzeug auf. Sie führten für 4 Tage Zwieback und je zwei Pfund Fleisch bei sich. Die Führer der Kolonnen des rechten Flügels hatten Sappeurkommandos zu bestimmen, die Quellen aufsuchen und Brunnen anlegen sollten. Die Wasserzufuhr wurde ihnen besonders ans Herz gelegt. Es sollten nur die Patronenwagen, Wagen für die Verwundeten und etwa nötige Wasserwagen den Truppen folgen.

Für die telegraphische Verbindung des Standortes des Großfürsten auf dem Karajalberge mit dem rechten Flügel und dem Detachement Schelkownikow wurde gesorgt. Der Korpskommandeur blieb mit seinem Stabe zunächst auf dem Kabach-Tepe.

Am 1. Oktober um 7⁰⁰ abends brach General Roop auf. Nach seinen Befehlen sollte das Ardahandetachement auf Meschko, die Kolonne Graf Grabbe von ihrem Sammelpunkt westlich des Karajal ebenfalls dorthin vorgehen. Diese Kolonne sollte Meschko umgehen, einen kurzen Halt machen und dann ihre gesamte Kavallerie zur Vereinigung mit der Kavallerie des Generals Heimann vorschicken. Unter ihrem Schutze wollte General Roop dann an den Kl.-Jagnü heranrücken.

Diese Absichten verwirklichten sich nicht völlig. Da die Nacht vom 1./2. Oktober ausnehmend dunkel war, verlor General Roop die Verbindung mit den Truppen des Generals Heimann, und die Kolonne des Generals Komarow, die keine Kavallerie vor sich hatte, gelangte vor Tagesanbruch nicht von Nordwesten, wie General Roop befohlen, sondern von Osten an den Kl.-Jagnü. Die unrichtige Bewegung dieser Kolonne erfuhr General Roop zwar unterwegs, und schickte ihr auch den Befehl zum Halten, sie war aber bereits von den Türken bemerkt und von Artillerie

---

*) Generalmajor Schelkownikow.
74. Infanterie-Regiment Ssewastopol (3 Bataillone).
1 Bataillon 152. Infanterie-Regiments Wladikawkas.
1 Bataillon 156. Infanterie-Regiments Elissawetpol.
1 Kompagnie 3. Sappeurbataillons.
Kisljaro-Grebenskisches Kasaken-Regiment (4 Ssotnien).
1 Ssotnie des Kubanschen Kasaken-Woisko.
2. Wolga-Kasaken-Regiment mit Raketenbatterie (2 Ssotnien).
Kombiniertes Miliz-Regiment (3 Ssotnien).
½ 6. Batterie der 19. Artillerie-Brigade.
½ 3. Batterie der 38. Artillerie-Brigade.
½ 6. Batterie der 39. Artillerie-Brigade.

beschossen worden. Es begann schon zu dämmern, als General Komarow seine Truppen aus dem Wirkungsbereich des feindlichen Feuers führte und nun mit drei in Kompagniekolonnen auseinandergezogenen Bataillonen des Infanterie-Regiments Pjatigorsk und der Artillerie von Norden, mit dem Rest des Detachements aber von Nordwesten gegen den Kl.-Jagnü vorging. Im Anschluß rechts entwickelte Graf Grabbe zunächst ein Bataillon Grenadier-Regiments Pernau mit der 6. Batterie der Kaukasischen Grenadier-Artillerie-Brigade und bald darauf noch zwei weitere Bataillone des gleichen Regiments mit der Masse der Artillerie. Während die Truppen vorderer Linie das Feuer auf den Kl.-Jagnü richteten, wurde der Rest der Kolonne Graf Grabbe in Reserve zurückgehalten. Die wieder herbeigeeilte Kavallerie nahm auf dem nach Kars führenden Wege Aufstellung.

General Heimann hatte, weil infolge eines Mißverständnisses das Kaukasische Schützenbataillon zu spät am Sammelplatz erschien, erst gegen 12^{00} mitternachts vom Karajal antreten können und war 4^{30} morgens unbemerkt bis an den Fuß des Gr.-Jagnü gelangt. Hier ließ er die Kolonne v. Schack halten und gegen Chadjiwali einschwenken, während er dem General Scheremetew den Berg anzugreifen befahl. Die Türken erwarteten offenbar am 2. Oktober keinen Angriff. Erst auf das Fallen des ersten Schusses besetzten sie die Schanzen und eröffneten ein planloses Feuer.

General Scheremetew ging mit dem 1. Kaukasischen Schützenbataillon und dem 3. Bataillon Grenadier-Regiments Neswisch in erster, den beiden anderen Bataillonen desselben Regiments, der Sappeurkompagnie und 1 Batterie in zweiter Linie von Osten zum Angriff gegen den Gr.-Jagnü vor. Die Kavallerie mit der reitenden Batterie sandte er unter General Fürst Wittgenstein nach der Westseite des Berges, um nach Einnahme des Gr.-Jagnü auf Wisinkew aufzuklären. Bevor zum Sturm angetreten wurde, befahl er dem die Artillerie befehligenden Obersten v. Peters, den Angriff durch Feuer vorzubereiten. Dieser führte die Batterie auf etwa 1 km an den Berg heran. Zur Unterstützung war von der Kolonne v. Schack noch die 2. Batterie der 21. Artillerie-Brigade herangeeilt, die unter Befehl des Oberstleutnants Fürsten Chimschiew ebenfalls das Feuer auf die an der steilen Ostseite des Berges in Schützengräben eingenisteten Türken richtete. Das aus solcher Nähe abgegebene Feuer beider Batterien zwang die Türken nach etwa einer halben Stunde, die Schützengräben zu räumen und sich in die auf dem Gipfel befindliche Schanze zurückzuziehen. Um 7^{00} morgens begann der Sturm. Als Reserve folgten der mittlerweile in eine Linie vorgezogenen Infanterie zwei Bataillone Grenadier-Regiments Mingrelien, die zur Kolonne v. Schack gehörten. Als die stürmenden Truppen sich dem Gipfel des Berges näherten, brachen die Türken das Gewehrfeuer ab und flüchteten auf Kolonikew, 145 Gefangene in den Händen der Russen lassend.

Zu derselben Zeit, als General Scheremetew den Gr.-Jagnü nahm, entbrannte ein hartnäckiger Kampf bei der Kolonne des Generals v. Schack. Dieser ließ, nach-

dem er Chadjiwali gegenüber Stellung genommen hatte, seine Artillerie das Feuer beginnen, um den Feind anzupacken und festzuhalten.

Da aber Generalleutnant Heimann Chadjiwali für nur schwach besetzt hielt, befahl er zwei Bataillonen Regiments Kutais und einem Bataillon Grenadier-Regiments Mingrelien, das Dorf zu nehmen. Diese Bataillone ließen sich durch einen anfänglichen Erfolg hinreißen und gerieten bei ihrem weiteren Vorgehen bald in starkes Kreuzfeuer. Nur die kühne Entschlossenheit des Oberstleutnants Fürsten Chimschiew rettete sie. Dieser ging mit der auf dem linken Flügel der Artillerielinie stehenden 2. Batterie der 21. Artillerie-Brigade ohne Befehl auf 1500 m heran, zog durch das auf die Schützengräben bei Chadjiwali gerichtete Feuer das ganze Feuer des Feindes auf sich und ermöglichte den durch starke Verluste bereits geschwächten Bataillonen den Rückzug. Dank den wohlgezielten Schüssen der Batterie wurde das Feuer der feindlichen Artillerie schwächer. Um diese Zeit wurde die Batterie aber zur Kolonne Scheremetew befohlen, wo man ihrer, wie bereits erwähnt, zum Angriff gegen den Gr.-Jagnü bedurfte. Der Rückzug der drei Bataillone veranlaßte General von Schack mit seiner Kolonne auf die Südostabhänge des Gr.-Jagnü zurückzugehen, um sich der Kolonne Scheremetew zu nähern.

Diese Vorgänge meldete Generalleutnant Heimann um 7^{30} morgens dem Korpskommandeur mit dem Hinzufügen, daß der Feind starke Massen nach seinem linken Flügel zusammengezogen hätte, wodurch die Fortnahme Chadjiwalis ohne frische Truppen nicht ausführbar sei. Gleichzeitig bat er zu letzterem Zweck um Verstärkung.

Diese Meldung mußte den Korpskommandeur, weil eine Fortnahme Chadjiwalis gar nicht beabsichtigt war, überraschen.

Da bei der Kolonne von Schack das Feuergefecht nicht abbrach, sandte Generalleutnant Heimann von der Reserve 2 Bataillone Grenadier-Regiments Rostow und außerdem die 1. reitende Terek-Kasaken-Batterie*) zur Unterstützung und befahl Scheremetew, mit Teilen seiner Truppen der Kolonne von Schack ebenfalls zur Hilfe zu kommen.

Unterdessen war General Obrutschew nach dem Nordwestabhange des Gr.-Jagnü vorgeritten. Als er von dort aus Wisinkew weder vom Feinde noch von den Russen besetzt sah, schickte er aus der Reserve 3 Ssotnien des 2. Gorsko-Mosdokskischen Regiments dorthin und befahl dem Grenadier-Regiment Grusien und der 3. Batterie der 40. Artillerie-Brigade, sich am Nordwestabhang des Gr.-Jagnü bereitzustellen, um den Angriff der Generale Komarow und Graf Grabbe gegen den Kl.-Jagnü von Südosten her zu unterstützen.

Der Korpskommandeur war vom Karajal gleichfalls nach dem Gr.-Jagnü vor-

*) Diese Batterie war am 2. früh nach dem rechten Flügel gezogen worden.

geritten. Unterwegs erreichte ihn die Meldung des Generals Roop, daß zwar der Angriff gut vorwärtsgehe, jedoch Verstärkung erwünscht sei, weil sich von Kars her bedeutende feindliche Kräfte näherten. An Stelle des erbetenen Regiments sandte ihm General Loris Melikow das letzte noch in Reserve befindliche Bataillon Grenadier-Regiments Rostow.

Vom Gr.-Jagnü bot sich dem Korpskommandeur folgendes Bild: Am Kl.-Jagnü wütete ein hartnäckiger Kampf, das Artilleriefeuer zwischen der Kolonne des Generals von Schack und Chadjiwali wurde merklich schwächer, dichte feindliche Kolonnen bewegten sich von Bulanach auf den Gr.-Jagnü zu, während gleichzeitig der Awliarberg besetzt wurde. Damit entbrannte auf der Strecke Ssubotan—Chadjiwali—Awliar ein heftiger Kampf. Da der Ausgang ungewiß war und aus dem Hauptquartier die Nachricht eintraf, daß feindliche Kolonnen sich von Kerchana nach dem Awliar hin bewegten, forderte Loris Melikow unverzüglich Verstärkungen von der Hauptreserve.

Zu Beginn des Kampfes hatte Muchtar Pascha vermutet, daß die Russen einen Scheinangriff gegen seinen linken Flügel führten, um sich um so sicherer des Kisil-Tepe zu bemächtigen. Sobald er aber Gewißheit hatte, daß die Hauptmasse der Russen gegen seinen linken Flügel vorging, verstärkte er die Truppen bei Chadjiwali. Als er sich jedoch um 10^{00} morgens überzeugt hatte, daß der russische Angriff dort abgeschlagen war, schickte er unverzüglich 4 Bataillone mit einigen Ssotnien Baschibusuks und 6 Geschützen nach dem Awliar mit dem Befehl, sich auf dem Berge festzusetzen und die Russen nicht heranzulassen. Zur gleichen Zeit sandte er von Ssubotan 6 Bataillone mit 1 Batterie zum Angriff über die Bulanachschlucht ab.

Nach dem mißglückten Versuche der Einnahme von Chadjiwali nahmen die hier kämpfenden russischen Truppen folgende Stellungen auf den östlichen Abhängen des Gr.-Jagnü ein: Auf dem linken Flügel standen die zur Verstärkung herangezogenen 2 Bataillone Grenadier-Regiments Rostow, hinter ihnen die Regimenter Mingrelien und Kutais in Reserve, in der Mitte 4 Batterien der Kaukasischen Grenadier-Artillerie-Brigade, auf dem rechten Flügel das Grenadier-Regiment Neswisch, die Sappeur-kompagnie, die 2. Batterie der 21. Artillerie-Brigade und ein Teil der Kavallerie unter Fürst Wittgenstein. Auf dem Gipfel des Gr.-Jagnü blieb das 1. Kaukasische Schützen-Bataillon. Zur Unterstützung des Generals Heimann war noch 1 Bataillon des Grenadier-Regiments Grusien bestimmt worden. Gegen diese Truppen eröffneten die Türken gegen Mittag den Angriff. Offenbar wollten sie die Russen vom Gr.-Jagnü abdrängen, um den Verteidigern des Kl.-Jagnü Hilfe zu bringen. Diese Absicht suchte Generalleutnant Heimann durch Festhalten in der Front und einen erneuten Angriff auf Chadjiwali zu vereiteln. Er befahl dem Oberstleutnant Radjüschewsky, mit den beiden Bataillonen Grenadier-Regiments Rostow gegen den rechten Flügel der Türken vorzugehen. Radjüschewsky kam nahe an Chadjiwali heran, warf mit dem Bajonett die feindlichen Schützen zurück, wurde

aber dann wieder zurückgerufen. Um dieselbe Zeit wurde das Grenadier-Regiment Neswisch von einem an Zahl überlegenen Feinde angegriffen und sah sich aus Mangel an Patronen zum Rückzug gezwungen.

Die Kavallerie unter Fürst Wittgenstein, die starkem Artilleriefeuer vom Awliar ausgesetzt war, schloß sich der Rückwärtsbewegung an und stellte sich auf den westlichen Abhängen des Gr.-Jagnü auf. Dadurch gerieten die auf dem rechten Flügel gebliebene 2. Batterie der 21. Artillerie-Brigade und die Sappeurkompagnie in eine kritische Lage.

Aber schon hatte vom Gr.-Jagnü aus General Loris Melikow das erkannt. Er befahl dem Dragoner-Regiment Twer, vorzugehen, die von dem Grenadier-Regiment Neswisch verlassene Stellung zu besetzen und die andringenden Türken durch Feuergefecht aufzuhalten. Das unerwartete Erscheinen und das Feuer der Dragoner brachte die Türken zum Stehen. Ihre Schützen gingen über die Schlucht zurück und besetzten die Stellung auf dem rechten Ufer. Zur rechten Zeit kamen die Neswisch-Grenadiere, die mittlerweile ihre Patronen ergänzt hatten, zurück. Hinter ihnen folgten die Mingrelier mit der 5. Batterie der Kaukasischen Artillerie-Brigade, der 1. Terekschen und 5. Kubanschen Batterie. Das Erscheinen dieser Truppen verhinderte die Türken von neuem, die Schlucht zu überschreiten. Nach Ankunft der Infanterie waren die Twerschen Dragoner zurückgegangen.

Als aber die Türken den Angriff vom Awliar her erneuerten, brachte das Dragoner-Regiment diese Bewegung abermals zum Stehen. Es führte, unterstützt durch das wohlgezielte Feuer der Artillerie, zwei Stunden lang ein Feuergefecht mit einem vierfach überlegenen Gegner. Als schließlich zwei Kompagnien Grenadier-Regiments Neswisch und das Kubansche Reiter-Regiment zur Unterstützung kamen, gelang es, den Feind auf den Awliar zurückzuwerfen.

Ein nicht weniger hartnäckiger Kampf war am Kl.-Jagnü entbrannt. Es wurde schon erwähnt, daß die Truppen des Generals Komarow sich von Norden und Nordwesten, die des Generals Grafen Grabbe von Westen gegen den Kl.-Jagnü entwickelt hatten. Sobald der Feind gewahrte, daß er im Rücken umgangen war, richtete er sein ganzes Feuer gegen die Kolonne Grabbe. Als Major Neljubin, der Führer des Infanterie-Regiments Pjatigorsk, dies bemerkte, ging er zum Angriff vor, unterbrach ihn aber wieder und ging in die frühere Stellung zurück, als er erfuhr, daß die Garnison Kars einen Ausfall machte.

Schon am frühen Morgen hatten sich wiederholt stärkere feindliche Reitertrupps von Kars her gezeigt, die die Kavallerie des Generals Roop unter Befehl des Fürsten Schtscherbatow zurückgeworfen hatte. Darauf hatte der Feind aus Kars etwa sechs Bataillone mit einer Batterie und einigen Ssotnien Baschibusuks vorgehen lassen, offenbar in der Absicht, den Verteidigern des Kl.-Jagnü die Hand zu reichen. Diese türkischen Truppen stellten sich bei Kolonikew teils im Rücken, teils hinter dem

äußersten rechten Flügel der Truppen des Generals Roop auf. Gegen sie wurde von der Kolonne Graf Grabbe das Grenadier-Regiment Tiflis, das Infanterie-Regiment Wladikawkas mit zwei Batterien und die Kavallerie des Fürsten Schtscherbatow mit zwei reitenden Geschützen nebst einer Raketenbatterie entsandt. Nach kurzem Kampfe gelang es, die Türken auf Kars zurückzuwerfen, worauf die Truppen in ihre früheren Stellungen am Westabhang des Kl.-Jagnü zurückkehrten, wo die Lage bis dahin die gleiche geblieben war. Ein um 2⁰⁰ nachmittags durch General Roop unternommener Versuch, den Kl.-Jagnü zu nehmen, scheiterte am heftigen Feuer der Türken. Da sich General Ssolowjow hatte verleiten lassen, von den zum Angriff von Südosten gegen den Kl.-Jagnü bestimmten Truppen das Grenadier-Regiment Grusien zum rechten Flügel des Grafen Grabbe zu senden, war nur die ein wirksames Feuer gegen den Kl.-Jagnü eröffnende 3. Batterie der 40. Artillerie-Brigade übrig geblieben, die aber bald zum Zurückgehen gezwungen wurde. Die Absicht des Generals Loris Melikow, durch einen Angriff von Südosten den Kl.-Jagnü zu nehmen, wurde somit unausführbar.

Da im Verlaufe des Kampfes der Oberkommandierende telegraphisch befohlen hatte, den Angriff auf den Kl.-Jagnü, wenn er aussichtslos erscheine, zu unterlassen, aber durch die auf den Ostabhängen des Gr.-Jagnü stehenden Truppen ein Vordringen der Türken über den Grund von Bulanach zu verhindern, wurde um 3⁰⁰ nachmittags in einer Beratung, die General Loris Melikow mit den Generalen Obrutschew und Heimann abhielt, beschlossen, den Kampf am Kl.-Jagnü abzubrechen.

Um 4⁰⁰ nachmittags ging General Roop zurück und stellte sich in der Nähe des Kabach-Tepe auf. General Heimann hielt seine Stellung und verstärkte seinen rechten Flügel durch Truppen des linken. Unter seinen Befehl trat die bisherige Reserve, 18 Geschütze des Generals Roop und außerdem von der Hauptreserve das Grenadier-Regiment Jekaterinoslaw und eine halbe 6. Batterie der 19. Artillerie-Brigade. So waren nach Beendigung des Kampfes am Abend des 2. Oktober auf den Abhängen des Gr.-Jagnü 21¾ Bataillone, 18 Ssotnien und 92 Geschütze unter Generalleutnant Heimann versammelt.

Da der Tag sehr heiß gewesen, war das mitgeführte Wasser bald verbraucht worden. Vom Durst gequält, warteten die Truppen des Generals Heimann sehnsüchtig auf frisches Wasser, das erst vom Karajal herbeigeholt werden mußte.

Trotz der erduldeten Mühseligkeiten, trotz des unausstehlichen Durstes blieb der Geist der russischen Soldaten indessen vortrefflich. General Loris Melikow, der am späten Abend mit General Obrutschew am Kabach-Tepe eintraf, wo er die Meldung des Generals Roop entgegennahm, entschloß sich daher, den Angriff am 3. Oktober fortzusetzen, aber nicht den Kl.-Jagnü anzugreifen, sondern die Linie Chadjiwali—Ssubotan zu durchbrechen. Schon war alles am Morgen des 3. Oktober

zum Angriff bereit, als aus der Richtung von Ssubotan und dem Kisil-Tepe immer heftiger werdendes Schießen ertönte, das von einem Gefecht zwischen der Kolonne des Generals Lasarew und den Türken herrührte, die von Ssubotan zum Angriffe vorgingen.

General Lasarew war am 2. Oktober vom Karajalberge aus in zwei Kolonnen angetreten, die linke unter General Rüdsewsky*) gegen den Kisil-Tepe, die rechte unter Oberst Fürst Admiradjibow**) auf Ssubotan. Eine Reserve unter General Gurtschin***) wurde weiter zurückgehalten. Die Kavallerie trat mit Ausnahme des Alexandropolschen irregulären Reiter-Regiments, das bei der linken Kolonne verblieb, zur Kolonne des Obersten Fürsten Admiradjibow.

Um 6⁰⁰ morgens eröffneten die russischen Batterien das Feuer auf den Kisil-Tepe und Ssubotan. Der Feind erwiderte es sofort. Einige Zeit nach Beginn der Kanonade führten die Türken, offenbar, um einen Angriff zu beginnen, sechs Bataillone aus Ssubotan heraus. Zur selben Zeit aber erschollen in ihrem Rücken Salven und lebhaftes Feuer. Diese Schüsse rührten von der Kolonne des Generals Schelkownikow her, die schon früh am Morgen auf den Nordabhängen der Aladjahöhen eingetroffen war.

General Schelkownikow hatte am 29. September seine Kolonne, zu der von der Eriwankolonne nur 2 Bataillone des Regiments Baku stießen, bei Kambin zusammengezogen. Am Abend des gleichen Tages hatten die Türken den Kisil-Gul besetzt. Da die Verteidiger dieses Berges ihm beim Vormarsche gegen den Aladja in den Rücken fallen konnten, beschloß er, sich zunächst gegen sie zu wenden. Er überschritt in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober den Arpa-Tschai und hatte sich bereits dem Fuße des Kisil-Gul genähert, als die Türken zu feuern begannen. Da aber

*) General Rüdsewsky. Linke Kolonne.
1 Bataillon 156. Infanterie-Regiments Elissawetpol,
1 „ 152. „ „ Wladikawkas,
2 Bataillone Infanterie-Regiments Gurien,
Alexandropolsches irreguläres Reiter-Regiment,
2. und 5. Batterie der 40. Artillerie-Brigade.

**) Oberst Fürst Admiradjibow. Rechte Kolonne.
4. Kaukasisches Schützen-Bataillon,
1 Bataillon 156. Infanterie-Regiments Elissawetpol,
1 „ Infanterie-Regiments Gurien,
1. Wolga Kasaken-Regiment,
1 Ssotnie des 2. Wolga Kasaken-Regiments,
3. Dagestansches irreguläres Reiter-Regiment,
1. Batterie der 40. Artillerie-Brigade.

***) General à la suite, Generalmajor Gurtschin.
1 Bataillon 156. Infanterie-Regiments Elissawetpol.
Infanterie-Regiment Abchasien,
4. Batterie der 40. Artillerie-Brigade.

ein Telegramm aus dem Korps-Hauptquartier jedes Einlassen in einen unnötigen Kampf verbot, brach Schelkownikow das Gefecht wieder ab und kehrte unverfolgt nach Kambin zurück.

Nach einem für die ermüdete Truppe sehr kurz bemessenen Aufenthalte brach Schelkownikow am 1. Oktober um 9^{00} abends wieder auf. Er wählte einen Fußpfad, der über Aljam auf den Teil der Aladjahöhen führte, der den Jnach-Tepe beherrscht. Die schlechte Beschaffenheit des Weges gestattete nur das Mitnehmen der Gebirgsgeschütze und der Tragen für die Verwundeten.

Nach überaus beschwerlichem Marsche erstieg schließlich das Detachement, das einige feindliche Feldwachen überrumpelt hatte, um 7^{00} morgens den Aladja und setzte sich in den auf den nördlichen Abhängen befindlichen türkischen Schützengräben fest. Die Kavallerie sicherte die linke Flanke. Das Detachement erwartete hier vergeblich den allgemeinen Angriff, um vom Berge herab den Türken in den Rücken zu fallen.

Das Erscheinen russischer Truppen auf dem Aladja brachte Muchtar in eine sehr schwierige Lage. Von Chadjiwali und dem Kl.-Jagnü dröhnte der Kanonendonner herüber, während vor Ssubotan die Kolonne Lasarew zum Angriff bereit stand. Da diese aber nicht vorging, sandte Muchtar Pascha 10 Bataillone mit 2 Batterien gegen den in seinem Rücken erschienenen Feind. Drei Stunden lang schlug die brave russische Infanterie alle Angriffe ab. Als aber die Türken Anstalten zur Umgehung ihres linken Flügels trafen und außerdem die an die südlichen Abhänge des Aladja herangerückte Besatzung des Kisil-Gul die Rückzugslinie zu gefährden drohte, ging General Schelkownikow unter dem Schutze seiner Kavallerie und dem Feuer der Gebirgsgeschütze zurück und überschritt am Abend den Arpa-Tschai. Der Verlust der Kolonne belief sich auf etwa 600 Tote und Verwundete.

Das Erscheinen des Detachements Schelkownikow im Rücken der türkischen Stellung hatte den General Lasarew nicht zum Vorgehen veranlaßt. Er setzte in einer unter den jetzigen Umständen unsachgemäßen Auffassung des Korpsbefehls nur das Artilleriefeuer fort und sandte über Ani zwei Kompagnien vom Utsch-Tepe und das 3. Dagestansche irreguläre Reiter-Regiment der Kolonne Schelkownikow zur Unterstützung. Kaum hatten sich diese Truppen in Bewegung gesetzt, als das Feuer auf dem Kamm des Aladja wieder verstummte und die Kolonne des Generals Schelkownikow ebenso plötzlich, wie sie über den Köpfen der Türken erschienen war, wieder verschwand.

Darauf brachen die Türken vom Kisil-Tepe mit 4 Bataillonen und 1 Batterie gegen die Kolonne des Generals Rüdsewsky vor. Als die feindlichen Schützen an die Schlucht des Mawriakflusses gekommen waren, legten sie sich in dieser nieder und begannen ein Feuergefecht mit 2 Kompagnien des Regiments Elissawetpol, die in die erste Linie vorgezogen waren. Da es aber den Kompagnien gelang, eine die Schlucht

flankierende Stellung zu gewinnen, zwangen sie den Gegner zum Zurückgehen. Mit Hilfe der zur Unterstützung herbeigeeilten Truppen, 1 Bataillon Regiments Elissawetpol und 3 Kompagnien Regiments Gurien, gelang es, die Türken bis an den Kisil-Tepe zurückzuwerfen. An dieser Verfolgung beteiligten sich in hervorragender Weise 2 Ssotnien des Alexandropolschen irregulären Reiter-Regiments. Die Türken unternahmen hierauf während des 2. Oktober nichts weiter gegen die Kolonne des Generals Lasarew.

Der Rückzug der russischen Kolonne vom Kamm des Aladja verminderte aber immer noch nicht die den Türken drohende Gefahr, weil gegen ihren linken Flügel am 3. Oktober beim Gr.-Jagnü 35 Bataillone, 8 Eskadrons, 30 Ssotnien und 106 Geschütze versammelt waren.

An diesem Tage gingen unter dem Schutze des Artilleriefeuers vom Kisil-Tepe 10 türkische Bataillone aus der Linie Ssubotan—Kisil-Tepe zum Angriff gegen General Lasarew vor. Der Großfürst, der wieder vom Karajalberge dem Gange des Gefechtes folgte, sandte unverzüglich aus der Hauptreserve dem General Lasarew 2 Bataillone und 2 Batterien zur Unterstützung.

Die Türken griffen sehr gewandt an, nahmen Kjulweran und gruben sich etwa 2 Werst vor der russischen Stellung ein. Als aber General Lasarew nach Eintreffen der zu ihm gestoßenen Verstärkungen vorging, wurde der Gegner bis in seine Verschanzungen zurückgeworfen. Da die Türken gegen die Kolonne des Generals Heimann nichts unternahmen, hatte General Loris Melikow auch von dieser noch ein gemischtes Detachement zur Verlängerung des rechten Flügels des Generals Lasarew entsandt. Von diesen Truppen gelangte aber nur noch die Artillerie zum Eingreifen. Der Einbruch der Dunkelheit machte auf dem ganzen linken russischen Flügel dem Kampfe ein Ende.

Obgleich der rechte russische Flügel während des ganzen 3. Oktober nur in Bereitstellung gestanden hatte, war seine Lage doch gegen Abend eine recht unangenehme geworden. Die große Schwierigkeit der Wasserversorgung bewirkte, daß Mannschaften und Pferde vor Durst fast verschmachteten. Es herrschte Mangel an Patronen. Viele Geschütze versagten den Dienst.

Diese Umstände veranlaßten Loris Melikow, den Gr.-Jagnü zu räumen und mit dem rechten Flügel nach dem Kabach-Tepe zurückzugehen. Um 11^{00} abends war die neue Stellung genommen. Noch in der Nacht wurden vorwärts des Kabach-Tepe einige Erdbatterien und Schützengräben ausgehoben. Auch General Lasarew war nach seinem erfolgreichen Angriff in die Gegend nördlich Ssubotan zurückgegangen.

Am 4. Oktober unternahm Muchtar Pascha einen Angriff gegen den feindlichen rechten Flügel, um ihn auf den Karajal zurückzuwerfen.

Diesen vom Gr.-Jagnü her erfolgenden Angriff brachte aber das Feuer des Grenadier-Regiments Tiflis, das die Schützengräben vor dem Kabach-Tepe besetzt

hielt, zum Stehen. Nach kurzem Feuergefecht gingen die Türken, die auf einen Hinterhalt zu stoßen glaubten, in ihr Lager zurück und räumten auch wieder den Gr.-Jagnü, der gleich nach dem Abzuge der Russen von ihnen besetzt worden war. Da die Türken am 5. Oktober sich lediglich mit der Verstärkung ihrer Stellung beschäftigten, wurden die Truppen der Generale Roop, Heimann und Lasarew in Biwaks nach dem Karajalberge geführt. Eine starke Avantgarde blieb am Kabach-Tepe.

Die Russen verloren in den Kämpfen am 2., 3. und 4. Oktober 9 Offiziere und 517 Mann an Toten, 132 Offiziere und 3104 Mann an Verwundeten und Vermißten.

Der Verlust der Türken belief sich nach den von Kundschaftern eingegangenen Nachrichten auf 5000 Mann.

Zieht man in Betracht, daß die türkische Hauptarmee noch im August durch den Mangel an einem geordneten Transportwesen, die Schwierigkeiten der Verpflegung und dadurch, daß Ismail Pascha Tergukassow gegenüber keinen Boden gewinnen konnte, an die Scholle gefesselt war, so kann die Auswahl der Stellung auf dem Aladja Dag nur gebilligt werden. Während die Festung Kars ihre linke Flanke sicherte, lehnte sich der rechte Flügel an den Arpa-Tschai, der nur an wenigen, vom rechten Ufer leicht zu verteidigenden Stellen zu überschreiten war. Dem Frontalangriff der Russen bereitete schon allein die Geländegestaltung die größten Schwierigkeiten. Eine Umgehung des rechten Flügels mußte den Angreifer aber zu weit ausholenden Bewegungen nötigen und war daher einem aufmerksamen, unternehmenden Verteidiger gegenüber doch immerhin ein gewagtes Unternehmen. Schließlich war ein etwaiges, erneutes Vorgehen der Russen auf Kars, solange die türkische Hauptmacht in ihrer linken Flanke auf dem Aladja Dag stand, nicht ausführbar.

Da Muchtar Pascha stärkere feindliche Kräfte durch den von ihm im russischen Transkaukasien entfachten Aufstand gefesselt glaubte und sich mit der Zeit herausstellte, daß bei der andauernden Verstärkung der Kolonne Tergukassow mit einem weiteren Vorgehen Ismail Paschas nicht mehr gerechnet werden konnte, war es nur natürlich, wenn er seine mittlerweile zu einem verschanzten Lager ausgestaltete Stellung beibehielt, zumal er hierzu ausdrücklich von Konstantinopel aus aufgefordert war. Es mag ihn hierbei der gewiß berechtigte Gedanke geleitet haben, daß ein Angriff der Russen wie bei Siwin mit einem Mißerfolge endigen würde. Zunächst schienen ihm ja auch die Tatsachen recht zu geben.

Die Russen hatten eine der Lage entsprechende Aufstellung genommen. Zur Aufhebung der Belagerung von Kars genötigt, standen sie auf den Karajalhöhen immer bereit, einen für sie so gefährlichen Einfall Muchtar Paschas über den Arpa-Tschai in das russische Gebiet durch einen Vorstoß gegen seine linke Flanke, der die so empfindlichen rückwärtigen Verbindungen mit Kars und Erserum unter-

band, zum Stehen zu bringen. Gleichzeitig hatte aber auch der Verbleib der russischen Hauptarmee auf türkischem Gebiet nicht außer acht zu lassende moralische Vorteile, da die schon durch die Gemeinsamkeit des Glaubens bedingte natürliche Zusammengehörigkeit der Bevölkerung Kleinasiens mit den Türken nicht unterschätzt werden durfte.

Zum Angriff der türkischen Stellung konnte sich aber der Großfürst, das hatten die stattgehabten Erkundungen zur Genüge bewiesen, erst dann entschließen, als alle zu erwartenden Verstärkungen eingetroffen waren. Die in richtiger Würdigung der für den Angriff recht schwierigen Verhältnisse getroffenen Anordnungen hätten zumal bei der großen Überlegenheit der russischen Artillerie bereits Anfang Oktober zu einer entscheidenden Niederlage der Türken führen können. Wenn dies nicht erreicht wurde, da die Kämpfe am 2., 3. und 4. Oktober keinen endgültigen Erfolg hatten, so erschütterten diese doch den moralischen Halt im türkischen Heere und waren für den Ausgang des Krieges in Armenien nicht ohne Bedeutung. Sie ließen ferner erkennen, auf welche Weise der türkischen Stellung am besten beizukommen war, und in der Folge sollte man hieraus Nutzen ziehen. Zweifellos wäre aber das Ergebnis schon jetzt für die russischen Waffen größer gewesen, wenn einzelne Befehlshaber sich nicht unter Außerachtlassen der Hauptaufgabe zu Teilunternehmungen hätten hinreißen lassen. Generalleutnant Heimann sollte nach Einnahme des Gr.-Jagnü mit Unterstützung der Reserve in Richtung auf Wisinkew und den Awliarberg vorgehen, sich aber dem in der Linie Ssubotan-Chadjiwali stehenden Feinde gegenüber defensiv verhalten. Statt dessen ging er gegen das nach seiner Ansicht nur schwach besetzte Chadjiwali vor. Dieser erste, mit Teilen der Kolonne Schack unternommene Angriff brachte von vornherein deren Truppen in Unordnung und verursachte nur vergebliche Verluste. Die natürliche Folge der mißglückten Unternehmung war ein nochmaliger Angriff, zu dem nun auch ein Teil der Reserve bestimmt wurde, und gleichzeitig die Unterstützung der Kolonne Schack durch Truppen des Generals Scheremetew. So entwickelte sich der Linie Ssubotan—Chadjiwali gegenüber ein ernstes Gefecht, das aber gar nicht in der Absicht des Korpskommandeurs gelegen hatte.

War somit die ganze Aufmerksamkeit des Generalleutnans Heimann auf die Einnahme von Chadjiwali gerichtet, so kann es nicht weiter wundernehmen, wenn er es, nach Besetzung des Gr.-Jagnü, verabsäumte, die Kavallerie rechtzeitig nach Wisinkew und dem Awliarberge vorzusenden. Bei den großen Schwierigkeiten, die das unwegsame Gelände einer Unterstützung der türkischen Truppen untereinander bereitete, hätte aber eine am Morgen des 2. Oktober vorgetriebene Kavallerie wohl noch vor den Türken die bezeichneten Punkte besetzen und so lange halten können, bis die zum weiteren Vorgehen bestimmte, in Wirklichkeit aber zu einem anderen Zweck verwandte Kolonne Scheremetew herangekommen war. Da aber Generalleutnant Heimann sich

auf die Einnahme Chadjiwalis verbiß, ließ er die für den Ausgang des Kampfes wichtigere seiner beiden Aufgaben außer acht.

Auch das Verhalten des Führers der Reserve, Generals Ssolowjow, kann nicht gebilligt werden. Dadurch, daß er sich hinreißen ließ, mit dem Grenadier-Regiment Grusien den rechten Flügel der Kolonne Graf Grabbe zu verstärken, wurde nichts erreicht, wohl aber wäre, wie General Obrutschew richtig erkannt hatte, durch einen Angriff der Reserve in den Rücken des in Front und Flanke bereits von den Kolonnen Komarow und Graf Grabbe umfaßten Feindes die Einnahme des Kl.-Jagnü gesichert gewesen.

Wenn sich somit auch die Initiative beider Generale in falscher Richtung bewegte, sind wir, die den Grundsatz verfechten, daß Unterlassen und Versäumnis den Führer schwerer belasten, als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel, sicher die letzten, die den kühnen Wagemut und den Drang nach vorwärts bei den russischen Befehlshabern verurteilen werden. Die unübersichtliche Gestaltung des Geländes und das berechtigte Bewußtsein von der Überlegenheit des militärischen Wertes der russischen Truppe über den Gegner werden die Entschließungen der russischen Führer wesentlich beeinflußt haben.

Es kam hinzu, daß die russische Offensive bei Siwin zum Stehen gekommen war. Die Belagerung von Kars hatte aufgehoben werden müssen, und nur die Energie General Tergukassows bewahrte die tapferen Verteidiger Bajasets vor dem Schicksal der Waffenstreckung. Die russischen Befehlshaber brannten daher vor Begier, die Waffenehre wiederherzustellen.

Nicht recht erklärlich ist gleichwohl das zögernde Verhalten des Generals Lasarew am 2. Oktober. Als das Detachement Schelkownikow auf den Höhen des Aladja erschien und Muchtar Pascha dadurch zu einer Entsendung von seinen Hauptkräften gezwungen wurde, war für den linken russischen Flügel der Augenblick zum Angriff gekommen. Ein Vorstoß des Generals Lasarew, der, wenn man die Hauptreserve noch hinzurechnet, über **21** Bataillone, **6** Eskadrons, **19** Ssotnien und **92** Geschütze verfügte, hätte vielleicht die Entscheidung bringen können. Jedenfalls aber hätte er, in der gleichen glänzenden Weise wie am 3. Oktober ausgeführt, das Detachement Schelkownikow sicherlich nicht in eine so kritische Lage kommen lassen und es vor empfindlichen Verlusten bewahrt.

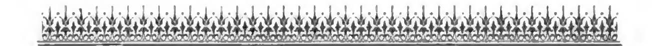
Einen nicht geringen Einfluß auf den Ausgang des Kampfes übte ferner das Fehlen stärkerer Kräfte der Eriwankolonne aus. General Tergukassow wußte, daß in den ersten Oktobertagen eine Hauptschlacht am Aladja stattfinden sollte. Die von ihm Ende August in die Wege geleitete Offensive gegen Ismail Pascha war mißglückt. Seit diesem Zeitpunkt stand er abwartend dem gleichfalls sich tatenlos verhaltenden Gegner gegenüber. Das ganze zögernde Verhalten Ismail Paschas hätte Tergukassow wohl überzeugen können, daß, wenn er selbst nicht mehr an ein Vorgehen dachte, auch

schwächere Kräfte allein zum Aufhalten des rechten türkischen Flügels genügten. Es kann ihm daher, weil er nur 2 Bataillone zum General Schelkownikow stoßen ließ, der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er der Gesamtlage nicht entsprechend verfahren ist. Für eine so ausgedehnte Umgehung, wie sie dem Detachement Schelkownikow übertragen wurde, war aber dieses, sollte es eine Entscheidung bringen, ohne bedeutende Verstärkung durch die Eriwankolonne zu schwach.

(Schluß folgt.)

Fernkorn,
Oberleutnant im Infanterie-Regiment von Alvensleben (6. Brandenburgischen) Nr. 52,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.





Eine Winterübung in Ostpreußen.

Winterübungen stören zwar das gleichmäßige Fortschreiten der Einzelausbildung von Mann und Pferd, andererseits bilden sie aber eine erfrischende Abwechselung in dem leicht einschläfernd wirkenden Einerlei des täglichen Winterdienstes. Sie bieten Gelegenheit, über die besonderen Bedingungen der Tätigkeit im Felde während der kalten Jahreszeit manche Erfahrungen zu sammeln. Muß man im ganzen Korpsbereiche gewärtig sein, daß zu den ausgedehnteren Winterübungen außer den großen auch kleinere Standorte bald hier, bald dort herangezogen werden, so ergibt sich daraus die Notwendigkeit, überall Mann und Pferd dauernd in einer gewissen Kondition zu erhalten. Das kommt wiederum der steten Kriegsbereitschaft zugute.

Während im Winter 1902/03 eine größere Übung Truppen aller Waffen aus den Standorten Königsberg, Braunsberg, Allenstein, Bischofsburg und Insterburg an der Alle bei Heilsberg zum Kampfe zusammengeführt hatte — das Kürassier-Regiment Graf Wrangel ritt dabei in acht Stunden etwa 75 km, eine Kürassierpatrouille aus Königsberg erschien am zweiten Übungstage vor Lötzen (140 km) —, fand im Dezember 1903 eine Aufklärungsübung zwischen den Standorten Königsberg, Tilsit und Insterburg statt. Skizze 3

Ihr Zweck war Aufklärung auf größere Entfernungen, wobei Blau einen ausgedehnten Landstrich gegen die Einsicht durch den Feind schützen, Rot vom Gegner besetzte Wasserlinien ohne besondere Vorbereitungen überschreiten sollte. Damit den Parteiführern die Möglichkeit gewährleistet blieb, für den zweiten Tag zum Kampf im Dienste der Aufklärung nach Bedarf ihre weit getrennten Abteilungen zu vereinigen, erhielten diese für den ersten Tag bestimmte Marschziele vorgeschrieben. Nur den Offizierpatrouillen wurde eine derartige Beschränkung nicht auferlegt.

An der Übung nahmen teil:

1. Offizierpatrouillen, jede 1 Offizier und 12 Pferde stark;
2. Aufklärungseskadrons, je 30 Pferde unter einem Rittmeister, dazu eine weiße Flagge;
3. Jagdkommandos, jedes 1 Offizier, 15 Radfahrer und 15 Infanteristen zu Fuß stark.

Beim I. Armeekorps sind, den Bestimmungen des Generalkommandos zufolge, von jedem Infanterie-Regiment unter der Leitung eines Offiziers 1 Unteroffizier und 4 Mann pro Kompagnie für den Dienst der Jagdkommandos nach folgenden Gesichtspunkten auszubilden: Sie sollen auf weite Entfernung Erkundungen und besondere Unternehmungen ausführen, dabei Gefechte vermeiden, ihr Ziel mehr durch List und Verschlagenheit als durch kühnes Drauflosgehen zu erreichen suchen, sich selbst nicht verraten, den Feind aber täuschen. Besonderer Wert ist zu legen auf große Marschleistungen, sicheres Zurechtfinden mit Karten und Kompaß in jedem Gelände und auf gute Meldungen.

4. Pionierabteilungen, und zwar:

a) bei Blau Sprengtrupps, je 1 Offizier*) und 12 Pioniere mit einem Feldmineurwagen (nur einem Trupp wurde kein Wagen beigegeben, seine Sprengmunition vielmehr auf demjenigen eines anderen Trupps mitfortgeschafft);

b) bei Rot Übersetzkommandos, je 1 Offizier und 22 Pioniere; ihnen standen je 1 Faltbootwagen aus Tilsit und Insterburg sowie ein Leiterwagen mit unvorbereitetem Brückenbaumaterial, wie man es überall im Lande findet, zur Verfügung.

Besondere Anordnungen waren für Unterbringung, Verpflegung und Nachrichtenübermittlung getroffen. Die Unterbringung sollte in „engen Quartieren" ohne Verpflegung und ohne vorherige Ansage erfolgen. Die Regierungspräsidenten in Königsberg und Gumbinnen überwiesen dafür zusammen 110 Marschroutenblanketts, die an alle Abteilungen bis zu den Patrouillen herab verteilt wurden, und veranlaßten ferner, daß die bevorstehende kriegsmäßige Einquartierung in den beteiligten Kreisen durch die Landräte bekannt gemacht wurde.

Hinsichtlich der Verpflegung war bestimmt: Die Mannschaften erhalten die große Beköstigungsportion, welche ihnen in Konserven nebst 1 Brot- und 1 Zwiebackportion mitzugeben ist. Kochholz ist an Ort und Stelle durch Offiziere anzukaufen. Die Dienstpferde erhalten die große Ration, deren Hafer für die Kavallerie auf Futterwagen (pro Aufklärungseskadron einer) mitzuführen ist. Für die Pferde der Stäbe, der Pionierkommandos, der Schiedsrichter und der zu diesen kommandierten Meldereiter darf der Hafer an den Bedarfsorten freihändig angekauft werden, sofern er nicht ohne Vermehrung des Fuhrparks aus der Garnison mitgeführt werden kann. Das erforderliche Rauhfutter ist an den Bedarfsorten freihändig anzukaufen.

Zur Erleichterung der Nachrichtenübermittlung endlich wurde von je einer Aufklärungseskadron aus Königsberg, Tilsit und Insterburg der Kavallerietelegraph des Regiments, außerdem von den Offizierpatrouillen aus Insterburg eine Anzahl Brieftauben mitgeführt. Die Oberpostdirektionen in Königsberg und Gumbinnen er-

*) Diese Offiziere wurden auf Dienstpferden beritten gemacht.

klärten sich mit der Benutzung der Reichstelegraphenanlagen durch Anschalten von Kavallerietelegraphen einverstanden, erstere stellte auch für die Dauer der Übung Nachtdienst auf den Ämtern Allenburg, Wehlau, Tapiau und Labiau sicher.

Die allgemeine Kriegslage für die Übung lautete: Rot hat an Blau überraschend den Krieg erklärt. Von vorher stattgehabten Ansammlungen oder Bewegungen größerer Truppenkörper auf roter oder blauer Seite ist beiderseits nichts bekannt geworden. Königsberg ist noch nicht armiert. (Annahme: Die Landesgrenze zwischen Rot und Blau wird durch die Grenzen der Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen gebildet.)

Die Aufgabe für Rot war folgende:

Besondere Kriegslage.

Der Mobilmachungsbefehl ist in den auf dem Friedensfuße sich befindenden Grenzgarnisonen in der Nacht vom 16. zum 17. Dezember telegraphisch überraschend eingetroffen.

Vom Divisions-Stabsquartier Stallupönen ist daraufhin folgender Befehl an die Garnisonen Insterburg und Tilsit durch auf Lokomotiven beförderte Ordonnanzoffiziere übermittelt worden:

D.-St.-Qu. Stallupönen, 17. 12. 03, 2^{00} nachts.

Divisions-Befehl.

1. Rot hat an Blau den Krieg erklärt.

2. 2. Division beabsichtigt, mit sämtlichen in den Garnisonen Tilsit, Insterburg, Gumbinnen, Stallupönen, Darkehmen und Goldap verfügbaren Truppen übermorgen einen überraschenden Vorstoß auf das, sicherem Vernehmen nach, noch nicht armierte Königsberg zu unternehmen.

3. Zur Aufhellung der auf feindlicher Seite herrschenden Verhältnisse sowie zur Offenhaltung der Deime—Allelinie für den beabsichtigten Vorstoß sind sofort zu entsenden:

a) Von Tilsit eine Aufklärungseskadron und ein Infanteriejagdkommando auf der Straße Gr.-Skaisgirren—Labiau. Erstere hat heute Laukischken, letzteres Mehlauken zu erreichen. Eine von der Aufklärungseskadron vorzutreibende Offizierpatrouille hat zu versuchen, bereits im Laufe des heutigen Tages die Deimelinie zu überschreiten.

b) Von Insterburg je eine Aufklärungseskadron und ein Infanteriejagdkommando auf der Straße Taplacken—Tapiau und Jodlauken—Allenburg—Friedland. Auf ersterer hat die Eskadron im Laufe des heutigen Tages Petersdorf, das Infanteriejagdkommando Taplacken, auf letzterer die Eskadron Allenburg, das Infanteriejagdkommando Ilmsdorf zu erreichen. Die beiden von den

Aufklärungseskadrons vorzutreibenden Offizierpatrouillen müssen tunlichst noch heute die Deime- resp. die Allelinie passieren.

4. Am morgigen Tage haben sich die Aufklärungseskadrons und Infanteriejagdkommandos möglichst früh in den Besitz der Deime—Allelinie zu setzen, um sie für den beabsichtigten Vorstoß offen zu halten.

Die Patrouillen, welche so nahe wie möglich an Königsberg heranzufühlen haben, senden ihre Meldungen an die Aufklärungseskadrons, die für ihre schleunige Rückbeförderung an die Geschäftszimmer in den Garnisonen Sorge tragen.

Die Offizierpatrouillen des Ulanen-Regiments Nr. 12 sind bei günstiger Witterung mit je 8 Brieftauben zu versehen und haben diese für besonders wichtige Meldungen (außer der schriftlichen Meldung) zu benutzen.

5. Morgen früh werden voraussichtlich drei Pionierkommandos in Wehlau eintreffen, welche die Aufgabe haben, etwa vom Feinde zerstörte Brücken über die Alle und Deime wiederherzustellen. Den Führern dieser Kommandos sind bei ihrem Eintreffen seitens des Majors M. die Befehle auszuhändigen, ob und welche Übergänge für die Truppen passierbar gemacht werden sollen.

Sowohl vom Dragoner-Regiment Nr. 1. wie auch vom Ulanen-Regiment Nr. 12 ist der Faltbootwagen, ersterer nach Laukischken, letzterer nach Petersdorf mitzuführen, und sind dieselben dort den Führern der Pionierkommandos zur Verfügung zu stellen.

6. Major M., Feldartillerie-Regiment Nr. 1, hat sich heute nach Petersdorf zu begeben. Seitens der Aufklärungseskadrons und Infanteriejagdkommandos ist ihm zu melden, ob die vorgeschriebenen Ziele erreicht worden sind. Ebenso ist ihm am folgenden Tage Kenntnis zu geben, ob die Deime—Alleübergänge in Besitz genommen worden sind und gehalten werden können.

Sollten Verschiebungen in der Lage eintreten, welche eine andere Verwendung der vorgesandten Eskadrons und Infanteriejagdkommandos notwendig erscheinen lassen, so ist den Anordnungen des Majors M., welchem für den zweiten und dritten Tag sämtliche vorgesandten Abteilungen unterstellt sind, Folge zu leisten.

gez. v. X.,
Generalleutnant.

Schriftlich durch Ordonnanz-
Offiziere den Truppenteilen.

Die Aufgabe für Blau wurde durch folgenden Gouvernementsbefehl festgestellt:

Königsberg, 17. 12. 03, 1⁰⁰ morgens.

Gouvernementsbefehl.

1. Rot hat an Blau den Krieg erklärt.

2. Der Armierungsbefehl für Königsberg ist erlassen.

3. Zur Sicherung der Festung gegen etwaige feindliche Vorstöße sowie zur Aufklärung der Verhältnisse bei Insterburg und Tilsit sind sofort zu entsenden:

Je eine Aufklärungseskadron und ein Infanteriejagdkommando auf den Straßen:

über Friedland—Allenburg auf Insterburg,
" Tapiau—Wehlau auf Insterburg,
" Labiau—Gr.-Skaisgirren auf Tilsit.

Auf der ersteren hat im Laufe des heutigen Tages die Eskadron Friedland, das Infanteriejagdkommando Georgenau, auf der zweiten die Eskadron sowie das Infanteriejagdkommando Tapiau, auf der dritten die Eskadron und das Infanteriejagdkommando Labiau zu erreichen.

4. Es sind mitzugeben:

1. dem Infanteriejagdkommando Georgenau:
Sprengkommando I zur Zerstörung der Allebrücken bei Allenburg und Leissienen;
2. dem Infanteriejagdkommando Tapiau:
Sprengkommando II zur Zerstörung der Allebrücke bei Wehlau,
Sprengkommando III (die Sprengmunition ist von dem Feldmineurwagen des Sprengkommandos II bei dessen Durchfahrt durch Tapiau zu entnehmen) zur Zerstörung der Deimebrücken in Tapiau;
3. dem Infanteriejagdkommando Labiau:
Sprengkommando IV zur Zerstörung der Deimebrücken bei Labiau.

Die näheren Befehle bezüglich der Zerstörungen haben die Führer der Pionierkommandos von Major v. W. entgegenzunehmen.

Die Sprengungen haben sobald wie möglich zu erfolgen.

(Die Ladung wird durch Holzkörper markiert, und ist die Sprengung von den Schiedsrichtern als gelungen zu erklären, wenn die Detonation der Sprengkapseln richtig erfolgt und die Ladung gut angelegt ist; andernfalls bleiben die Brücken auch für Rot passierbar.)

5. Von den Eskadrons sind Offizierpatrouillen heute noch tunlichst bis Gr.-Astrawischken, Norkitten und Gr.-Skaisgirren vorzutreiben.

Die beiden ersteren sind zu instruieren, daß in Gr.-Plateniscken (etwa 7 km südwestlich Insterburg) ein Spion wohnt, der sich schon öfter als zuverlässig bewährt hat und sicher über die etwaigen Absichten des Gegners orientiert ist. (Er ist durch einen Unteroffizier mit gelber Flagge markiert.)

6. Am morgigen Tage haben die Aufklärungseskadrons und Infanteriejagd- und die Pionierkommandos die Alle—Deimelinie gegen etwaige Vorstöße des Gegners zu halten.

Die Offizierpatrouillen, welche möglichst nahe an Insterburg und Tilsit vorzutreiben sind, senden ihre Meldungen an die Aufklärungseskadrons, die für ihre schleunige Rückbeförderung an das Geschäftszimmer des Kürassier-Regiments Nr. 3 zu sorgen haben.

Sämtliche Offizierpatrouillen sind bei günstiger Witterung mit je acht Brieftauben zu versehen*) und haben diese für besonders wichtige Meldungen (außer der schriftlichen Meldung) zu benutzen.

7. Major v. W., Grenadier-Regiment Nr. 1, hat sich heute nach Tapiau zu begeben. Seitens der Aufklärungseskadrons und Infanteriejagdkommandos ist ihm zu melden, ob die vorgeschriebenen Ziele erreicht worden sind, seitens der Pionierkommandos, ob die befohlenen Zerstörungen stattgefunden haben.

Ebenso ist ihm am folgenden Tage Kenntnis zu geben, ob die Alle—Deimelinie gehalten werden kann. Sollten Verschiebungen in der Lage eintreten, welche eine andere Verwendung der vorgesandten Eskadrons und Infanteriejagdkommandos notwendig erscheinen lassen, so ist den Anordnungen des Majors v. W., welchem für den zweiten und dritten Tag sämtliche vorgesandten Abteilungen unterstellt sind, Folge zu leisten.

gez. X.,
General der Infanterie.

Den Truppenteilen schriftlich
durch Ordonnanzoffiziere.

Die Bewegungen begannen auf beiden Seiten am 17. Dezember um 7⁰⁰ früh. Es herrschte milder Frost ohne Wind. Der frischgefallene Schnee lag etwa 8 cm hoch, er ballte sich unter den Pferdehufen. Die Straßen waren stellenweise recht glatt, die Flußläufe teils mit Eis bedeckt, teils noch offen. Passierbar war die Eisdecke nirgends. Es herrschte also derjenige Zustand vor, der im Niemendelta als „Schaktarp"**) bezeichnet wird, die Zeit, in welcher der Kahnverkehr auf den Wasserläufen schon aufgehört, der Verkehr über das Eis aber noch nicht begonnen hat, so daß alle Verbindungen sehr erschwert oder ganz unterbrochen sind.

Der Zustand der Landwege bildete an manchen Orten ein beträchtliches Hindernis für Truppenbewegungen. Die Gegend hat vielfach schweren fetten Lehmboden, der bei regnerischem Herbst- oder weichem Winterwetter durch Last- und Holzfuhren tief ausgefahren wird. Nach einer Vorschrift oder einem allgemeinen Übereinkommen sollen zwar die Landwege allabendlich von den Gemeinden „geschleppt", d. h. mit einer Egge oder Walze geebnet werden, solange sie noch weich sind. Läßt der Frost aber auf sich warten, droht er oft, ohne zu kommen, so schläft diese mühsame Arbeit allmählich ein, und der Frost überrascht gelegentlich die unvorbereiteten Verkehrslinien.

*) Dies unterblieb, weil nach Ansicht der Fortifikation Königsberg die Witterung für die Verwendung von Brieftauben nicht günstig war.

**) Nach einer Erklärung des ostpreußischen Schriftstellers Ernst Wichert ist „Schak-tarp" ein litauisches Wort und bedeutet, wörtlich übersetzt, „zwischen Zweigen". Man hat hierbei an die Zeit zu denken, wo in diesem den Überschwemmungen der großen Flüsse ausgesetzten Gebiet die Wege nur durch aufgelegte Baumzweige, also Herstellung eines Knütteldamms, gangbar gemacht werden können.

Hartgefroren liegt dann Geleise neben Geleise und dazwischen scharfe Erdkämme von den unregelmäßigsten Formen, so daß die Wege nahezu unpassierbar werden; führen sie gar noch durch Sturzacker, der ein seitliches Ausweichen unmöglich macht, so können Truppen nur mühsam und äußerst langsam vorwärtskommen.

Diese Verhältnisse erschwerten auch während der Übung vielfach die Märsche.

Die Chausseen befanden sich in gutem Zustande und boten bis auf Schnee und Glätte keinerlei Erschwernis.

Die Hauptentfernungen bis Königsberg betragen:

1. von Tilsit über Labiau 115 km,
2. „ Insterburg über Tapiau 90 km,
3. „ Insterburg über Allenburg—Friedland 115 km.

Diese drei Straßen umfassen zugleich das Übungsgebiet.

Die bei Rot von Tilsit abgerittene Aufklärungseskadron (Dragoner-Regiment Nr. 1) unter Rittmeister A. hatte als nächstes Ziel Gr.-Skaisgirren (28 km). Sie mußte unterwegs mehrfach absitzen, um die Hufe von den Schneeballen zu befreien. Schließlich ließ sie die Strohsohlen herausnehmen und durch starkes Einschmieren mit grüner Seife ersetzen, wozu in Sandlauken ein Halt von zehn Minuten gemacht wurde.

In Gr.-Skaisgirren, das sie um 10^{10} vormittags, also nach dreistündigem Marsch, erreichte, legte die Eskadron eine Futterpause von 40 Minuten ein.

Beim Weitermarsche mußte ein etwa 3 km langes glattes Steinpflaster bei Mehlauken und Alexen sowie die 7 km lange glatte Chausseestrecke durch die Sternberger Forst überwunden werden. Die Stollen waren bis dahin schon ziemlich abgenutzt. Um 2^{45} nachmittags traf die Eskadron in Laukischken (58 km) ein.

Von dort sandte Rittmeister A. zwei Posten von je 1 Unteroffizier und 4 Reitern nach der noch unversehrten Eisenbahnbrücke von Schelecken und nach der Fährstelle von Gr.-Pöppeln ab.

Am Morgen waren der Eskadron zwei Offizierpatrouillen vorausgeeilt. Leutnant B. sollte mit 12 Pferden sobald wie möglich die Deime auf der Eisenbahnbrücke bei Schelecken überschreiten und dann auf der nördlichen Chaussee gegen Königsberg vorgehen, um frühzeitig über dort etwa stattfindende Truppenansammlungen Meldungen erstatten zu können. Leutnant C. hatte ihn mit 7 Reitern zunächst zu begleiten, um ihn beim Deimeübergange zu unterstützen, dann aber auf Labiau auszubiegen und dort die Chausseebrücke zu besetzen.

Um 12^{30} nachmittags erreichte Leutnant B. die Eisenbahnbrücke (62 km von Tilsit), überschritt sie ungehindert, ritt weiter, machte in Gr.-Droosten eine zweistündige Futterpause und war 8^{30} abends in Neuhausen, 105 km von Tilsit.*)

*) Mit Umwegen ritt die Patrouille an diesem Tage 117 km.

Bei Neudamm an der Königsberger Ringchaussee stieß er auf eine feindliche Infanteriepostierung.

In Anbetracht der Wegeverhältnisse ist die Leistung dieser Patrouille als eine recht gute zu bezeichnen.

Unterwegs hatte Leutnant B. übrigens feindliche Radfahrer und eine kleine Infanterie-Abteilung bei Gr.-Legitten angetroffen, welche aber, hier noch keinen Feind vermutend, mit ungeladenen Gewehren marschierte und nur zu wenigen übereilten Schüssen kam. Leutnant C. hatte inzwischen gegen Labiau aufgeklärt und den Ort von feindlichen Reitern besetzt gefunden.

Um 4^15 nachmittags erschien dann ein blaues Sprengkommando an der Eisenbahnbrücke, verdrängte den roten Dragonerposten und zerstörte den Übergang, so daß die Eskadron des Rittmeisters A. die Verbindung mit ihrer Offizierpatrouille verlor.

Zur Nacht setzte Rittmeister A. bei Schelecken noch einen Posten aus und ließ die Eingänge von Laukischken bewachen.

Das Jagdkommando vom Infanterie-Regiment Nr. 41, welches ebenfalls um 7^00 früh von Tilsit abmarschiert war, hatte um 3^00 nachmittags Mehlauken erreicht, den 39 km betragenden Weg also in acht Stunden zurückgelegt. In Mehlauken bezog es enge Quartiere.

Für den 18. erhielt Rittmeister A. von Major M. (dem für den zweiten und dritten Tag alle vorgesandten Abteilungen von Rot unterstanden) aus dem Alarmquartier Petersdorf (nordöstlich Wehlau) den Befehl, sich mit Gewalt in Besitz des Labiauer Überganges zu setzen. Zu dieser Unternehmung wurde ihm das Jagdkommando unterstellt und von ihm nach Laukischken herangezogen. Es brach infolgedessen um Mitternacht von Mehlauken wieder auf und traf um 5^00 früh in Laukischken ein.

Seinen Faltbootwagen sandte Rittmeister A. um 2^30 morgens nach Oppen an der Chaussee Tapiau—Taplacken, wohin ihn Major M. berufen hatte.

Blau setzte am 17., dem Gouvernementsbefehl von 1^00 morgens entsprechend, um 7^00 früh die verschiedenen Abteilungen auf Labiau in Marsch.

Die Aufklärungseskadron vom Kürassier-Regiment Nr. 3 unter Rittmeister D. traf ohne Zwischenfall um 12^00 mittags in Labiau ein (47 km). Eine halbe Stunde später erschien auch der Offizier des Sprengkommandos vom Pionier-Bataillon Nr. 18, der richtigerweise seinen Leuten vorausgeeilt war. Sogleich wurden mit Hilfe von Kürassieren Vorbereitungen für die Sprengung getroffen. Bald nach 1^00 nachmittags kam der Sprengtrupp selbst an, der zur Fahrt auf den Feldmineurwagen gesetzt worden war. Im ganzen waren drei Joche mit 60 40 cm starken Pfählen zu sprengen, was die Anbringung von 480*) Sprengkörpern erforderte. Um 2^00 nach-

*) Auf dem Feldmineurwagen werden in Wirklichkeit 1800 Sprengkörper mitgeführt.

mittags machte die Meldung vom Erscheinen einer feindlichen Eskadron dicht südlich Labiau eine Unterbrechung der Arbeit notwendig; doch stellte es sich bald heraus, daß es sich nur um eine Patrouille von 12 Pferden gehandelt hatte — diejenige des Leutnants B. —, welche sich bei Bullbeckshöfchen gezeigt hatte, beschossen wurde und wieder verschwand. Um 2^{45} nachmittags erfolgte die Sprengung der Brücke durch drei Glühzünder. Sodann machten sich die Pioniere an die Herstellung einer Fähre für das Übersetzen von Patrouillen.

Da inzwischen Rittmeister D. auch die Sprengung der Eisenbahnbrücke von Schelecken befohlen hatte, rückte der Offizier des Sprengtrupps mit vier Pionieren und dem Feldmineurwagen unter Bedeckung einer starken Küraissierpatrouille dorthin ab. Es gelang, den auf der Brücke stehenden Posten von zwei roten Dragonern ohne einen Schuß aufzuheben. Die Brücke bestand aus zwei Gitterträgern. Da die Dunkelheit eine genaue Berechnung der Ladungen verhinderte, aber Eile geboten war, so wurde an jede Gurtung ein Kasten mit 250 Sprengkörpern gebunden und in jeden Kasten ein Glühzünder gebracht. Die Sprengung geschah um 4^{15} nachmittags.

Gleich nach dem Eintreffen bei Labiau hatte Rittmeister D. 1 Unteroffizier und 5 Reiter nach Gr.-Pöppeln entsandt, um die dortige Fähre zu zerstören und Verbindung mit der benachbarten Aufklärungseskadron bei Tapiau aufzunehmen.

An die in Labiau hergestellte Fähre sowie an den West- und Südausgang des Ortes wurden Doppelposten geschickt.

Um 4^{00} nachmittags erreichte auch das Jagdkommando vom Infanterie-Regiment Nr. 43 Labiau. Es hatte den Marsch von 47 km in 9 Stunden zurückgelegt.

Die Offizierpatrouille unter Leutnant E. hatte zunächst die Eskadron bis Labiau begleitet und war dann von dort nach einstündiger Futterpause weitergeritten. Sie stieß zwar auf die feindliche Eskadron, konnte sie aber umgehen und traf um 6^{00} nachmittags nach 11 stündigem Ritt in Gr.-Skaisgirren ein (87 km).

Als Rittmeister A. am 18. früh mit seinen vereinigten Abteilungen um 6^{15} gegen Labiau vorging, um sich des Überganges zu bemächtigen, fand er die Brückenstelle besetzt. Es gelang ihm zwar, den Gegner im Feuergefecht von ihr zu verdrängen, nicht aber, die gründlich zerstörte Brücke (Annahme) wiederherzustellen. Unter Zurücklassung einer Patrouille ging er daher wieder nach Schelecken, um dort etwaige Meldungen über den Fluß hinüber in Empfang zu nehmen.

Die Offizierpatrouillen beobachteten am 18. die feindlichen Garnisonen, gegen welche sie am 17. angeritten waren. Leutnant B. (rot) hatte, durch Posten gesichert, die Nacht in Neuhausen zugebracht. Am Morgen beobachtete er das Vorgehen feindlicher Infanterie aus Königsberg, welche Neuhausen und Trausitten besetzte und dort Vorposten ausstellte.*)

*) Die genauen Angaben über die blauen Vorposten finden sich weiter unten, S. 619.

Die Meldungen hierüber erreichten aber ihr Ziel nicht, denn die Meldereiter fanden Labiau, die Eisenbahnbrücke von Schelecken und die Fährstelle bei Gr.-Pöppeln in Feindeshand. Der Versuch des Übersetzens auf kleinem Boote gelang wegen des mittlerweile zu stark gewordenen Eises nicht, und das Herüberrufen der Meldungen mißglückte, weil die sprindigen Stellen in den Wiesen die Dragoner daran hinderten, nahe an das eigentliche Ufer zu kommen. Hier hätten vielleicht Winkerflaggen mit Vorteil verwendet werden können.

Leutnant B. wich mit seiner Patrouille am Nachmittage gegen Labiau zurück.

Leutnant E. (blau) verließ Gr.-Skaisgirren am 18. früh 5^{30}, stieß um 7^{00} bei Sandlauken auf feindliche Infanterie, umritt deren rechten Flügel, stellte fest, daß die Übergänge an der Arge vom Feinde besetzt seien, und ging bis Pachuschienen zurück, wo er um 11^{15} eintraf und bis 2^{00} nachmittags zu weiterer Beobachtung blieb. Die roten Vorposten*) vom II. Bataillon Infanterie-Regiments Nr. 41 standen — nach den Vorschriften der russischen F.-O.**) gegliedert — mit der Sicherungsreserve an der Brücke von Neu-Argeningken, mit Posten in der Linie: Brücke westlich Argelothen—Sandlauken (Horchposten)—Seikwethen—Graudßen.

Die rechtzeitig zurückgelangten Meldungen des Leutnants E. stellten den rechten feindlichen Flügel richtig fest. Zur genauen Erkundung auch des linken langte die Zeit bis zur Beendigung der Übung nicht mehr.

In der Mitte des Übungsgebietes handelte es sich wesentlich um den Besitz des Deimeüberganges bei Tapiau. Blau, das bei gleichen Aufbruchszeiten einen um etwa 10 km kürzeren Weg hatte als Rot von Insterburg aus, erreichte Tapiau mit der Aufklärungseskadron des Rittmeisters F. vom Kürassier-Regiment Nr. 3 um 10^{30} vormittags. Posten wurden ausgestellt an den Pregel- und Deimebrücken sowie an der Straße nach Insterburg in der Sauditter Forst, demnächst auch an der Kahnfähre bei Kl.-Schleuse, 1 km nordöstlich Tapiau, nachdem dort eine feindliche Offizierpatrouille gegen 11^{00} vormittags die Deime durchschwommen hatte (Annahme).

Diese Patrouille — Leutnant G. — war, ehe sie ins Wasser ging (Annahme), zwar am östlichen Ufer im Schutze des Chausseedammes einige Zeit halten geblieben, um die Pferde sich abkühlen zu lassen. Gleichwohl wurde vom Schiedsrichter mit Recht angenommen, daß bei dem Versuche des Durchschwimmens mit vollem Gepäck

*) Die Vorposten, welche am 18. vor Königsberg, Insterburg und Tilsit standen, sollten vor allem als Scheibe für die erkundenden Offizierpatrouillen dienen. Es waren bei ihnen überall Rekruten eingetreten, um für diese die Gelegenheit zur Übung im Vorpostendienste zu benutzen. Die Königsberger Ringchaussee wurde von Blau schon am 17. besetzt, eine größere Vorpostenstellung dagegen erst am 18. früh eingenommen.

**) Die russische F.-O. vom Jahre 1901 ist bei Mittler u. Sohn in guter Übersetzung (von Hauptmann Reichardt) erschienen. Das Buch enthält zugleich die vom General Dragomirow verfaßte „Vorschrift für das Gefecht von Abteilungen aller Waffen", welche gegenwärtig für die Kampfweise des russischen Heeres allein gültig ist.

nur das Pferd des Offiziers und von den Dienstpferden die drei kräftigsten das westliche Ufer erreicht hätten, während 9 Pferde umgekommen wären. Dieser Annahme zufolge wurde es Leutnant G. gestattet, mit 3 Begleitern die Deime auf der Brücke zu überschreiten und auf Königsberg weiterzureiten. Er erreichte nachmittags das Defilee von Lauth. Unterwegs war er ungehindert an einem rastenden feindlichen Jagd- und Sprengkommando vorbeigekommen, das sich im Marsche auf Tapiau befand und dort um 2⁰⁰ nachmittags anlangte.

Auf Grund der verschiedenen Anordnungen des seit Mittag persönlich anwesenden Führers von Blau, Majors v. W., gestalteten sich nun die Dinge bei Tapiau und östlich folgendermaßen:

Die Eskadron des Rittmeisters F. behielt allein den Schutz der Deimebrücke, wozu sie den dort stehenden Posten auf 12 Reiter verstärkte, die nach Bedarf, von Mitternacht an aber dauernd, mit zweistündiger Ablösung bis zum Ostrande der Sanditter Forst patrouillieren sollten. Das Jagdkommando vom Grenadier-Regiment Nr. 3 richtete sich am Gehöft Kl.-Schleuse als Feldwache ein.

Von den beiden Sprengtrupps verblieb der für Wehlau bestimmte, Nr. II vom Pionier-Bataillon Nr. 1, wegen Ermüdung für den 17. in Tapiau. Der andere, Nr. III von demselben Bataillon, bereitete zunächst den dritten (von Tapiau gerechnet) der vier Hochwasserdurchbrüche nordöstlich des Ortes in der Chaussee nach Insterburg zur Sprengung durch Leitfeuer und Detonationsübertragung vor. Zur Bewachung blieb ein Posten — 1 Unteroffizier, 3 Pioniere — zurück, der aber aus Friedensrücksichten für die Zeit von 8⁰⁰ abends bis 5⁰⁰ früh eingezogen wurde. Demnächst rückte das Kommando an die Straßenbrücken über den Pregel und die Deime, um auch ihre Sprengung vorzubereiten. Beabsichtigt wurde, je ein Pfahljoch der Brücken, und zwar dasjenige vor der Klappe dicht oberhalb des Wasserspiegels, zu sprengen. Wegen der zunehmenden Dunkelheit und der herrschenden Glätte unterblieb aber die entsprechende Anbringung der Ladungen, da die Arbeiten mit Rücksicht auf die Friedensverhältnisse zu gefährlich erschienen. Es ward vielmehr nur je eine Reihenladung vorbereitet, welche beim Herannahen des Gegners auf die Brückenbahn geworfen werden sollte. Die ursprünglich beabsichtigten Ladungen sollten dann am 18. bei Tagesanbruch angebracht werden.

Nach Wehlau war schon mittags eine Telegraphenpatrouille unter Leutnant H. vorgeschoben. Sie sollte beobachten und die telegraphische Verbindung zwischen Wehlau und Tapiau aufrechterhalten, und zwar, falls Station Wehlau in Feindeshand fiele, durch Einschalten des Kavallerietelegraphen.

In der Tat leistete diese Patrouille durch ihre telegraphischen Meldungen wesentliche Dienste, besonders am Vormittag des 18.

Die weitere Aufklärung gegen Insterburg lag der Patrouille des Leutnants K. ob. Sie war von Tapiau nach ¾ stündiger Rast um 11⁴⁵ vormittags aufgebrochen.

mußte unterwegs bei Taplacken einem feindlichen Stabe ausweichen, erschien 5^{45} nachmittags vor Insterburg, suchte 6^{30} in Gr.-Platenischken den Spion*) auf und erreichte 7^{30} nachmittags Gr.-Bubainen, wo sie nächtigte. Die im ganzen am 17. zurückgelegte Entfernung betrug etwa 100 km, eine gute Leistung.

Die Meldungen des Leutnants K. gaben dem Führer von Blau ein zutreffendes Bild von dem gegen ihn gerichteten feindlichen Anmarsch.

Dieser verlief in der befohlenen Weise: Die rote Aufklärungseskadron vom Ulanen-Regiment Nr. 12 unter Rittmeister R. erreichte am 17. 12^{00} mittags Petersdorf, das Jagdkommando vom Infanterie-Regiment Nr. 45 unter Leutnant O. 3^{00} nachmittags Taplacken. Hier war schon seit 11^{00} vormittags eine Kavallerie-Telegraphenpatrouille stationiert. Der Führer von Rot, Major M., nahm in Petersdorf Quartier. Er wußte (Mitteilung der Leitung), daß seine Division zum Vormarsch auf Königsberg sich mit den Hauptkräften bei Wehlau und nur mit Seitendetachements bei Labiau und Allenburg sammeln wollte. Als er nun bald nach 1^{00} nachmittags in Petersdorf die Meldung erhielt, daß der Feind die Brücken von Tapiau besetzt habe, beschloß er, sich am anderen Morgen dieser Übergänge auf der geraden Straße Insterburg—Königsberg zu bemächtigen, dazu von der nördlichen Gruppe wenigstens den Faltbootwagen, von der südlichen das Jagdkommando unter Leutnant R. zur Verstärkung an die mittlere Gruppe heranzuziehen. Der entsprechende Befehl erging in Petersdorf 4^{30} nachmittags und wurde durch Meldereiter an die nördliche und südliche Gruppe überbracht, wo er 8^{30} (bis Laukischken 28 km) bezw. 9^{30} abends (bis Ilmsdorf über Allenburg 32 km) eintraf, in Anbetracht der Dunkelheit, des unbekannten Geländes und der Witterungsverhältnisse eine gute Leistung.

Während der Nacht kam es, von Patrouillengeplänkeln abgesehen, zu keinen Zusammenstößen.

Der Führer des Jagdkommandos Leutnant O. erhielt vom Major M. auf seinen Vorschlag die Erlaubnis, schon um 1^{00} nachts von Taplacken aufzubrechen nnd einen Handstreich gegen die Übergänge von Tapiau zu versuchen. Gegen 5^{00} morgens erreichte das Kommando den Westrand der Sanditter Forst. Hier erfuhr der Führer von Leutnant L., der mit einer Patrouille der Aufklärungseskadron dauernd vom Jägerhaus aus beobachtet hatte, daß nur die Deimebrücke besetzt sei. Während daher das Jagdkommando ohne Aufenthalt den Marsch anf Tapiau fortsetzte, befahl der Führer von Blau, Major v. W., vom Anmarsch des Gegners durch Patrouillenmeldungen benachrichtigt, den Hochwasserdurchlaß und demnächst die Pregel- und Deimebrücken zu sprengen. Die Sprengung des Hochwasserdurchlasses mißlang ganz,

*) Der Spion teilte mit: „Gestern vormittag hörte ich bei meiner Anwesenheit im Rheinischen Hof in Insterburg, wie sich mehrere höhere Offiziere darüber unterhielten, daß beabsichtigt wird, mit allen Truppen aus Insterburg, Gumbinnen, Stallupönen, Goldap und Darkehmen am 19. 12. einen Versuch zu machen, sich durch einen Handstreich Königsbergs zu bemächtigen."

da der für die Nacht eingezogene Pionierposten hier erst wieder eintraf, als auch schon das rote Jagdkommando zur Stelle war. Dieses konnte infolgedessen im Schutze des Chausseedammes unschwer bis nahe an die Deimebrücke vordringen, welche durch die 6^{40} vormittags erfolgende Sprengung, ähnlich wie 40 Minuten früher die Pregelbrücke, nur oberflächlich beschädigt wurde; die Explosion der aufgeworfenen Reihenladung riß ein etwa 5 m breites Loch in den Belag (Annahme). Immerhin genügte die Unterbrechung, dem weiteren Vordringen des roten Jagdkommandos vorläufig ein Ziel zu setzen.

Inzwischen hatten die durch den Befehl des Majors M. vom 17. 12. 4^{30} nachmittags um 6^{00} vormittags am Chausseehaus Oppen versammelten Kräfte den Marsch auf Tapiau angetreten. Es waren:

a) die Aufklärungseskadron unter Rittmeister N., die voraustrabte,

b) das Jagdkommando vom Infanterie-Regiment Nr. 45 unter Leutnant R. — dieses hatte 2^{00} morgens Ilmsdorf verlassen, in Wehlau eine feindliche Kürassierpatrouille vertrieben und dann unangefochten den Sammelplatz 5^{40} morgens erreicht — und

c) zwei Übersetzkommandos vom Pionier-Bataillon Nr. 18, eins vom Pionier-Bataillon Nr. 1, welche zwei Stunden vorher (friedensmäßig) mit der Bahn in Wehlau eingetroffen waren. An Übersetzmitteln führten sie mit sich: einen Leiterwagen mit Behelfsmaterial und zwei Faltbootwagen. Von letzteren hatte einer die Eskadron des Rittmeisters N. aus Insterburg begleitet. Der andere war um 2^{30} morgens von Laukischken, wohin er mit der Eskadron aus Tilsit marschierte, aufgebrochen und bei Oppen 5^{45} morgens mit sehr gut und frisch aussehenden Pferden angelangt — eine recht anerkennenswerte Leistung.

Auf die Meldungen von den Vorgängen bei Tapiau hin ritt Major M. an den Westrand der Sanditter Forst vor und erkannte von hier aus die feindliche Besetzung jenseits der Deime. Major v. W. hatte nämlich inzwischen am Gehöft Kl.-Schleuse und auf dem Höhenrande dicht südlich davon die zum Fußgefecht mit unbeweglichen Handpferden abgesessene Eskadron des Rittmeisters F. und das Jagdkommando vom Grenadier-Regiment Nr. 3 entwickelt, während den Pionieren der Schutz der Deime- und Pregelbrücke verblieb. Auf Grund seiner Wahrnehmungen beschloß Major M., bei Kl.-Schleuse den Übergang gegen den an Zahl anscheinend schwächeren Verteidiger zu erzwingen. Er ließ die abgesessene Eskadron auf der Chaussee und nördlich davon, das Jagdkommando des Leutnants R. und die Pioniere links von der Eskadron vorgehen und zog das Jagdkommando des Leutnants C. an den linken Flügel heran. Nach etwa halbstündigem Feuergefecht schien gegen 8^{15} vormittags der Widerstand des Gegners einigermaßen niedergekämpft (Schiedsrichterspruch). Major M. befahl daher nunmehr dem ältesten Offizier der Übersetzkommandos, unter dem Schutze der übrigen

Truppen mit der Hälfte der Pioniere aus den Faltbooten eine Fähre zu bauen und zunächst das Jagdkommando des Leutnants R. überzusetzen. Während das Material über die Wiesen ans Ufer vorgetragen wurde, nahm das Feuer des Verteidigers wieder derart an Heftigkeit zu, daß der Angreifer zum Zurückgehen bis an den Westrand der Sanditter Forst gezwungen wurde (Schiedsrichterspruch).

Die schon zusammengesetzten Faltboote wurden im Schutze der Weiden am Nordrande der Chaussee zurückgelassen (Annahme, in Wirklichkeit blieben sie zur Vermeidung von Flurschäden ungedeckt liegen). Vom Westrande der Sanditter Forst ward das Feuer wieder aufgenommen. Es gewann bald aufs neue die Überlegenheit über das feindliche, und nun ging der Angreifer abermals, und zwar staffelweise, vor.

Um diese Zeit, 9^{10} vormittags, räumte der Verteidiger seine Stellung bei Kl.-Schleuse, er hatte während des schon ein und eine halbe Stunde währenden Gefechts seine Munition bis auf einen geringen Rest verschossen (Annahme), und der Führer befahl daher den Rückzug auf die Windmühlenhöhe etwa 1 km westlich Tapiau. Dorthin zogen sich auch die Pioniere von der Pregel- und der Deimebrücke heran. Nur eine Kürassierpatrouille blieb zur Beobachtung an der Deime zurück.

Der Angreifer erreichte nun rasch wieder die Stelle, wo die Faltboote lagen und die Übersetzarbeiten begannen. Die hartgefrorenen Wiesen waren zwar an einzelnen Stellen von Gräben durchzogen, boten hier aber der Bewegung kein Hindernis. Die Deime trug an beiden Ufern eine mehrere Meter breite, etwa 2 cm starke, mit nassem Schnee bedeckte weiche Eiskante. Diese mußte zunächst an einigen Stellen beseitigt werden.

Eine aus Behelfsmaterial hergestellte Sackfähre (6 Schwimmsäcke) erwies sich dazu als nicht geeignet. Sie fuhr sich sehr bald in dem vor ihr sich zusammenschiebenden Eise und Schnee fest. Der Versuch, diese sich immer dicker auftürmende Masse durch Zerschlagen mit Rudern und Stangen zu beseitigen, mißlang, weil die Strömung fehlte, um die losgelösten Schollen fortzutreiben. Diese schlossen das Floß schließlich ein. Ebensowenig glückte der Versuch, die Eisdecke von unten her mit langen Hölzern auszuwuchten; denn das Floß besaß nicht Tragfähigkeit genug, um als Widerlager zu dienen. Die Versuche, mit dem Flosse durchzudringen, mußten endlich aufgegeben werden. Auch die Faltboote ließen sich bei ihrer Leichtigkeit als Eisbrecher nicht verwenden. Sie erlitten vielmehr alsbald Beschädigungen und wurden undicht. Es gelang freilich, sie über Wasser zu halten und später auch Pferde auf einer aus ihnen zusammengestellten Fähre überzusetzen; doch hatte sich die Notwendigkeit erwiesen, in jedem Boot sogleich ein paar Kochgeschirre zum Ausschöpfen bereitzulegen und einen geschickten Mann, unter Ablösung, mit dauerndem Ausschöpfen zu beauftragen. Schließlich waren nach längerer Arbeit mit Rudern und Stangen hier und da eisfreie Stellen am Ufer geschaffen worden.

Um 10^{10} vormittags begann das Übersetzen der Infanterie in einzelnen Booten. Gegen 10^{30} nahm auch die als Zugfähre in Betrieb gesetzte Sackfähre die Arbeit auf. Endlich wurde, nachdem die Infanterie übergesetzt war, aus sämtlichem vorhandenen Material ein etwas über 50 m langer Steg gebaut. Hierbei machte sich die Konstruktion der alten dreiteiligen Faltboote günstig geltend, da sie eine verhältnismäßig große Anzahl von schwimmenden Unterlagen lieferte. Um 11^{45} vormittags war der Steg passierbar und damit für Rot ein dauernder Verkehr zwischen beiden Deimeufern hergestellt. Drei Viertelstunden später hatten die Pioniere auch die Deimebrücken für alle Waffen durch Behelfsarbeit wieder gangbar gemacht. Major M. beschloß, in Tapiau Alarmquartiere zu beziehen. Damit endete hier die Übung.

Von entscheidender Bedeutung würde die Besetzung von Tapiau durch Rot im Ernstfalle für die Patrouille des Leutnants G. geworden sein. Wir haben sie am 17. abends bei Lauth verlassen. Am 18. vormittags beobachtete sie ebenda und meldete feindliche Infanterie in Lauth, Posten gegen Arnau und Fürstenwalde vorgeschoben (zwei Meldungen, durch je eine Brieftaube am 19. mittags nach Insterburg überbracht). — Ebenso wie weiter nördlich Leutnant B., stellte auch Leutnant G. die Linie der feindlichen Posten richtig fest. Auf dem nördlichen Pregelufer zerfiel nämlich die blaue Sicherung in zwei Abschnitte: ein (mark.) Bataillon Grenadier-Regiments Nr. 1 stand mit dem Vorpostengros bei Mühle Lauth, mit Posten von der Chaussee 1500 m westlich Arnau über Chausseehaus westlich Wangnicken und Rodmannshöfen bis Bladau, im Anschluß daran ein (mark.) Bataillon Grenadier-Regiments Nr. 3 mit dem Vorpostengros bei Neuhausen, mit Posten von 2 km nördlich Bladau über Trausitten, Dunkershöfen bis dicht südlich Stantau.

Um 8^{00} vormittags trat ein durch stillen Alarm versammeltes Detachement der Garnison Königsberg*) — Füsilierbataillon Grenadier-Regiments Nr. 1, Kürassier-Regiment Nr. 3, 3. Batterie Feldartillerie-Regiments Nr. 52, Pionier-Bataillon Nr. 1 und 18 — von Neudamm über Neuhausen den Vormarsch auf Trausitten an, wo die Avantgarde 9^{45} vormittags eintraf. Sie markierte etwa 100 m östlich des Ortes ein Biwak, dasselbe tat das Gros etwa 500 m südlich der Chausseegabel von Trausitten. Um 11^{20} vormittags trat das ganze Detachement den Rückmarsch nach Königsberg an. Seine Bewegungen sind von keiner der roten Offizierpatrouillen bemerkt worden.

Es ist noch der Tätigkeit der blauen Offizierpatrouille des Leutnants K. an der entgegengesetzten Grenze des Übungsgebietes, vor Insterburg, zu gedenken. Hier waren, ebenso wie bei Tilsit, die Vorposten nach den Vorschriften der russischen Felddienstordnung aufgestellt. Bei Zwion, nördlich des Pregels, sicherte ein selbständiger

*) Etwa zu denken als Teil der 1. Division, die sich anschickt, dem Feinde an die Alle—Deimelinie entgegenzugehen

Posten. Auf dem Südufer waren zwei Abschnitte gebildet: III. Bataillon Infanterie-Regiments Nr. 45 mit der Vorpostenreserve bei Gaitjuhnen, mit Posten von Kl.-Bubainen über Kosacken bis zur Ziegelei etwa 1 km nordöstlich Gr.-Platenischken, und II. Bataillon desselben Regiments mit der Vorpostenreserve bei Jänischken, mit Posten vom Bahnübergang westlich Didlacken über Uszballen und Pabbeln bis Schwirbeln.

Leutnant K. ritt am 18. 5^{00} vormittags von Gr.-Bubainen ab und erkundete genau die Stellung der Vorposten von III/45. Die Meldung darüber (ab südlich Kosacken 7^{30} vormittags) traf 12^{35} nachmittags bei der Eskadron des Rittmeisters F. westlich Tapiau ein, eine recht gute Leistung vor allem im Hinblick auf den schon am 17. gemachten Marsch. Zwei weitere Meldungen gelangten erst am 19. zur Eskadron. Sie vervollständigten die vorstehend angegebene. Die eine enthielt aber insofern einen Irrtum, als sie den feindlichen linken Flügel an der Wegegabel nordöstlich Gr.-Platenischken bezeichnete. Dort war der linke Flügel von III/45. Derjenige der gesamten Vorposten war bei Schwirbeln, etwa 11 km weiter südöstlich. — Die Patrouille ritt auf die Nachricht von der Beendigung der Übung am 18. noch bis Ripkeim zurück, am 19. von dort nach Königsberg.

Wir wenden uns nun zu den Vorgängen im südlichen Abschnitt des Übungsgebietes.

Auch hier ritt auf beiden Seiten eine Offizierpatrouille der Aufklärungseskadron voraus. Von Blau erreichte Leutnant U. 2^{45} nachmittags Ilmsdorf, wo er auf rote Infanterie stieß, und 5^{45} nachmittags Neu-Astrawischken. Hier nächtigte die Patrouille. Am 18. vormittags ritt sie über Jänischken zum Spion nach Gr.-Platenischken und von da nach Taplacken.

Die von Gr.-Platenischken zusammen mit der Mitteilung des Spions zurückgesandte Meldung gibt die Aufstellung des linken Flügels der roten Vorposten vor Insterburg richtig an. Leider ist nicht zu ersehen, wann sie angekommen ist.

Von Insterburg ritt Leutnant V. über Allenburg und Kl.-Schönau gegen Königsberg vor und erreichte 7^{30} nachmittags Lisettenfeld (östlich Stockheim), wo er mit seiner Patrouille die Nacht blieb. Am nächsten Vormittag erkundete er die Stellung der blauen Vorposten vor der Südfront. Hier stand ein Bataillon vom Infanterie-Regiment Nr. 43 mit dem Gros am Nordrande von Seeligenfeld, mit Posten in der Linie: Nordrand Ludwigswalde—Nordspitze des Waldes westlich Dalheim—Chausseebiegung 500 m östlich Neuendorf. Leutnant V. erkannte die Aufstellung richtig, von seinen beiden mit je vier Brieftauben zurückgesandten Meldungen ist aber keine angekommen. Die mit den gleichen Meldungen abgeschickten Meldereiter langten erst nach Beendigung der Übung an.

Am 17. erreichten die verschiedenen Abteilungen die befohlenen Marschziele, nämlich bei Blau

die Aufklärungseskadron unter Oberleutnant S. 12^{45} nachmittags Friedland (55 km), von wo noch Patrouillen weiter vorgetrieben wurden,
das Jagdkommando vom Grenadier-Regiment Nr. 1 sowie der Sprengtrupp I vom Pionier-Bataillon Nr. 18 4^{00} nachmittags Georgenau (47 km).

Die rote Aufklärungseskadron unter Rittmeister T. traf 3^{45} nachmittags nach beschwerlichem Marsch in Allenburg, das Jagdkommando vom Infanterie-Regiment Nr. 45 unter Leutnant R. 2^{45} nachmittags in Ilmsdorf ein. Über die weitere Tätigkeit dieses Jagdkommandos ist vorstehend schon berichtet.

Der Verlauf der Bewegungen am 18. zeigt nun eine anerkennenswerte Lebhaftigkeit. Oberleutnant S. zog noch in der Nacht das Jagdkommando und das Sprengkommando heran. Sie trafen 2^{00} früh in Friedland ein. Die dortige Brücke wurde um 3^{00} durch eine Reihenladung von 160 Körpern gesprengt.

Im Vormarsch auf Allenburg erreichte dann das blaue Detachement Gr.-Wohnsdorf, wo die Brücke durch eine Reihenladung von 190 Körpern zerstört wurde. Im Allenkrug (nordwestlich Allenburg) überfiel man 6^{00} früh einen feindlichen Posten und zerstörte 6^{30} die Allebrücke durch eine Reihenladung von 170 Körpern. Während das Jagdkommando hier verblieb, rückten Kürassiere und Pioniere Alleabwärts weiter und erreichten 7^{45} bezw. 8^{30} Leissienen. Hier wurde das Detachement von roter Kavallerie überfallen: Rittmeister T. war von Allenburg auf dem östlichen Alleufer nach Koppershagen marschiert, dort auf der Fähre übergesetzt und erschien nun im Rücken von Blau. Nach dem Überfall wandte er sich nach Wehlau. Hier überrumpelte er einen blauen Pionierposten und überschritt die Alle auf Kähnen, da die Brücke gesprengt war. Der blaue Sprengtrupp II nämlich, den wir in Tapiau verlassen hatten, war am 18. von dort 2^{00} früh nach Wehlau weitermarschiert, und zwar über Sielacken—Angken, hatte die Allebrücke 4^{45} vormittags erreicht und sie 7^{00} vormittags gesprengt, dann wurde auch noch die Eisenbahnbrücke gesprengt Nach der Attacke der Ulaneneskadron, die auf das nördliche Pregelufer überging, zog der Sprengtrupp sich in westlicher Richtung zurück. Damit endete hier die Übung.

Bei Leissienen hatte inzwischen der Sprengtrupp I 9^{30} vormittags die Brücke durch Umwerfen eines Pfahljoches mit einer Ladung von 80 Sprengkörpern zerstört. Die Eskadron unter Oberleutnant S. verblieb in Koppershagen.

Der kommandierende General, welcher der Übung beiwohnte — die eigentliche Leitung hatte in den Händen eines Kavallerie-Brigadekommandeurs gelegen — unternahm im Anschluß an das Gefecht bei Tapiau noch einen Erkundungsritt am östlichen Deimeufer in die Gegend von Bergitten, um für die Beurteilung des Verfahrens von Rot einen sicheren Maßstab zu gewinnen. Das Ergebnis war ungefähr folgendes: Rot mußte annehmen, daß Blau, wenn es die Deimelinie überhaupt sperrte, den wichtigen Übergangspunkt Tapiau möglichst stark besetzt haben würde. Der für

die Verteidigung sehr günstige Höhenrand bei Kl.-Schleuse gestattet auch einer Minderheit, längere Zeit einem feindlichen Angriffe standzuhalten. Es war mithin für Rot von vornherein sehr fraglich, ob die Erzwingung des Überganges bei Tapiau gelingen würde. Zu anderer Jahreszeit, wo die Landwege gut zu befahren sind, wäre es daher besser gewesen, noch in der Nacht günstigere Punkte erkunden zu lassen — solche boten sich bei Vorwerk Freudenberg und weiter nördlich bei Bergitten und Försterei Beining —, dann nach einer dieser Stellen die Faltbootwagen und das andere Übersetzmaterial nebst den Pionieren und geringer Bedeckung heranzuziehen und überraschend die Herstellung eines Überganges zu versuchen, während die übrigen Kommandos an anderen Punkten den Feind irreführten. Aber bei den Witterungsverhältnissen während der Übung würden die schweren Faltbootwagen auf den von Osten heraufführenden holprigen Waldwegen voraussichtlich das Flußtal nicht unversehrt erreicht haben. Es blieb also unter den obwaltenden Umständen Rot nichts anderes übrig, als auf der Chaussee vorzugehen und bei Tapiau sein Glück zu versuchen.

Die Erfahrungen, die Blau hier mit dem Sprengen der Brücken machte, zeigen wiederum, daß es bedenklich ist, solche Zerstörungen erst beim Erscheinen des Feindes ausführen zu wollen. Oft mißlingen sie dann. Die wichtigeren Sprengungen müssen vielmehr schon vorher vorgenommen und für den Patrouillenverkehr über das Hindernis provisorische Übergangsmittel hergestellt werden. Eine Regel zur Bestimmung des Zeitpunktes für die Sprengungen läßt sich natürlich nicht aufstellen. Die Beurteilung der Lage muß dem Führer das Richtige an die Hand geben.

Daß die Sprengung des Hochwasserdurchlasses östlich Tapiau nicht mehr zur Ausführung kam, lag übrigens vor allem an einer friedensmäßigen Anordnung: an der Einziehung des Pionierpostens für die Nacht. Wenn auch allerdings für diesen Posten Holz und Stroh nicht geliefert wurde, so konnte das die getroffene Maßregel doch nicht rechtfertigen. Im Kriege wäre es ebensowenig möglich gewesen, an der betreffenden Stelle Feuer anzuzünden und sich häuslich einzurichten. Die Rücksicht auf die nächtliche Kälte hätte allein in häufigerer Ablösung des Postens Ausdruck finden sollen.

Auch der Überfall des roten Postens im Allenkrug gelang nur, weil dort Mannschaften und Pferde, um sie zu schonen (die Eskadron hatte etwa 25 km sehr schlechten Weges die Pferde führen müssen), nicht kriegsmäßig untergebracht waren.

Derartige Rücksichtnahmen beeinträchtigen den Nutzen, den Übungen, wie die hier geschilderte, für die Ausbildung bringen können. Die Mannschaften sollen gerade dazu erzogen werden, daß sie trotz größter Ermüdung auch bei ungünstiger Witterung dennoch als Posten, Wachen und Aufklärer ihre Schuldigkeit in vollem Maße tun.

Überhaupt hatte man sich anscheinend an manchen Stellen anfangs nicht lebhaft genug in die Kriegslage hineingedacht. Nur so erklärt es sich, daß auf beiden Seiten

einzelne Abteilungen durch das erste Zusammentreffen mit dem Gegner unvorbereitet überrascht wurden. Auch hätte wohl in Wirklichkeit der Führer der roten Aufklärungseskadron aus Tilsit sich nicht damit begnügt, das vorgeschriebene Marschziel Laukischken zu erreichen; er würde vielmehr als „selbsttätiger Unterführer“ wahrscheinlich noch versucht haben, sich des Besitzes der damals noch unversehrten Eisenbahnbrücke von Scheleсken zu versichern.

Im allgemeinen konnten nach den Worten des kommandierenden Generals auch diesmal die Leistungen der beteiligten Truppen als tüchtige bezeichnet werden. Einige besonders hervortretende mögen hier Platz finden:

Blau:

Patrouille Lt. U.: 183 km in 57 Stunden, davon 78 km am ersten Tage,
" " K.: 205 km in 57 Stunden, davon 100 km am ersten Tage,
" " E.: 201 km in 57 Stunden, davon 83 km am ersten Tage,
Meldereiter des Lts. K.: etwa 150 km in 30 Stunden,
Eskadron Oberlt. S.: 134 km in 58 Stunden,
Jagdkommando Gren. R. 1: 82 km in 40 Stunden,
Sprengtrupp I: 134 km in 56 Stunden.

Rot:

Patrouille Lt. B.: 230 km in 60 Stunden, davon 117 km am ersten Tage,
" " G.: 168 km in 53 Stunden, davon 83 km am ersten Tage,
" " V.: 210 km in 56 Stunden, davon 90 km am ersten Tage,
Faltbootwagen Dragoner 1: 85 km in 23 Stunden,
Eskadron Rittm. T.: 117 km in 51 Stunden, davon etwa 25 km auf sehr schlechten Landwegen,
" " A.: 134 km in 53 Stunden,
Jagdkommando Inf. R. 41: etwa 134 km in 58 Stunden,
" Lt. R.: etwa 70 km in 24 Stunden.

Von besonderen Erfahrungen verdienen noch folgende Erwähnung:

Die Strohsohlen bewährten sich im allgemeinen wenig. Öfteres Ausschmieren der Hufe mit grüner Seife oder Fett lieferte bessere Ergebnisse. Das Einlegen einer Sohle von Eisenblech in die Hufe hat sich als zweckmäßig erwiesen, obgleich es das Ballen auch nicht ganz verhütet. Rechtzeitiges Einlegen von Trabreprisen ist immer noch das beste Mittel, die Hufe von den Ballen zu befreien.

Von den Stollen werden die sogenannten H-Stollen von der Mehrzahl der Regimenter als die besten gerühmt.

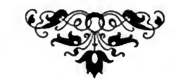
Die Radfahrer kamen im allgemeinen nicht schneller vorwärts als die Fußgänger.

Fast völlig versagt haben in der Nachrichtenübermittlung die Brieftauben, ein erneuter Beweis dafür, daß bei einigermaßen ungünstiger Witterung und bei dem Vorhandensein hungriger Raubvögel nicht mit Sicherheit auf Brieftaubenmeldungen gerechnet werden kann.

Die Telegraphenpatrouillen der Kavallerie leisteten recht gute Dienste.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die durch die Übung verursachten Mehrkosten sich auf rund 1000 Mark beliefen.

v. Legat,
Hauptmann und Kompagniechef im 4. Garde-Regiment z. F.





Französische Ansichten über die Verwendung der Kavallerie im Gefecht.

„Es ist allgemein anerkannt, daß die große Verbesserung der Schußwaffen in künftigen Kriegen eine wesentliche Veränderung in der Fechtart nach sich ziehen muß."

An dieses Wort, das der General v. Moltke im Jahre 1861 an die Spitze seiner „Bemerkungen über den Einfluß der verbesserten Feuerwaffen auf die Taktik" setzte, wird man lebhaft erinnert, wenn man die in der Praxis wie in der Literatur aller großen Armeen heute hervortretenden Bestrebungen, die Taktik den modernen Waffen anzupassen, beobachtet. Es mag sein, daß man hier und da über das Ziel hinausschießt und dem Wesen der Sache die Form voranstellt. Die Sucht nach neuen Formen, um die Verluste zu vermindern und den Sieg des Angriffs zu verbürgen, entspringt zuweilen noch immer den Anschauungen der Exerzierplatztaktik und beobachtet nicht genügend die große Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, die in Wirklichkeit stets wechselnde Formen bedingen, sowie den im heutigen Gefecht mehr noch als früher in den Vordergrund tretenden Einfluß der seelischen Kräfte.

Jedenfalls steht aber fest, daß ein veraltetes Kampfverfahren eine Truppe den heutigen Waffen gegenüber mindestens in demselben Maße wie seinerzeit beim Auftreten der Hinterlader in schwere Gefahr, ja in eine Katastrophe stürzen kann. Es hat daher doch seine Berechtigung, wenn man überall nach neuen Gefechtsformen für die drei Waffen sucht — nur darf in der Form nicht allein und auch nicht vorwiegend das Heil gesucht werden.

Auch in Frankreich schreitet man auf diesem Wege eifrig vor. Der früher vielfach berechtigte Vorwurf, daß man das Gefecht in schematische Formen binde und dem freien Spiel der Kräfte keinen genügenden Raum lasse, ist es jetzt in dem Maße sicherlich nicht mehr. Daß man in bezug auf die Verwendung der Artillerie in Frankreich einen durchaus eigenartigen selbständigen Weg betreten hat, ist bekannt. Diese Artillerietaktik geht rücksichtslos auf die Hauptsache hinaus, von vornherein und während des ganzen Gefechts vor allem die eigene Infanterie zu unterstützen. Wie weit sie in der Form das Richtige trifft, muß dahingestellt bleiben.

Der letzte Entwurf zu einem Exerzier-Reglement für die Infanterie hat sich bereits von dem früheren Schema erheblich befreit und den deutschen Gefechtsbestimmungen wesentlich genähert. In der Vereinfachung der Formen ist man sogar hier und da noch etwas weiter gegangen. Es ist anzunehmen, daß das jetzt in der Ausarbeitung begriffene endgültige Exerzier-Reglement in diesem Sinne fortschreiten wird.

Neuerdings ist auch in die Kavallerie eine lebhafte Bewegung gekommen. Diese Waffe ringt mit aller Kraft gegen ihre Widersacher, die ihr das Betreten des Schlachtfeldes im zukünftigen Kriege verwehren und ihr eine Einwirkung auf den Gang des Gefechts durch die Attacke absprechen wollen. Männer von dem Ansehen und dem Einfluß des Generals de Negrier wollen der Kavallerie im Gefecht hauptsächlich nur noch die Rolle von Karabinerschützen zuweisen.

Es ist interessant, zu verfolgen, wie sich hiergegen der Reitergeist wehrt, und welche Mittel und Formen man vorschlägt, um auch heute noch dem Schnellfeuergeschütz und dem kleinkalibrigen Mehrlader gegenüber der Kavallerie ihre Bedeutung auf dem Gefechtsfelde zu wahren. Die Aufklärungstätigkeit soll dabei außer Betracht bleiben, soweit sie nicht lediglich durch das Gefecht ausgeübt wird.

Stets wird von den Vorkämpfern der französischen Reiterei auf die großen Kavallerieattacken bei den deutschen Kaisermanövern hingewiesen. Kein Geringerer als der General Langlois, einer der für den Kriegsfall vorgesehenen Armeeführer, trat denjenigen Kritikern lebhaft entgegen, die in den bei den deutschen Manövern auftretenden, von Sr. Majestät dem Kaiser selbst geführten Kavalleriemassen nur ein Parademanöver oder höchstens ein Mittel, den Reitergeist anzuregen, erblickten. Im Gegenteil liege darin ein durchaus kriegsgemäßer, reiflich überlegter Gedanke.

Immerhin war man sich in Frankreich klar, daß das bisherige Verfahren auf dem Gefechtsfelde nicht mehr durchweg den modernen Forderungen entspräche. Man versuchte und tastete hin und her, bis sich seit wenigen Jahren ziemlich deutlich eine bestimmte Richtung mit greifbaren Zielen erkennen läßt. Es soll versucht werden, ein Bild dieser Bestrebungen zu entwerfen, soweit es sich aus der Organisation der Waffe, aus der Praxis der Übungen sowie aus der Literatur erkennen läßt.

Daß man keineswegs an maßgebender Stelle auf die Verwendung großer Kavalleriekörper im Gefecht zu verzichten gesonnen war, ging schon aus der zu Anfang des Jahres 1903 durchgeführten Reorganisation der Kavallerie-Divisionen hervor. Während man bis dahin über sieben, gleichmäßig aus einer Dragoner-, einer Kürassier- und einer leichten Kavallerie-Brigade (Husaren oder Chasseurs) zusammengesetzte Kavallerie-Divisionen verfügte, nahm man nunmehr eine Scheidung in schwere und leichte Kavallerie-Divisionen vor. Erstere bestehen aus Kürassieren und Dragonern, letztere aus Dragonern und leichter Kavallerie. Ausdrücklich wurde in der Fachpresse als Grund dieser Trennung die gesonderte Bestimmung der schweren

Divisionen vorwiegend als Schlachtenreiterei, der leichten Divisionen als Aufklärungskavallerie bezeichnet.

Man mag darüber streiten, ob diese Maßregel glücklich gewesen ist; hier ist nur festzustellen, daß sie auf der Möglichkeit und Absicht beruht, wenigstens einen Teil der nunmehr vorhandenen acht Kavallerie-Divisionen hauptsächlich als Schlachtenreiterei auszubilden und zu verwenden. Denn daß eine zur Hälfte oder zu zwei Dritteln aus Kürassieren bestehende Division für die vielseitigen Aufgaben im Aufklärungsdienst und für ein Gefecht zu Fuß weniger geeignet ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Der französische Kürassier ist nämlich, wie General de Negrier spöttisch bemerkt, aus einer sentimentalen Erinnerung an die Attacken von Waterloo und Reichshofen noch immer mit dem Küraß beschwert.

Eine Anregung in der Kammer, ob eine Umwandlung der Kavallerie in eine berittene Infanterie nicht zeitgemäß sei, lehnte der Kriegsminister seinerzeit rundweg ab, ohne die gesteigerte Bedeutung des Fußgefechts zu verkennen.

Gleichzeitig machte sich in der Literatur eine starke Strömung zugunsten der Reiterwaffe und ihrer Verwendung in der Schlacht geltend. Man entwickelte dabei, besonders in zahlreichen Aufsätzen in der „Revue de cavalerie", hauptsächlich folgende Gesichtspunkte:

Die Aufgabe der Reiterei in der Schlacht ist auch heute noch von großer Bedeutung. Aber sie kann nur attackieren, wenn sie günstige Augenblicke mit größter Schnelligkeit ausnutzt. Muß sie vor der Attacke längere Strecken ungedeckt im wirksamen feindlichen Feuer zurücklegen, so treffen diese Bedingungen nicht zu. Die Kunst der Kavallerieführung besteht also darin, nahe genug bereit zu sein, um den sich bietenden Augenblick sofort ausnutzen zu können.

Die Kavallerie muß also innerhalb des Feuerbereichs Mittel und Wege finden, um sich der Feuerwirkung möglichst zu entziehen und trotz dieser nahe an den Feind heranzukommen. Wie ist dies nun zu erreichen?

Die Mittel dazu bieten geeignete Formen, Ausnutzung des Geländes und Schnelligkeit.

Wie die Infanterie neue Formen angenommen hat und nicht mehr mit tief gegliederten Massen, sondern mit dünnen Linien ins Gefecht tritt, so muß auch die Kavallerie massierte Formationen auf dem Gefechtsfelde, selbst wenn man der Sicht des Feindes entzogen ist, vermeiden. Die Kolonne ist zwar lenksam, in der Hand des Führers manövrierfähig und daher vorwiegend geeignet, wenn es sich lediglich um den Kampf gegen Kavallerie handelt.

Im Gefecht der verbundenen Waffen aber ist die Regimentskolonne viel zu dicht und kann, wenn sie in feindliches Feuer gerät, zu furchtbaren Verlusten führen. Ihre Verwendung ist daher, außer zur Bereitstellung hinter völlig sicherer Deckung, ausgeschlossen. Eher sind noch Eskadronskolonnen zu verwenden.

Innerhalb des feindlichen Artilleriefeuers eignen sich aber zum Vorgehen außerhalb der Deckungen am besten schmale Kolonnen, z. B. die Kolonne zu Vieren oder Zweien mit Zwischenräumen nebeneinander. Diese erschweren der feindlichen Artillerie das Einschießen und schmiegen sich in der Vorbewegung auch am besten dem Gelände an. Kommt man allmählich näher an den Gegner heran und in den Bereich des Infanteriefeuers, so empfiehlt sich die eingliedrige Linie, wenn nötig, mit Zwischenräumen. Die einzelnen Eskadrons können sich hierbei mit ganzem Abstand folgen. Innerhalb des feindlichen Infanterie- und Artilleriefeuers verwendet man am besten ebenfalls eingliedrige Linien, wenn nötig, mit erweiterten Zwischenräumen, aber die Linien müssen schachbrettförmig geordnet sein und sich nicht hintereinanderfolgen, damit nicht zwei Linien in dieselbe Geschoßgarbe geraten.

Allerdings wird die Handhabung der Kavallerie bei der Verwendung solcher Formen erheblich schwieriger als bei den bisherigen geschlossenen Bewegungen. Man muß verstehen, von weit her in aufgelöster Ordnung vorzugehen, deckungsloses Gelände in dieser Form zu durcheilen, aber in der Deckung wieder rechtzeitig zusammenzuschließen, bis man schließlich in Linie sich dem Attackenziel nähert. Der einzelne Reiter muß sich selbständig geschickt bewegen, das Auge nach dem Führer gerichtet. Denn nur durch Wink, nicht durch Kommando ist bei solchen Ausdehnungen die Leitung möglich. Es bedeutet dies eine völlig neue Taktik, die der sorgfältigsten Übung bedarf.

Die Anwendung dieser Formen auf dem Gefechtsfelde bedingt die größte Schnelligkeit der Bewegungen. Im feindlichen Feuer genügt es oft schon, eine kurze Strecke vorwärts oder rückwärts in der feindlichen Schußrichtung zurückzulegen, um aus dem Bereich des wirksamsten Feuers hinauszugelangen. Ebenso muß man geübt sein, sich mit äußerster Schnelligkeit auseinander- und zusammenzuziehen. Nur zweierlei ist in der Regel auf dem Gefechtsfelde möglich: entweder hält man völlig gedeckt, oder man bewegt sich im verstärkten Galopp. Das vom Reglement hierfür geforderte Tempo von 440 m in der Minute muß als das Mindestmaß betrachtet werden. Der verstärkte Galopp wird beim Exerzieren lange nicht genug geübt. Trotz dieses Tempos muß Ordnung und Ruhe herrschen.

Wenn somit Zerlegung der Massen in schmale Fronten oder dünne Linien sowie Schnelligkeit der Bewegungen die Mittel bieten, um sich der Wirkung des feindlichen Feuers zu entziehen, so kommt außerdem noch die gewandte Benutzung des Geländes in Betracht.

Früher suchte man die Ebene für die Kavallerieattacke, jetzt meidet man sie. Welliges Gelände und Bodenbedeckungen müssen benutzt werden, um sich gedeckt so nahe als möglich dem Attackenziel zu nähern. Dabei muß man geschickt zu kreuzen verstehen, schon um den Gegner über die Richtung zu täuschen und schließlich überraschend an einer ganz anderen Stelle zu erscheinen, als dieser erwartete. Hat man

deckungslose Strecken in schnellster Gangart überschritten, so benutzt man die Deckung, um zu Atem zu kommen.

Dies sind die Grundsätze für die moderne Verwendung der Kavallerie, wenn es sich um den gemeinsamen Kampf aller Waffen handelt. Im Gefecht gegen Kavallerie allein dagegen ist die Masse zusammen- und für die Attacke bereitzuhalten.

Man bezeichnet es als einen großen Irrtum, wenn man aus der Wirkung der modernen Waffen den Schluß ziehe, daß die Kavallerie nur noch in kleinen Einheiten verwendbar sei, und wenn man sie in der Weise zersplittern wolle, wie es der General de Negrier vorschlägt. Man müsse sie nur zerlegen, um das Feuer zu vermeiden und sofort wieder zusammenschließen, wo dies möglich ist. Auch die Infanterie, deren Kampfform der Schützenschwarm sei, gebe deshalb nicht den Regiments- und Brigadeverband auf.

Es wird allerdings zugegeben, daß im Frieden bisher noch nicht viel Neigung vorhanden sei, sich den modernen Forderungen anzupassen. Man halte in der Regel die Masse zusammen, suche nach dem „Kavalleriegelände", d. h. nach der Ebene und attackiere gerade darauf los, wenn man die feindliche Kavallerie gefunden habe.

Auch noch in einer andern Richtung als der bisher geschilderten streben die führenden Männer in Frankreich nach einer Vervollkommnung der Kavallerie. Es handelt sich hierbei vornehmlich um eine vermehrte Anwendung des Fußgefechtes und eine zweckmäßige Bewaffnung.

Im allgemeinen ist die Neigung der französischen Reiterei, zum Karabiner zu greifen, zur Zeit noch nicht allzu groß, scheint sich aber, dank dem lebhaften Eintreten der maßgebenden Persönlichkeiten, in der letzten Zeit zu heben.

Was man erreichen will, ist, daß die Kavallerie in der Schlacht wie bei der Aufklärung nicht der Untätigkeit verfallen darf, wenn die Attacke nicht angängig ist, sondern daß sie jede günstige Gelegenheit ergreifen soll, sich mit dem Karabiner zur Geltung zu bringen.

Der am 7. September 1903 erschienene Entwurf einer Schießvorschrift für die Kavallerie, der an die Stelle der bisherigen Schießvorschrift vom Jahre 1894 getreten ist, trägt diesem Gesichtspunkte Rechnung.

Die zuständige Übungsmunition ist für jeden Mann auf 58 Patronen, d. h. um 10 mehr als bisher, erhöht worden. Außerdem ist nunmehr auch für die Kavallerie gefechtsmäßiges Abteilungsschießen eingeführt worden, wozu für jeden Teilnehmer 30 Patronen zur Verfügung stehen. Aus den Bestimmungen für das Fußgefecht ist hervorzuheben, daß es nur eine Feuerart gibt, nämlich das Schützenfeuer, das grundsätzlich als lebhaftes Feuer abgegeben wird. Ein Befehl zu lebhafterem Feuer führe nur zur Übereilung, da jeder Schütze von selbst schon so schnell als möglich schieße. Sehr interessant ist ferner, daß die Truppenbefehlshaber nachdrücklich angewiesen werden, dem verbreiteten Irrtum entgegenzuwirken, als ob die Anwendung des Fuß-

gefechtes sich auf die Verteidigung zu beschränken habe. Der offensive Geist sei auch hierbei durchaus zu fördern. Großer Wert wird bei der Ausbildung auf die geschickte Annäherung zu Pferde bis an den Punkt, wo abgesessen wird, und auf das schnelle Abbrechen des Gefechts gelegt.

Die vor einigen Jahren eingeführte Bekleidung ist für die Verwendung des Kavalleristen zu Fuß zweckmäßig; er trägt kurze Hosen, Schnürschuhe und Gamaschen. Auch die Trageweise des Karabiners auf dem Rücken bewährt sich; er soll bei allen Gangarten und beim Springen fest sitzen und den Reiter nicht behindern. Das Visier des Karabiners reicht bis 2000 m, die Munitionsausrüstung von 48 Patronen ist jedoch zu gering bemessen.

Die Frage der Lanzenbewaffnung ist noch immer in der Schwebe. Seit Jahren sind die Dragoner-Regimenter der Kavallerie-Divisionen und eine Anzahl der andern Dragoner-Regimenter versuchsweise mit der Lanze bewaffnet, ohne daß eine Entscheidung getroffen worden wäre. Man wendet gegen die Lanze ein, daß der Reiter, der außerdem Säbel und Karabiner führe, mit Waffen überladen sei. Leichte, weniger bewaffnete, aber schnelle Kavallerie habe sich immer der schwerer bewaffneten, überlasteten und langsameren Kavallerie überlegen gezeigt.

Alle wesentlichen, in der Literatur hervorgetretenen Gesichtspunkte brachte der General Donop, eine kavalleristische Autorität in Frankreich, bei der Leitung der großen Kavallerieübungen im Jahre 1902 zum Ausdruck. Es nahmen hieran eine Kavallerie-Division, eine aus drei Korpskavallerie-Brigaden zusammengesetzte Kavallerie-Division sowie noch eine einzelne Kavallerie-Brigade teil. Jeder Division waren versuchsweise eine Pionierabteilung auf Rädern und ein Zug Maschinengewehre zugeteilt.

Ausdrücklich wurde dem General Donop die Absicht zugesprochen, die Ansichten der „neuen Schule", d. h. hauptsächlich des Generals de Negrier, zu widerlegen. In seinen Kritiken, soweit sie durch die Presse bekannt geworden sind, finden sich alle die bereits besprochenen Gedanken wieder.

Dasselbe war bei den großen Kavallerieübungen des Jahres 1903 der Fall. Ihre Anlage und ihr Verlauf bieten auch in anderen Beziehungen sehr viel Interessantes und geben ein Bild davon, in welchen Richtungen sich zur Zeit in Frankreich die Ausbildung der Kavallerie bewegt, und welche Ziele in bezug auf ihre Verwendung erstrebt werden. Es liegen über den Verlauf eine ganze Reihe von Berichten, besonders in der „France militaire", vor; trotzdem sind die Schilderungen zum Teil lückenhaft und geben für manche Erscheinungen keine ausreichende Erklärung. Ein sicheres Urteil ist daher nicht immer möglich.

Kürzere Besprechungen dieser Übungen sind seinerzeit auch in die deutsche Presse übergegangen. Da sie zum Teil nicht vollständig sind und auch hier und da

Vierteljahrshefte für Truppenführung
u. Heereskunde, 1. Jahrgang 1904, 4. Heft.

Zu: Französische Ansichten über die
Verwendung der Kavallerie im Gefecht.

Skizze 4.

La Selve
Bannogne
Le Thour
Sévaincourt
Chaumont-Porcien
St. Fergeux
Hauteville
Son
Ecly
Inaumont
Sery
Arnicourt
Sorbon
Novy
Rethel
Amagne
Balham
Asfeld-la Ville
Aisne
Retourne
Le Châtelet
Juniville
Pauvres
Tagnon
Perthes
Thugny
Seuil
Ambly
Givry
Ménil-Annelles
Annelles
Vrizy
Vouziers
Bourcq
Coucelles

1:300 000.

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 15 20 km

Autogr. d. geogr.-lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71.

Mißverständnisse enthalten, darf hier wohl nochmals eine ausführlichere Darstellung auf Grund des vorhandenen Materials und unter besonderer Berücksichtigung der bisher erörterten Gesichtspunkte versucht werden.

Die Manöver fanden unter Leitung des Generals Poulleau statt, der damals kommandierender General des 18. Armeekorps und Präses der Kavalleriekommission war. Inzwischen ist er nach erreichter Altersgrenze verabschiedet.

Den Übungen war folgende Zeiteinteilung zugrunde gelegt: Skizze 4.

30. und 31. August: Übungen in zwei Parteien im großen Rahmen,

1. September: Ruhe,

2., 3., 4., und 5. September: gemeinschaftliche Übungen der Kavallerie und Infanterie zwischen Aisne und Retourne,

6. und 7. September: abwechselnd Exerzieren der einen Kavallerie-Division, während die andere Ruhetag hat,

8., 9. und 10. September: Kavallerieübungen in zwei Parteien auf dem rechten Aisneufer nördlich Rethel.

Der Kriegsminister und der General Brugere (derzeitig Generalissimus) wohnten während einiger Tage den Übungen bei.

Kriegsgliederung.

4. (leichte) Kavallerie-Division (Sedan): General Durand.
   - 4. Dragoner-Brigade (Dragoner 14 und 28).
   - 1. Husaren-Brigade (Husaren 3 und 8).
   - 2 reitende Batterien.
   - 1 Pionierabteilung.

5. (schwere) Kavallerie-Division (Reims): General Mayniel.
   - 3. Kürassier-Brigade (Kürassiere 3 und 6).
   - 4. " (Kürassiere 4 und 9).
   - 3. Dragoner-Brigade (Dragoner 16 und 22).
   - 2 reitende Batterien.
   - 1 Zug Maschinengewehre (2 Gewehre).
   - 1 Pionierabteilung.

2. Korpskavallerie-Brigade: General Bonneau.
   - 5. Dragoner-Regiment.
   - 3. Chasseur-Regiment.

6. Korpskavallerie-Brigade: General Cuny.
   - 6. Chasseur-Regiment.
   - 12. "
   - 6. Husaren-Regiment.

1 Radfahrerkompagnie (vom 147. Infanterie-Regiment).

Außerdem nahm an 4 Tagen teil:

84. Infanterie-Brigade (Verdun): Regimenter 151 und 162.

Die beiden ersten Tage sollten zu größeren Übungen der Kavallerie-Divisionen im Armeeverhältnis verwendet werden. General Durand sollte mit der 4. Kavallerie-Division von Stenay an der Maas durch den Argonner Wald gegen die Aisne auf Vouziers vorgehen, um den Übergang über diesen Fluß für nachfolgende Truppen offenzuhalten. Diese drangen aus der Richtung von Trier über Montmedy in Frankreich ein und folgten der Kavallerie-Division mit einem Abstand von zwei Tagemärschen.

Demgegenüber versammelte sich die 5. Kavallerie-Division in der Gegend von Tagnon (südwestlich Rethel) mit dem Auftrag, den Marsch des Gegners aufzuhalten und insbesondere ihm den Übergang über die Aisne zu verwehren.

Die Ausgangspunkte beider Gegner lagen somit um rund 80 km voneinander entfernt, so daß für den Anmarsch und Aufklärungsdienst der 4. Kavallerie-Division ein weiter Spielraum gelassen worden war. Die Rückständigkeit der Ernte, die durch die abnorme Temperatur des August hervorgerufen worden war, zwang den Leitenden jedoch, die für diese Übungen vorgesehenen beiden Tage ausfallen zu lassen.

Die Kriegslage blieb dieselbe, nur wurde der Beginn der Bewegungen gleich an die Aisne verlegt. Es wurde angenommen, daß die Ostpartei, bestehend aus der 4. Kavallerie-Division und der 6. Korpskavallerie-Brigade, unter Befehl des General Durand, sich der Übergänge bei Vouziers und Brizy bereits bemächtigt hatte, ohne jedoch auf dem linken Ufer festen Fuß fassen zu können. Am Abend des 1. September traf jedoch zu ihrer Unterstützung eine Infanterie-Brigade (die 84.) ein, mit deren Hilfe der Gegner am 2. September vertrieben werden sollte.

Dieser, die Westpartei unter General Mayniel (5. Kavallerie-Division, 2. Korpskavallerie-Brigade und die Radfahrerkompagnie), stand auf dem linken Ufer auf den Höhen westlich Vouziers bereit und hatte den Auftrag, sich am 2. September bis Mittag dort zu behaupten, zu welcher Zeit er Unterstützung durch eine Infanterie-Brigade zu erwarten hatte (Annahme).

Am 2. September hatte General Mayniel in Erfüllung dieses Auftrages eine starke Stellung bei Bourcq gegenüber Vouziers durch die 2. Korpskavallerie-Brigade, die Radfahrerkompagnie und seine Artillerie besetzen lassen. Diese Stellung lag am östlichen Rande der Höhen des linken Ufers, die hier mehrere Kilometer vom Flusse zurücktreten und die deckungslose Ebene nach dem Fluß zu völlig beherrschen. Die 5. Kavallerie-Division hielt General Mayniel dahinter bereit, um sich nach rechts oder links zu wenden, falls der Gegner, wie zu erwarten war, nicht frontal angriff, sondern ober- oder unterhalb eine Umgehung versuchen würde.

Wider Erwarten stellte aber General Durand die Infanterie-Brigade und die Artillerie bei Vouziers zum Angriff gegen die Front bereit und wartete mit der Kavallerie dahinter den Erfolg dieses Angriffs ab.

Der Angriff vollzog sich augenscheinlich unter starker Nichtachtung des von den Höhen bei Bourq entgegenschlagenden Feuers. Nur durch einige Aufklärungseskadrons gedeckt, fuhr die Artillerie von Ost 1800 m von der feindlichen Stellung auf. Die Infanterie folgte unmittelbar nach und ging, fast ohne zu feuern und ohne hinreichende Gefechtsgliederung, zum Angriff vor. Nach dem Bericht von Augenzeugen wäre der Angriff in Wirklichkeit unter schweren Verlusten völlig gescheitert.

Hier ließ man ihn jedoch merkwürdigerweise gelingen. Die Infanterie drang durch Bourq bis auf die Höhen vor. Die 4. Kavallerie-Division folgte nach und wurde demnächst von der seitwärts herausgezogenen 5. Kavallerie-Division attackiert. Die Radfahrer auf der einen, die Infanterie auf der andern Seite sowie die beiderseitigen Artillerien suchten in diesen Kampf einzugreifen.

Insbesondere wurde die 5. Kavallerie-Division aufs wirksamste durch feindliche Infanterie aus einem Gehölz in der Entfernung von etwa 500 m beschossen. Die Gefechtsaufklärung muß also mangelhaft gewesen sein.

Das ganze Bild war wenig natürlich. Es wäre die Aufgabe der 4. Kavallerie-Division gewesen, nicht den Erfolg des Infanterieangriffs abzuwarten, sondern währenddessen von der Flanke oder vom Rücken her einzugreifen. Statt dessen stellte sie sich nur für die übliche Manöverattacke bereit und faßte das Zusammenwirken mit ihrer Infanterie und Artillerie wenig zweckmäßig auf.

Für den 3. September wurde die Zusammensetzung der Parteien dahin geändert, daß Ost aus der 84. Infanterie-Brigade, der 2. Korpskavallerie-Brigade, der Radfahrerkompagnie und der reitenden Artillerie der 4. Kavallerie-Division unter Befehl des Generals Maunoury bestand, während die beiden Kavalleriedivisionen (die 4. ohne ihre Batterien) die Westpartei bildeten.

Nach der Kriegslage hatte die Ostpartei die Aisne am 2. September bei Vouziers überschritten und war bis Tourcelles gelangt. Sie sollte am 3. morgens auf Rethel vorgehen, um sich dieses Ortes zu bemächtigen. Starke feindliche Kavallerie war dort gemeldet.

Die Westpartei stand am Morgen des 3. September mit der 5. Kavallerie-Division bei Perthes, wo dem Führer mitgeteilt wurde, daß eine feindliche Kolonne aller Waffen von Vouziers her im Anmarsche sei. Er habe sie daran zu hindern, Rethel zu erreichen. Die 4. Kavallerie-Division, verstärkt durch die 6. Korpskavallerie-Brigade, stand bei Novy und erhielt den Auftrag, die 5. Division zu unterstützen.

Die Ostpartei marschierte von Tourcelles auf der Chaussee über Pauvres auf Rethel; die 2. Korpskavallerie-Brigade übernahm die Aufklärung und Sicherung, während die Radfahrerkompagnie bereits in der Nacht auf Pauvres vorausgesandt

wurde, um die dortige Enge offenzuhalten. Nachdem die Infanterie bis Pauvres herangekommen war, soll sie im Weitermarsch durch das Fußgefecht eines feindlichen Dragoner-Regiments eine Stunde lang aufgehalten worden sein. Zwei Bataillone waren genötigt, sich gegen die feindlichen Schützen zu entwickeln. Nachdem sie vertrieben waren, ging die Radfahrerkompagnie mit einem Sprung bis zum jenseitigen Rand der zwischen Pauvres und Menil-Annelles gelegenen Waldungen vor. Bei diesem Vorgehen stieß sie wiederum auf feindliche Kavallerie, die aber, anstatt durch Besetzung der Waldstücke die Radfahrer aufzuhalten, sie nutzlos attackierte und sich in Wirklichkeit nur große Verluste zugezogen hätte.

Die 4. Kavallerie-Division hatte sich inzwischen von Novy in Richtung Menil-Annelles in Bewegung gesetzt, während die 5. Kavallerie-Division sich in der Flanke der feindlichen Kolonne bei Annelles bereitgestellt hatte und hier drei Stunden unbeweglich hielt. Nur das erwähnte Dragoner-Regiment sollte den Gegner in der Front aufhalten.

Nachdem die 84. Infanterie-Brigade die Waldungen zwischen Pauvres und Menil-Annelles durchschritten hatte, nahm sie angesichts des drohenden Kavallerieangriffs folgende Marschordnung an: Ein Bataillon marschierte als Avantgarde zu beiden Seiten des Weges voraus, die Mitte bildeten zwei Bataillone, die rechts und links vom Wege zum Schutz der Flanken herausgeschoben waren, zum Schluß folgte ein Bataillon als Arrieregarde. Jedes Bataillon marschierte in der geöffneten Doppelkolonne. Die Artillerie befand sich in der Mitte dieses Karrees auf der Straße. Jedenfalls war es der feindlichen Kavallerie auf diese Weise bereits gelungen, durch ihre bloße Anwesenheit die Infanterie zu einer recht beschwerlichen Marschform zu veranlassen, die den Vormarsch fraglos verlangsamen mußte.

Mehr erreichte die Kavalleriemasse der Westpartei aber auch nicht, da sie sich durchaus darauf verbiß, diese jederzeit feuerbereite Infanterie im offenen Gelände ohne jedes Ergebnis fortgesetzt und unter Nichtachtung des Feuers zu attackieren. Der Zweck, den die Leitung zweifellos mit der Anlage der Übung beabsichtigt hatte, wurde nicht erreicht. Man hatte jedenfalls erwartet, daß die Kavallerie geeignete Abschnitte quer vor der feindlichen Marschrichtung mit ihrer Artillerie und abgesessenen Schützen besetzt, den Feind zur Entwicklung gezwungen hätte und dann zurückgegangen wäre, um an anderer Stelle das Spiel zu erneuern. Um sich frontal in dieser Weise einer Marschkolonne vorzulegen, bedarf die Kavallerie allerdings eines geeigneten Abschnitts, wie er nach allen Berichten aber bei Pauvres vorhanden gewesen zu sein scheint. Fand sich ein solcher Abschnitt aber nicht, so mußte die Kavallerie Mittel und Wege finden, um von der Flanke her den Marsch der feindlichen Kolonne aufzuhalten und sie zur Entwicklung zu zwingen.

Da die beiden Kavallerie-Divisionen von vornherein getrennt waren, so war die Aufgabe weniger durch eine räumliche Vereinigung als durch eine Verständigung

über das von verschiedenen Richtungen, etwa von der Front und der Flanke aus, zu erstrebende gemeinsame Ziel zu erfüllen. Auch an diesem Tage hat die Kavallerie somit ihre Aufgabe gegenüber feindlicher Infanterie nicht völlig erfaßt.

Für den 4. September wurde wiederum eine neue Lage gegeben. Die Nordpartei unter Befehl des Generals Durand umfaßte die 4. Kavallerie-Division, die 6. Korpskavallerie-Brigade, ein Infanteriebataillon und die Radfahrerkompagnie. Sie hatte Truppenausladungen bei Amagne gegen Süden zu decken, wo der Gegner am Retournefluß gemeldet war.

Dieser, die Südpartei, bestand aus der 5. Kavallerie-Division, der 2. Korpskavallerie-Brigade und der 84. Infanterie-Brigade (ohne ein Bataillon) unter Befehl des Generals Mayniel. Diese Südpartei war in der Nacht 3./4. September im Retournetal zwischen La Chatelet und Juniville untergebracht gewesen; sie sollte sich am 4. September des Eisenbahnknotenpunktes Amagne bemächtigen und die dort gemeldeten Ausladungen verhindern.

Die Nordpartei überschritt die Aisne und stellte sich auf dem linken Ufer in breiter Front zwischen der Gegend südlich Rethel und Givry bereit, sandte Aufklärungsabteilungen gegen den Feind vor und wartete dessen Herankommen ab.

Das Vorgehen der Südpartei war durchaus nicht einwandfrei: die 5. Kavallerie-Division wollte ursprünglich über Annelles auf Givry vorgehen, um sich des dortigen Überganges zu bemächtigen, während die Infanterie von Juniville aus über Annelles bei Ambly und Seuil angreifen sollte. Dieser Infanteriekolonne waren jedoch nur zwei Eskadrons beigegeben, was sich für die Sicherung und Aufklärung als zu wenig erwies. Wiederholt wurde die Infanterie zur Entwicklung gezwungen. Die Kavallerie-Division ließ sich, als sie südöstlich Ambly auf mehrere ohne Sicherung marschierende feindliche Eskadrons stieß, dazu verleiten, gegen diese ihre Artillerie ins Feuer zu bringen, statt sie überraschend zu attackieren. So verriet sie ihre Anwesenheit und Absicht und fand den Übergang bei Givry rechtzeitig durch feindliche Radfahrer besetzt, während sich ursprünglich dort bis 9^{30} vormittags nur eine Kavalleriepostierung befunden hatte.

So kam es, daß die Kavallerie sich hinter der Infanterie hielt und dieser die Lösung der Aufgabe überließ, ohne einen ernstlichen Versuch zu einer Umgehung oder irgend einer eigenen Tätigkeit zu machen, während die Infanterie den Übergang über den Aisnefluß bei Ambly erzwang. Nachdem dies aber der Infanterie gelungen war, hatte sie sich bereits auf einige Kilometer dem Ausladepunkt Amagne genähert und bedrohte diesen somit bereits unmittelbar. Die Kavallerie-Division war also gänzlich überflüssig gewesen.

Nord hatte dem Vorgehen der Infanterie auf dem linken Ufer nur geringen Widerstand entgegengesetzt und sich baldigst auf das rechte Ufer zurückgezogen, wo es an einem dicht bei Amagne vorbeifließenden Wasserlauf die Entwicklung des Gegners

auf dem rechten Ufer zu verzögern beabsichtigte. Ehe die Division dazu kam, ernstlich an die Lösung ihrer Aufgabe heranzutreten, wurde das Gefecht abgebrochen, weil der anwesende Kriegsminister eine Parade abnehmen wollte und danach ein Frühstück gab.

Auch mit dem Verfahren von Nord wird man kaum einverstanden sein können. Wie breit es sich bei der ersten Aufstellung auf dem südlichen Ufer auseinandergezogen und wie es seine Kräfte verteilt hatte, ist aus den Berichten nicht genau zu ersehen. Aber wenn es auch seine Hauptkräfte zusammengehalten hat (anscheinend war dies in der Tat bei Seuil der Fall), so scheint ein nachhaltiger Widerstand hier, mit dem Fluß im Rücken, ausgeschlossen. Wollte man die Aufgabe defensiv lösen, so genügten zum Erkunden der feindlichen Anmarschrichtung Eskadrons, für die als Rückhalt die Aisneübergänge durch Infanterie und Radfahrer besetzt werden konnten, während die Hauptkräfte auf dem rechten Ufer ihren Platz gefunden hätten, um dem Gegner den Übergang zu verwehren. Nur wenn man sich stark genug fühlte oder, wenn der Bahnhof Amagne vom südlichen Aisneufer durch Artilleriefeuer erreicht werden konnte, wäre es zweckmäßig gewesen, unter Besetzung der Übergänge auf das linke Ufer überzugehen, aber nicht, um sich dicht am Fluß bei Seuil aufzustellen, sondern um dem Gegner entgegenzugehen.

Am letzten Übungstag dieses Abschnittes, dem 5. September, trat die Kavallerie mehr in den Vordergrund.

Die Nordpartei unter dem Befehl des Generals Durand setzte sich aus der 4. Kavallerie-Division, der 6. Korpskavallerie-Brigade, dem 151. Infanterie-Regiment und der Radfahrerkompagnie zusammen. Auf der Verfolgung eines zurückgehenden Gegners begriffen, hatte sie am Abend vorher die Aisne zwischen Rethel und Thugny erreicht und sollte am 5. September die Verfolgung fortsetzen, um die feindlichen Kolonnen am Übergang über den Retournefluß zu hindern.

Süd, die 5. Kavallerie-Division, die 2. Korpskavallerie-Brigade und das 162. Infanterie-Regiment unter dem Befehl des Generals Mayniel, hatte den Auftrag, den Rückzug zweier Armeekorps in südlicher Richtung und deren Übergang über den Retournefluß zu sichern, indem es sich auf den Höhen von Perthes und Annelles behauptete. Der Übergang der Armeekorps sollte um 7^{00} morgens zwischen Juniville und Le Chatelet beginnen und um 10^{00} morgens beendet sein.

Um seinen Auftrag auszuführen, hatte General Mayniel den Nordrand der Waldstücke zu beiden Seiten von Perthes durch das Regiment 162 und die 2. Korpskavallerie-Brigade besetzen lassen und die 5. Kavallerie-Division nordöstlich von Perthes bereitgestellt. Hier wurde sie durch die 4. Kavallerie-Division angegriffen. Die Attacke gestaltete sich dadurch günstig für die 4. Kavallerie-Division, daß ihre beiden Batterien zweckmäßig eingriffen, und daß es der Radfahrerkompagnie gelang, durch eine rechtzeitige Umgehung sich in der Flanke des attackierenden Gegners in einer Entfernung von 800 m in wirksamer Weise zum Feuer zu entwickeln.

Rückzug und Verfolgung wurden daraufhin fortgesetzt; es folgte eine nochmalige Attacke, worauf die Übung beendet wurde.

Im allgemeinen scheint, soweit sich der Verlauf aus den Berichten übersehen läßt, an diesem Tage zweckmäßig verfahren worden zu sein. Hier waren Kavallerieattacken am Platze, die Kavallerie der zurückgehenden Partei mußte sich der verfolgenden Kavallerie unter allen Umständen entledigen. Von einer Tätigkeit der Infanterie verlautet dagegen nichts.

Der erste Abschnitt, die gemeinschaftlichen Übungen der Infanterie und Kavallerie, war damit beendet. Die beiden folgenden Tage, der 6. und 7. September, wurden zu Exerzierübungen in der Gegend westlich Rethel verwendet. An jedem Tage übte abwechselnd eine Division, während die andere Ruhetag hatte. Es handelte sich hauptsächlich darum, die im feindlichen Feuer am zweckmäßigsten anzuwendenden Formationen zu erproben.

Ein Kavallerie-Regiment, die Maschinengewehre und die Artillerie bildeten hierbei den markierten Feind. Das Regiment wurde dazu verwendet, um mit Hilfe von Flaggen eine große Anzahl von Eskadrons zu markieren, die zum Gefecht zu Fuß absaßen und Infanterie darstellten. Der gesamte markierte Feind wurde auf einer Höhe bereitgestellt und hatte den Auftrag, mit jeder Eskadron oder jedem Zuge sowie mit der Artillerie und den Maschinengewehren das Feuer auf jedes Ziel zu eröffnen, das innerhalb 2000 m sichtbar würde, und das Feuer einzustellen, sowie das Ziel sich der Sicht entzöge. Der Führer jeder markierten Eskadron hatte nach Beendigung der Übung bei der Besprechung über die Formation der Truppen, auf die er gefeuert hatte, und über die betreffende Entfernung zu berichten.

Demgegenüber war es Aufgabe der Kavallerie-Division, sprungweise gegen den Feind vorzugehen und hierbei diejenigen Gefechtsformationen anzuwenden, die dem Gelände, dem feindlichen Feuer und der Entfernung am besten entsprachen, also eingliedrige Linien, die später noch zu besprechende ligne de colonnes par quatre, Eskadronskolonnen in Echelons u. dergl.

Hieran schlossen sich Übungen in der Attacke, im Handgemenge, Sammeln und Verfolgen. Es sollte vor allem die Notwendigkeit zum Ausdruck gebracht werden, während der Verfolgung baldigst geschlossene Abteilungen in die Hand zu bekommen, indem der markierte Feind während der Verfolgung mit neuen Abteilungen überraschend in der Flanke erschien.

Für den dritten Abschnitt der Übungen, die am 8., 9. und 10. September stattfanden, wurden wieder zwei Parteien gebildet.

General Mayniel sollte am 8. September mit der 5. Kavallerie-Division und der 2. Korpskavallerie-Brigade die Aisneübergänge bei Balham und Asfeld-la Ville für zwei von Süden her nachfolgende Armeekorps offenhalten. Der Gegner war bei Chaumont-Porcien gemeldet.

General Durand (4. Kavallerie-Division und 6. Korpskavallerie-Brigade) hatte von Chaumont-Porcien aus eine feindliche Kavallerie-Division anzugreifen, die die Übergänge in der Gegend von Asfeld-la Ville sicherte, und den Übergang der nachfolgenden Truppen aufzuhalten.

General Mayniel besetzte durch Teile der 2. Korpskavallerie-Brigade einen günstigen Abschnitt südwestlich St. Fergeux und stellte sich dahinter bereit. Sein Gegner suchte, als er über diese Aufstellung unterrichtet wurde, den linken Flügel des Generals Mayniel zu umgehen, um ihn von den zu sichernden Übergängen abzudrängen. In der Front beschäftigte er ihn durch Fußgefecht und griff ihn über Bannogne an. Hier kam es dann zur Attacke.

Der 9. September wurde zu einer durchaus eigenartigen Übung benutzt.

Nach der Kriegslage war eine West-Armee am 8. September bis in die Höhe von La Selve westlich vom Barre gelangt und beabsichtigte, am 9. September zu ruhen. Die 5. Kavallerie-Division hatte die Deckung gegen Osten zu übernehmen, bezog Ortsbiwak in der Gegend von Bannogne und sicherte durch die an den St. Fergeuxbach vorgeschobene 3. Dragoner-Brigade. Diese besetzte die Übergänge von Seraincourt abwärts bis zur Mündung, richtete sie zur Verteidigung ein und hatte sich hier im Fall eines Angriffs zu behaupten.

Ihr gegenüber hatte die feindliche 4. Kavallerie-Division Ortsbiwak in der Gegend von Sery bezogen und sich am Vaux durch Besetzung der Übergänge gesichert.

Der Leitende hatte die Absicht, diejenigen Sicherungsmaßregeln zu prüfen, die in den einzelnen Unterkunftsorten sowie von den an die Abschnitte vorgeschobenen Abteilungen getroffen worden waren.

Während des Tages verblieben beide Parteien zunächst in der Ortsunterkunft. Auf Veranlassung und in Gegenwart des Leitenden fanden im Laufe des Vormittags zunächst Unternehmungen einzelner oder mehrerer Eskadrons gegen die Übergänge statt, bis nachmittags ein größerer Angriff der 5. Division über Seraincourt und Son gegen den Übergang bei Hauteville unternommen wurde. Die 4. Division hielt, nachdem die Bewegung rechtzeitig erkannt worden war, die Vauxübergänge besetzt und wandte sich mit den Hauptkräften gegen die 5. Division. Wegen des schlechten Wetters wurde die Übung in diesem Augenblick abgebrochen.

Am 10. September wurde der östlich Le Thour versammelten 5. Kavallerie-Division die Aufgabe gestellt, die Eisenbahn Amagne—Hirson zu zerstören. Starke feindliche Kavallerie war bei Inaumont und Hauteville gemeldet.

Der Gegner bildete aus der 4. Kavallerie-Division und einer aus den zwei Korpskavallerie-Brigaden zusammengesetzten Division (5 Regimenter) ein Kavalleriekorps unter dem Befehl des Generals Durand und stand um 6^{00} morgens in der Gegend von Inaumont am Vaux versammelt. Hier wurde dem Führer die Meldung

über die Anwesenheit einer feindlichen Kavallerie-Division bei Le Thour mitgeteilt, die die Eisenbahn Amagne—Hirson zu zerstören beabsichtige.

Die 5. Kavallerie-Division ging von Le Thour über Ecly und Sorbon vor, um die Zerstörung bei Novy auszuführen, erfuhr aber während des Marsches, daß ein feindliches Kavalleriekorps zwischen Hauteville und Inaumont ihre Flanke bedrohe.

Tatsächlich hatte sich das Kavalleriekorps in zwei Kolonnen auf Arnicourt gewendet, um von dort aus gegen die Flanke des Gegners auf Sorbon vorzustoßen. Hier traf man auf den Feind. Die zusammengesetzte Division griff ihn von vorn und in der linken Flanke an, während ihm die 4. Division in den Rücken gehen sollte. Der Angriff der zusammengesetzten Division erfolgte jedoch übereilt aus Arnicourt heraus, sowie sie der bei Sorbon von der 5. Division zur Sicherung ihrer Flanke bereitgestellten Artillerie ansichtig wurde. Der sich staffelweise aus der Kolonne, in der man Arnicourt durcheilte, heraus entwickelnde Angriff wäre voraussichtlich mißlungen, ehe die 4. Division hätte eingreifen können. Bevor der Kampf endgültig zum Austrag kam, wurde jedoch die Übung abgebrochen.

Nach Ansicht des Leitenden hätte die 5. Kavallerie-Division ihre Aufgabe in folgender Weise am besten erfüllt: Sie vereinigte alle Sappeurs der Division (bei jeder Eskadron sind zehn Mann im Feldpionierdienst besonders ausgebildet) und sandte sie auf dem linken Aisneufer etwa bis Thugny vor, wo sie den Fluß überschreiten und die Zerstörung vornehmen konnten. Merkwürdigerweise ist von der Verwendung der Pionierabteilung keine Rede.

Währenddessen hätte die Division sich auf dem linken Ufer des Plumion und Vaux zum Schutz der Zerstörungsarbeiten bereitstellen und die Übergänge besetzen sollen. Auf alle Fälle wäre die Vorbedingung für das Gelingen einer derartigen Operation gewesen, daß sie schnell ausgeführt und der Kenntnis des Feindes möglichst entzogen wurde.

Der Leitende scheint die Hauptschwierigkeit nicht erwähnt zu haben, die darin bestand, angesichts des überlegenen Gegners den Vaux und Plumion zu überschreiten, um sich auf deren linkem Ufer bereitstellen zu können.

Hiermit waren die Übungen beendet.

Die Ansichten des Leitenden und die besonderen Zwecke, die er bei der Anlage und Durchführung der Übungen verfolgte, lassen sich aus seinen Manöverbestimmungen und den Kritiken, soweit sie durch die Presse bekannt geworden sind, hinreichend klar erkennen.

In seinen vorher ausgegebenen Manöverbestimmungen kehren zwar viele der literarisch hervorgetretenen und bereits erörterten Gedanken wieder; es scheint aber doch zweckmäßig, seine Anordnungen hier im Zusammenhang wiederzugeben.

Zunächst wies er darauf hin, daß die Übungen dazu dienen sollten, diejenigen Formationen und Bewegungen zu erproben, die im Bereiche des feindlichen Feuers am zweckmäßigsten seien.

Nur durch große Schnelligkeit, gewandte Benutzung des Geländes und Anpassung der Formen an die jedesmalige Lage sei es der Kavallerie möglich, sich gegenüber der Tragweite und Feuergeschwindigkeit der modernen Waffen zu behaupten.

Die einzige Gangart, in der selbst kleine Kavallerieabteilungen deckungsloses Gelände im feindlichen Feuer überschreiten können, sei der verstärkte Galopp. In der Deckung kann man die Pferde wieder zu Atem kommen lassen und die Ordnung wiederherstellen.

Massierte Formen seien innerhalb des feindlichen Feuers unbedingt ausgeschlossen. Die Regimentskolonne, die Brigade in Brigadekolonne und in Regimentskolonne seien nur Versammlungsformationen, die auf dem Gefechtsfelde allenfalls noch zu Bewegungen außerhalb des feindlichen Feuers verwendet werden könnten, innerhalb des feindlichen Artilleriebereiches aber zur sofortigen Vernichtung der Truppe führen würden. Die Eskadronskolonnen seien nur auf Entfernungen über 1500 m verwendbar, aber auch dann empfehle es sich sehr, sie zu staffeln, wodurch sie weniger Verlusten ausgesetzt seien und auch handlicher für die Verwendung würden.

Für kleinere Einheiten empfiehlt General Poulleau die reglementarische Form der ligne de colonnes par quatre, die der bekannten ligne de sections par quatre der Infanterie entspricht.

Diese ist eine mit Sektionen abgeschwenkte Kompagniekolonne, bei der die einzelnen Züge in Sektionen mit sechs Schritt oder größerem Zwischenraum nebeneinander marschieren. Auch innerhalb der Breit-, Tief- und Doppelkolonne des Bataillons können die einzelnen Kompagnien diese Formation statt der Kompagniekolonne annehmen. Bei dem zum Gefecht auseinandergezogenen Bataillon wird die ligne de sections par quatre zum Vorgehen bis auf die Entfernung von 1200 m vom Feinde empfohlen.

Bei der Eskadron wird nach dem Reglement aus der Linie durch gleichzeitiges Abbrechen jedes Zuges in die Kolonne zu Vieren die ligne de colonnes par quatre hergestellt, wenn schwieriges, durchschnittenes Gelände zu durchschreiten ist. Neuerdings will man nun, wie auch anderweitig bekannt geworden ist, diese Formation zu Bewegungen innerhalb des feindlichen Feuers benutzen.

Auf Entfernungen unterhalb 1500 m kann man nach Poulleaus Ansicht nur noch die Linie, vorzugsweise zu einem Gliede, benutzen. Es empfehle sich, um das feindliche Feuer zu zersplittern, die Fronten beim Vorgehen so weit zu verbreitern, als es die Rücksicht auf die Forderung, die Truppen in der Hand zu halten und leiten zu können, zulasse. Überhaupt bedinge die Feuerwirkung, daß eine Kavallerietruppe sich im feindlichen Feuer zerlege und mit Zwischenräumen und Abständen gliedere, um bei der Vorbewegung das Gelände auszunutzen und die Verluste zu verringern. Bei der Schnelligkeit ihrer Bewegungen sei dies ohne Gefahr, da sie sich zur Attacke jederzeit sofort zusammenziehen können.

Poulleau faßt seine Forderungen dahin zusammen, daß die Bewegung der Kavallerie innerhalb des Bereiches des feindlichen Feuers in einer Reihe von Sprüngen bestehe, die von Deckung zu Deckung in schnellster Gangart und in Formationen zurückzulegen seien, die den Umständen, dem Gelände und der Wirkung des feindlichen Feuers am besten entsprächen und die Verluste nach Möglichkeit verminderten. Größere Kavalleriemassen könnten sich also brigade-, regiments-, eskadrons- oder sogar zugweise vorbewegen.

Von den sonstigen Übungsbestimmungen ist nur erwähnenswert, daß Poulleau an die allgemeine Manöverbestimmung erinnert, wonach die Attacke von Kavallerie gegen Kavallerie auf 100 m Entfernung beendigt werden muß, während die gegen Infanterie oder Kavallerie gerittene Attacke durch die feindlichen Linien hindurchgeritten werden muß, sofern dies ohne Gefahr geschehen kann. Andernfalls hat sich die Kavallerie rechts und links vorbeizuziehen, darf aber unter keinen Umständen nach der Attacke vor dem feindlichen Feuer halten bleiben.

Die durchgehenden Attacken sind übrigens inzwischen durch kriegsministerielle Verfügung im Jahre 1904 abgeschafft worden, weil ihre Ausführung anscheinend auf große Schwierigkeiten gestoßen ist.

Mündlich drückte General Poulleau seine Ansicht in folgenden Worten aus: „Schneller, immer schneller! Nur durch Schnelligkeit und flüssige Formen kann die Kavallerie auch in Zukunft ihre ruhmvolle Aufgabe erfüllen, indem sie im feindlichen Feuer lichte Formationen anwendet, in der Deckung schnell zur geschlossenen Ordnung übergeht und so zum Eingreifen jederzeit bereit ist.“

Einen besonderen Wert legte der General Poulleau auf die Übung des Handgemenges (vergl. den Bericht über den 6. und 7. September). Theoretiker behaupteten zwar, daß es selten zu einer wirklichen Attacke käme, da in der Regel die eine Kavallerie vorher unter dem Einflusse des Gegners Kehrt mache. „Ich will Ihnen, meine Herren, nicht die Beleidigung antun, von Ihnen zu glauben, daß Sie Kehrt machen. Dann muß man aber auch nicht annehmen, daß die deutsche Kavallerie oder irgend eine andere weniger tapfer sei als wir. Es wird also doch zur Attacke, zum Handgemenge und zur Verfolgung kommen.“

In seinen Kritiken bezeichnete er als die Hauptaufgabe der Kavallerie den Schutz, die völlige Sicherung und die Unterstützung der eigenen Infanterie einerseits, andererseits die Wirkung gegen die feindliche Infanterie. Diese müsse man aufsuchen, unermüdlich beunruhigen, aufhalten, zur Entwicklung zwingen und durch immer wiederholte schnelle Angriffe, sei es mit dem Karabiner oder zu Pferde, nervös und mürbe machen.

Was die feindliche Kavallerie anbetrifft, so müsse man sich ihrer entledigen, wenn man sie antreffe; aber dies sei nur Mittel, nicht Zweck. Treffe man nicht auf

sie, um so besser: dann habe diese nicht ihre Schuldigkeit getan und uns das Feld frei gelassen.

Poulleau wendet sich dann zu dem Vorwurf des Partikularismus, den man der französischen Kavallerie mache und der auch, wie besonders aus den Nachrichten über die großen Armeemanöver hervorgeht, berechtigt zu sein scheint. Man behaupte, daß die Reiterei sich im Manöver vollständig im Bann der feindlichen Reiterei befinde und nur bestrebt sei, diese aufzusuchen und zu attackieren, statt sich ihrem Hauptziele, nämlich der Entlastung der eigenen und der Erkundung und Beunruhigung der feindlichen Infanterie zuzuwenden. Stets sehe man noch immer im Manöver dasselbe Bild: haben sich die beiderseitigen Kavallerieen attackiert, so sitzen sie ab und glauben, ihre Rolle ausgespielt zu haben.

Man könne nicht scharf genug hiergegen einschreiten; immer wieder sei die Kavallerie darauf hinzuweisen, daß sie der Infanterie wegen da sei. Beim Vormarsch sei es die Aufgabe der Kavallerie, die Spitzen der feindlichen Infanteriekolonnen aufzusuchen und aufzuhalten. Man müsse dies aber in zweckmäßiger Weise versuchen. Angriffe gegen die Flanke der Infanteriekolonnen seien zwecklos, da diese nach der Flanke stets feuerbereit seien, ohne sich entwickeln zu müssen. Auch ein Angriff gegen den Rücken einer Kolonne zwinge nur die hintersten Abteilungen, Front zu machen, halte aber die Kolonne selbst nicht auf.

Und welche bedeutende Aufgabe falle nicht der Kavallerie beim Rückzuge und der Verfolgung zu! Dann müsse sie sich für die Infanterie opfern und ihren Abzug decken oder die Flanken und den Rücken der zurückgehenden feindlichen Infanteriekolonnen erreichen.

Sehr beachtenswert war die von dem Leitenden ausgegangene Neuerung, eine Infanterie-Brigade zu dem ersten Abschnitt der Übungen heranzuziehen. General Poulleau verfolgte damit den ausgesprochenen Zweck, die Kavallerie an die gemeinschaftliche Tätigkeit mit der Infanterie zu gewöhnen und ihr vor Augen zu führen, daß sie hauptsächlich zur Unterstützung der Infanterie bestimmt ist. Auch sollte zum Ausdruck gebracht werden, daß die Kavallerie, wenn sie sich in den verschiedenen Gefechtslagen gegenüber den modernen Waffen zur Geltung bringen will, den Karabiner ebenso wie den Säbel zu handhaben verstehen müsse.

Welche Absicht er an den einzelnen Tagen in bezug auf das Zusammenwirken der Kavallerie mit der Infanterie befolgte, bezeichnete der Leitende in folgender Weise: „Am ersten Tage sollte die Kavallerie die Tätigkeit der Infanterie unterstützen; am zweiten Tage mußte sie die Infanterie angreifen; am dritten Tage hatte sie mit ihr gemeinschaftlich zu handeln und am vierten ihren Rückzug zu decken. Die Übungen haben gezeigt, daß die Kavallerie noch sehr viel zu lernen hat, um den Verhältnissen entsprechend zweckmäßig zu handeln."

Dieses Urteil wird durch den besprochenen Verlauf der Übungen wie auch anderweitig bestätigt. Insbesondere wird in der militärischen Fachpresse bemerkt, daß die Bedeutung des Fußgefechtes noch keineswegs in den Geist der Kavallerie übergegangen sei. Statt an geeigneter Stelle zum Karabiner zu greifen, gefiel sich die Kavallerie in beständigen Attacken, die oft nur gänzlich nutzlose Opfer verursacht hatten. Wo sie auf den Feind stieß, gleichgültig, ob es Kavallerie, Infanterie oder Radfahrer waren, stets attackierte sie.

Über die Erfahrungen, die mit der ligne de colonnes par quatre gemacht wurden, liegen keine weiteren Nachrichten vor. Der General Durand, der ursprünglich Artillerist gewesen ist und später eine Infanterie-Brigade befehligte (in Frankreich werden die Generale vielfach zu anderen Waffen versetzt), sprach sich vom artilleristischen Standpunkte auch für schmale Kolonnen aus. Bewegen sie sich schnell und geschickt im Gelände, indem sie die Marschrichtung bald rechts, bald links ändern, so sei es der feindlichen Artillerie sehr schwer, sich darauf einzuschießen.

Von den Führern der Kavallerie-Divisionen wird bemerkt, daß sie, ebenso wie im Jahre 1902, viel zu sehr an der Truppe klebten und beim Marsch meist 50 m vor dem Anfang des Gros sich befanden. Ritten sie aber zur Erkundung vor, so erschienen sie mit ihrem ganzen Stabe und der Kommandoflagge weithin erkennbar oben auf den Höhen.

Die Pferde sollen allgemein vortrefflich ausgesehen haben. Allerdings scheinen die Eskadrons nur in geringer Stärke ausgerückt zu sein und stets eine Anzahl von Pferden im Quartier zurückgelassen zu haben.

Über die Verwendung der Radfahrer, Pionierabteilungen und Maschinengewehre ist folgendes bekannt geworden:

Die Radfahrerkompagnie wird sehr gelobt und scheint sich, wie aus den Berichten über den Verlauf zu erkennen ist, wiederholt sehr geschickt zur Geltung gebracht zu haben. Ihr Führer war der bekannte Hauptmann (jetzt Major) Gerard, der unermüdliche Vorkämpfer für die Notwendigkeit, ständige Radfahrertruppen zu errichten. Man bedauerte, daß nur die eine Radfahrerkompagnie zu den Manövern zugezogen worden war, obwohl es damals schon vier solcher Kompagnien gab.

Einmal wurden übrigens die Radfahrer, während sie in unübersichtlichem Gelände im Gefecht standen und ihre Räder hinter sich zurückgelassen hatten, durch eine halbe Dragonereskadron überrascht. Diese kam den Radfahrern in den Rücken und schnitt sie von ihren Rädern ab. Die temperamentvollen Radfahrer schlugen jedoch mit den Kolben nach den Pferdeköpfen, um die Reiter zu vertreiben, und diese waren im Begriffe, sich ihrer Lanzen zu bedienen, wenn die Offiziere nicht dazwischengetreten wären.

Von den Pionierabteilungen wurde wenig Gebrauch gemacht, angeblich weil man nicht verstand, sie zu verwenden. Seit einigen Jahren macht man bei den

großen Kavallerieübungen regelmäßig Versuche mit Pionierabteilungen auf Rädern, ohne daß man sich bis jetzt zur endgültigen Einführung entschlossen hätte.

Die Maschinengewehre leisteten wertvolle Dienste. Auch diese sind in Frankreich immer noch im Versuche sowohl bei den Jägerbataillonen als bei den Kavallerie-Divisionen begriffen. Die tragbaren, auf Maultieren verladenen Gewehre der Jäger-Bataillone sind für den Gebirgskrieg bestimmt, diejenigen der Kavallerie-Divisionen sind fahrbar. Bekanntlich wendet man in Frankreich das System Hotchkiß an, das bisher im Versuch befindliche Modell ist aber nach dem Urteil der militärischen Fachpresse noch immer nicht völlig kriegsbrauchbar und bedarf noch der Vervollkommnung. Es sei jedoch nur eine Frage der Zeit, daß es gelingen werde, die noch vorhandenen Mängel zu beseitigen.

Auch Versuche mit einem Brückengerät, mit dem die französische Kavallerie zur Zeit etatmäßig noch nicht ausgestattet ist, wurden gemacht. Es handelte sich um Stahlboote, mit denen eine Brücke hergestellt wurde, auf der die Mannschaften hinübergingen, während die Pferde nebenher schwammen. Es stellte sich dabei die Schwierigkeit heraus, daß die Pferde zwar meist willig ins Wasser sprangen, aber oft am andern Ufer schwer wieder herauskamen. Man hat daher eine bewegliche Rampe für diese Zwecke versucht, die aber das Material wieder vermehrte und schwerer machte.

Wenn man über die Anlage und Leitung der Manöver ein Gesamturteil fällen will, so wird man anerkennen müssen, daß der General Poulleau ihren Verlauf interessant und vielseitig zu gestalten wußte. Der große Wechsel in den der Kavallerie zufallenden Aufgaben, die Mannigfaltigkeit der Lagen und die Unterschiede in den Stärken der beiden Parteien an den einzelnen Tagen sind bemerkenswert. Von dem weiten Spielraum, der für die allerdings ausgefallenen ersten beiden Tage vorgesehen war, bis zum engsten Anschluß an die Infanterie und bis zu örtlich scharf begrenzten Aufgaben wechseln die Kriegslagen.

Die gestellten Aufgaben waren im allgemeinen kriegsgemäß. Die mehrfach gewählte knappe Form eines bestimmten Auftrages ohne nähere Begründung durch die Kriegslage ist in Frankreich auch sonst üblich. Die Durchführung der Übungen gestaltete sich durch die freie Benutzung des Geländes erheblich interessanter, als wenn sie auf Truppenübungsplätzen stattgefunden hätten.

Auch die Heranziehung der Infanterie an vier Tagen war an sich eine gute Maßregel, wenn sie auch mehrfach ihren Zweck verfehlte. Die Kavallerie klebte wiederholt an der eigenen Infanterie, statt diese nur als Stützpunkt für ihre Bewegungen und als Rückhalt zu benutzen, aber im übrigen sich Bewegungsfreiheit zu bewahren. Daß sie auch mehrfach zu einem falschen Verfahren griff, wenn sie auf feindliche Infanterie stieß, ist bei der Besprechung der einzelnen Tage erwähnt worden.

Daß die Kavallerie ihr Verhältnis zur Infanterie nicht immer richtig auffaßte, lag zum Teil aber auch daran, daß die Stärke der zugeteilten Infanterie meist in keinem Verhältnis zu der großen Kavalleriemasse stand. Unter diesen Umständen konnte die Infanterie wohl als Rückhalt für die Kavallerie dienen, war aber viel zu schwach, um mit ihr gemeinschaftlich zu operieren und zu fechten. Wenn nach der Absicht des Leitenden durch die Heranziehung der Infanterie die Kavallerie auf ihre Hauptaufgabe, die Unterstützung der Infanterie, hingewiesen werden sollte, so hätte die Infanterie weit stärker sein müssen.

Vielfach war die Beigabe der Infanterie auch weder durch die allgemeine Kriegslage begründet noch durch die besondere Aufgabe der Kavallerie gerechtfertigt.

Für den Sommer 1904 sind wiederum besondere Kavallerieübungen in erweitertem Umfang vorgesehen. Unter der Leitung des jetzigen Präses der Kavalleriekommission, des Generals Burnez, werden die 2. Kavallerie-Division (Luneville) und die 3. Kavallerie-Division (Chalons) im Gebiet des 6. Armeekorps zusammengezogen. Da die Zeit dieser Übungen zum Teil mit den Korpsmanövern des 6. Armeekorps zusammenfällt, so soll der General Burnez mit dem kommandierenden General dieses Armeekorps, dem General Dalstein, ein Abkommen dahin getroffen haben, daß sämtliche Truppenteile am 4., 6. und 7. September zwischen Marne und Maas zu den Manövern vereinigt werden. Nun gehören aber zum Bereiche des 6. Armeekorps außer drei Infanterie-Divisionen zwei Kavallerie-Divisionen, die 4. und 5., sowie eine Korpskavallerie-Brigade von drei Regimentern. Im ganzen werden auf diese Weise 23 Regimenter, d. h. etwa der vierte Teil der gesamten französischen Kavallerie, sich an den Übungen beteiligen. Es ist anzunehmen, daß man diese bedeutende Kavalleriemasse nicht nur zur Aufklärungstätigkeit verwenden, sondern auch auf dem Gefechtsfelde zur Geltung zu bringen suchen wird.

Aus allem geht hervor, daß in einem zukünftigen Kriege die französische Reiterei auf dem Schlachtfelde zur Stelle sein und ihren Platz zu behaupten versuchen wird. Nirgendwo sind die Ansichten des Generals de Negrier durchgedrungen, an maßgebender Stelle und in den Kreisen der Kavallerie selbst sind sie sogar durchweg schroff abgelehnt worden. Nach wie vor will man die Kavallerie auf dem Kampffelde, wenn auch in veränderter Form, zur Attacke bereithalten und auch zum Karabiner greifen lassen, wo sie zu Pferde nicht wirken kann. Daß allerdings noch sehr viel zu tun ist, ehe die französische Kavallerie ihrer Aufgabe, besonders in bezug auf ihr Zusammenwirken mit der Infanterie, gewachsen ist, haben die vorstehenden Erörterungen bewiesen.

Die Reitfertigkeit beginnt sich im Offizierkorps der französischen Kavallerie gegen früher augenscheinlich beträchtlich zu heben, insbesondere leisten die auf der Reitschule

Saumur ausgebildeten Offiziere durchweg recht Gutes. Es ist anzunehmen, daß dieser Fortschritt sich allmählich auch auf die Truppe überträgt.

Außerordentlich viel wird in Frankreich zur Hebung der Pferdezucht getan. Im Jahre 1902 wurden nach dem amtlichen Bericht an Prämien und Preisen im ganzen 18 189 658 Franken aufgewendet, wovon durch den Staat 2 484 225 Franken, der Rest von den Departements, Städten und Vereinen aufgebracht wurde. Der Erfolg soll augenscheinlich sein, Staatsgestüte wie Privatgestüte liefern der Armee ein Pferdematerial, das nach Zahl und Güte sich von Jahr zu Jahr hebt.

Kuhl,
Major im Großen Generalstabe.





Der russisch-japanische Krieg.

(Fortsetzung.)

Von der Schlacht am Yalu bis zur Schlacht bei Liauyang (1. Mai bis Anfang September).

(Mit Übersichtskarte.)

Skizze 5.

Unmittelbar nach der Schlacht am Yalu folgte die Landung der japanischen Hauptkräfte auf der Liaotunghalbinsel (bei Pitszewo vom 5. Mai ab; später auch bei Dalni und wohl auch bei Port Adams) und bei Takuschan. An den erstgenannten Landungsstellen ist die jetzige Armee Oku und die gegen Port Arthur eingesetzte Streitmacht, bei Takuschan die Armee Nodzu ausgeschifft worden.*)

General Oku ging, sich nach Norden nur sichernd, zunächst gegen Kintschou vor, wohin die Russen von Port Arthur her Kräfte in eine stark ausgebaute Stellung vorgeschoben hatten. Nachdem am 21. Mai nahe Fühlung mit dem Gegner aufgenommen war, führten drei Divisionen, die 1., 3. und 4., am 26. Mai den Entscheidungskampf durch. Ihnen gegenüber focht die russische 4. ostsibirische Schützen-Division, bei der sich außerdem das 5. ostsibirische Schützen-Regiment (von der 2. Schützen-Division) befand, im ganzen 15 Bataillone Infanterie mit 40 Feldgeschützen und 30 eingebauten schweren Geschützen (letztere angeblich meist frühere chinesische Geschütze älteren Modells) gegen 36 Bataillone Infanterie mit mindestens 108, wahrscheinlich sogar 216 Feldgeschützen, wenn, wie man wohl annehmen darf,

*) Vermutliche Verteilung der Streitkräfte:
Kuroki (1. Armee): Garde-, 2., 12. Div.,
Nodzu (Takuschan- oder 4. Armee): 6., 10. Div.,
Oku (2. Armee): 3., 4., 5. Division, 1. Kavallerie-Brigade, 1. Feldartillerie-Brigade,
Nogi (3. Armee, vor Port Arthur): 1., 9., 11. Division.

Wo sich die den Divisionen entsprechenden Reserve-Brigaden befinden, die nach mehrfachen Nachrichten auf die Stärke von Divisionen gebracht worden sind, läßt sich nicht übersehen. Nur ein geringer Teil wird für Etappendienst in Anspruch genommen sein. Unbekannt ist auch der Verbleib der 2. Kavallerie-Brigade und der 2. Feldartillerie-Brigade. Die noch fehlende 8. Division soll unmittelbar nach der Schlacht von Liauyang eingeschifft, die 7. Division gegen Sachalin und Wladiwostok bestimmt sein.

die 1. Feldartillerie-Brigade zur Stelle gewesen ist, die nach der Kriegsgliederung zur Armee Oku gehört.

Trotz ihrer Überlegenheit wäre der blutige Tag aller Voraussicht nach für die Japaner verloren gegangen, wenn nicht gegen den linken Flügel der Russen von der Kintschoubucht her vier Kanonenboote mit 15 schweren und 14 leichten Geschützen in entscheidender Weise eingegriffen hätten.

In großen Zügen verlief der Kampf wie folgt:

Gegen die russische Front ging die 1. japanische Division vor, die 4. sollte die russische Hauptstellung rechts, die 3. links umfassend angreifen.



Nach dreistündiger Beschießung der Verschanzungen begann gegen 9^{00} vormittags das Vorgehen der Infanterie. In der Front kam die 1. Division nach und nach im allgemeinen bis auf 600 m, an einzelnen Stellen noch näher an den Feind heran, vermochte dann aber keine Fortschritte mehr zu machen.

Die 3. Division drang zwischen der russischen Stellung und Talienwan vor, wurde jedoch nicht allein von dem Kanonenboot „Bobr" in Flanke und Rücken beschossen, sondern in den Nachmittagsstunden auch durch einen Angriff der russischen Reserve umfaßt und in eine sehr schwierige Lage gebracht. Wie weit bis dahin die 4. Division längs der Kintschoubai vorgedrungen war, läßt sich nicht feststellen. Vermutlich hatte sie ansehnliche Erfolge noch nicht zu erringen vermocht. General Oku befahl aber, um der hart bedrängten 3. Division Luft zu machen, 5^{00} nachmittags den allgemeinen Sturm. Er führte in der Front zu keinem Erfolge. Die

1. Division brach unter schweren Verlusten zusammen. Wohl aber machte die 4. Division entschiedene Fortschritte gegen den russischen linken Flügel, als die vier japanischen Kanonenboote von der Kintschoubucht her wieder unterstützend eingriffen, nachdem ihr Feuer lange Stunden unterbrochen gewesen war — aus welchem Grunde, ist mit Sicherheit noch nicht erkennbar; vermutlich hatte eintretende Ebbe die Schiffe aus der Nähe der Küste vertrieben.

Erst gegen 8⁰⁰ abends gab General Stössel, der persönlich den Kampf leitete, den Befehl zum Abzug, der sich anscheinend in Ruhe ohne Verfolgung vollzog. Nur 7 km vom Schlachtfeld entfernt, blieb die russische Arrieregarde unbehelligt die Nacht über stehen, um erst am nächsten Tage weiter zurückzugehen. Daß die eingebauten schweren Geschütze bei Kintschou sämtlich verloren gingen, darf nicht wundernehmen.

Die Gesamtverluste der Russen in den Kämpfen um die Landenge von Kintschou betragen 30 Offiziere, 800 Mann; die Japaner berechnen die ihrigen mit 151 Offizieren, 4173 Mann. In Verbindung mit der gewonnenen Zeit hat sich also die Stellung reichlich bezahlt gemacht, die 40 km vor der Festung vorgeschoben werden durfte, weil sie nicht zu umgehen war, sondern angegriffen werden mußte.

Um dieselbe Zeit kam bei Takuschan die Ausschiffung der Armee Nodzus in Gang, nachdem dort vorher schon Ausladungen stattgefunden hatten, wahrscheinlich Nachschub- und Ergänzungstransporte für die Armee Kurokis. Sie waren gesichert durch die Aufstellung der 1. Armee bei Föng hwan tschöng, und nördlich, wohin General Kuroki — wohl auf höheren Befehl — zurückgegangen war, obwohl seine Spitzen nach dem Siege am Yalu Mitte Mai schon Punkte etwa 25 bis 30 km über Föng hwan tschöng hinaus erreicht hatten.

Am 7. Juni besetzte von Takuschan her die 10. Division Hsiu yan, unterstützt durch Teile der Garde. Bis Mitte Juni hatte Nodzu seinen Aufmarsch bei Hsiu yan, dem Gabelpunkt seiner weiteren Vormarschwege, beendet, am 16. Juni begann er die Vorwärtsbewegung in Richtung auf Haitschöng—Taschikiao, während Kuroki noch bis zum 25. Juni stehen blieb.

Schon am 12. Juni hatte General Oku von Port Adams die Bewegung nach Norden begonnen. Er stieß sofort auf ein russisches Korps unter Baron Stakelberg, das überraschenderweise Anfang Juni zum Entsatz von Port Arthur in südlicher Richtung abgesandt worden war. Sein Erscheinen hat vielleicht auch mit die Absicht bei General Oku gezeitigt, den Feind nicht in der Verteidigung abzuwarten, sondern ihm zum Angriff entgegenzugehen.

Es ist notwendig, hier zunächst einen Blick auf die russische Lage Anfang Juni zu werfen.

Auf dem Kriegsschauplatz verfügte General Kuropatkin damals über das I., II., III. und IV. sibirische Armeekorps sowie die halbe 31. und 35. Infanterie-Division.

Zu dem Entsatzversuch von Port Arthur hatten verfügbar gemacht werden können:

die 1. ostsibirische Schützen-Division (vom I. sibirischen Armeekorps),
die 9. ostsibirische Schützen-Division, die bisher den Küstenschutz bei Jingkou gebildet hatte (vom III. sibirischen Armeekorps),
die halbe 35. Infanterie-Division (vom XVII. Armeekorps),
das 9. sibirische Infanterie-Regiment (von der 3. sibirischen Infanterie-Division, IV. sibirisches Armeekorps),
3 Kavallerie-Regimenter und 2 Grenzwachsotnien mit 1 reitenden Batterie,
das 1. ostsibirische Sappeur-Bataillon, überdies noch
die halbe 8. ostsibirische Schützen-Division.

Die letztere gehört zu der Festungsbesatzung von Wladiwostok, ein Beweis, daß nach und nach alle Kräfte von dort weggezogen worden sind, die man irgend für entbehrlich hielt, ein nicht minder deutlicher Beweis aber für ein rücksichtsloses Zerreißen der Verbände. Von den beiden Schützendivisionen, die sich im Südussurigebiet befinden, fehlt nunmehr der einen (2.) ein Infanterie-Regiment (Nr. 5, bei der 4. Division in Port Arthur), der andern (8.) eine ganze Brigade.

Von dem II. und IV. sibirischen Armeekorps standen damals zum mindesten starke Teile in dem Gebirge gegenüber der Armee Nodzu. Die 3. ostsibirische Schützen-Division vom III. sibirischen Armeekorps und die 6. vom II. sibirischen Armeekorps sperrte als Ostabteilung unter dem General Graf Keller die auf Liauyang führenden Wege gegen Kuroki. Von den aus Europa herankommenden Verstärkungen (XVII., X., V. sibirisches, I., VI. sibirisches Armeekorps) hatte noch nichts den Kriegsschauplatz erreicht.

Insgesamt fanden sich etwa 35 000 Mann mit 94 Geschützen auf dem gefährlichen Zuge nach Süden unter Stakelberg zusammen, und mehr war kaum verfügbar zu machen, weil starke Sicherungen im Gebirge nach Osten die erste Voraussetzung für das Unternehmen bildeten. Damit schwand ihm aber von Anfang an die Aussicht auf Erfolg, und es fragt sich sehr, ob es geraten war, bei solcher Sachlage die bedenklichen strategischen Verhältnisse in Kauf zu nehmen, in die es führen mußte. Jeder Fortschritt Nodzus oder Kurokis gefährdete den Rückweg um so empfindlicher, je weiter das Korps nach Süden gelangt war.

Man darf wohl nicht bezweifeln, daß die verschiedenen Anforderungen, wie sie der Gang der Dinge entstehen ließ, zu der auffälligen Zerreißung der Kriegsgliederung geführt haben. Es scheint aber doch, daß man in Rußland nicht mit derselben Strenge an ihr festhält, wie es bei uns nach den Erfahrungen des Krieges 1866*) grundsätzlich geschieht. Auch 1900/1901 fiel in Ostasien die gleiche Erscheinung auf;

*) Moltkes Militärische Werke, II, 2. Teil (taktisch-strategische Aufsätze aus den Jahren 1857—1871) Seite 75 ff.

manche Truppenteile haben sich damals während der ganzen Expedition nicht wieder zusammengefunden.

Im übrigen vereinigte sich das Korps Stakelberg erst im Verlaufe des Vormarsches. Beträchtliche Teile erreichten den Anschluß nicht früher, als in der Nacht vor dem Entscheidungskampf bei Wafankou, ein Regiment sogar erst während des Gefechts.

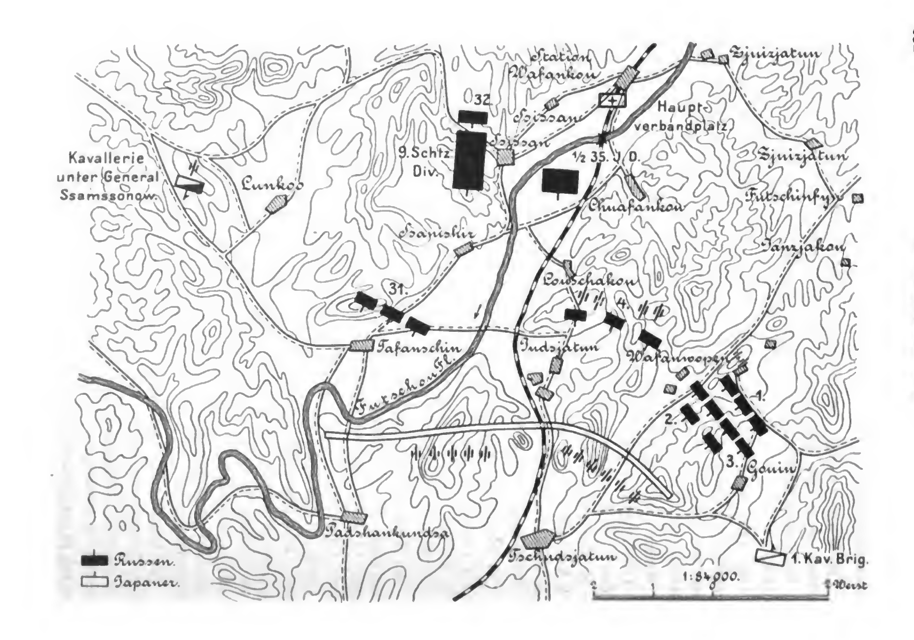
Am 11. Juni hatte die Avantgarde die Eisenbahnstation Wa fan tien ohne nennenswerte Zusammenstöße mit dem Gegner erreicht. Dort blieb sie bis zum 14. stehen, weil wahrscheinlich das Aufschließen des Korps und das Eintreffen der noch fehlenden Teile abgewartet werden mußte.

General Oku hatte den Vormarsch am 12. Juni mit 3 Divisionen, 1 Kavallerie- und 1 Artillerie-Brigade (mindestens 40 000 Mann, 200 Geschütze) begonnen; schon am nächsten Tage kam er in nahe Fühlung mit der russischen Avantgarde, die am Morgen des 14. ohne ernstes Gefecht auf die Hauptkräfte zurückwich. Die Japaner drangen in 3 Kolonnen vor, die beiden rechts im Schahotale und längs der Eisenbahn in naher Verbindung, die linke weit nach Westen ausholend, von vornherein angesetzt zur Umfassung des rechten feindlichen Flügels.

In den Nachmittagsstunden des 14. erschienen die beiden erstgenannten Kolonnen vor der russischen Stellung südlich Wafankou und griffen an. Der Kampf führte an diesem Tage zu keiner Entscheidung. Die linke japanische Kolonne hatte das Gefechtsfeld überhaupt noch nicht erreicht.

Am Morgen des 15. standen die Russen etwa in der Gruppierung, wie sie die Skizze zeigt. Sie eröffneten ihrerseits den Kampf durch einen Vorstoß ihres linken Flügels (1. ostsibirische Schützen-Division ohne 4. Regiment, $1^1/_2$ Batterien unter General Gerngroß). Mit 8 entwickelten Kompagnien in erster Linie, 4 Bataillonen in zweiter, 3 Bataillonen in dritter Linie wurde 5^{00} morgens angetreten. Kein Wunder, wenn diese Bewegung, der, abgesehen von ihrer Form, jede Feuervorbereitung fehlte, ins Stocken kam. Auch die 12 russischen Geschütze wurden durch die weit überlegene feindliche Artillerie bald zum Schweigen gebracht. Überhaupt tritt in dem Kampfe die Wirkung der russischen Artillerie nirgends hervor. Wahrscheinlich ist sie in ziemlicher Zersplitterung eingesetzt und ein ansehnlicher Teil zunächst in Reserve zurückgehalten worden.

Zur Unterstützung des Generals Gerngroß setzte Stakelberg die halbe 35. Infanterie-Division ein. Um auf den äußersten linken Flügel zu kommen, war sie aber zu einem weiten Umwege gezwungen. Bei ihrem Eintreffen fand sie die 1. Schützen-Division schon im Rückzuge, der auch sie auf die Station Wafankou mit zurücknahm, ohne daß sie zur Wirkung gekommen war. Die Geschütze sind in dem Gelände wahrscheinlich nicht fortzubringen gewesen und gingen auf dem Rückzuge verloren.


Station Wafankou
Ssjuizjatun
Haupt-verbandplatz
32.
9. Schtz. Div.
½ 35. J. D.
Kavallerie unter General Ssamssonow
Lunkoo
Chuafankou
Futschinfyn
Ssanishir
Tanzjakou
Loutschakou
31.
4.
Tafanschin
Judsjatun
Wafanwopen
Futschou Fl.
1.
2.
3.
Gouin
Tadshankundsa
Tschindsjatun
1. Kav. Brig.
1:84000.
Werst
Russen.
Japaner.

Die beiden Schützen-Regimenter Nr. 2 und 3, die bei dem Angriff die vordersten Linien gebildet hatten, weisen 30% Verluste auf. Da der Rückzug nur auffallend geringe Opfer gefordert zu haben scheint, sind sie der Hauptsache nach wohl der Art des Vorgehens zur Last zu legen.

Auch die Mitte und der rechte Flügel der Russen, wo die Japaner ihrerseits angriffen, befand sich gegen Mittag im Zurückgehen auf Wafankou. Gegen den rechten Flügel war die linke japanische Kolonne umfassend wirksam geworden. Möglicherweise hat diese Wendung der Dinge den Rückzug des Generals Gerngroß mit veranlaßt; aber gleichviel, ob er sich noch eine Zeitlang hätte behaupten können oder nicht, sein Angriff war jedenfalls schon zusammengebrochen. Leider fehlen alle Nachrichten, welche Kräfte die Japaner auf ihrem rechten Flügel gehabt haben. Sicher ist, daß ihr Hauptnachdruck in der Mitte und auf ihrem linken Flügel gelegen hat; dort werden wohl auch ihre Hauptkräfte zu suchen sein.

Über die russische Stellung sind die Japaner nicht hinausgekommen. Die Station Wafankou hielt das 9. sibirische Infanterie-Regiment bis zu ihrer völligen Räumung (5^{00} nachmittags). Die Japaner besetzten den in Brand gesteckten Ort erst gegen 6^{00} nachmittags und verbrachten die Nacht auf dem Schlachtfelde. Das Korps Stakelberg erreichte dagegen Hsiung-jo-tschönn, 45 km von Wafankou entfernt, schon am 2. Tage nach dem Gefecht und blieb dort bis zum 21. unbehelligt stehen, Sicherungen 6 km nach Süden vorgeschoben. Als sich an dem genannten Tage die russischen Vortruppen vor dem Anmarsch starker feindlicher Kräfte zurückzogen, wich General Stakelberg auf Kaitschou zurück, wo wieder ein Stillstand bis zum 5. Juli eintrat.

Inzwischen hatte auch die mittlere japanische Armee — Nodzu — den Vormarsch in Richtung Haitschöng—Taschikiao begonnen (am 16. Juni). Am 25. Juni schloß sich Kuroki der Bewegung an. Ende Juni befanden sich die Japaner nach mehrfachen Kämpfen im Besitze der höchsten Paßhöhen im Gebirge.

Der nächste Schritt nach vorwärts erfolgte bei General Oku. Er besetzte am 9. Juli Kaitschou, nachdem die russische Südabteilung bis in Höhe von Jingkou—Taschikiao zurückgegangen war.*)

Die bedenkliche strategische Lage, in die das russische Heer mit der Entsendung des Stakelbergschen Korps gekommen war, hatte sich ohne Nachteil wieder ausgeglichen. Es macht fast den Eindruck, als ob die Bewegungen der japanischen Armeen damals schon nur das Ziel im Auge gehabt hätten, sie zu einheitlicher taktischer Wirkung bei

---

*) Aufstellung der Russen:

I. sibirisches Armeekorps (1., 9. ostsibirische Schützen-Division) zwischen Jingkou—Taschikiao.

IV. " " mit der 3. sibirischen Infanterie-Division und Teilen der 2. bei Taschikiao; der Rest der 2. und Teile des II. sibirischen Armeekorps bei Simutschöng (gegen Nodzu).

Liauyang zu bringen, wo man wohl sicher und mit Recht auf einen ernsten Widerstand rechnete.

Dieser operative Grundgedanke ist an sich gewiß richtig. Es fragt sich aber, ob an ihm festgehalten werden mußte, wenn Schwächen in der Lage des Gegners zum Handeln in anderer Richtung aufforderten. Spätestens am 12. Juni ist zweifellos im japanischen Hauptquartier der russische Marsch nach Süden bekannt gewesen. Ein erfolgreiches Vordringen Nodzus gegen die Straße Kaitschou—Haitschöng stellte große Erfolge in Aussicht, und es lohnte sich daher zum mindesten der Versuch dazu.

Überhaupt ist es eine auffallende Erscheinung des Krieges, daß sich bisher kaum ein Sieg zu wirklich weitreichenden Folgen ausgewachsen hat.

Die Mehrzahl dieser Siege war allerdings nicht ohne weiteres dazu angetan. Manche Gefechte hatten zu keiner vollen Entscheidung geführt, der noch nicht geschlagene Gegner verließ freiwillig während der Nacht das Gefechtsfeld. Andere Male hätte eine weite Ausnutzung des wirklich errungenen Erfolges die Heeresteile, die siegreich geschlagen hatten, aus dem Rahmen der allgemeinen Lage herausgebracht und die Gefahr von Rückschlägen herbeigeführt, weil das Zusammenwirken der Gesamtstreitkräfte noch nicht möglich war. Es gibt indessen Fälle, wo beide Rücksichten nicht zutrafen; ein Beispiel ist die Schlacht von Wafankou.

„Für alle denkbaren Verhältnisse bleibt es aber wahr, daß ohne Verfolgen kein Sieg eine große Wirkung haben kann, und daß, wie kurz auch die Siegesbahn sein mag, sie immer über die ersten Schritte des Verfolgens hinausführen muß." (Clausewitz, Vom Kriege, 4. Buch, 12. Kap.)

Die Wirkungen eines nicht weiter ausgenutzten Sieges verflüchtigen sich in überraschend kurzer Zeit, namentlich, wenn die Niederlage nur einen Teil betroffen hat, dem aus dem noch nicht erschütterten Ganzen neuer Halt und neues Leben wieder zufließt. Die ersten Wirkungen des Sieges sind weit mehr moralischer, als materieller Art; auch der Sieger hat meist nicht geringere Verluste erlitten, ist in seiner Ordnung erschüttert und durch die Anstrengungen erschöpft. Aber der Geschlagene wird beherrscht durch das niederdrückende Gefühl, dem Feinde nicht gewachsen zu sein, durch das leicht erregte Mißtrauen gegen die Führung, durch die Besorgnis, von dem übermächtigen Gegner wieder erreicht zu werden, kurz, er befindet sich in einem Zustande, der nur geringen Anstoßes bedarf, um in Panik auszuarten. Die Beruhigung pflegt jedoch bald einzutreten, wenn alle die schlimmen Befürchtungen sich als unbegründet erweisen, und wenn man wieder zum Halten und zur Ruhe kommt, so kann sich wohl die Depression in ihr Gegenteil verwandeln; man schreibt schließlich das Stehenbleiben des Feindes der eigenen Wirkung zu. Auch die Verluste werden bald ersetzt, das ist sogar in Ostasien nicht anders gewesen, denn noch vor Ablauf des Monats Mai haben selbst die Regimenter, die am Yalu am schwersten mitgenommen worden waren (11. und 12. Schützen-Regiment), ihren vollen Kriegsbestand gehabt, ganz ebenso die Batterien, die am Yalu alle Geschütze eingebüßt hatten.

Der vom 9. Juli ab auf japanischer Seite eintretende Stillstand wurde russischerseits durch eine gewaltsame Erkundung unterbrochen. General Graf Keller stieß mit den am Lanho befindlichen Kräften am 17. Juli in mehreren Kolonnen auf Lianschankwan vor, um die Stärke der gegenüberstehenden Japaner festzustellen, deren Sicherungen die russische Kavallerie trotz ihrer Stärke mit ihrer Aufklärung in dem Gebirgsgelände nicht zu durchdringen vermochte. Das Bergland erlaubte aber nicht einmal die Mitnahme fahrender Artillerie, ein deutlicher Beweis, wie sich das Fehlen von Gebirgsbatterien, auf das schon früher hingewiesen worden ist, tatsächlich fühlbar gemacht hat.*) Das Vorgehen der Infanterie des Grafen Keller kam infolgedessen zum Stehen, ehe noch vom Feinde beträchtliche Kräfte entwickelt worden waren. Nach einem Verluste von etwa 1000 Mann wurde der Rückzug befohlen, ohne daß man mehr erfahren hatte, als das, was man vorher schon wußte, daß man nämlich den Feind sich gegenüber hatte.

Am nächsten Tage — 18. Juli — ergriff General Kuroki wieder die Initiative. Er wandte sich mit seinen Hauptkräften gegen die Teile der Russen, die auf der Straße Liauyang—Saimatsze noch bei Sihojang standen (die kürzlich eingetroffene 9. Division vom X. Armeekorps, ohne 33. und 35. Infanterie-Regiment, die Graf Keller zu seiner südlichen Gruppe gezogen hatte). Der japanische Frontalangriff von Janlikou her blieb am 18. erfolglos, am 19. wurden aber die Russen durch das Vordringen der Kräfte, die Kuroki über Tsziu kan tsze heranführte, bedroht und zum Zurückgehen nach dem Juschuling genötigt.

Darin hat für General Kuropatkin anscheinend der Anlaß zu einer ansehnlichen Verstärkung seiner Ostfront gelegen, wo die Abwehr weiteren Vordringens des Gegners allerdings von entscheidender Bedeutung war. Dort traten nunmehr zwei starke, selbständige Gruppen auf, südlich unter dem Befehle des Grafen Keller die 3. und 6. ostsibirische Schützendivision und Teile der 31. Division (vom X. Armeekorps); nördlich unter dem kommandierenden General des X. Armeekorps Sslutschewski, die 9. Infanterie-Division (X. Armeekorps) und anscheinend Teile des XVII. Armeekorps, das eben im Eintreffen begriffen war. Die schon früher in Ostasien gewesene Brigade der 31. Division focht in dieser Zeit bei Simutschöng.**)

---

*) Dem Mangel ist inzwischen einigermaßen abgeholfen. Am 15. Juni sind für Ostasien sechs weitere Gebirgsbatterien (Nr. 3 bis 8) aufgestellt worden. Wann ihr Transport begonnen hat, ist nicht bekannt.

**) Eine Zusammenfassung der im Drange der Verhältnisse zerrissenen Verbände hat später bei Liauyang stattgefunden. Die sibirischen Armeekorps I bis III haben aber ihre ursprünglich festgesetzte Kriegsgliederung nicht wiederhergestellt, sondern sind in der Formation geblieben, in die sie durch den Gang der Dinge gebracht worden sind.

Es sollte ursprünglich bestehen: das I. sibirische Armeekorps aus der 1., 2. Schützen-Division, das II. sibirische Armeekorps aus der 5., 6. Schützen-Division, das III. Armeekorps aus der 3., 4. 9. Schützen-Division; vor der Schlacht von Liauyang bestand wirklich: das I. Armeekorps aus der 1., 9. Schützen-Division, das II. sibirische Armeekorps aus der 5. Schützen-Division und der 1. sibirischen Infanterie-(Reserve-)Division, das III. sibirische Armeekorps aus der 3., 6. Schützen-Division.

Im übrigen trat im Norden vom 19. Juli ab wieder ein Stillstand bis zum 30. Juli ein.

Dafür setzten sich die beiden andern japanischen Armeen in Bewegung. Nodzu ging, am 22. Juli aufbrechend, in sehr langsamen Märschen, obwohl er einen nennenswerten Widerstand nicht traf, bis dicht an Simutschöng heran. Vor dem stärker besetzten Simutschöng blieb Nodzu vom 24. Juli ab stehen, bis die Armee Okus gleiche Höhe erreicht hatte.

Diese letztere brach von Kaitschou am 23. Juli auf und stieß am 24. Juli auf die Russen bei Taschikiao. Hier kann man zum ersten Male eine planmäßig zusammengefaßte, einheitliche Wirkung der russischen Artillerie erkennen. Ihr gegenüber hatten die Japaner zunächst so wenig Erfolg, daß es zu ernsten Infanteriekämpfen überhaupt nicht gekommen ist. Der Angriff einer japanischen Brigade auf Nandaling, das vom 12. ostsibirischen Schützen-Regiment gehalten wurde, brach blutig zusammen, ebenso scheiterte der Angriff schwacher russischer Kräfte weiter östlich gegen den japanischen rechten Flügel unter schweren Verlusten.*) In der Nacht zum 25. zogen sich die Russen — anscheinend auf ausdrücklichen, der Gesamtlage durchaus entsprechenden Befehl Kuropatkins — unbehelligt auf Haitschöng zurück. Jingkou scheint um dieselbe Zeit geräumt worden zu sein. Die Japaner besetzten den Ort ebenso wie Taschikiao am 25. Juli und gewannen damit einen neuen und nahen Landungspunkt für weitere Nachschübe.

Auch auf diesem Flügel trat bis 30. Juli eine Pause ein. Die Bewegungen in der zweiten Hälfte des Monats hat der Marschall Oyama sicher schon persönlich geleitet. Nach seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der japanischen Streitkräfte in der Mandschurei war er am 6. Juli von Tokio nach dem Kriegsschauplatz abgegangen, ein Beweis, daß sich die Heeresbewegungen mit dem Zuspitzen der Lage zur Krisis nicht mehr von der weit entfernten Heimat aus leiten ließen.

Das Ende des Juli fand alle drei japanischen Armeen in Bewegung.

Im Norden griff Kuroki am 31. Juli bei Tagesgrauen beide Gruppen der russischen Ostfront an, sowohl die auf der Straße über Sihojang, wie die auf dem Wege über Tienschuitschan. Die Nacht vom 30./31. hatte er zum Anmarsch benutzt. Der Kampf tobte mit wechselndem Erfolge und ohne Entscheidung den ganzen Tag über. Vermutlich sind dann die russischen Hauptkräfte in der Nacht zum 1. August zurückgegangen, denn am Morgen führte die Erneuerung des japanischen Angriffs nicht mehr zu schweren Gefechten. Gegen 8^{00} vormittags nahmen die Japaner den Juschuling, gegen 11^{00} vormittags die Paßhöhen nordwestlich und westlich von Tienschuitschan. Die Russen hielten nunmehr Anping und Tan-ho-juan mit erheblichen

*) Die Japaner haben am 24. Juli 59 Offiziere, 984 Mann, die Russen etwa 20 Offiziere, 600 Mann verloren, die meisten sicher an den beiden Stellen, wo es zu Nahkämpfen gekommen ist.

Kräften. Sie haben in dem Kampfe des 31. Juli einen ihrer tatkräftigsten und besten Generale verloren. Gegen 2^{00} nachmittags war der bei Tienschuitschan befehligende Graf Keller durch ein dicht vor ihm krepierendes Schrapnell zu Tode verwundet worden, als er neben einer bisher nicht beschossenen Batterie abgesessen hielt. Das Seitwärtsführen der Pferde des Stabes hatte wahrscheinlich die Aufmerksamkeit des Gegners erregt.

Zu derselben Zeit fand der Angriff der andern japanischen Armeen bei Simutschöng und südlich Haitschöng statt.

Nachdem der 30. Juli mit Erkundungsgefechten hingegangen war, folgten am 31. energische Vorstöße sowohl Nodzus, wie Okus, beide von dem Bestreben geleitet, zwischen den russischen Korps durchzubrechen und den Gegner zu trennen. Aber auch hier erreichten die Japaner im Laufe des Tages keinen entscheidenden Erfolg. Am Abend zog ein Befehl Kuropatkins die bei Simutschöng und südlich Haitschöng im Kampfe gewesenen Truppen nach Haitschöng zurück. Erst im Laufe des 1. August besetzten die Japaner die verlassenen Stellungen und folgten in den nächsten Tagen langsam den Russen, die schon am 2. den Rückzug auf An-schan-tschan fortgesetzt hatten. Am 5. August standen die Vortruppen Okus halbwegs zwischen Haitschöng und An-schan-tschan. Nodzu hat aller Voraussicht nach im Gebirge bleibend die Richtung auf Kin-tschang genommen.

In der gewonnenen Aufstellung, der Grundlage für die Entscheidungsschlacht von Liauyang, standen sich die Gegner bis Ende August gegenüber.

Damit hatten die Japaner das offenkundige Ziel ihrer Operationen erreicht. Ihre gesamten Streitkräfte, soweit Port Arthur sie nicht festhielt, konnten zu gemeinsamer Wirkung in einer Hauptschlacht gebracht werden, deren Möglichkeit bei Liauyang von vornherein ins Auge gefaßt werden mußte, und zwar in einer Form, die eine Umfassung des Gegners aufs wirksamste vorbereitete.

In der Schlacht, deren Vorkämpfe am 24. August begannen, und deren blutiges Ringen erst am 3. September zu Ende ging, hat das Zünglein der Wage tagelang geschwankt. Nur mit dem äußersten Einsatz aller Kräfte und unter den schwersten Opfern ist der Sieg schließlich den Japanern zugefallen, eine unausbleibliche Folge der langen Frist, welche den Russen aus der japanischen Landung in Korea zugefallen ist. Es läßt sich nicht verkennen, daß mit dem Tage von Taschikiao (24. Juli) mehr und mehr ein Gleichgewicht der Kräfte einzutreten begann. Alle Gefechte tragen seitdem nicht mehr den Charakter von Niederlagen der Russen, sondern den eines gegenseitigen Ausringens bis zum Einbruch der Nacht, in der die Russen, veranlaßt durch das innere Bedürfnis ihrer strategischen Lage und anscheinend mehrfach erst auf Befehl Kuropatkins, das Feld räumen, bevor sie in entscheidenden Nachteil gekommen sind. Namentlich tritt die Wirksamkeit der russischen Artillerie, wo überhaupt das Gelände ihre Verwendung zuläßt, der japanischen gleichwertig entgegen, das

frühere erdrückende Übergewicht der Japaner an dieser Waffe tritt mehr und mehr zurück.

Darin liegt auch die Berechtigung für den russischen Oberbefehlshaber begründet, sich nunmehr mit den gesamten Kräften zu einer Entscheidungsschlacht zu stellen, nicht weiter zurückzuweichen, wo das Eintreten des Gleichgewichts einigermaßen erwartet werden durfte.

In der Lage, in der sich die Russen von Anfang an befanden, ist die erste Bedingung des Handelns, daß der Feind nicht nach Belieben schnell und ohne Schwächung seiner Kraft vorwärtskommt. Jeder Schritt muß von ihm mit Opfern an Blut und an Zeit erkauft werden, damit sich sein Heer in ununterbrochenem Ringen verzehrt. Freilich ist auf seiten des Verteidigers ein abgemessener Widerstand nötig, d. h. einer, der jedesmal nur so lange dauert, als das Gleichgewicht des Kampfes noch schwebend erhalten werden kann, und in welchem man sich vor der Niederlage sichert, indem man den Boden rechtzeitig aufgibt, um den man sich schlug. (Clausewitz, Vom Kriege, 6. Buch, 25. Kap.) Aber immer muß der oberste Gesichtspunkt für jeden taktischen Zusammenstoß bleiben, daß der weitere Rückzug nicht in Gefahr kommt. Der Ort der Aufstellung und die Gruppierung der Kräfte muß eine Form des Kampfes gewährleisten, die dieser inneren Notwendigkeit gerecht wird.

Für die Russen liegt in ihrem Kriege mit Japan noch ein besonderer Vorteil in der unerschöpflichen, für die Japaner unerreichbaren Quelle ihrer lebendigen Streitkräfte. Japan hat sein ganzes Heer jetzt schon eingesetzt. Der Nachschub für die starken Abgänge, namentlich der für die Offiziere, vermag die bisherigen Opfer des Krieges seinem militärischen Werte nach nicht zu ersetzen. Auch das beste Heer nutzt sich als das Instrument des Krieges in einem langen Feldzuge ab, um so rascher, je blutiger und häufiger die Kämpfe sind, die es trifft. Das ist auf russischer Seite gewiß in nicht minderem Maße der Fall. Aber Rußland hat in den noch verfügbaren europäischen Armeekorps für unabsehbare Zeit noch reichlich Kräfte zur Verfügung, um die Abgänge durch vollwertiges Material zu ersetzen.

Mit einem Worte: alle Verhältnisse gaben dem General Kuropatkin das Recht zu einer Entscheidungsschlacht bei Liauyang. Ob freilich die durch die Gruppierung der Kräfte bedingte Form der Schlacht der inneren Notwendigkeit eines sicheren Rückzuges — die jetzt für die Russen noch vorlag — genügend gerecht geworden ist, bleibt eine andere Frage. An und für sich schon ist eine Aufstellung südlich Liauyang mit dem beträchtlichen Wasserlaufe des Taitszeho dicht im Rücken, mit der schräg hinter der Front wegführenden Rückzugslinie auf Mukden, deren Richtung zu einer Umgehung auf dieser Seite geradezu herausfordert, trotz aller Befestigungen gefährlich. Nur ein Sieg erstickte diese Gefahr; ein solcher war aber der ganzen Lage nach nicht unbedingt sicher. Man kann den Gedanken nicht ohne weiteres von der Hand weisen, daß vielleicht zunächst der Schutz des Ortes Liauyang der Gesichts-

punkt für die Anlage der Verschanzungen gewesen ist, und daß dann bei der Entscheidungsschlacht die starken Befestigungen das Heer zu sich herangezogen haben. Dadurch ist die Schlacht von Liauyang nicht weit an der Gefahr vorbeigegangen, eine wirkliche Niederlage zu werden.

Es genügt an dieser Stelle, den Verlauf der Schlacht in allgemeinen Zügen festzuhalten.

Am 24. August ist vom Marschall Oyama die Offensive wieder aufgenommen worden. Das Heranziehen großer Munitionsmengen, vielleicht auch schwerer Artillerie, überhaupt das Einrichten der rückwärtigen Verbindungen für das ganze Heer, noch erschwert durch die eingetretene Regenzeit, hat wohl den Stillstand seit Anfang August erzwungen.

Das japanische Vorgehen sprach sich am 24. August nur in einem Heranfühlen der Vortruppen des Kurokischen linken Flügels und in dem Zurückdrängen der vordersten russischen Sicherungen bis in die Gegend von Lanhosan aus.*)

Am 25. August begann an dieser Stelle bereits am frühen Morgen der Artilleriekampf, zunächst zwischen einzelnen Batterien beider Gegner. Infolge der Verstärkung des Feindes zogen sich die russischen Abteilungen gegen 11^{00} vormittags auf die Hauptstellung zurück. Kuroki gruppierte seine Hauptkräfte allmählich auf seinem linken Flügel zwischen Kimintsi und Katatsze. Außerdem drangen japanische Truppen, anscheinend vom rechten Flügel Nodzus, längs des Sidahya in nordöstlicher Richtung vor.

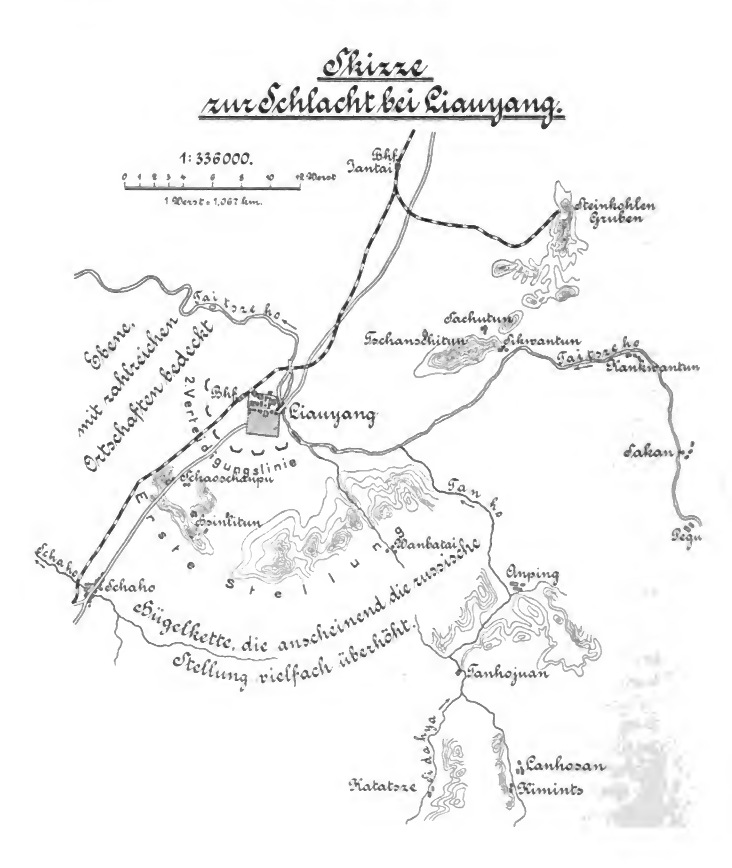
Die im Süden und Südwesten von Lanhosan aufmarschierenden Kräfte darf man auf etwa zwei bis drei Divisionen veranschlagen. Eine Entscheidung trat am 25. nicht ein, beide Gegner lagen sich während der Nacht zum 26. in Gefechtsbereitschaft gegenüber.

Der 26. August brachte ein Vorrücken der Japaner auf der ganzen Front. Zu ernsten Kämpfen kam es nur bei Kuroki, wo die am Tage vorher südlich Lanhosan versammelten Streitkräfte angriffen, ohne bis in die ersten Nachmittagsstunden wesentliche Fortschritte zu machen. Am Nachmittag gingen die Russen sogar zum Gegenangriff vor und errangen auch ihren Angaben nach zeitweilige Erfolge. Das Endergebnis des Tages war aber doch ein Zurückweichen der ganzen Ostabteilung auf die befestigte Stellung, wobei der äußerste linke Flügel (Regiment Tambow) sich dicht südlich des Taitszeho bei Pegu zu lange hielt und, schließlich durch starke längs des Taitszeho vordringende feindliche Kräfte umfaßt, unter Verlust von sechs Geschützen geworfen wurde.

Im Süden der russischen Front erreichten die japanischen Kolonnen am frühen Morgen des 26. die Linie Töntschwantsze—Hoaliuhotsze—Ganzuanpu—Famain**)

*) Siehe Skizze auf der folgenden Seite.

**) Siehe Übersichtskarte.


Skizze
zur Schlacht bei Liauyang.
1: 336000.
1 Werst = 1,067 km.
Bhf. Jantai
Steinkohlen Gruben
Tai tsze ho
Ebene, mit zahlreichen Ortschaften bedeckt
Sachutun
Tschanschitun
Sikwantun
Kankwantun
2. Verteidigungslinie
Bhf.
Liauyang
Sakan
Schaoschanpu
Tan ho
Erste Stellung
Wanbatai
Pegu
Schaho
Anping
Hügelkette, die anscheinend die russische Stellung vielfach überhöht.
Tanhojuan
Lanhosan
Katatsze
Kimints

und vollzogen anscheinend dahinter ihren Aufmarsch. Die russischen Vortruppen gingen nach längeren Artilleriekämpfen auf die Hauptstellung zurück.

Der 27. August verging in ziemlicher Ruhe; im Osten wurde das Vordringen Kurokis bis an den Tanho erkannt.

Am 28. August rückten die Japaner auf allen Seiten bis dicht an die Linie der russischen Verschanzungen heran, die seit Monaten im Halbkreis um Liauyang ausgebaut worden waren. Bei diesem Vorrücken kamen an einzelnen Stellen russische Arrieregarden in verlustreiche Gefechte.

Den 29. August verwandten die Japaner anscheinend für die Vorbereitungen des Angriffs, namentlich wohl zum Heranbringen auch schwerer Artillerie. Der Tag verging ruhig bis auf eine japanische Kanonade von den Höhen südlich Waubatai, die bis 7^{00} abends dauerte, ohne von den Russen erwidert zu werden. Starke feindliche Kolonnen, zweifellos zur Umfassung des rechten russischen Flügels bestimmt, wurden westlich der Eisenbahn im Vormarsch vom Schaho her nach Norden erkannt.

Am 30. August 5^{00} morgens begann mit dem Artilleriekampf auf der ganzen Front die Entscheidungsschlacht. Erst die Dunkelheit hat dem Kampfe an diesem ersten Schlachttage gegen 9^{00} abends ein Ende gemacht, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre. Auf der ganzen Schlachtfront ist — am erbittertsten auf dem rechten Flügel und in der Mitte der russischen Stellung — mit wechselndem Erfolge gerungen worden. Eine von 4^{00} nachmittags ab fühlbar gewordene Umgehung des rechten russischen Flügels hat keine Wirkung erzielt, vielmehr sind die Japaner ihrerseits in der Flanke gefaßt und schließlich zurückgedrängt worden.

Am 31. August hat die Schlacht mit Tagesgrauen ihren Fortgang genommen. Der Kampf fand erst um Mitternacht zum 1. September sein Ende; gerade in der Dunkelheit, von 8^{00} abends bis Mitternacht, ist er mit großer Heftigkeit geführt worden. Die Russen hatten südlich Liauyang alle ihre Stellungen mit bestem Erfolge behauptet.

Schon am 31. August sind aber Teile der Kurokischen Armee etwa zwei Meilen östlich Liauyang (bei Sakan und Kankwantun) über den Taitszeho gegangen. Am 1. September 5^{00} morgens haben die Russen bereits eine Division auf dem nördlichen Ufer festgestellt und ihr Vordringen gegen die Straße Liauyang—Mukden erkannt, rechter Flügel auf Jantai.

Der Südfront gegenüber erneuerten die Japaner am 1. September noch vor Tagesanbruch mit großer Heftigkeit den Angriff gegen die befestigten Höhen von Hsinlitun—Schaoschanpu, diesmal mit Erfolg. Die Russen zogen sich auf eine zweite Verteidigungslinie zurück, die in einer Reihe von ausgebauten Werken unmittelbar zum Schutze von Liauyang bestimmt war. Hier haben sie sich mit zäher Tapferkeit noch bis 3. September einschließlich gegen alle Angriffe behauptet. Erst am 4. September 9^{00} vormittags ist Liauyang von den Japanern besetzt worden, nachdem die

letzten russischen Abteilungen in der Nacht vom 3./4. September den Taitszeho überschritten hatten.

Das größere Interesse vereinigte sich seit dem 1. September auf die Vorgänge nördlich des Taitszeho. Von dem Vordringen Kurokis hing es ab, ob die in schwierigen Verhältnissen angenommene Schlacht von Liauyang sich für Kuropatkin zu einer wirklichen Niederlage auswachsen sollte oder nicht.

Gegen Abend des 1. September griff Kuroki die russischen Abteilungen an, die als erster Schutz gegen ihn die Höhen von Sikwantun besetzt hielten, und drängte sie auf Sachutun und nördlich zurück. Am 2. September stießen aber inzwischen herangezogene russische Korps ihrerseits vor und gewannen nachmittags wieder die Höhen von Sikwantun. Kuropatkin selbst befand sich auf diesem Brennpunkt der Schlacht. Etwa um dieselbe Zeit warfen die Japaner die Kräfte zurück, die unter General Orlow als Schutz des russischen linken Flügels an den Kohlengruben von Jantai standen, und von denen Orlow Teile in südöstlicher Richtung vorführen wollte. Die Kürze des Kampfes und die Schwere der Verluste — ein Regiment büßte die Hälfte seines Bestandes ein — deuten auf eine vollkommene Überraschung der Russen. Immerhin gelang es augenscheinlich, durch neu herankommende Truppenteile — nach Meldung Kuropatkins vom I. sibirischen Armeekorps, das bisher südlich Liauyang die schwersten Kämpfe zu bestehen gehabt hatte — die Japaner zum Stehen zu bringen. Sie haben auch in den nächsten Tagen hier keine sichtlichen Fortschritte mehr gemacht. Erst gegen 9^{00} abends erstarb das Feuer auch im Süden bei Sikwantun, doch unternahmen die Japaner noch in der Nacht zum 3. September ihrerseits einen Angriff auf die dortigen Höhen, der die Russen bis Tschanschitun und nördlich zurücktrieb.

In diesem letzten Aufflammen des Kampfes scheint sich auch die Kraft des japanischen rechten Flügels erschöpft zu haben. Am 3. September stehen starke russische Kräfte in neuer Front südlich der Zweigbahn nach den Kohlengruben, Kuroki ihnen dicht gegenüber, während nicht weit im Westen der Rückzug der Russen von Liauyang seinen Fortgang nimmt. Im Laufe des 4. September fühlen einzelne japanische Abteilungen nördlich der Kohlengruben um den linken russischen Flügel herum, andere werden noch im Übergang bei Pönsihu festgestellt, der Tag vergeht aber ohne ernsten Zusammenstoß. Am 5. September geben die Russen die Eisenbahnstation Jantai auf, die am folgenden Tage von Kuroki besetzt wird. Das gesamte japanische Feldheer — an Streitbaren vor der Schlacht schätzungsweise 200 000 Mann — muß daher am 6. September auf dem engen Raume zwischen Liauyang und Jantai angenommen werden. Auf russischer Seite sind in sieben Armeekorps mindestens gleiche Kräfte zur Stelle gewesen. Nach dem viertägigen Ringen,*) das in seiner Hartnäckigkeit und Erbitterung auf beiden Seiten in der Kriegsgeschichte kaum ein Beispiel findet, konnte

*) Wirkliche Schlachttage sind der 30. und 31. August sowie der 1. und 2. September.

von einer Verfolgung begreiflicherweise nicht die Rede sein; die beiden Gegner sind Ringern vergleichbar, denen vor Ermattung schließlich die Glieder versagen, und deren Kampf in der beiderseitigen Erschöpfung sein Ende findet. Die Wirkungssphäre des Sieges von Liauyang wird daher nicht viel über das blutgetränkte Schlachtfeld hinausreichen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Folgen der russischen Aufstellung südlich Liauyang dem Verlaufe der Schlacht ihren Stempel aufgedrückt haben. In der Front rings umspannt vom Feinde, im Rücken behindert durch den Lauf des Taitszeho, hat sich das russische Heer ohne eigene Bewegungsfreiheit um den bloßen Ortsbesitz in reinster Defensive geschlagen. Jedes eigene Vorgehen führte in den umfassenden Halbkreis des Gegners nur noch weiter hinein und mußte unter solchen Umständen bald sein Ende finden; von einem frontalen Durchbruch konnte so starken Kräften gegenüber nicht die Rede sein. Das erste Hinübergreifen der feindlichen Umfassung über den Taitszeho lähmte dann die Verteidigung in der Front, indem sie dazu zwang, die ganze Kraft zusammenzuziehen zur Abwehr der tödlichen Bedrohung. Dem Entschluß Kuropatkins, Kuroki am 2. September anzugreifen, ist wohl der Rückzug ohne weitere schwere Verluste, das Vermeiden einer wirklichen Niederlage zuzuschreiben. Der Vorstoß brachte den Gegner eine ansehnliche Strecke zurück, hielt seine Hauptkräfte einen vollen Tag fest und zog sie mit dem für die Japaner notwendig gewordenen Angriff in der Nacht vom 2./3. September in eine Richtung, aus der sie die weitere Umfassung nicht mehr fortsetzen konnten, selbst wenn ihnen der Kampf nicht noch den Rest ihrer Kraft gekostet hätte.

Neben den Operationen im freien Felde haben die Japaner seit der Schlacht von Kintichou (26. Mai) nicht geringeren Nachdruck auf die Belagerung von Port Arthur gelegt. Das ist ohne weiteres verständlich aus der entscheidenden Bedeutung, die der Platz für beide Teile hat.

Für die Russen schwindet die Aussicht des Wiederauftretens zur See ohne Port Arthur und ohne die noch kampffähigen Reste seiner ostasiatischen Flotte in nebelhafte Ferne. Das 2. Geschwader des Stillen Ozeans wird, wenn es endlich zur Ausreise gerüstet ist, und wenn es die Schwierigkeiten des langen Weges glücklich zu überwinden vermag, allein schwerlich einen Umschwung herbeiführen.

Umgekehrt ist für Japan die Behauptung unbedingter Seeherrschaft eine Lebensfrage. Ist Rußland gegenüber das Niederwerfen zu Lande die Siegesbedingung, so wird der Streitmacht der Japaner, die sich auf dem Festlande befindet, der Lebensnerv durchschnitten, wenn das Übergewicht zur See auch nur erschüttert wird. Die Wegnahme von Port Arthur ist daher von entscheidendster Bedeutung.

Freilich ist der Festung in der dreimonatigen Frist vom Kriegsbeginn bis zur Unterbrechung ihrer Landverbindung eine lange Frist gelassen worden, um ihre

Widerstandsfähigkeit auf eine unerwartet hohe Stufe zu bringen. Die Opfer an Blut und Zeit zur Niederkämpfung eines heldenmütigen Verteidigers müssen den Ausgleich schaffen. Es wäre eine verhängnisvolle Fügung, wenn sie — allerdings wider alle menschliche Voraussicht — ihr Ziel überhaupt nicht zu erreichen vermöchten.

Der Versuch, dem Verlaufe des Kampfes um Port Arthur zu folgen, würde zu keinem brauchbaren Ergebnisse führen. Mehr noch als die Feldschlacht bedarf der Festungskrieg einer Übersicht bis in die Einzelheiten, um wirkliche Belehrung zu bieten. Hoffentlich stehen diese Einzelheiten eines für beide Teile gleich ruhmreichen Ringens der Öffentlichkeit bald zur Verfügung.

Der Kampf um das weitere und nähere Vorgelände der Festung hat sich bis zum 9. August hingezogen (Fall der Takuschanberge). Der Beginn des Artilleriekampfes fällt in dieselben Tage, da durch den Fall der Wolfsberge (Ende Juli) die Möglichkeit des Batteriebaus gegen die Nordfront gegeben war. Schon vom 10. August ab haben auch die Arbeiten des Nahangriffs begonnen. Das bisherige Scheitern der hartnäckigsten und erbittersten Sturmversuche beweist, bis zu welcher Widerstandsfähigkeit ein noch nicht einmal voll ausgebaut gewesener, an sich nicht einmal günstig gelegener Platz durch Armierungsarbeiten gebracht werden kann; es beweist aber vor allem, wie die größere Stärke nicht in den Werken, sondern in der Energie, dem Geschick und dem Geiste des Verteidigers liegt. Man greift wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß vor Port Arthur drei japanische Felddivisionen*) und mehrere Reserve-Brigaden oder -Divisionen gefesselt sind.

Es erübrigt noch ein kurzer Hinweis auf die augenblickliche Stärke der russischen Streitkräfte.

In den ersten Septembertagen war voll zur Stelle das I., II., III. und IV.**) sibirische Armeekorps, das X. und XVII. Armeekorps sowie das V.***) sibirische Armeekorps. Im Eintreffen ist das I. Armeekorps (Militärbezirk Petersburg) begriffen. Ihm folgt unmittelbar das VI. sibirische Armeekorps.†) Dem V. und VI. sibirischen Armeekorps sind, ebenso wie dem I. Armeekorps, Schnellfeuerbatterien aus den westlichen Militärbezirken zugewiesen, so daß auch die Reservekorps mit vollwertiger Artillerie (12 Batterien) auftreten. Bis Anfang Oktober fließt dem General Kuropatkin in dem Reste des I. Armeekorps und dem VI. sibirischen Armeekorps eine Verstärkung von mindestens 50 000 Mann frischer Truppen mit mehr als 100 Geschützen zu. Ob dann weitere Kräfte folgen werden, läßt sich noch nicht übersehen. Die Art des Kriegsschauplatzes setzt schließlich der Zahl eine Grenze.

*) Anscheinend 1., 9., 11. Division unter General Nogi.
**) 2. und 3. sibirische Infanterie- (Reserve-) Division.
***) 54. und 71. Reserve-Division aus dem Militärbezirk Kasan.
†) 55. und 72. Reserve-Division aus dem Militärbezirk Kasan.

Im übrigen ist das I. Armeekorps in Ostasien etwa 14 Tage früher zur Stelle, als nach vorsichtiger Berechnung vorauszusehen war. Die Leistungen der sibirischen Eisenbahn sind daher nach wie vor in hohem Grade anerkennenswert.

Es wäre ein verfehltes Beginnen, zusammenhängende taktische Betrachtungen an Ereignisse knüpfen zu wollen, die sich bisher nur in ihren gröbsten Zügen übersehen lassen. Immerhin heben sich jetzt schon einzelne allgemeine Gesichtspunkte deutlich hervor.

Der erste und wichtigste ist die Bestätigung der alles beherrschenden Wirkung des Feuers. Mehr als einmal bricht der Infanterieangriff trotz aller Energie des Willens in sich zusammen, weil er darauf verzichtet, zunächst das Gleichgewicht mit dem feindlichen Feuer zu behaupten und in schrittweisem, planmäßigem Handeln als Vorbedingung für die weitere Bewegung ein Übergewicht zu erringen (Vorgehen des russischen linken Flügels bei Wafankou), oder weil der Versuch des Vorgehens vor der Zeit durch die Not des Augenblicks erzwungen wird (Sturm der 1. japanischen Division in der Schlacht von Kintschou).

Nicht minder bestätigen alle Kämpfe, wie sehr in der Wirkung der Artillerie das feste Gerüst zu suchen ist, welches das Ganze stützt und trägt. Und doch hat auch jetzt an keiner Stelle die Artillerie die Entscheidung zu bringen vermocht. Noch immer ist es einer braven Infanterie gelungen, selbst im andauerndsten und heftigsten Artilleriefeuer im Gelände eingenistet zu bleiben und von der feindlichen Infanterie in opfervollem Ringen die Entscheidung zu fordern.

Überhaupt kann man nirgends finden, daß die gesteigerte Wirkung der modernen Feuerwaffen eine grundsätzliche Veränderung des Wesens in die Schlachten getragen hätte. Heute wie vor fast 100 Jahren, nachdem das formelle Verfahren beider Gegner die Forderungen der Feuerwirkung zum Ausgangspunkt genommen hatte,*) ringt die Artillerie wie die Infanterie in stundenlangem, heißem, hin und her wogendem Kampfe um die Palme des Sieges. Nirgends tritt trotz der modernen Waffenwirkung eine Entscheidung binnen wenigen Minuten ein, wo sich nicht eine Abteilung von der vollen Wucht des feindlichen Feuers überraschen läßt oder wo sie nicht mit Absicht in die ungebrochene Glut hineingeht. Die größere Treffsicherheit, die weitere Wirkung und die schnellere Feuerbereitschaft unserer Waffen dehnen die Entfernungen, sie zerlegen die hinteren Staffeln der Schlachtordnung in kleinere Gruppen und zwingen zu sorgfältigerem Anschmiegen an das Gelände, wie das bei den Japanern in vortrefflicher Weise der Fall zu sein scheint. Aber ein grundsätzlich neues Element bringen sie nicht in die Schlacht. Man lese hierzu in Clausewitz die Kapitel über das Gefecht. (Vom Kriege, 4. Buch.) Modifiziert man dort die wenigen Sätze

*) Nach 1806.

formalen Inhalts, sucht man den Kern der Sache zu ergreifen, so wird man sich der gleichen Überzeugung kaum verschließen können.

Aus der beherrschenden Wirkung des Feuers, die keine Bewegung ungestraft in ihrem Glutbereich gestattet, erklärt sich vielleicht auch die auffallende Tatsache, daß die Russen in der Mehrzahl der Gefechte größere Verluste aufweisen, selbst dort, wo sie in der Rolle des Verteidigers waren. Sie tragen damit wohl die Folgen ihres formalen taktischen Verfahrens, über welches Hauptmann Reichardt im vorigen Hefte bereits berichtet hat. In der Verteidigung ist die „Gegenattacke" für die Infanterie reglementarische Vorschrift. Ganz gewiß ist eine Verteidigung ohne Zurückgeben des Stoßes, ein bloßes Dulden überhaupt kein Kriegführen. Daraus folgt aber nicht die Notwendigkeit, das Zurückgeben des Stoßes im formalen taktischen Handeln aller Teile zu suchen. Es muß im Willen und in den Anordnungen der Führung liegen, seine Ausführung der allgemeinen Lage entsprechen. Die während der Verteidigung in der Abwehr begriffenen, also schon im Feuer liegenden Teile brauchen nur bis in den letzten Mann von der verbissenen Entschlossenheit durchdrungen zu sein, den Angriff unbedingt anzunehmen, ihre Führer aller Grade müssen von dem Streben beseelt sein, jeden Fehler des Gegners, jede Schwäche, wenn irgend möglich, durch aktives Handeln auszubeuten. Das „Wie" bleibt Sache ihrer Energie, ihrer Umsicht und ihres taktischen Urteils.

Wie sehr das Zurückgeben des Stoßes von der Führung ausgehen muß, nicht auf formale Vorschriften für alle Fälle sich gründen darf, beweist die Tatsache, daß es Umstände gibt, unter denen die aktive Gegenwirkung gegen einen Angriff dem inneren Bedürfnis der Lage widerspricht. Man braucht nur an solche Abteilungen zu erinnern, deren Aufgabe nicht einmal das Festhalten eines bestimmten Punktes, sondern lediglich ein Zeitgewinn ist (Arrieregarden).

In dem ostasiatischen Kriege spielen Bewegungen und sogar Gefechte bei Nacht eine ziemliche Rolle. In der Regel haben die angreifenden Japaner die Nacht zum Anmarsch und zur Bereitstellung, die Russen zum Abzug vor völliger Entscheidung benutzt. Mehr als einmal sind die Japaner nach erfolglosem Ringen während des Tages in der Nacht zu erneutem Angriff vorgebrochen und dabei manchmal erfolgreich gewesen (in der Nacht 1./2. September bei Liaoyang). Überall streben die Japaner danach, die Entscheidung durch Umfassung herbeizuführen; um sie um so sicherer und um so stärker zur Wirkung zu bringen, gehen sie vorher ohne Zeitverlust mit rücksichtsloser Energie zum frontalen Angriff vor, der den Gegner festhält und zum Einsatz seiner Kräfte zwingt. Im Sicherungsdienst und auch im Angriff machen sie ausgedehnten Gebrauch von Feldbefestigungen. Jeder gewonnene Abschnitt wird mit Sorgfalt und Eifer verstärkt. Überhaupt ist das kräftige und doch vorsichtige taktische

Handeln der Japaner, mit dem sie planmäßig Schritt für Schritt zum Ziele vorschreiten, in hohem Grade beachtenswert.

Zum Schluß noch eine kurze waffentechnische Bemerkung.

Allgemein erkennen die Russen die Gutartigkeit der Verwundungen durch das japanische Infanteriegewehr an. Wenn eine Verletzung nicht auf der Stelle zum Tode führt, pflegt sie in auffallend kurzer Zeit zu heilen. Die russischen Zeitungen geben aus ärztlichen Mitteilungen eine Reihe von Verwundungen an, die man bisher meist als tödlich betrachtet hat, die aber fast durchweg zur Heilung gebracht worden sind. Neuerdings sollen aber häufiger ernstere Verletzungen durch Infanteriefeuer eingetreten sein, so daß der Verdacht laut geworden ist, die Japaner hätten eine Änderung an ihrem Infanteriegeschoß vorgenommen. Die Wirkung des russischen Infanteriegewehrs wird allgemein, von russischer wie von japanischer Seite, als schwerer bezeichnet.

Interessant ist der Vergleich der verschiedenen Waffen:

	Kaliber:	Geschoßgewicht:	Anfangsgeschwindigkeit:
Das russische Gewehr besitzt . .	7,62 mm	13,7 g	620 m
Das japanische Meidji-Gewehr (gesamte Linieninfanterie) besitzt	6,5 mm	10,3 g	725 m
Das japanische Murata-Gewehr (gesamte Reserveinfanterie) besitzt	7,5 mm	?	630 m

Die Vermutung liegt nahe, daß die neuerdings auf russischer Seite beobachteten schwereren Verwundungen nicht die Folge einer Änderung am japanischen Infanteriegeschoß zu sein brauchen, sondern vom Murata-Gewehr stammen, das in seinen ballistischen Grundlagen durchaus dem russischen Gewehre gleicht.

Der erste Abschnitt des Krieges in Ostasien geht seinem Ende entgegen. Bisher hat sich, wenn auch langsam, das Gleichgewicht zuungunsten des russischen Heeres verschoben.

Aber: „Bei der absoluten Gestalt des Krieges“ — und um diese handelt es sich in Ostasien —, „wo alles aus notwendigen Gründen geschieht, alles ineinandergreift, kein, wenn ich so sagen darf, wesenloser neutraler Zwischenraum entsteht, gibt es wegen der vielfältigen Wechselwirkungen, die der Krieg in sich schließt, wegen des Zusammenhanges, in welchem, streng genommen, die ganze Reihe der aufeinanderfolgenden Gefechte steht, wegen des Kulminationspunktes, den jeder Sieg hat, über welchen hinaus das Gebiet der Verluste und Niederlagen beginnt, wegen aller dieser natürlichen Verhältnisse des Krieges, sage ich, gibt es nur einen Erfolg, nämlich den

Enderfolg. Bis dahin ist nichts entschieden: nichts gewonnen, nichts verloren." (Clausewitz, Vom Kriege, Skizzen zum 8. Buch, 3. Kap.)

Der zweite Abschnitt beginnt mit der Zeit, wo die materielle Grundlage auf russischer Seite stark genug zu aktivem Handeln geworden ist. Solange Port Arthur sich noch hält, liegt darin ein starker Antrieb zu baldigem und schnellem Handeln. Man kann daher einen Stillstand in dem kriegerischen Akte kaum erwarten, und es wird sich in nicht langer Zeit zeigen müssen, ob die Russen den Willen und die Fähigkeit haben, einen Umschwung der Dinge herbeizuführen.

Loeffler,
Major im Königlich Sächsischen Generalstabe.



Über Tätigkeit und Einfluß der Schiedsrichter bei den Übungen.

In klarer und eingehender Weise sind in der Felddienstordnung Nr. 614 bis 635 die Bestimmungen über die Tätigkeit der Schiedsrichter bei den Manövern zusammengefaßt. Jeder, der mit einem solchen Amt betraut wird, kann in diesen Bestimmungen eine erschöpfende Anleitung für seine Wirksamkeit finden. Bei der Ausführung aber tritt zutage, daß das Amt der Schiedsrichter sich zu einem nicht nur besonders schwierigen, sondern, wie oft geklagt wird, auch recht undankbaren gestaltet, da vielfach weder die beteiligten Führer und Truppen, noch der Leitende von der Wirksamkeit der Schiedsrichter befriedigt werden und ihren Nutzen in gebührendem Maße anerkennen. So fehlt denn auch nicht selten die innere Befriedigung der Schiedsrichter selbst und drängt ihre Tätigkeit in bedenklicher Weise in den Hintergrund. Das entspricht in keiner Weise der der schiedsrichterlichen Tätigkeit beizumessenden Wichtigkeit, da durch diese bei den Übungen, wie an der Spitze der Bestimmungen steht, „die im Frieden fehlenden Eindrücke und Einflüsse des Krieges nach Möglichkeit ersetzt" werden sollen. Den Schiedsrichtern liegt hiernach in hervorragender Weise ob, den Übungen das kriegsmäßige Gepräge zu verleihen, ohne welches diese als wirksame Vorbereitung für den Krieg nicht gelten können. Es lohnt demnach wohl der Mühe, den Ursachen nachzugehen, welche die Tätigkeit und den Einfluß der Schiedsrichter bedingen.

Da ist denn zunächst hervorzuheben, daß recht hohe Ansprüche an ihre militärische Einsicht und Durchbildung gestellt werden. Die Schiedsrichter müssen durchaus vertraut sein mit den die kriegerische Verwendung der Truppen bedingenden Einflüssen jeder Art, und zwar bei allen Waffengattungen. Wenn auch meist für die Entscheidungen bei der Kavallerie und Artillerie Schiedsrichter bestimmt werden, welche diesen Waffengattungen angehören und daher in besonderem Maße mit ihnen vertraut sind, so bleibt doch eine Entscheidung fast niemals auf eine Waffengattung beschränkt; in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ist es vielmehr notwendig, das Zusammenwirken aller Waffen zum Erfolg sachgemäß und eingehend zu berücksichtigen. Das erfordert eine eingehende Kenntnis der Eigenart der verschiedenen Waffengattungen

und der Mittel, welche diese zur Anwendung bringen, um den Erfolg zu erstreben, sowie eine klare Erkenntnis von dem richtigen Ineinandergreifen aller Waffen. Die Schiedsrichter müssen, oft auf mangelhafter und unsicherer Grundlage — denn nicht immer wird es möglich sein, ihnen Befehle und Anordnungen der Führer, besonders plötzlich eintretende Änderungen der Lagen oder des Entschlusses, rechtzeitig zugehen zu lassen — dem Gedankengang der Führer, meist auf beiden Seiten, nachgehen, um rechtzeitig an den Punkten zur Stelle zu sein, wo ihre Tätigkeit erforderlich wird. Um diese sachgemäß und zweckmäßig zur Geltung zu bringen, sind Kenntnis der Lage und Anordnungen bis ins einzelne auf beiden Seiten erforderlich und oft nur wenig Zeit vorhanden, um eine solche in ausreichendem Maße zu erlangen. Wenn auch in den Bestimmungen besonders betont wird, daß seitens der Schiedsrichter „einem zu schnellen, unkriegsmäßigen Verlauf des Gefechts entgegenzuwirken ist“, so finden diese doch, wie die Erfahrung lehrt, nur selten die Mittel, ihre dahingehenden Absichten auszuführen. Für die Tätigkeit der Schiedsrichter steht aber der bei den Übungen fast immer zutage tretende schnelle Verlauf der Gefechte in besonderem Mißverhältnis zu den jetzt infolge des rauchschwachen Pulvers und der großen Entfernungen erheblich gestiegenen Schwierigkeiten des Erkennens der Aufstellung der Truppen und der Beurteilung der Waffenwirkung.

Es handelt sich daher um sehr gediegene und eingehende militärische Kenntnisse, schnelle Auffassung kriegerischer Lagen, Befähigung, in kurzer Zeit ausreichende Übersicht zu gewinnen, ausgesprochenen Sinn für Unterscheidung des Wichtigeren vom Unwichtigeren, scharfen Blick für Gestaltung und Bedeutung des Geländes, nebenbei Schnelligkeit und Gewandtheit zu Pferde: alles Eigenschaften, die nicht häufig bei einer Persönlichkeit vereint gefunden werden und, soweit sie auf Erfahrung und Übung beruhen, bei den unteren Graden nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden können. Dazu kommt, daß die die Übung Leitenden in der Auswahl der Persönlichkeiten in der Regel recht beschränkt sind. Die ältesten und erfahrensten Offiziere können, besonders bei den größten und wichtigsten Übungen innerhalb des Armeekorps, den Korpsmanövern, in der Regel nicht als Schiedsrichter verwendet werden, weil ihnen die Führung der Truppen zufällt, sei es der Parteien auf jeder Seite, sei es als Unterführer größerer Truppenkörper, und diese Verwendungen für Ausbildungszwecke höher stehen. Auch bei den Divisions- und Brigademanövern stehen von höheren Führern nur die wenigen, nicht an dem betreffenden Tage mit der Führung der Parteien beschäftigten, zur Verfügung. Die Zahl der Schiedsrichter darf aber, wenn den umfangreichen Bestimmungen der F. O. genügt werden soll, nicht zu gering bemessen sein. So gelangen denn auch Offiziere unterer Grade, die mit Truppenführung und -verwendung weniger vertraut sind, zu der bedeutsamen Tätigkeit des Schiedsrichters, welche, offen gesagt, sich in dieser Rolle oft wenig behaglich fühlen und ebenso ungern als unsicher an Entscheidungen herantreten.

Wenn nach den vorstehenden Ausführungen die in vielen Fällen nicht in dem erforderlichen Maße zur Geltung kommende Einwirkung der Schiedsrichter in der Schwierigkeit ihrer Auswahl nach Art und Zahl zu suchen ist, so muß bei der Wichtigkeit des Gegenstandes zunächst mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dahin gestrebt werden, daß diese Übelstände soweit irgend möglich, besonders durch geeignete Anleitung und Belehrung seitens der dazu berufenen Vorgesetzten, überwunden werden. Eine Belehrung wird am besten erfolgen auf Grund nachträglicher Besprechungen von Übungen, welche sowohl allgemein für die militärische Durchbildung der Offiziere von Vorteil sind, als auch die Mittel gewähren, am einzelnen Fall das Erforderliche klarzustellen und hervorzuheben.

Für die Übungen selbst aber ist vor allem in Betracht zu ziehen die Tätigkeit und Einwirkung des Leitenden sowie seine Verbindung mit den Schiedsrichtern.

Der Leitende ist Oberschiedsrichter, die Schiedsrichter sind seine Organe. Das gelangt nicht immer in genügender Weise zum Ausdruck. Der Leitende ist an erster Stelle verpflichtet und imstande, die von ihm angelegten Übungen zu kriegsmäßigen Zwecken auszunutzen, er hat vorzugsweise dafür Sorge zu tragen, daß die Eindrücke und Einflüsse des Krieges zur Geltung kommen und muß naturgemäß am ehesten und besten hierzu befähigt sein.

Wenn die Anlage der Übung diesem Gesichtspunkt der Voranstellung des Kriegsgemäßen entspricht, und der Verlauf dauernd daraufhin überwacht wird, so werden die hauptsächlichen Entscheidungen — wenigstens bei den Übungen innerhalb des Armeekorps, welche zunächst hier in Betracht kommen sollen — auch im wesentlichen vom Leitenden oder doch infolge seiner Einwirkung erfolgen und von ihm veranlaßt werden. Selbstverständlich kann und muß er im einzelnen von den Schiedsrichtern unterstützt werden, welche nicht von ihm beeinflußt oder in ihrer Tätigkeit gehindert, wohl aber angewiesen und geleitet werden sollen. Der Leitende als solcher, die Schiedsrichter als seine Organe müssen ineinander arbeiten. Das ist der Sinn der Bestimmungen, verdient aber besonders hervorgehoben zu werden, da es nicht immer zutrifft und dies dann als ein Grund zu betrachten ist, wenn die Tätigkeit der Schiedsrichter öfters nicht in einem ihrem Zweck entsprechenden und die kriegsmäßige Ausbildung fördernden Maße zur Geltung und Ausführung kommt.

Der Leitende muß auch die Möglichkeit haben, den Gang der Übung nach seinen Absichten zu wenden; Zeit, Gelände, Kosten u. a. m. spielen bei Anlage der Übungen im Frieden entscheidende Rollen, welche Berücksichtigung gebieten. Zu diesem Zweck stehen ihm verschiedene Mittel, wie Nachrichten, Flaggentruppen u. dergl., zu Gebote. Seine Absichten aber werden auf das entschiedenste durchkreuzt, wenn anderweitig getroffene Entscheidungen von allgemeiner Bedeutung in einem seiner Annahme geradezu entgegengesetzten Sinne ausfallen. Das ihm zustehende Recht,

solche Entscheidungen in seiner Eigenschaft als Oberschiedsrichter aufzuheben, wird er sehr ungern anwenden, weil dies leicht die Autorität der Betroffenen schädigt und Mißmut erregt; es wird besser sein, solche Gegensätze von vornherein auszuschalten. Dazu bietet die in F. O. Nr. 617 vorgeschriebene Orientierung der Schiedsrichter die Hand. Eine solche muß in recht eingehender Weise erfolgen, wenn die Tätigkeit der Schiedsrichter von Nutzen sein und mit der des Leitenden Hand in Hand gehen soll. Es ist daher zu bedauern, daß die Bestimmungen eine Mitteilung der beiderseitigen besonderen Kriegslagen, abgesehen vom Kaisermanöver, nicht für erforderlich halten. Ich bin der Ansicht, daß ohne eine solche die Schiedsrichter nicht in der Lage sind, den hohen Anforderungen zu entsprechen, welche von ihnen gefordert werden. Die durch eine derartige Mitteilung entsprechende Mehrbelastung der Schreibarbeit kann nicht in Betracht kommen, umsoweniger, als zur Zeit selbst bei den kleineren Manövern die Vervielfältigung durch Druck die Regel ist. Die Kenntnis der besonderen Kriegslagen aber ist die Grundlage, auf welcher die Schiedsrichter sich in den Gedankengang der Übung einzuleben haben. An der Hand der Kriegslagen muß der Leitende ihnen, besonders zu Anfang eines Zeitabschnitts der Manöver, seine Auffassung entwickeln; er wird ihnen mitteilen, wann und wie er den Zusammenstoß der Parteien oder abgezweigter Truppenkörper erwartet, und welche Punkte im Gelände daher für die Schiedsrichter von besonderer Wichtigkeit sind.*) Das ist umsomehr von Bedeutung, als die Mitteilung der Befehle und Anordnungen der Parteiführer, welche meist erst in später Stunde eingehen, an die Schiedsrichter bei den örtlichen Entfernungen oft auf nicht immer zu überwindende Schwierigkeiten stößt. Die vielfach zur Entlastung der Leitung dienende Anordnung, daß den Parteiführern die Übersendung ihrer Befehle an alle Schiedsrichter auferlegt wird, belastet aber die ersteren in nicht zweckmäßiger Weise und führt auch nicht immer zum Ziele. Besser ist es, daß die Leitung, welcher die größeren Kräfte und Mittel zu Gebote stehen, die Mitteilung der Befehle und Anordnungen der Führer an die Schiedsrichter selbst in die Hand nimmt und, wenn nicht, was anzustreben, im Wortlaut, doch der Hauptsache nach an diese rechtzeitig übermittelt. In steter Verbindung mit den Schiedsrichtern muß der Leitende doch immer bleiben, um ihnen die nicht ausbleibenden Abänderungen der Auffassung und Lage zukommen lassen zu können.

Ein Hauptpunkt aber wird bei der einleitenden Orientierung und Besprechung Erledigung finden können, und zwar der, nach welcher Richtung der Fortgang der Übung erforderlich ist. Nun hebt die F. O. besonders hervor, daß „die Schiedsrichter nur die taktische Lage und nicht den beabsichtigten Gang des Manövers im Auge haben dürfen". Das ist ohne Zweifel erforderlich, gilt aber ebenso für den Leitenden. Es würde in keiner Weise den an eine kriegsmäßige Übung zu stellenden

*) Daß für diese Mitteilungen die äußerste Diskretion gelten muß, ist selbstverständlich, möchte aber doch besonders hervorgehoben werden.

Anforderungen entsprechen, wenn dieser dem Gang der Übung zuliebe den taktischen Verhältnissen Zwang antun würde. Trotzdem ist er genötigt, dem beabsichtigten Gang der Übung Rechnung zu tragen. Es wird daher doch von Vorteil sein, wenn die Schiedsrichter wissen, nach welcher Richtung ihre Entscheidungen die Absichten des Leitenden durchkreuzen würden. Sie sollen und werden daraufhin nicht ihre Entscheidungen diesem Gesichtspunkt unter Hinansetzung des kriegsmäßigen Standpunktes anpassen, aber sie können doch mit einer gewissen Vorsicht an Entscheidungen herangehen, welche, ohne daß zwingende Gründe vorliegen, von dem beabsichtigten Wege abführen würden.

Man könnte auch ganz anderer Ansicht sein und die vorher erwähnte Forderung der F. O. so auffassen, daß die Schiedsrichter, um völlig unabhängig in ihren Entscheidungen zu sein, von der Kenntnis des beabsichtigten Ganges der Übung absichtlich fernzuhalten wären. Wenn dies theoretisch für richtig gehalten werden könnte, würde es doch in der Praxis wenig vorteilhaft wirken. Es würde Schiedsrichter und Leitenden, im Widerspruch zu dessen Eigenschaft als Oberschiedsrichter, in ein sozusagen feindliches Verhältnis zueinander bringen und unnötige Hemmungen und Störungen der Übungen hervorrufen, welche nicht zum Nutzen für dieselben sein würden. Eine gewissermaßen souveräne Freiheit der Schiedsrichter würde auch zur Voraussetzung haben, daß ihre Entscheidungen unbedingt und zweifellos unanfechtbar wären. Ideale sind aber auch in dieser Beziehung nicht zu erreichen. So gibt es zum Beispiel Schiedsrichter, welche infolge besonders starker Schätzung der Wirkung der Feuerwaffen geneigt sind, jeden Angriff zurückzuweisen, denn natürlich kommen bei allen Angriffsunternehmungen Fehler vor, welche für eine solche Entscheidung einen Anhalt bieten. Das ist sowohl in der Mehrzahl der Fälle ungerecht und entspricht nicht der Wirklichkeit, da sich die Fehler vielfach durch solche des Gegners ausgleichen und die moralischen Faktoren im Frieden nicht in Berechnung gezogen werden können; es wirkt aber auch entschieden schädlich auf Führer und Truppen, welche sich auf diese Weise leicht daran gewöhnen dürften, das angriffsweise Verfahren überhaupt für aussichtslos zu halten. Andererseits tritt die Erscheinung zutage, daß bei den Entscheidungen eine übergroße Bewertung geringer Unterschiede in der Zahl zugrunde gelegt wird, welche durchaus nicht kriegsmäßig ist, wohl aber den Gang der Übung recht störend beeinflussen kann. Oft wiederum zeigen Schiedsrichter die Neigung — entgegen den Bestimmungen — unbestimmte Entscheidungen zu fällen, welche fast niemals dem kriegerischen Verlauf entsprechen und ebenso ungeeignet sind, eine Übung in Gang zu bringen wie zu erhalten. Besonders aber können ohne Rücksicht auf den Gesamtverlauf getroffene frühzeitige oder partielle Entscheidungen den Gang des Ganzen in Frage stellen, indem sie über ihre Bedeutung hinaus Vorgänge von größerer Wichtigkeit hindernd beeinflussen. So sind noch mehr Fälle von Entscheidungen denkbar, welche einer kriegsmäßigen Gestaltung der Übung durchaus nicht nutzen und

trotzdem von entscheidender Bedeutung für den Gang derselben sein können. Auch bei einer auf Grund eingehendster Kenntnis und Abwägung aller Verhältnisse getroffenen Entscheidung werden sich Gründe gegen eine solche finden lassen, und die Ansichten stoßen dabei oft genug in scharfem Gegensatze aneinander. Es erscheint daher die Forderung nicht unberechtigt, daß der Leitende mit seiner in dem betreffenden Wirkungskreise anzuerkennenden größten Erfahrung und Übersicht sich einer genügenden Einwirkung auf den Verlauf der Übung versichert, und daß Leitende und Schiedsrichter, mit dem Zweck der Herbeiführung kriegsgemäßer Übung vor Augen, in Verbindung miteinander Hand in Hand gehen.

In der Durchführung gestaltet sich dies leichter, als es den Anschein hat, wenn daran festgehalten wird, daß die maßgebenden Entscheidungen in der Regel dem Leitenden vorbehalten bleiben können, und die Schiedsrichter ihn nach dieser Richtung hin im einzelnen ergänzend unterstützen. Die bei den Manövern innerhalb des Armeekorps bei dem Zusammenstoß der Parteien in Betracht kommenden Gefechtsfelder sind in der Regel von dem Leitenden in völlig ausreichender Weise zu übersehen, seine Einwirkung an maßgebender Stelle wird daher fast überall persönlich oder durch die Organe seiner Umgebung erfolgen können.

Die Entscheidung des Gefechts größerer Kavalleriekörper wird zwar vielfach den zu diesem besonderen Zweck nicht zu entbehrenden Schiedsrichtern überlassen bleiben müssen, da die Schnelligkeit der Bewegungen der Reiterwaffe dem Leitenden nicht immer gestatten wird, ihnen unmittelbar zu folgen, um nicht die Übersicht über das Ganze zu verlieren. Bei dem entscheidenden Einfluß des Kavalleriekampfes auf die Aufklärung wird es indessen in vielen Fällen für den Leitenden von großer Bedeutung sein, welcher Partei die Vorteile der Aufklärung zufallen. Reitergefechte zu entscheiden ist immer sehr schwer; sie hängen, wenn, wie im Frieden, der Wert der Truppe nicht genügend in die Wagschale fällt, oft von geringen Zufälligkeiten ab. Die gerade hier häufigen unbestimmten Entscheidungen, nach welchen beide Teile eine kurze Strecke zurückgeschickt werden, sind ein Beweis dafür, daß der Schiedsrichter unschlüssig gewesen ist, zu wessen Gunsten er entscheiden solle. Eine derartige halbe Maßregel ist aber keine Entscheidung; gerade bei der Kavallerie muß zum Austrag kommen, wer den Vorteil davon trägt, wenn die Aufklärung durch das Gefecht erzwungen werden muß. Der siegende Teil muß freie Hand und Einsicht bekommen, dem geschlagenen, welcher zurückfluten wird, bis er Aufnahme findet, eine solche verschlossen werden. Es kann also in vielen Fällen in keiner Weise gegen die kriegsmäßigen Bedingungen verstoßen, wenn die wichtige Entscheidung des Kavalleriekampfes so ausfällt, wie sie im Sinne des Leitenden wünschenswert ist, sei es, daß dieser selbst in der Lage ist zu entscheiden, sei es, daß er den Schiedsrichter vorher oder eintretendenfalls in dieser Weise verständigt hat.

Jedenfalls von ausschlaggebender Bedeutung für den Erfolg des Kampfes ist die Entscheidung über die Wirkung der Artillerie, für welche ebenfalls besondere Schiedsrichter zu verwenden sind. Die Anerkennung überlegener Wirkung der Artillerie auf einer Seite schließt ein Vorwärtskommen der anderen Partei in der Regel völlig aus. Es ist daher für den Leitenden von besonderer Wichtigkeit, daß die Entscheidung über den Artilleriekampf nicht voreilig in einem seine sonstigen Absichten hindernden Sinne erfolgt. Schon die Notwendigkeit eingehender Kenntnis sämtlicher beeinflussenden Verhältnisse auf beiden Seiten zwingt bei den jetzigen Entfernungen und dem rauchschwachen Pulver dazu, eine geraume Zeit verstreichen zu lassen, bis alles gegeneinander abgewogen wurde, und auch Wechselfälle mit neu auftretenden Batterien, welche den Kampf wiederherstellen, u. dergl. in Betracht gezogen werden konnten. So wird in den meisten Fällen der Leitende sich die endgültige Entscheidung über den Artilleriekampf, gestützt auf die Meldungen der Schiedsrichter, vorbehalten können und dementsprechend seine Weisungen ergehen lassen. Auf diese Weise wird auch von Anfang an dem bei den Manövern fast durchweg auftretenden Übelstande gesteuert werden, daß die Gefechte einen zu schnellen Verlauf nehmen und somit der Bestimmung Nr. 614, Schlußsatz, der F. O. Rechnung getragen, nach welchem die Schiedsrichter „einem zu schnellen unkriegsmäßigen Verlauf der Gefechte entgegenwirken" sollen. Sie werden dazu nur in enger Verbindung mit dem Leitenden und im Zusammenwirken mit diesem in der Lage sein.

Der Kampf der Infanterie beansprucht seinem Wesen nach längere Zeit. Sie muß sich aus tiefen Marschkolonnen entwickeln und durch länger andauerndes Feuergefecht auf verschiedenen Entfernungen die erforderliche Wirkung erzielen. Kommt die enge Verbindung des Feuerkampfes der Artillerie und Infanterie und die Abhängigkeit dieser von jener genügend zum Austrag, so wird in ausreichendem Maße Zeit vorhanden sein, um den Leitenden vor dem Eintritt wichtiger Entscheidungen rechtzeitig in Kenntnis und ihn so instandzusetzen, seine Entschlüsse für den Fortgang der Übung zu fassen. Es wird dann in weiterer Folge einem zu schnellen Verlauf der Gefechte vorgebeugt werden können.

So wird der Leitende in den meisten Fällen imstande sein, seinen Einfluß im Sinne einer nutzbringenden Gestaltung der Übung zur Geltung zu bringen; in den gewiß nicht ausgeschlossenen, aber sehr viel selteneren Lagen, in denen schnelle Entscheidungen notwendig sind, wird er sich mit solchen abfinden müssen und können. Ähnliches tritt ein, wenn abgezweigte Teile besondere, ferner gelegene Gefechtsfelder beanspruchen, auf denen sich der Leitende gewissermaßen vertreten lassen muß, die aber naturgemäß in der Regel eine geringere Bedeutung haben. Aber der Leitende braucht nicht ohne zwingende Notwendigkeit in die Lage versetzt zu werden, mit Entscheidungen zu rechnen, welche den Nutzen der von ihm auf kriegsmäßiger Grundlage angelegten Übung in Frage stellen. Er wird bei den von ihm selbst zu treffenden Entscheidungen

selbstverständlich unbedingt die kriegsmäßigen Gesichtspunkte an die Spitze stellen und als maßgebend wirken lassen. Es kann jedoch solchen Gesichtspunkten unter Umständen mehr entsprechen, wenn er bei einer Entscheidung — und das wird häufig ohne Zwang möglich sein — den für den Fortgang der Übung zweckmäßigen Momenten Rechnung trägt, als daß er in schroffem Gegensatz zu der erfolgten Entscheidung mit anderen, viel zwingenderen und viel weniger kriegsmäßigen Mitteln eingreift. Bei einer sorgfältigen, alle Verhältnisse abwägenden Entscheidung sprechen so viel Umstände mit, daß die Kriegsmäßigkeit in vielen Fällen gewahrt bleiben kann, mag der Erfolg dem einen oder dem anderen Teil zugesprochen werden. Es bedarf nur, selbstverständlich mit angemessener Beschränkung, der Hinzuziehung moralischer Faktoren, um die wohl in keinem Falle ausbleibenden Einwände zu beseitigen. Auch wird es immer für Führer und Truppen lehrreich sein, sich mit einer Entscheidung, welche nicht unbedingt anerkannt wird, abzufinden und die Folgen zu tragen. Es liegt hierin erst recht eine Vorbereitung für den Krieg, in dem Glück und Zufall eine bedeutend größere Rolle spielen als bei den Übungen des Friedens.

Die militärische Durchbildung und Erfahrung des Leitenden wird dafür Sorge tragen, daß er nicht als deus ex machina erscheint. Solange es ohne Schaden möglich ist, wird er den Dingen seinen Lauf lassen und nur dann eingreifen, sobald es unbedingt erforderlich ist. Wenn er das Schicksal vertritt, so entspricht das seiner Stellung. Auch hat er bei Besprechung der Übung, besonders einer eingehenden, nachträglich auf Grund der Berichte erfolgenden, alle Mittel in der Hand, etwaigen mißverständlichen Auffassungen vorzubeugen und klarzustellen, was aus den bei Friedensübungen nicht ausbleibenden und nicht zu vermeidenden Übungsrücksichten geschehen mußte.

Es könnte bei der vorstehend zum Ausdruck gebrachten Auffassung den Anschein haben, als ob die Tätigkeit der Schiedsrichter durch den Leitenden lahmgelegt oder übermäßig beschränkt werden sollte. Das ist keineswegs der Fall. Im Gegenteil werden die Schiedsrichter, wenn ihre Wirksamkeit von dem Leitenden auf die besprochene Weise vorbereitet und geregelt ist, um so nutzbringender durch ihre, die Entscheidung vorbereitende und den Leitenden unterstützende Tätigkeit auf den kriegsmäßigen Verlauf des Kampfes einwirken, auch in vielen Fällen selbständig entscheiden können.

Sie werden zunächst den Leitenden darin unterstützen, daß sie den Anmarsch und die Entwicklung der verschiedenen Truppenkörper zum Gefecht beobachten, wozu dieser nicht bei allen Teilen imstande ist, um daraus die Grundlage zur Beurteilung des Erfolges zu gewinnen. Das ist bei den Waffengattungen, welchen schnelle Gangarten zur Verfügung stehen, in erhöhtem Grade notwendig, am meisten bei der Kavallerie, bei welcher es auch in den Bestimmungen besonders zum Ausdruck gebracht worden ist. Am einfachsten gestaltet sich das Verfahren, wenn auf jeder Partei ein Schieds-

richter den betreffenden Truppenkörper beim Vormarsch begleitend beobachtet und seine Beobachtungen sobald als möglich dem andern durch seine Gehilfen mitteilt. So werden am sichersten für den Zusammenstoß, bei dem sich naturgemäß beide Schiedsrichter zusammenfinden, die beeinflussenden Momente zur Kenntnis und Geltung kommen. Der Zustand der Truppen, die Art der Gefechtsbereitschaft, die Geschlossenheit der Attacken, die Einwirkung von Artillerie- oder Karabinerfeuer finden auf diese Weise am besten die erforderliche Berücksichtigung. War es nicht möglich, zwei Schiedsrichter verfügbar zu machen, so muß der eine den fehlenden Schiedsrichter durch einen seiner Gehilfen, deren er unter diesen Umständen dann jedenfalls zweier bedarf, zu ersetzen suchen. Die rechtzeitige Benachrichtigung des Leitenden wird dann allerdings erheblich schwieriger.

In ausgedehnterem Maße als bei dem schnell verlaufenden und zur Entscheidung drängenden Kavalleriekampf werden auf dieselbe Weise die begründenden Momente des wichtigen Artilleriekampfes gewonnen werden müssen. Für diesen sind jedenfalls zwei Schiedsrichter notwendig, welche bei den großen Entfernungen und der Schwierigkeit des Erkennens der nach Möglichkeit verdeckt einzunehmenden Stellungen von mehrereren Gehilfen begleitet sein müssen, da die in der F. O. erwähnte, gewiß unter Umständen sehr zweckmäßige Anwendung von Lichtfernsprechern und Signalapparaten u. dergl. doch nicht überall möglich erscheint oder schnell und richtig verstanden werden dürfte. Die beiden Schiedsrichter müssen sich in fortwährender gegenseitiger Verbindung halten, um sich klar zu werden über die zahlreichen, in Nr. 629 der F. O. aufgeführten bestimmenden Punkte, welche auf die Wirkung von Einfluß sind. Auf diese Weise werden auch am besten die Verschiedenheiten der Ansichten ausgeglichen, welche über Deckung, Wirkung und Beobachtung, je nach der Auffassung auf der einen oder andern Seite, herrschen. Häufig genug glaubt die eine Partei, völlig gedeckt in Stellung gegangen zu sein, während man von der andern Seite gegenteiliger Ansicht ist. Die wichtige Frage, ob und wann der Aufmarsch beschossen worden ist, kann nur von der gegenüberliegenden Seite entschieden werden, besonders aber, wie lange ein solches Beschießen erfolgte und ob die gewählten Entfernungen richtig waren, um danach den Einfluß der Wirkung zu bemessen. Ähnlich werden auch die begründeten Ursachen der Feuerwirkung der Artillerie und der vielfach wechselnde Verlauf des Kampfes, welcher durch Zeigen und Verschwinden von Verlustflaggen zum Ausdruck zu bringen ist, nur in angestrengter und vereinter Tätigkeit beider Schiedsrichter mit ihren Gehilfen festzustellen und so klarzulegen sein, daß für die ausschlaggebende Entscheidung die genügende Unterlage zu Gebote steht. Auch die Frage der Verwendung und des Ersatzes der Munition ist in den Kreis der Betrachtungen der Schiedsrichter zu ziehen, welche ebenso die durch die Munitionswagen bezw. leichten Munitionskolonnen in Wirklichkeit bedingte größere Tiefe der Artilleriestellungen zu berücksichtigen haben werden. Bei den jetzt häufig zu erstrebenden Angriffen von

Kavallerie auf Artillerie werden die beiden Waffengattungen zugeteilten Schiedsrichter in gemeinsame Tätigkeit treten und Übersicht wie Entscheidung erleichtern, wenn sie sich, ebenso wie den Leitenden, nach Möglichkeit rechtzeitig von dem Bevorstehen einer solchen Unternehmung in Kenntnis setzen.

Auch für die im besondern mit den Entscheidungen für den Infanteriekampf beauftragten Schiedsrichter, von denen immer mindestens zwei vorhanden sein werden, wird es von Vorteil sein, wenn sie zunächst je eine Partei begleiten, um die Ereignisse und Eindrücke bei dem Vormarsch und der ersten Entwicklung in Betracht zu ziehen. Im besondern wird dann am besten, wieder durch Verbindung mit den betreffenden Schiedsrichtern, festzustellen sein, welche Verluste eine etwaige Beschießung der Marschkolonne durch die feindliche Artillerie verursacht hat. Wenn der Infanteriekampf zum eigentlichen Austrag kommt, kann es der besseren Übersicht des Gefechtsfeldes wegen von Vorteil sein, daß die für die Infanterie bestimmten Schiedsrichter sich flügelweise verteilen, doch wird dies sehr von den jedesmaligen Verhältnissen abhängen. Vorher ist es schwer, darüber Bestimmungen zu treffen; erst an Ort und Stelle wird entweder der Leitende entsprechend verfügen oder, wenn dies nicht rechtzeitig geschehen kann, eine Einigung der Schiedsrichter unter sich erfolgen müssen. Das Wichtigste ist auch hier genaue Kenntnis der Verhältnisse auf beiden Seiten: es kann daher vorteilhafter sein, wenn bei nur zwei vorhandenen Schiedsrichtern, besonders bei den leichter zu übersehenden Gefechtsfeldern der kleineren Übungen, der eine sich bei der einen, der andere bei der anderen Partei aufhält und sie durch gegenseitige Mitteilungen die Bedingungen des Kampfes klarstellen. Nr. 623 der F. O. gibt in eingehender Weise den Anhalt, nach welchen Gesichtspunkten die Feuerwirkung der Infanterie zu beurteilen ist, wobei indessen Nr. 635 nicht außer acht zu lassen ist, wo besonders hervorgehoben wird, daß diese Grundsätze nur als Anhalt dienen sollen; in engherziger Weise dürfen sie nicht aufgefaßt werden. Es wird die wichtigste Aufgabe der bei der Infanterie tätigen Schiedsrichter sein, das Wesen des Infanteriekampfes so kriegsgemäß als möglich zum Ausdruck zu bringen. So ist hauptsächlich dafür zu sorgen, daß auf den Stellen des Gefechtsfeldes, welche in vorteilhafter und ausgiebiger Weise von dem Feuer der Infanterie der einen Partei beherrscht werden, die Schützen der anderen Partei in ausreichender Entfernung vom Gegner zum Halten und zur Eröffnung des Feuers veranlaßt werden, indem ihnen die Wirkung des auf sie gerichteten Feuers bekanntgegeben wird. Nur so kann das Infanteriegefecht von Anfang an die angemessene kriegsmäßige Grundlage erhalten, von welcher aus stufenweise fortzuschreiten ist, um die Feuerüberlegenheit und damit den Erfolg zu erringen. Auf diese Weise wird gleichzeitig naturgemäß einem zu schnellen Verlauf des Gefechts vorgebeugt. Sorgfältig, aber nicht engherzig, müssen fortlaufend die Verluste auf beiden Seiten beurteilt und zur Kenntnis der betreffenden Truppenkörper gebracht werden. Wenn dies an den am meisten betroffenen Punkten der vorderen Linie besonders des an-

greifenden Teils geschieht, so wird am besten der in den Bestimmungen enthaltenen Forderung Rechnung getragen werden, das „kriegsmäßige selbständige Eingreifen der Unterführer zu fördern“, umsomehr, wenn die Schiedsrichter dauernd ihr Augenmerk darauf richten, daß die oberen Führer sich in bezug auf ihren Aufenthalt und die Sendung ihrer berittenen Organe in den Schranken halten, welche die feindliche Feuerwirkung gebietet. Der Infanteriekampf im Manöver wird sich dann einigermaßen dem allmählichen stundenlangen Ringen um die Feuerüberlegenheit nähern, welches im großen Kriege in der Mehrzahl der Fälle zu erwarten ist. Daß dies in höherem Grade geschieht, als es in der Regel üblich ist, erscheint durchaus erforderlich, wenn die Manöver eine genügende Vorbereitung für den Krieg im großen gewährleisten sollen.

Von der Verwendung der Verlustflaggen ist im Sinne der Nr. 619 der F. O. Gebrauch zu machen. Sie müssen, wie dies schon bei der Artillerie angedeutet wurde, in noch eingehenderer Weise als bei dieser, allmählich, zuerst an den hauptsächlich betroffenen Stellen erscheinen. Durch Verbindung mit den für die Artillerie bestimmten Schiedsrichtern wird rechtzeitig und eingehend der wichtige Umstand festzustellen sein, welche Wirkung die Artillerie auf die gegenüber befindliche Infanterie ausübt, und an welchen Stellen diese hauptsächlich erfolgt. Wenn in eingehender und sachgemäßer Weise darauf gerücksichtigt wird, daß bei dem Einrücken von Verstärkungen in erschütterte Teile einer eingenommenen Stellung die Verlustflaggen zeitweise wieder verschwinden, so wird der angreifende Teil am besten zu den Halten und Verstärkungen aus der Tiefe gezwungen werden, welche der Wirklichkeit entsprechen.

Betreffs der Angriffe von Kavallerie auf Infanterie gilt dasselbe, was bei den Kavallerieangriffen auf Artillerie über die Verbindung und rechtzeitige Benachrichtigung der betreffenden Schiedsrichter gesagt ist.

Schließlich wird der Zeitpunkt gekommen sein, daß die Entscheidung reift. Wenn in erster Linie dafür zu sorgen ist, daß eine solche in nicht zu kurzer Zeit erfolgt, so darf sie auch nicht, wie früher schon erwähnt wurde, in einseitiger Überschätzung der Wirkung des gegnerischen Feuers zu sehr verzögert oder vereitelt werden, um der Truppe nicht das Vertrauen in die Kraft des Angriffs zu nehmen. Liegen nicht so entscheidende Fehler vor, daß ein Mißerfolg geboten ist, so werden die Schiedsrichter der Truppe den schließlichen Erfolg eines Angriffs bei den Friedensübungen zubilligen müssen. Durch die nachträglichen Besprechungen ist dem Leitenden mit Hilfe der von den Schiedsrichtern ihm gemachten Mitteilungen die Möglichkeit gegeben, alles für die kriegsmäßige Ausbildung Wichtige hervorzuheben und klarzustellen.

Eine rechtzeitige Orientierung des Leitenden über die Aussichten des Infanteriekampfes wird diesen in die Lage setzen, in Abwägung aller Verhältnisse die Hauptentscheidung zu treffen. Es entspricht durchaus dem im Kriege zu Erwartenden, wenn an einer Stelle des Gefechtsfeldes der Angreifer siegreich ist, während er an anderen

Stellen nicht vorwärtskommt oder gar zurückgehen muß. Nur der Leitende kann in der Regel die Gesamtlage genügend übersehen, um die endgültige Entscheidung zu treffen, zugunsten welcher Partei sich der Kampf wendet, und muß danach seine Anordnungen und Weisungen an die Schiedsrichter ergehen lassen.

Die Verhältnisse eines zur Entscheidung zusammenbrennenden Kampfes gehören bekanntlich zu dem Schwierigsten, was sich im Frieden darstellen läßt. Nur in begrenzter Weise ist dies überhaupt möglich. Für den kriegsmäßigen Verlauf der Gefechte bei den Übungen ist es aber von großem Vorteil, wenn sie nicht im entscheidenden Augenblick aus dem Grunde, daß die Entwirrung dann am einfachsten vorgenommen werden kann, durch Signal unterbrochen werden. Viel lehrreicher ist es für Führer und Truppe, wenn diese sofort ihre Maßregeln treffen, sich in die neu geschaffene, wesentlich veränderte Lage finden und die Folgen tragen oder ausnutzen müssen. Der Leitende wird zu diesem Zweck der wirksamen Unterstützung der Schiedsrichter bedürfen, welche auf Grund der ihnen bekanntgegebenen Gesamtlage im einzelnen ihre Entscheidungen so zu treffen haben, daß eine Entwirrung der ineinandergeratenen Kampfverbände auf möglichst kriegsgemäße Art erzielt wird. Jetzt ist der Zeitpunkt, wo die Schiedsrichter am kräftigsten und eingehendsten eingreifen müssen, um nach Möglichkeit zwischen Friedensübung und Wirklichkeit zu vermitteln und die Eindrücke und Einflüsse des Krieges zu ersetzen. Die Schiedsrichter werden auch dafür zu sorgen haben, daß die Maßnahmen der Verfolgung — Verfolgungsfeuer, Kavallerieattacken — dem geschlagenen Teil gegenüber, soweit dies im Frieden möglich ist, zu genügendem Ausdruck, jedenfalls zur Kenntnis gelangen, damit nicht, wie es oft bei den Friedensübungen geschieht, die entscheidenden Folgen des schwerwiegenden Entschlusses, den Rücken zu wenden, nicht in die Erscheinung treten und dementsprechend nicht genügend bewertet werden. Sache des Leitenden ist es dann, um den bei Annahme einer entscheidend geschlagenen Truppe in Frage gestellten Fortgang der Übung am nächsten Tage zu ermöglichen, die Verwendbarkeit der Truppen wiederherzustellen.

Wenn die Regelung des Überganges der beiden Parteien zur Ruhe im wesentlichen dem Leitenden zufällt, welcher dem geschlagenen Teil den Abzug gestattet und dem verfolgenden, falls dies nicht in dem für die Übungsrücksichten erforderlichen Maße von selbst erfolgt, auf Grund durch ihn geschaffener Annahmen Halt gebietet, so werden wiederum die Schiedsrichter, besonders die für die Vorposten bestimmten, ihn im Sinne seiner Absichten im einzelnen zu unterstützen haben. Sie werden wesentlich dazu beitragen können, daß die Sicherungsmaßregeln der Vortruppen sich kriegsmäßig einleiten und vollziehen und den oft auftretenden Übelstand zu verhindern imstande sein, daß sich die Vorposten auf einer unnatürlich nahen Entfernung gegenüberstehen, welche in Wirklichkeit entweder nicht geduldet werden könnte und im Frieden nicht durchführbare fortwährende Kämpfe oder ein ebenfalls im Frieden nicht angängiges Gegenüberstehen in steter unmittelbarer Bereitschaft zur Folge haben würde.

Bei den etwaigen nächtlichen Unternehmungen der Vorposten werden die Schiedsrichter in besonderer Weise genötigt sein, im Sinne der ihnen mitgeteilten Auffassung der Leitenden zu handeln, damit solche nach verschiedenen Richtungen hin nützliche, aber bei den Friedensübungen wegen der Unterbringungs- usw. Rücksichten in der Regel als Episoden zu betrachtende Kämpfe nicht über ihre Bedeutung hinaus die Gesamtlage verschieben oder die nachfolgende Übung in Frage stellen.

Es erübrigt noch, die Notwendigkeit besonders hervorzuheben, daß die Schiedsrichter ihre Aufmerksamkeit dem kriegsmäßigen Verhalten der Patrouillen widmen, soweit dies ihre sonstige Tätigkeit irgend gestattet. Auf den Vormärschen, bei den Vorposten wird sich hinreichend Gelegenheit dazu bieten, aber auch während des Gefechts wird stets das Auge darauf gerichtet sein müssen Es behindert die auf kriegsmäßige Ausbildung gerichteten Bestrebungen ungemein, wenn die Patrouillen sich die Ausführung ihrer Aufgabe so leicht machen, wie man dies öfter beobachten kann. Nicht nur die Patrouillen lernen dann nicht, wie schwierig es ist, die Mittel zur Anwendung zu bringen, welche im Kriege zum Ziele führen; die mit Leichtigkeit in großer Zahl erlangten Nachrichten verwöhnen auch die Führer und schaffen eine dem Kriege gegenüber falsche Grundlage für ihre Maßregeln. Auf die Anwendung unerlaubter Mittel, wie das Austauschen von Nachrichten, welche leider auch nicht ausbleiben sollen, kann nur hingewiesen werden. Wäre es möglich, besondere Schiedsrichter für die Tätigkeit der Patrouillen in größerer Zahl zu bestimmen, so würde dies am vorteilhaftesten wirken. Das wird indessen nur bei Übungen ausführbar sein, welche dem besonderen Zweck der Aufklärung dienen. Bei solchen Übungen ist sicher ein größerer Aufwand an Offizieren zu diesem Zweck zu rechtfertigen, welche nach Anordnung des Leitenden örtlich verteilt oder zur Begleitung einzelner Truppenteile bestimmt werden müssen, um auf diese Weise eine große Anzahl von Patrouillen in ihrer Tätigkeit und betreffs der Wirksamkeit ihrer Maßregeln eingehend beobachten zu können. Wenn ein derartiges Verfahren bei den sonstigen Übungen nicht zu erzielen ist, so wird es doch notwendig sein, abgesehen von der allen Schiedsrichtern besonders nahezulegenden Verpflichtung, auf das kriegsmäßige Verhalten der Patrouillen zu achten, von Zeit zu Zeit Offiziere mit einem besonderen Auftrage in dieser Richtung zu betrauen. Die Patrouillen werden sich dann immer unter einer gewissen Aufsicht fühlen, und es wird in höherem Maße auf sie eingewirkt werden können. Daß die Unternehmungslust der Patrouillen nicht gehindert werden darf, bedarf nicht der Erwähnung, wenn kriegsmäßige Maßregeln gefordert werden, zu deren vornehmsten Tatkraft und Entschlußfähigkeit gehören. Es handelt sich nur darum, diese Eigenschaften im Frieden auf die Grundlage zu stellen, welche durch die hindernde Beschränkung des Krieges geboten und ohne diese nicht von Wert ist.

Die Absicht der vorstehenden Ausführungen war, klarzulegen, daß die Bestrebungen einer kriegsmäßigen Gestaltung der Übungen am besten zum Ziele führen, wenn der

Leitende und die Schiedsrichter bei eingehender Kenntnis der vorliegenden Absichten des ersteren und nach seinen Weisungen miteinander und ineinander arbeiten; daß der Leitende die Entscheidungen der Hauptsache nach in der Hand behalten muß, die Schiedsrichter ihn zu unterstützen haben und so ein System der Arbeitsteilung geschaffen wird, bei welchem alle Teile zum Besten des Ganzen und des zu erreichenden Zwecks zusammenwirken. Es ist zu erwarten, daß auf diese Weise, wenn durch eingehende Anleitung und Belehrung die Grundlage geschaffen und, durch Anwendung militärischen Taktes auf allen Seiten, die Gefahr, daß der taktischen Lage irgendwie Zwang angetan werde, ausgeschlossen wurde, die Tätigkeit der Schiedsrichter sich zu einer ihrem wichtigen Zweck entsprechenderen, wirksameren und befriedigenderen gestaltet, als dies vielfach bei den Manövern zum Ausdruck kommt. Das Ziel der schiedsrichterlichen Tätigkeit, den Übungen das kriegsmäßige Gepräge zu geben, wird dann in höherem Maße erreicht werden.

An dem Beispiel eines zweitägigen Korpsmanövers, welches ich an anderer Stelle in großen Zügen angedeutet habe,*) soll im Sinne des zu Beginn dieses Aufsatzes, S. 4, Erwähnten, das Zusammenwirken des Leitenden und der Schiedsrichter zum Zweck kriegsmäßiger Gestaltung der Übungen des näheren erläutert werden.

Skizze 6.

Für die hier vorliegenden Absichten genügt zum Verständnis der Kriegslage, daß am 20. September morgens die rote 2. Infanterie-Division aus südöstlicher Richtung in zwei Kolonnen, von denen jede eine Infanterie-Brigade, eine Eskadron und ein Feldartillerie-Regiment stark war, mit der linken über Locherhof auf Dunningen, mit der rechten über Lackendorf auf Stittholzhof — etwa 2500 m östlich Dunningen — vorrückte. Die der Division zugeteilte 6. Kavallerie-Brigade (Ulanen) ging frühzeitig über Herrenzimmern auf Bösingen vor. Die gegenüber befindliche blaue 3. Infanterie-Division überschritt am 20. September früh den Neckar bei Oberndorf und marschierte in westlicher Richtung über Beffendorf vor; die unter ihrem Befehl stehende 5. Kavallerie-Brigade (Dragoner) ging zu derselben Zeit bei Epfendorf über den Neckar und auf Bösingen vor.

An Schiedsrichtern waren vorhanden: für die Kavallerie-Brigaden ein älterer Regimentskommandeur der Kavallerie, der als Führer seines Regiments entbehrt werden konnte; für die Artillerie zwei Stabsoffiziere vom Stabe der Feldartillerie-Regimenter; für die Infanterie vier Oberstleutnants vom Stabe der Infanterie-Regimenter. Jeder Schiedsrichter verfügte über einen Gehilfen.

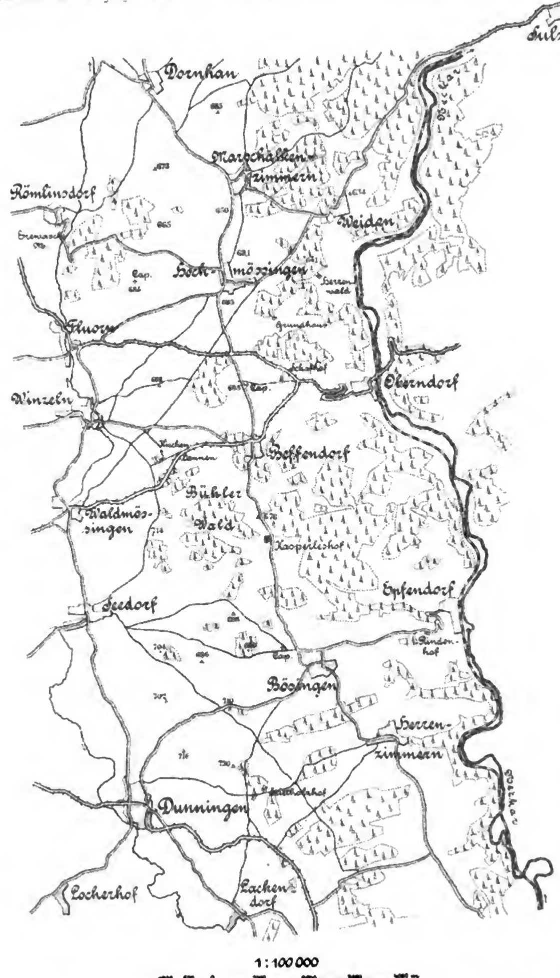
Der Leitende hatte die Schiedsrichter dahin zu verständigen, daß der Vormarsch der roten Division die blaue zum Abschwenken von ihrer ursprünglichen Marschrichtung nach Süden veranlassen würde, der Zusammenstoß daher in der Gegend zwischen Dunningen und Beffendorf zu erwarten wäre. Damit die blaue Division nicht zu

*) Siehe Ausbildung für den Krieg II. Teil, S. 120 u. f.

Vierteljahrshefte für Truppenführung u. Heereskunde. 1. Jahrgang 1904, 4. Heft.

Skizze 6.

Zu: Über Tätigkeit und Einfluss der Schiedsrichter bei den Übungen



Autogr. d. geogr. lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin Kochstr. 68-71

weit im Vormarsch in westlicher Richtung verbliebe, wäre es von Vorteil, wenn die blaue 5. Kavallerie-Brigade in ihren Aufklärungszwecken nicht in entscheidender Weise verhindert würde. Der Fortgang der Übung erheische ein Zurückweichen der blauen Division bis in die Gegend von Hochmössingen. Ein solches würde durch Nachrichten der Leitung veranlaßt werden, gleichviel, ob die blaue Division bei dem Zusammenstoß Vorteile über die rote Division erränge oder nicht. Immerhin wäre aus Übungsrücksichten ein Vordringen der blauen Division zu weit in südlicher Richtung nicht wünschenswert.

Diese Verständigung der Schiedsrichter, zu welcher der Leitende auf Grund der Kenntnis der Lage auf beiden Seiten und infolge der von ihm eingeforderten Beurteilung der Lage seitens der Führer imstande war, konnte am Tage vor der Übung erfolgen durch persönliche Rücksprache mit den Schiedsrichtern im Korpsstabsquartier Rottweil oder bei Besichtigung der Vorposten der blauen Partei in Oberndorf. Falls die Schiedsrichter, denen die allgemeine und die besondere Kriegslage der beiderseitigen Parteien bekanntzugeben waren, auf die vorangegebene Weise nicht erreicht werden konnten, mußte ihnen schriftlich oder durch Organe der Leitung das Erforderliche zugehen.

Tatsächlich war eine derartige Orientierung der Schiedsrichter nicht in dem angegebenen Maße erfolgt, weil der Leitende damals die Unterstützung durch die Schiedsrichter nicht in dem später erkannten Maße bewertete und das Nötige während der Übung glaubte veranlassen zu können. Daß das letztere im allgemeinen geschehen kann, vielfach geschehen muß, ist nicht zu bestreiten. Wenn aber eine Kenntnis der Lage und Absichten vorher herbeigeführt werden kann, so wird, wie die Erfahrung lehrte, das Zusammenwirken des Leitenden und der Schiedsrichter in hohem Grade erleichtert.

Die Übung am 20. September begann mit dem Gegenübertreten der beiden Kavallerie-Brigaden. Die rote 6. Kavallerie-Brigade hatte um 7^{00} vormittags Bösingen erreicht. Um diese Zeit näherte sich die blaue 5. Kavallerie-Brigade, von Epfendorf kommend, diesem Orte. Die letztere hatte der Schiedsrichter bei ihrem Vormarsche begleitet, während er sich durch seinen Gehilfen in Kenntnis über die Vorgänge bei der roten Kavallerie-Brigade erhalten mußte. Die 5. Kavallerie-Brigade, welcher bekannt geworden war, daß sich feindliche Ulanen in Bösingen befänden, ließ eine Eskadron gegen diesen Ort vorgehen und hielt auf der Straße Rindenhof—Bösingen, um weitere Meldungen abzuwarten. In dieser Aufstellung wurde die Brigade durch Karabinerfeuer der bis auf zwei Eskadrons auf dem Höhenrücken südöstlich Bösingen zum Gefecht zu Fuß abgesessenen roten Kavallerie-Brigade beschossen (Entfernung 900 bis 1000 m). Entscheidung des Schiedsrichters: namhafte Verluste. Die 5. Kavallerie-Brigade entzog sich dem Feuer, ging gedeckt im Grunde nördlich Bösingen vorbei und stellte sich, in der Absicht, die feindliche Ka-

vallerie anzugreifen, östlich Waldstück bei 689 bereit. Die 6. Kavallerie-Brigade war den Bewegungen der feindlichen Brigade, südlich an Bösingen vorbeigehend, gefolgt. Um 8^{00} vormittags ging die letztere zum Angriff vor; zwischen Höhe 710 und Bösingen kam es zum Zusammenstoß. Mit Rücksicht auf die vorher erlittenen Verluste der 5. Kavallerie-Brigade, und weil der kurze Gegenstoß der 6. Kavallerie-Brigade geschlossener und wirksamer als das längere Anreiten der 5. Kavallerie-Brigade in stark aufgeweichtem Boden ausfiel, wurde die letztere durch den Schiedsrichter als geworfen bezeichnet und bis hinter Wäldchen bei 689 zurückgeschickt, während der 6. Kavallerie-Brigade mitgeteilt wurde, daß sie sich bei 710 sammeln müsse. Das war eine jener unbestimmten Entscheidungen, welche früher Erwähnung fanden.

Der Kommandeur der 5. Kavallerie-Brigade glaubte hiernach, den Feind geschlagen zu haben und nur aus Übungsrücksichten ein Stück zurückgehen zu müssen, der Kommandeur der 6. Kavallerie-Brigade war befugterweise der Ansicht, nicht in der Lage zu sein, verfolgen zu können. Der Leitende war in der Nähe und hatte das Gegenübertreten der Kavallerie-Brigaden genau beobachtet, er war von der beabsichtigten Entscheidung nicht benachrichtigt worden, wollte nicht nachträglich aufhebend eingreifen und konnte erst bei der später erfolgenden Besprechung auf das unkriegsmäßige Verhalten beider Brigaden hinweisen, welches die schiedsrichterliche Entscheidung in dem Bestreben, die beiderseitigen Abteilungen auseinanderzuhalten, veranlaßt hatte. Daß die Entscheidung hier gegen die 5. Kavallerie-Brigade ausfiel, war zweifellos, es sprachen zu viele entscheidende Umstände gegen sie.

Die gegenteilige Absicht des Leitenden konnte in diesem Falle nicht berücksichtigt werden, und dieser mußte sich hiermit abfinden. Die Entscheidung war in vorliegendem Falle auch nicht von ausschlaggebender Bedeutung, da äußerstenfalls noch andere Mittel zu Gebote standen, die blaue, 3. Infanterie-Division von einem Marsch zu weit in westlicher Richtung abzuhalten.

Da gegen Blau entschieden war, durfte aber Rot nicht verhindert werden, zu verfolgen, nachdem der friedensmäßig erforderliche Abstand hergestellt war.

Blau mußte zurückgehen, solange es gedrängt wurde, bis eine Aufnahme durch andere Truppen oder die Anstrengung der Pferde dem Schiedsrichter Gelegenheit zu neuer Entscheidung gaben. Bei dem aufgeweichten Boden bot die Anstrengung der Pferde ein natürliches Mittel, um einer zu weit ausgedehnten Verfolgung vorzubeugen und so auch den Absichten des Leitenden Rechnung zu tragen. Das Vorhandensein von zwei Schiedsrichtern oder von wenigstens zwei Gehilfen würde entschieden fördernd auf die Entscheidung und die Verbindung mit dem Leitenden gewirkt haben.

Um 9^{40} vormittags hatte die rote Division mit der Spitze der rechten Kolonne das Wegekreuz westlich Stittholzhof, mit der der linken Kolonne Dunningen erreicht. Nach kurzer, infolge längeren ununterbrochenen Marsches gebotener Rast, während welcher die Meldung eintraf, daß eine feindliche Infanterie-Division um 8^{45} vor-

mittags durch Oberndorf auf Beffendorf marschiert sei, wurde der Vormarsch fortgesetzt. Die rechte Kolonne (4. Infanterie-Brigade zu 5 Bataillonen)*) erhielt die Richtung auf Bösingen, die linke (3. Infanterie-Brigade zu 6 Bataillonen) die auf das Waldstück bei 689 nordwestlich dieses Ortes.

Von der Artillerie war Feldartillerie-Regiment Nr. 3 hinter Höhe 730 nordwestlich Stittholzhof, Feldartillerie-Regiment Nr. 4 hinter Höhe 716 bereitgestellt worden. Vom Gegner war inzwischen weiter bekannt geworden, daß die gemeldete feindliche Division von Beffendorf in südwestlicher Richtung abgebogen sei.

Die blaue Division hatte um 9^{20} vormittags von Beffendorf den Weg über Kasperleshof nach Süden eingeschlagen, um gegen den in der linken Flanke befindlichen Gegner, über welchen mit der Zeit die weit vorgetriebenen Offizierpatrouillen nähere Nachrichten brachten, vorzugehen.

Die am Anfang befindliche 6. Infanterie-Brigade gelangte 10^{30} vormittags mit den vordersten Abteilungen bis zu dem Waldstück bei 689, mit den Hauptkräften bis zu den Waldungen südlich Kasperleshof zu beiden Seiten der Straße. Die 3. Artillerie-Brigade nahm von Kasperleshof die Richtung südwestlich auf 698, um dort in Stellung zu gehen; die am Ende marschierende 5. Infanterie-Brigade ging von Beffendorf südwestlich nach dem Bühlerwald. Der An- und Aufmarsch von Blau wurde bei der roten Division bemerkt. Von ihren Stellungen bei den Höhen 730 und 716 eröffnete die rote Artillerie um 10^{40} vormittags das Feuer auf die gegen Höhe 698 vorgehende blaue Artillerie, Entfernung 3600 bis 4000 m.

Von den für die Artillerie bestimmten Schiedsrichtern hatte der bei Rot befindliche inzwischen feststellen können, daß der Aufmarsch und das Einnehmen der Stellung der roten Artillerie in Ruhe und Deckung vollzogen war. Die Eröffnung des Feuers auf die im Marsch befindliche blaue Artillerie geschah in ausgiebiger Weise und auf den richtigen Entfernungen, war daher von entsprechender Wirkung. Dies war dem bei der blauen Artillerie befindlichen Schiedsrichter ebenso wie dem Leitenden, der sich auf Höhe 710, südwestlich Bösingen, befand, mitzuteilen, so daß die von letzterem in gleicher Weise gemachten Beobachtungen bestätigt wurden. Der Schiedsrichter der blauen Artillerie mußte daraufhin die gedeckte Aufstellung der roten Artillerie anerkennen und dem Führer der ersteren die betreffende Wirkung mitteilen.

Die gesamte blaue Artillerie ging demnächst 10^{45} vormittags auf Höhe 698 in Stellung. Der Schiedsrichter, welcher von Aufmarsch und Stellung Kenntnis nahm, mußte, unterstützt von der Wahrnehmung des gegenüber befindlichen, feststellen, daß die Einnahme der Stellung unter ungünstigen Verhältnissen erfolgte, sie wurde wegen

*) Ein Infanterie-Regiment zu zwei Bataillonen war zur Verfügung des Divisionskommandeurs zurückgehalten.

Mangel an Deckung an verschiedenen Stellen vom Gegner unter Feuer gehalten. Die ganze Stellung war zu gedrängt und, da die Bodenwelle für die ganze Artilleriemasse zu gedeckter Aufstellung nicht ausreichte, besonders auf dem linken Flügel ungünstig. Hiervon war der Leitende und der bei der roten Artillerie befindliche Schiedsrichter zu benachrichtigen. Der letztere hatte sich inzwischen über die Feuerverteilung und die Schußweiten der roten Artillerie unterrichtet und konnte diese nach der anderen Seite mitteilen. Das Ergebnis mußte ein für die blaue Artillerie nachteiliges sein. Dies Verhältnis erfuhr noch eine Steigerung, als die Feuerverteilung der blauen Artillerie festgestellt wurde, nach welcher nur drei Abteilungen das Feuer gegen die rote Artillerie aufnahmen, während die linke Flügelabteilung auf etwa 2000 m feindliche Infanterie beschoß, welche in Richtung auf Bösingen in Marsch war (rechte Kolonne von Rot).

Die Verhältnisse des Artilleriekampfes lagen in diesem Falle einfach, weil schon bei der Einleitung ungünstige Momente für die blaue Artillerie eintraten, die Wendung des Kampfes also von vornherein nach der Seite hinneigte, welche der Leitende für seine Zwecke bevorzugte. Nach einer gewissen Dauer des Artilleriefeuers mußte, wenn nicht besondere Zwischenfälle eintraten, zuungunsten von Blau entschieden werden. Daß dies nicht zu früh geschah, lag im Interesse eines nicht zu schnellen Verlaufes des Gefechts; deshalb war auch vorläufig mit dem Auftreten von Verlustflaggen zurückzuhalten, später ein solches nur an den am meisten betroffenen Stellen allmählich in zunehmender Weise anzuordnen.

Es war von Vorteil, wenn der Leitende sich hierüber die Entscheidung vorbehielt, um die Entschlüsse der Führer nicht frühzeitig nach der einen oder anderen Richtung hin zu beeinflussen und dem Kampfe eine entsprechende Dauer zu gewähren. Es muß auf diese Weise bei den Übungen zur Geltung kommen, daß im Kriege auch Verluste lange ertragen werden müssen, ehe sie ausschlaggebende Bedeutung für die Wendung des Kampfes gewinnen können. Häufig genug wird diesem Umstande nicht genügend Rechnung getragen; Sache der Schiedsrichter ist es, ihm durch die Art ihres Verhaltens Geltung zu verschaffen.

Schon jetzt ist aus der Schilderung der Ereignisse, was später noch weitere Bestätigung finden wird, ersichtlich, wie eine schnelle und sorgfältige Ausübung der Funktionen der Schiedsrichter durch das Vorhandensein je eines auf jeder Seite ermöglicht wird, und wie günstig die Zuteilung einer größeren Anzahl von Gehilfen wirken würde. Es zeigt sich ferner, wie auf diese Weise am schnellsten und einfachsten die baldige Unterstützung und Orientierung des Leitenden und damit eine feste und sichere Grundlage für dessen spätere Entscheidungen gewonnen, diesem auch nötigenfalls frühzeitig Gelegenheit geboten wird, einer seine Absichten durchkreuzenden Entscheidung mit den ihm zu Gebote stehenden und geeignet erscheinenden Mitteln vorzubeugen.

Wenn zum Beispiel im vorliegenden Falle die blaue Division nicht so weit südlich vorgegangen wäre und die Artillerie auf der hierzu am geeignetsten erscheinenden Geländewelle in der Höhe von Bühlerwald drei Abteilungen nördlich 714, eine leichte Feldhaubitz-Abteilung bei 678 gedeckt in Stellung gebracht hätte, so wäre sehr viel schwerer eine Entscheidung gegen sie zu fällen gewesen. Die rote Artillerie hätte sehr bald bei der großen Entfernung (etwa 5000 m) näher herangehen müssen, zunächst nach den Höhen 702 und 710 auf etwa 4000 m. Nur bei sehr geschicktem Verfahren wäre voraussichtlich dies Vorgehen von Blau nicht beschossen worden. Auch die Entfernung von 4000 m wäre zu groß gewesen, um eine entscheidende Wirkung zu erzielen. Es hätte hierzu eines weiteren Vorgehens auf etwa 3000 m bei 704 und 696 bedurft, welches wiederum vom Feinde hätte beschossen werden können. Daß der Ausgang des Kampfes zugunsten von Rot erfolgte, war der Sachlage nach sowie im Interesse ausgiebiger Übung für die Truppen das vorteilhafteste und naturgemäßeste. Denn ein siegreiches Vordringen von Blau mußte schließlich durch Nachrichten der Leitung verhindert werden, ein kriegsmäßig möglicher Rückzug der blauen Division konnte aber erst nach ausgiebigem Erfolge eintreten. Die Übung mußte daher Blau in diesem Falle weit nach Süden führen und von dem für den nächsten Tag gebotenen Kampffelde entfernen.

Eine frühzeitige Nachricht dagegen, welche Blau zu rückgängigen Bewegungen in nördlicher Richtung veranlaßte, mußte, um das Verlassen der Stellung in kriegsmäßiger Weise zu ermöglichen, zu einem Zeitpunkte erfolgen, an welchem die Truppen noch nicht ernsthaft ins Gefecht getreten waren. Dann fehlte die Übung für die Ausbildung der Truppen an diesem Tage.

Es hätte also sehr im Interesse des Ganzen gelegen, wenn die schiedsrichterlichen Entscheidungen diesen Verhältnissen Rechnung trugen und die rote Artillerie nicht in Nachteil setzten. Das war möglich, wenn die etwaigen Verluste beim Vorgehen und dem Einnehmen der Stellungen nicht so stark bemessen wurden, daß sie die Erlangung der Feuerüberlegenheit in Frage stellten, und konnte wohl geschehen, wenn nicht besonders große Fehler vorkamen. Die endgültige Herbeiführung der Feuerüberlegenheit konnte auf Rechnung besserer Wirkung, also besserer Ausbildung gestellt werden, welche ja für das Erzielen von Treffern hauptsächlich ins Gewicht fällt und bei Übungen ohne Munition nicht in die Entscheidung treten kann. So wäre durch entsprechende Einwirkung des Leitenden in Verbindung mit den Schiedsrichtern eine sowohl kriegsmäßige wie für den Verlauf der Übung vorteilhafte Lage herbeizuführen gewesen.

Inzwischen gelangte, um zur Schilderung der Tatsachen zurückzukehren, durch den von Anfang an für Rot vorteilhaften Artilleriekampf die Infanterie der roten Division zur Entwicklung. Die 3. Infanterie-Brigade war, gedeckt durch die Höhen 702 und 696, vorgegangen; das vorderste Bataillon hatte die westlich des Waldstücks

bei 689 haltende blaue Kavallerie-Brigade mit Schnellfeuer überschüttet, so daß diese unter erneuten, vom Schiedsrichter der Kavallerie festgestellten Verlusten in nördlicher Richtung abziehen mußte. Unterdessen hatte die blaue Infanterie das Waldstück bei 689 mit einem Bataillon des vordersten Regiments der 6. Infanterie-Brigade (I./12) besetzt, gegen welches der rechte Flügel der dritten roten Infanterie-Brigade ins Gefecht trat.

An Schiedsrichtern waren von den für die Infanterie bestimmten zur Stelle: bei Blau einer, der den Vormarsch der 6. Infanterie-Brigade begleitet hatte, während der andere sich dem Vormarsch der 5. Infanterie-Brigade nach Bühlerwald anschloß; bei Rot ein bei der 3. Infanterie-Brigade befindlicher, der andere begleitete die 4. Infanterie-Brigade bei ihrer Vorbewegung auf Bösingen.

In dieser Weise hatten sich die Schiedsrichter zu verteilen, als der Befehl der Divisionskommandeure den Infanterie-Brigaden Marschrichtung und Ziele anwies; sie mußten sich zu diesem Zweck beim Vormarsch der Divisionen an der Spitze in der Nähe des Divisionsstabes halten. Auch die Brigaden waren an deren Spitze in der Nähe der Brigadekommandeure zu begleiten, um rechtzeitig über die getroffenen Anordnungen unterrichtet zu sein. Das Vorgelände war scharf in Beobachtung zu halten, um frühzeitig feindliche Maßnahmen zu erkennen, die Gehilfen in den mutmaßlichen Richtungen zu entsenden, um Fühlung mit dem gegenüberbefindlichen Schiedsrichter aufzunehmen. Diese Fühlung wurde zunächst bei dem Waldstück 689 gewonnen. Die beiden Schiedsrichter konnten hier durch gegenseitige Mitteilungen bald feststellen, daß bei Blau ein Bataillon Infanterie-Regiments 12 das Waldstück besetzt hatte, während die zwei anderen dahinter standen, das andere Regiment der 6. Infanterie-Brigade sich noch in den Waldungen südlich von Kasperleshof befand, und gegen das blaue Infanterie-Regiment sich die ganze rote 3. Infanterie-Brigade entwickelte. Zunächst trat ein Bataillon der letzteren I./5 auf dem rechten Flügel vom Ostabhang der Höhe 696 gegen die Schützen von I./12 am Südrand des Waldstücks bei 689 ins Feuer, Entfernung 800 m. Die Entfernung entsprach der Gefechtslage und kriegsmäßigen Forderungen, ein näheres Herangehen würde der bei Rot befindliche Schiedsrichter durch das Ansagen erheblicher Verluste haben verhindern müssen, um so dem Infanteriegefecht von Anfang an kriegsmäßige Grundlage und Abstände zu verschaffen. Bei Blau wurden dann, im wesentlichen unter dem Schutze des deckenden Geländes, auch die anderen Bataillone Infanterie-Regiments 12 ins Feuer gebracht, teils bei 689, teils bei den kleinen Waldstücken nordwestlich davon. Dagegen entwickelte die 3. Infanterie-Brigade das Infanterie-Regiment 5 in der Front, während ein Bataillon Infanterie-Regiments 6 den rechten feindlichen Flügel umfaßte, und die beiden anderen Bataillone dieses Regiments, links herausgeschoben, folgten. Gegen diese von bald nach 11⁰⁰ vormittags an erfolgende Entwicklung der roten Infanterie hatte die rechte Flügelabteilung der blauen Artillerie auf Höhe 698

ihr Feuer gerichtet, Entfernung 1500 m. Der bei dieser Artillerie befindliche Schiedsrichter mußte mitteilen, daß dieses Feuer von geringer Wirkung war, weil die schon überlegene rote Artillerie die Abteilung unter heftigem Feuer hielt. Der Schiedsrichter bei der roten 3. Infanterie-Brigade brachte es, hiervon verständigt, zur Kenntnis der Infanterieführer, welche immerhin dem Umstande des auf sie gerichteten Artilleriefeuers Rechnung tragen mußten. Als dann 11[20] vormittags auch die beiden Abteilungen des linken Flügels der blauen Artillerie zur Bekämpfung der roten Infanterie im feindlichen Artilleriefeuer auf den rechten Flügel gezogen wurden, wo sie teilweise im Infanteriefeuer auf 850 m abprotzen mußten, gestaltete sich die Lage der blauen Artillerie so ungünstig, daß der Mehrzahl der Batterien des rechten Flügels, welche teilweise schon in der früheren unvorteilhaften Stellung auf dem linken Flügel gelitten hatten, auf Anordnung des Leitenden die Verlustflaggen gegeben werden mußten. Diese Bewegung wäre voraussichtlich unterblieben, wenn der Schiedsrichter rechtzeitig Klarheit über die ungünstigen Verhältnisse auf dem linken Flügel der blauen Artillerie geschaffen hätte. Das Erscheinen der Verlustflaggen an mehreren Stellen der blauen Artillerielinie war auf gegnerischer Seite das Zeichen, daß der Artilleriekampf von entscheidendem Erfolg für Rot begleitet war. Es bedurfte nach den eigenen Beobachtungen und den schon vorher ergangenen Mitteilungen keiner weiteren mehr, um den Führer der roten Artillerie jetzt zu veranlassen, das Feuer eines erheblichen Teils der Batterien auf die feindliche Infanteriestellung bei ·689 richten zu lassen — 11[25] vormittags, Entfernung etwa 2200 bis 2300 m. Das hierfür bestimmte Zeichen, der rote Rahmen bei der Artilleriestellung, ist bei den jetzigen Entfernungen und den meist verdeckten Stellungen oft nicht genügend sichtbar. Es empfiehlt sich daher, daß die Schiedsrichter trotzdem nicht zögern, die nötigen Mitteilungen über das Beschießen der Infanterie durch Artillerie ergehen zu lassen, welche ohnehin schon erfolgen müssen, um auf Grund der Feuerleitung die am meisten betroffenen Stellen anzugeben.

Die rote 3. Infanterie-Brigade zog dann noch ein Bataillon Infanterie-Regiments 6 in die vordere Linie und ging mit fünf Bataillonen kräftig gegen die drei blauen Bataillone vor. Etwa um dieselbe Zeit ließ der Kommandeur der blauen 6. Infanterie-Brigade das Infanterie-Regiment 13 von den Waldungen südlich Kasperleshof gegen das nach seiner Annahme schwach besetzte Böfingen vorgehen, wohin sich inzwischen die rote 4. Infanterie-Brigade unter Benutzung der Deckungen gegen das feindliche Artilleriefeuer gezogen hatte. Dem vorgehenden Gegner gegenüber wurde eine Stellung am Nordrande von Böfingen mit fünf Bataillonen besetzt, von welcher der äußerste linke Flügel gegen das noch von Blau besetzte Wäldchen bei 689 eingriff.

Der bei der 4. roten Infanterie-Brigade befindliche Schiedsrichter hatte bei Böfingen Zeit und Gelegenheit gehabt, die Lage auf beiden Seiten durch eigene

Anschauung und Verbindung mit den links und gegenüber befindlichen Schiedsrichtern kennen zu lernen. Er mußte erkennen, daß der Schiedsrichter bei der blauen 6. Infanterie-Brigade durch den Angriff der roten 3. Infanterie-Brigade vollauf in Anspruch genommen und gefesselt war, er hatte daher für seine Person an dieser Stelle auf beiden Seiten wirksam zu sein, sich also in Bälde zu dem angreifenden blauen Infanterie-Regiment 13 zu begeben. Das Vorgehen dieses Regiments war augenscheinlich so zu beurteilen, daß es zu spät und infolge der ungünstigen Lage der blauen Artillerie voraussichtlich unter feindlichem Artilleriefeuer erfolgte sowie, daß es auf eine starke, nicht unvorteilhafte rote Infanteriestellung stieß. Daß Artilleriefeuer von Rot und in welcher Ausdehnung und Entfernung auf das vorgehende Infanterie-Regiment gerichtet wurde, mußte der bei der roten Artillerie befindliche Schiedsrichter sofort mitteilen; es war nämlich zur wirksameren Beschießung der vorgehenden Infanterie eine Abteilung des roten Feldartillerie-Regiments 3 auf Höhe 710 vorgegangen, wohin dann auch die andere Abteilung und schließlich das Feldartillerie-Regiment 4 nachgezogen wurde. Der Angriff des blauen Infanterie-Regiments 13 konnte unter diesen Umständen nicht zur Durchführung gelangen. Die vom Schiedsrichter angegebenen namhaften Verluste nötigten zum Einstellen der Bewegung und demnächst zum Zurückgehen nach den Deckung gewährenden Waldungen südlich Kasperleshof.

Der Leitende hatte sich inzwischen von seinem Standpunkt bei Höhe 710, um Einsicht in das entstandene Infanteriegefecht zu nehmen, nach Höhe 698 begeben. Hier waren von den Schiedsrichtern seine eigenen Wahrnehmungen dahin bestätigt worden, daß eine Entscheidung bevorstände. Er machte den Führer von Blau, welcher sich ebenfalls hier zur Stelle befand, auf die bedenkliche Lage der blauen Artillerie uud die ungünstigen Aussichten der 6. Infanterie-Brigade aufmerksam, so daß sich dieser zum Rückzug entschließen mußte, wenn er nicht die durch die vordringende rote Infanterie aufs äußerste gefährdete Artillerie verlieren wollte. Gegen 12⁰⁰ mittags ging ein Regiment der blauen Artillerie zur Deckung des Rückzuges nach Höhe bei 714 westlich Bühlerwald, das andere nach den Höhen nördlich Beffendorf zurück. Das blaue Infanterie-Regiment Nr. 12 räumte vor dem Angriff der roten 3. Infanterie-Brigade seine Stellung, die rote 4. Infanterie-Brigade, verstärkt durch das zur Verfügung des Divisionskommandeurs stehende Infanterie-Regiment 9 (zwei Bataillone), folgte dem ihr gegenübergetretenen zurückweichenden blauen Infanterie-Regiment Nr. 13.

Die Entscheidung entwickelte sich naturgemäß aus der Gefechtslage; es bedurfte der Schiedsrichter nur, um Blau den Abzug zu ermöglichen. Daß in der kritischen Lage die blaue Infanterie an den bedrohtesten Punkten einen zähen Widerstand leistete, entsprach den Verhältnissen der Wirklichkeit und mußte durch die Schiedsrichter unterstützt werden. Es wurde wesentlich dadurch erleichtert, daß in diesem

Augenblick die blaue 5. Infanterie-Brigade, welche in beschleunigter Weise von Bühlerwald nach Süden vorgestrebt war, wenigstens mit dem am Anfang befindlichen Infanterie-Regiment Nr. 10 in das Gefecht eingreifen konnte und den linken Flügel der roten 3. Infanterie-Brigade, welche ihm zunächst nur ein zurückgehaltenes Bataillon entgegenzustellen vermochte, zum Stehen brachte. Unterstützt wurde das Eingreifen des Infanterie-Regiments Nr. 10 noch durch einen überraschenden und gut angesetzten Flankenangriff der 5. Kavallerie-Brigade. Die hier befindlichen Schiedsrichter mußten der Lage Rechnung tragen und das Vorgehen der roten 3. Infanterie-Brigade entsprechend aufhalten. Die Überlegenheit des Infanterie-Regiments Nr. 10 war zweifellos, die Gefechtskraft der 5. Kavallerie-Brigade allerdings erheblich geschwächt. Es entspricht indes den Bestimmungen und ist aus Rücksichten für die Ausbildung notwendig, daß auch starke vorangegangene Verluste die Truppen nur eine Zeitlang an intensiver Tätigkeit hindern. Daß dies die Lage der Wirklichkeit gegenüber oft erheblich verschiebt, ist nicht zu ändern; es erschwert die Aufgabe der Schiedsrichter nicht unerheblich, welche sich bemühen müssen, die hier, wie häufig, bei den Friedensübungen sich gegenüberstehenden Rücksichten der Ausbildung der Truppe und der kriegsmäßigen Gestaltung der Übungen nach Möglichkeit miteinander in Verbindung zu bringen. So war im vorliegenden Falle die Kavallerieattacke zuzulassen und günstig zu entscheiden; so weit zu gehen, daß der betroffene linke Flügel der roten Infanterie infolgedessen rückgängige Bewegungen antreten mußte, war nicht nötig. Im übrigen gehören dergleichen Mißverhältnisse zu den Dingen, welche bei der nachträglichen Besprechung ausgeglichen werden müssen.

Der Zusammenstoß der beiderseitigen Kräfte bei Bösingen und westlich erfolgte unter Umständen, welche für die Leitung im einzelnen nicht ohne Schwierigkeiten waren, wenn auch der endgültige Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft war infolge der von Anfang an errungenen Vorteile der roten Artillerie und des einheitlichen und geschlossenen Vorgehens der roten Division gegenüber dem allmählichen Einsetzen der Kräfte bei Blau, dessen beide Flügel wegen des weiten Vorgehens der Spitzen nach Süden räumlich erheblich voneinander getrennt waren. Der Leitende konnte, unterstützt von den Mitteilungen der Schiedsrichter, diese Lage bald übersehen. Er mußte seine Einwirkung dahin ausüben und sich davon Überzeugung verschaffen, daß die einzelnen Schiedsrichter Klarheit über die Gesamtlage gewonnen hatten, um entsprechend eingreifen zu können. Nur dann kamen die kriegsmäßigen Momente der Wechselwirkung der einzelnen Teile zum genügenden Ausdruck, und das Gefecht wurde in bezug auf Gefechtsabstände und Zeitdauer in möglichst kriegsmäßigen Grenzen erhalten. Die Dauer des um 10^{40} vormittags begonnenen und bis gegen 12^{00} mittags währenden Artilleriekampfes entsprach im allgemeinen den bei Friedensübungen zu stellenden Forderungen. Daß dieser und noch mehr das von etwa 11^{00} bis gegen 12^{00} dauernde Infanteriegefecht immerhin noch schnell verlief, hatte seine Ursachen in

den erheblichen Vorteilen, welche Rot zur Seite standen; eine längere Dauer hätte sich, wie die Schilderung des Verlaufes ergibt, nicht rechtfertigen lassen.

Im weiteren Verlauf wurde auch den Forderungen der Verfolgung Rechnung getragen, indem die rote Kavallerie-Brigade, welche während des Infanteriegefechts verdeckt südöstlich Bösingen Aufstellung genommen hatte, südlich Kasperleshof die zurückweichende blaue Infanterie angriff und die bei der roten 4. und blauen 6. Infanterie-Brigade befindlichen Schiedsrichter — der Schiedsrichter der Kavallerie befand sich bei der blauen Kavallerie-Brigade und war nicht in der Lage, einzugreifen — den Erfolg dieses Angriffes feststellten. Die nachfolgende rote Infanterie vertrieb nach weiterem schiedsrichterlichen Ausspruch sehr bald blaue Infanterie, welche bei Kasperleshof von neuem standhalten wollte, ohne die hierzu erforderliche Gefechtskraft zu besitzen. So wurde der Lage Rechnung getragen, welche auf diesem Flügel einen fortlaufenden Rückzug von Blau erforderlich machte. Auf dem anderen Flügel war, worüber sich die Schiedsrichter bei der roten 3. und blauen 5. Infanterie-Brigade auf Grund der allgemeinen Entscheidung des Leitenden bald verständigten, der zurückgewiesene linke Flügel der roten 3. Infanterie-Brigade zunächst nicht in der Lage, zu drängen; die blaue 5. Infanterie-Brigade konnte in Ruhe ihren Rückzug über Bühlerwald nehmen. Im Verein mit den Schiedsrichtern bei den beiderseitigen Artilleriegruppen wurde ebenso festgestellt, daß dies um so eher möglich war, als der noch rechtzeitig von dem Führer von Blau angeordnete Rückzug die blaue Artillerie vor der Vernichtung bewahrt hatte. Wenn sich die blaue Artillerie auch in erheblich geschwächtem Zustande befand, da sie von der roten Artillerie auch beim Rückzug eine Zeitlang durch Verfolgungsfeuer beschossen wurde, konnte doch immerhin dem nördlich Punkt 714, westlich Bühlerwald, auffahrenden Artillerie-Regiment durch den Schiedsrichter einige Wirkung gegen die nachfolgende rote Infanterie zugesprochen werden, welche deren Vordringen in Grenzen halten mußte. Die rote Artillerie beschoß von Höhe 710 nach Mitteilung des Schiedsrichters daselbst hauptsächlich die über Kasperleshof zurückflutenden Teile von Blau; ihre dann später eintretende Wirkung gegen die bei Bühlerwald stehende blaue Artilleriegruppe konnte bei der großen Entfernung von 4000 m zunächst nicht bedeutend sein.

Nachdem der Leitende den Führer von Blau dahin verständigt hatte, daß der Zustand der Truppen eine weitere nennenswerte Tätigkeit am heutigen Tage nicht zulasse und die Schiedsrichter davon benachrichtigt waren, vollzog sich der Rückzug der blauen 3. Infanterie-Division über Hochmössingen nach Marschallenzimmern, wo sie Anschluß an die bisher angenommene, vom Nachmittag des 20. September an markierte 4. Infanterie-Division fand. Die Verfolgung durch die rote 2. Infanterie-Division fand in der Höhe von Beffendorf ihr Ziel, weil durch Nachrichten des Leitenden die Verhältnisse bei den links von ihr angenommenen, nunmehr ebenfalls

markierten Nebentruppen des zugehörigen Armeekorps ein weiteres Vorgehen an diesem Tage nicht gestatteten. Auch hiervon wurden die Schiedsrichter unterrichtet.

Die weitere schiedsrichterliche Tätigkeit beschränkte sich daher von jetzt ab auf diejenige bei der Kavallerie und den Vorposten. Zu Unternehmungen der durch den aufgeweichten Boden an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangten Kavallerie-Brigaden kam es nicht mehr, sie wurden demnächst zurückgezogen. Die rote Division belegte mit den vordersten Truppen Beffendorf, Kirchentannen und Winzeln und schob von hier aus schwache Sicherungen auf den Straßen nach Oberndorf und Hochmössingen vor. Die blaue Division hatte Vortruppen in Hochmössingen untergebracht und wollte von hier aus stärkere Abteilungen in der Richtung auf Beffendorf und Fluorn sowie nach Herrenwald vorschieben. Diese Absicht mußte auf der Straße Hochmössingen—Beffendorf dazu führen, daß die beiderseitigen Vortruppen aufeinanderstießen. Es kam noch nachmittags zu einem Gefecht bei Cap, nördlich Beffendorf, welches mit dem Rückzug von Blau auf Hochmössingen endete, so daß dieses sich mit der Besetzung dieses Ortes begnügen mußte. Das entsprach von vornherein der Lage, nachdem Blau unter namhaften Verlusten hatte zurückgehen müssen. Die Vorposten-Schiedsrichter hätten, da der Leitende, welcher sich auf dem anderen Flügel befand, nicht zur Stelle war, frühzeitig in dieser Richtung eingreifen und die nicht ausführbaren Bewegungen von Blau hindern können. Sie hatten in diesem Falle nicht nur in Unterstützung, sondern auch in Vertretung des Leitenden zu handeln.

Bei der darauffolgenden Übung am 21. September hatten die beiden gegenüberstehenden Divisionen im Korpsverbande im Anschluß an markierte Abteilungen zu wirken, welche die Nebentruppen darstellten. Da die Führung dieser markierten Truppen je einem Oberstleutnant von der Infanterie übertragen war, so blieben als Schiedsrichter bei der Infanterie am 21. September nur zwei Oberstleutnants verfügbar.

Die blaue 3. Infanterie-Division hatte am 21. September früh eine Stellung bei Marschalkenzimmern und Weiden eingenommen, in welcher der feindliche Angriff erwartet werden sollte. Rechts von ihr bei Dornhan befand sich, der Annahme nach, die 4. Infanterie-Division, deren linker Flügel auf der Höhe 673 westlich Marschalkenzimmern sowie durch Artillerie auf dem Höhenzuge östlich Dornhan markiert war. Das vor der Front befindliche hochgelegene Gelände bei Hochmössingen wurde durch ein Bataillon besetzt gehalten. Die Artillerie der Division befand sich mit neun Batterien auf dem Höhenrücken nördlich Marschalkenzimmern, rechter Flügel bei 685, eine Abteilung zu zwei Batterien — eine Batterie war zur Markierung bei den Nebentruppen abgegeben — war nach der Höhe 634 bei Weiden abgezweigt worden. In dieser Aufstellung hatte die 6. Infanterie-Brigade, von welcher zwei Bataillone zur Verfügung des Divisionskommandeurs standen, die Höhe 670 südlich Marschalken-

zimmern und den Waldrand zwischen diesem Ort und Weiden unter Verstärkung des Geländes durch Schützengräben besetzt, die 5. Infanterie-Brigade (zu fünf Bataillonen, ohne ein zur Markierung bei den Nebentruppen abgegebenes Bataillon) war nördlich Weiden unter schwacher Besetzung des Ortes zurückgehalten. Die am frühen Morgen über Hochmössingen vorgeschickte 5. Kavallerie-Brigade hatte in dem von den feindlichen Vortruppen besetzten Gelände nicht vorwärtskommen können und sich nach der Gegend nördlich Marschalkenzimmern zurückbegeben, wo sie Aufstellung nahm.

Bei Rot hatte die auf dem rechten Flügel der Aufstellung des roten Armeekorps befindliche 2. Infanterie-Division über Hochmössingen gegen den linken Flügel der bei Dornhan und Marschalkenzimmern angenommenen feindlichen Aufstellung vorzugehen, während die links von ihr befindliche 43. Infanterie-Division mit dem rechten (markierten) Flügel über Römlinsdorf und Erzwaschmühle durch die östlich letzterer gelegenen Waldungen vordringen, in ein ernsthaftes Gefecht aber nicht treten sollte, bevor das Vorgehen der 2. Infanterie-Division über Hochmössingen wirksam geworden wäre. Die 6. Kavallerie-Brigade sollte das Vorgehen der 2. Infanterie-Division auf deren rechtem Flügel begleiten.

Demnach war für den 21. September der Kampf um eine durch leichtere Feldbefestigungen verstärkte Stellung zu erwarten, bei welcher auf dem für die Übung in Betracht kommenden östlichen Flügel gleiche Kräfte in Angriff und Verteidigung gegenübertreten würden. Die Stellung der blauen 3. Infanterie-Division war auf ihrem rechten Flügel günstig, auf dem linken Flügel nicht. Die Anordnung, daß hinter dem letzteren eine Infanterie-Brigade zurückgehalten wurde, deutete darauf hin, daß hier, um die Ungunst des Geländes auszugleichen, angriffsweise verfahren werden sollte. Die Lage und Besetzung von Hochmössingen ließ erwarten, daß an dieser Stelle de Kampf um die Vorstellung seinen Anfang nehmen würde. Die Artilleriestellungen der auf Hochmössingen vorgehenden roten 2. Infanterie-Division waren den von Blau gewählten gegenüber nicht günstig. Eine gedecktes Einnehmen der Stellung gestattende Höhe unmittelbar nördlich Hochmössingen befand sich dicht am Dorf und sehr nahe der feindlichen Infanteriestellung. Die übrigen vorteilhaften Artilleriestellungen für Rot lagen weit zurück oder weit links heraus.

Diese Erwägungen konnte der Leitende den Schiedsrichtern bereits vor Beginn der Übung mitteilen, um sie auf die hauptsächlich in Betracht kommenden Punkte im Gelände sowie auf die Aussichten des Kampfes aufmerksam zu machen. Die Absichten des Leitenden gingen dahin, den Kampf um die Stellung in möglichst ausgiebiger Weise zum Austrag kommen zu lassen. Dazu war in erster Linie notwendig, die Führer und Schiedsrichter davon in Kenntnis zu setzen, daß die Verluste und moralischen Eindrücke des Kampfes am 20. September aus Übungsrücksichten am 21. September außer Betracht bleiben mußten.

Da der Zeitabschnitt der Manöver der Divisionen gegeneinander am 21. September schloß, so war für den Gang der Übung nur die Lage der Unterkunft für das anschließende Korpsmanöver gegen einen markierten Feind von Bedeutung. In dieser Beziehung mußte vermieden werden, daß die teilweise weit östlich und südöstlich von Oberndorf untergebrachte rote Division bei der Übung zu weit nach Norden gelangte und umgekehrt die blaue Division, deren Unterkunft östlich Sulz und Gegend lag, zu weit nach Süden. Eine ausgiebige Verfolgung nach Entscheidung des Kampfes am 21. September war daher weder auf der einen noch auf der anderen Seite wünschenswert. Trotzdem konnte dem Kampfe ungehinderter Lauf gelassen werden, da die Übung des 21. September, an welche sich die Besprechung der Vorgänge des 20. und 21. September, soweit sie klargestellt waren, anschloß, durch Signal beendet werden mußte und der Leitende in der Hand hatte, dies jederzeit erfolgen zu lassen. Außerdem konnte der Leitende auf das Verhalten der markierten Anschlußtruppen einwirken, bei welchen Rücksichten auf die Ausbildung in den Hintergrund traten. Bei diesen Truppen war der Chef des Generalstabes des Armeekorps beauftragt, im Namen des Leitenden die Entscheidung zu geben, und angewiesen, dafür Sorge zu tragen, daß das Vorgehen von Rot gegen die stark besetzte und verstärkte Stellung von Blau — im besondern bei Höhe 673 westlich Marschalkenzimmern — keine nennenswerten Erfolge erzielen durfte. So schien eine volle Entwicklung und ein längerer Kampf der roten 2. Infanterie-Division gegen die Stellung der blauen 3. Infanterie-Division gewährleistet.

Verteilung und Verhalten der Schiedsrichter waren ebenso wie am 20. September. Da jedoch nur zwei Schiedsrichter für die Infanterie vorhanden waren, so war der eine anzuweisen, zuerst bei Hochmössingen den Verlauf des Gefechts bei Blau zu beobachten und dem andern, das Vorgehen der roten 2. Infanterie-Division begleitenden, Schiedsrichter das Nötige mitzuteilen. Nach Entscheidung des Gefechts um die Vorstellung bei Hochmössingen hatte der erstere sein hauptsächliches Augenmerk auf die Vorgänge in der Gegend von Marschalkenzimmern, der letztere auf die bei Weiden zu richten. Da sich dann die beiden Abteilungen nahe gegenüberstanden, schien eine Einwirkung auf beiden Seiten ohne Schwierigkeiten möglich.

Der Schiedsrichter der Kavallerie hatte sich dem Vorgehen der blauen 5. Kavallerie-Brigade am frühen Morgen des 21. September angeschlossen und seinen Gehilfen abgesandt, um über den Aufenthalt und die Absichten der roten 6. Kavallerie-Brigade klar zu werden, welche das Vorgehen der roten 2. Infanterie-Division auf dem rechten Flügel begleitet und zunächst bei Schafhof Halt gemacht hatte. Die Besetzung bei Höhe 685 südlich Hochmössingen und bei Grundhaus durch ein weit auseinander gezogenes Bataillon der blauen 5. Infanterie-Brigade, welches, um den Feind zu täuschen und zur Entwicklung zu veranlassen, seine Stellung verstärkt hatte, erfüllte ihren Zweck. Die rote 2. Infanterie-Division ging mit der 4. Infanterie-Brigade von Beffendorf, mit der 3. Infanterie-Brigade von Winzeln gegen Hochmössingen vor und brachte ein

Feldartillerie-Regiment bei 695 nördlich Beffendorf, das andere — zu fünf Batterien, da eine Batterie zur Markierung bei den Nebentruppen abgegeben war — bei 688 nordöstlich Winzeln in Stellung (9⁰⁰ vormittags). Das Flachbahnfeuer von Höhe 695*) gegen die Infanteriestellung bei Hochmössingen konnte der Artillerieschiedsrichter von Rot nach Verbindung mit dem Infanterieschiedsrichter von Blau und nach Anweisung des bei 685 südlich Hochmössingen befindlichen Leitenden nicht für wirksam erklären, dagegen war bald festzustellen, daß der Ort Hochmössingen in Brand geschossen wurde. Die rote Artilleriegruppe bei 688 hatte das Feuer gegen blaue Artillerie aufgenommen, welche bei 685 nördlich Marschalkenzimmern erkannt wurde, stellte es jedoch ein, als auf Veranlassung des Leitenden durch den bei ihr befindlichen Schiedsrichter mitgeteilt wurde, daß die Az.-Schüsse wegen der großen Entfernung (über 5500 m) die feindliche Stellung nicht erreichten. Die blaue Artillerie hatte das Feuer nicht erwidert. Inzwischen war die leichte Besetzung bei Hochmössingen als solche bei Rot erkannt und 9¹⁵ vormittags von dem blauen Bataillon geräumt worden, welches sich, nur durch das brennende Dorf gehindert, gedeckt auf Weiden zurückzog, ohne daß der Schiedsrichter nennenswerte Verluste anzusagen Veranlassung hatte. Das Vorschreiten der in mehreren Marschkolonnen zur Entwicklung auseinandergezogenen roten Infanterie-Brigaden hatte nur einen geringen Aufenthalt erfahren. Die 4. Infanterie-Brigade wurde nunmehr nach der Gegend östlich, die 3. Infanterie-Brigade nach der westlich Hochmössingen herangeführt und dort zum Angriff gegen die jetzt als Hauptstellung des Feindes erkannte Stellung südlich Marschalkenzimmern bereitgestellt, die Artillerie nach der Gegend von Hochmössingen vorgezogen, wo bald nach 10⁰⁰ vormittags ein Regiment unmittelbar nördlich des Ortes, das andere südwestlich desselben in Stellung ging. Der Artillerieschiedsrichter bei Blau überzeugte sich bald davon, daß diese Bewegung der roten Artillerie von der blauen Artillerie bei 685 nördlich Marschalkenzimmern erkannt und sofort unter Feuer genommen wurde. Er teilte dem Artillerieschiedsrichter bei Rot mit, daß besonders die Gruppe nördlich Hochmössingen (sechs Batterien), welche von fünf blauen Batterien beschossen wurde,**) stark gelitten haben müßte. Dieser bestätigte dies und fügte hinzu, daß der Aufmarsch durch das brennende Dorf und die Stellung hart am Dorfrande ungünstig hätte wirken müssen. Ebenso wurde durch Mitteilung des Infanterieschiedsrichters bei Marschalkenzimmern bekannt, daß die blaue Infanterie aus den Schützengräben südlich des genannten Ortes gegen die in Stellung gehende rote Artillerie auf 1000 m gefeuert habe, diese aber, als sie sich mit einigen Batterien gegen die feuernde Infanterie wandte, infolge des heftigen feindlichen Artilleriefeuers Wirkung nicht erzielen konnte. Demnächst wurde festgestellt, daß die rote Artilleriegruppe in nicht günstiger Stellung südwestlich Hochmössingen

*) Leichte Feldhaubitzen waren nicht zur Verfügung.

**) Später griffen auch die beiden Batterien bei Weiden in diesen Kampf ein.

(fünf Batterien) von dem rechten blauen Flügel (vier Batterien) auf 4200 m beschossen wurde, bei der großen Entfernung zunächst gegenseitig ohne wesentlichen Erfolg. Als aber der Artilleriekampf von Blau sich, wie früher erwähnt, so günstig gestaltete, wurde das Feuer hier nur mit einigen Batterien unterhalten, mit der Mehrzahl der Batterien aber gegen das rote Regiment südwestlich Hochmössingen fortgesetzt, so daß auch hier stärkere Verluste für Rot von dem Schiedsrichter festgestellt wurden.

Der Leitende hatte sich frühzeitig von der Höhe 685 südlich Hochmössingen nach Höhe 681 nördlich dieses Ortes begeben und war auf Grund eigener Anschauung sowie durch die Berichte der Schiedsrichter völlig über den Gang des Artilleriekampfes unterrichtet. Er hatte bei der roten Artillerie nördlich Hochmössingen an den betroffenen Stellen das Zeigen von Verlustflaggen angeordnet.

Inzwischen war aber die Infanterie der roten 2. Infanterie-Division bereits zum Angriff angetreten. Schon 9^{45} vormittags war von dem rechten Flügel der markierten roten 43. Infanterie-Division, deren Artillerie nördlich Römlinsdorf ins Feuer getreten war, die Mitteilung an den Führer der roten 2. Infanterie-Division gelangt, daß sie am Nordrand des Waldes westlich Höhe 665 in lebhaftes Feuergefecht getreten sei und auf das Vorgehen der Division warte, um die vom Feinde besetzte gegenüberliegende Höhe 673 anzugreifen. Wie so oft, hatten die schwachen markierten Truppen den Weg erheblich schneller zurückgelegt, als die wirklichen; auch schien der der roten 2. Infanterie-Division durch die Besetzung von Hochmössingen durch Blau bereitete Aufenthalt nicht richtig erkannt oder berücksichtigt worden zu sein. Der mit den schiedsrichterlichen Funktionen bei den markierten Truppen betraute Offizier war nicht in der Lage gewesen, eine frühzeitige Aufnahme des Kampfes an dieser Stelle durch Rot, welche weder der Anlage noch den dem Führer der markierten 43. Infanterie-Division durch den Korpsbefehl des roten Armeekorps erteilten Weisungen entsprach, zu verhindern. Wenigstens faßte der Führer der roten 2. Infanterie-Division die Lage so auf, daß er wegen der Verhältnisse bei der Nachbar-Division gezwungen sei, den Kampf gegen die ihm gegenüberstehenden Truppen zur Durchführung zu bringen. Er ließ die 3. Infanterie-Brigade (vier Bataillone)*) aus der Gegend westlich Hochmössingen gegen die Höhe 670 südlich Marschalkenzimmern, die 4. Infanterie-Brigade (5 Bataillone)**) aus der Gegend östlich Hochmössingen gegen den Waldrand südlich Marschalkenzimmern vorgehen, und bestimmte das ihm zur Verfügung stehende Infanterie-Regiment Nr. 6 nach dem Waldstück südlich Weiden, um auf dem äußersten rechten Flügel eingreifen zu können. Gegen 10^{30} vormittags waren die Schützen beider Infanterie-Brigaden entwickelt und hatten auf etwa 800 m das Feuer gegen die gut gedeckt liegende blaue Infanterie auf-

*) Bestehend aus Infanterie-Regiment Nr. 5 zu drei Bataillonen und einem Bataillon Infanterie-Regiments Nr. 9, dessen anderes Bataillon zu den Anschlußtruppen abgezweigt war.

**) Infanterie-Regiment Nr. 7 zu 3 und Infanterie-Regiment Nr. 8 zu zwei Bataillonen.

genommen. Der Schiedsrichter hätte schon bei der Entwicklung namhafte Verluste ansagen müssen, insbesondere bei der 3. Infanterie-Brigade, welche beim Vorgehen von der blauen Artillerie beschossen wurde, deren bald errungene Überlegenheit über die rote Artillerie sie hierzu mehr und mehr instandsetzte. Auch die dem Gelände entsprechend verteilten, gut gedeckten Gruppen der blauen Infanterie mußten von Anfang an, trotzdem hier nur vier blaue Bataillone den angreifenden neun roten gegenüberstanden — zu Anfang drei blaue gegen fünf rote in erster Linie — das Vorgehen der roten Infanterie zu einem sehr verlustreichen gestalten.

Ein Versuch der roten 6. Kavallerie-Brigade, welche das für sie sehr unvorteilhafte Gelände am rechten Flügel verlassen und sich nach dem linken Flügel begeben hatte, durch einen Angriff gegen den rechten Flügel der Infanterie der blauen 3. Infanterie-Division in den ungünstigen Kampf der roten 3. Infanterie-Brigade einzugreifen, wurde vom Schiedsrichter der Kavallerie als gescheitert angesehen, umsomehr, als die blaue 5. Kavallerie-Brigade dagegen anritt, bis ihr stärkeres Feuer der feindlichen Infanterie ein Ziel setzte. Der Schiedsrichter mußte hier durch seine Entscheidung zum Ausdruck bringen, daß das verfrühte Vorgehen der roten Kavallerie-Brigade eine spätere Tätigkeit derselben erheblich beeinflussen würde, wenn auch Übungsrücksichten wiederum verhinderten, daß die Brigade, wie es der Wirklichkeit entsprochen hätte, völlig lahmgelegt wurde.

Der Leitende hatte sich um die Zeit des Vorgehens der roten Infanterie nach der Gegend von Weiden begeben, wo das vom Führer der blauen 3. Infanterie-Division befohlene Vorbrechen der 5. Infanterie-Brigade bevorstand; auch die Anwesenheit des einen der Schiedsrichter der Infanterie war hier erforderlich. So blieb für den im Gang befindlichen Infanteriekampf nur ein Schiedsrichter bei Marschalkenzimmern übrig. Die Unterstützung des Leitenden erwies sich, entgegen den früher gehegten Erwartungen, an dieser Stelle als nicht genügend. Die 3. Infanterie-Brigade, deren Vorgehen sich die 4. Infanterie-Brigade erst später anschloß, kam zwar nicht zum Erfolg, sie hätte aber in dem heftigen feindlichen Feuer ohne Unterstützung durch die eigene Artillerie auch nicht, wie es versucht wurde, bis 600 m vom Feinde vorgehen und dort zum Sturm ansetzen können. Das Vorgehen mußte schon weiter ab vom Feinde zum Stehen kommen, umsomehr, als auch die markierten roten Nebentruppen der starken blauen Stellung gegenüber nicht vorwärtskamen. Bei der roten 4. Infanterie-Brigade lagen die Verhältnisse günstiger. Sie hatte sich zwischen Punkt 681 und dem Wäldchen an dem von Hochmössingen nach Weiden führenden Feldwege auf etwa 800 m vom Feinde entwickelt und litt zunächst nicht besonders unter dem Feuer der blauen Artillerie, da die blauen Batterien von Höhe 634 nördlich Weiden erst spät in das Gefecht eingriffen.

Als die Brigade dann aber, durch das Vorgehen der 3. Infanterie-Brigade veranlaßt, bald näher an die feindliche Stellung heranging, mehrten sich auch hier die

Verluste, und das Vorgehen mußte umsomehr zum Stehen kommen, als sich gegen 11⁰⁰ vormittags die Einwirkung der blauen 5. Infanterie-Brigade fühlbar machte.

Die eben geschilderten lehrreichen Verhältnisse des Infanteriegefechts kamen infolge ungenügender schiedsrichterlicher Einwirkung nicht in dem erforderlichen Maße zur Geltung und zum Austrag an Ort und Stelle; sie konnten erst bei der nachträglichen Besprechung in das rechte Licht gestellt werden. Auch verlief infolgedessen das Infanteriegefecht an dieser Stelle zu schnell.

Das auf dem rechten Flügel der roten 2. Infanterie-Division zur Verfügung des Divisionskommandeurs stehende Infanterie-Regiment Nr. 6 hatte soeben — gegen 11⁰⁰ vormittags — die Waldspitze nördlich 641 besetzt, als gegen diese ein umfassender Angriff der durch die beiden Bataillone der Reserve verstärkten, von den beiden Batterien bei 634 unterstützten blauen 5. Infanterie-Brigade erfolgte, welche mit starken Schützen zu beiden Seiten von Weiden vorging. Der hier zur Stelle befindliche Leitende war durch den die Verhältnisse auf dem östlichen Flügel beobachtenden Schiedsrichter von der Überlegenheit der blauen Infanterie und der ungünstigen Lage des roten Infanterie-Regiments, welches nur geringe Kräfte in vorderer Linie hatte, zur Entwicklung bringen können, unterrichtet. Er fällte daher, mit Rücksicht auf die Gesamtlage, nach kurzer Zeit die Entscheidung zugunsten von Blau und wies den Schiedsrichter an, den Einfluß des Vorgehens der blauen Infanterie auf den rechten Flügel der roten 4. Infanterie-Brigade zur Geltung zu bringen, während er sich zu dem bei Hochmössingen befindlichen Führer der roten 2. Infanterie-Division begab, um diesen über die Gesamtlage aufzuklären. Er stellte nach Rücksprache mit dem bei der roten Artillerie befindlichen Schiedsrichter fest, daß die rote Artilleriegruppe nördlich Hochmössingen in kurzer Zeit die Bewegungsfähigkeit verlieren würde, und wies darauf hin, wie der Divisionskommandeur sich überzeugen könne, daß die benachbarte Division Fortschritte gegen die blaue Infanteriestellung nicht gemacht habe. Da auch die blaue Infanterie bei Marschalkenzimmern anfing, sich dem Vorgehen ihres linken Flügels anzuschließen, so wurde 11¹⁵ vormittags der Rückzug der roten Artillerie nach Höhe 688 nordöstlich Winzeln befohlen, welchem die Infanterie auf Winzeln und Kirchentannen folgte, während die Kavallerie-Brigade den Rückzug decken sollte. Als diese Bewegungen angetreten wurden, beendete der Leitende die Übung durch Signal und schloß dann die Besprechung der beiden Übungstage.

Die Zeitdauer des Kampfes zwischen Hochmössingen und Marschalkenzimmern erscheint aus den vorstehend angegebenen Gründen zu kurz, der kriegsmäßige Charakter des Gefechts war nicht an allen Stellen gewahrt worden, die schiedsrichterliche Tätigkeit und ihre unterstützende Verbindung mit dem Leitenden nicht immer genügend zur Geltung gekommen.

Aus der Schilderung der beiden Manövertage ist zu ersehen, wie schwierig sich eine erfolgreiche schiedsrichterliche Tätigkeit gestaltet, wie sie in vollem Maße nutz-

bringend nur werden kann bei ausreichenden Kräften in enger Verbindung mit dem Leitenden und nach dessen Anweisungen, wie aber andererseits dieser auf die intensive Unterstützung durch die Schiedsrichter angewiesen ist, um den schwierigen Anforderungen der Leitung der Übungen nach kriegsmäßigen Grundsätzen entsprechen zu können. Die Ansprüche, welche in dieser Beziehung an die Schiedsrichter gestellt werden, sind recht hohe; sie werden nur erfüllt werden, wenn die militärische Durchbildung der verwendeten Offiziere eine gründliche ist und sie die nötige Anleitung für die zu erreichenden Ziele und vorliegenden Zwecke erhalten. Eine nachträgliche Besprechung und Zergliederung stattgehabter Übungen, wie sie hier vorgeführt wurde, wird wesentlich dazu beitragen, die Begriffe zu klären und Fortschritte in dem zu Erreichenden herbeizuführen.

Die Einwirkung der schiedsrichterlichen Tätigkeit bei den Divisions- und Brigademanövern wird sich in ähnlicher Weise vollziehen wie bei den hier eingehender behandelten Korpsmanövern. Die Übersicht bei diesen kleineren Übungen ist leichter, die Entfernungen sind geringer. Die persönliche Einwirkung des Leitenden wird daher bei ihnen mehr zur Geltung kommen, seine Verbindung mit den Schiedsrichtern ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen sein. Andererseits sind die kleineren Manöver vielfach schwerer kriegsmäßig zu gestalten, da sie sich mehr von den einfachen Verhältnissen des großen Krieges entfernen; es wird daher in erhöhtem Maße einer ergänzenden Wirksamkeit der Schiedsrichter bedürfen, um den Leitenden darin zu unterstützen, daß größeren Unnatürlichkeiten vorgebeugt wird.

Die Übungen dagegen, welche über den Rahmen der Korpsmanöver hinausgehen, erfordern besondere Maßnahmen. Die Leitung ist bei dem Umfang, den die großen Herbstübungen annehmen, in der Regel nicht mehr in der Lage, die Gefechtsfelder vollständig zu übersehen; die Entfernungen wachsen derart, daß auch die Verbindung mit den Schiedsrichtern oft auf Schwierigkeiten stößt. Es bedarf daher einer großen Anzahl von Schiedsrichtern und nebenbei von Verbindungsgliedern, um die schwierige Übersicht und Leitung dieser Übungen zu ermöglichen. Dagegen ist hier die Auswahl der Schiedsrichter nicht wie bei den alljährlichen Übungen beschränkt, es steht zu diesem Zweck eine größere Anzahl höherer Offiziere zur Verfügung, welche imstande sind, die größeren Verhältnisse zu übersehen und die Leitung entsprechend zu unterstützen. Die oberste Leitung kann die Überwachung des kriegsmäßigen Verlaufs der Übung gewissermaßen dezentralisieren, indem die Gefechtsfelder je zweier gegenüberstehender Divisionen einer besonderen Leitung durch entsprechende Schiedsrichter unterstellt werden. Die früher ausgesprochenen Anschauungen über den Einfluß der Leitung und die Unterstützung, welche diese bei den Schiedsrichtern finden muß, werden bei den großen Herbstübungen in erhöhtem Maße zur Anwendung kommen müssen, um den Verlauf in den erforderlichen Grenzen zu halten und ihn kriegsmäßig zu gestalten. Je größer die Verhältnisse werden, desto mehr verschieben eine schnelle

Erledigung kriegerischer Tätigkeit an einzelnen Stellen des Gefechtsfeldes oder anderweitige Unnatürlichkeiten die kriegsmäßige Lage, deren Herstellung dann besonders eingreifende Maßregeln erfordert, welche zu vermeiden wünschenswert ist. Je mehr durch sachgemäße Anleitung und Belehrung bei den kleineren Manövern das Wesen der schiedsrichterlichen Tätigkeit erkannt wird, desto nutzbringender wird die Wirksamkeit der Schiedsrichter bei diesen Übungen großen Stils werden, welche in weitgehendstem Maße die Anschauungen und Erfordernisse des großen Krieges zur Geltung bringen sollen.

Auch für die Korpsmanöver gegen einen markierten Feind gelten ähnliche Verhältnisse, wenn auch die einfachen hierbei zur Lösung kommenden Gefechtsaufgaben nicht so weitgehende Ansprüche an die Leitung stellen und diese in den Stand setzen, mit geringerer schiedsrichterlicher Unterstützung zum Ziele zu gelangen.

Bei den besonderen Übungen, zu welchen Fußartillerie und Pioniere herangezogen werden, um eine ihrer Eigenart entsprechende Verwendung zu finden, werden Offiziere dieser Waffen mit entsprechenden schiedsrichterlichen Funktionen betraut werden müssen, um die vorliegenden Zwecke in vollem Maße zu erreichen, was im übrigen nach Möglichkeit auch bei allen Manövern, an denen diese Waffengattungen teilnehmen, zu beachten ist.

Zum Schluß dieser Betrachtungen ist aber noch ein Punkt hervorzuheben, welchen man zwar als selbstverständlich betrachten kann, der aber trotzdem nicht überall eine seiner Wichtigkeit entsprechende Beachtung zu finden scheint. Wie auch in anderen Beziehungen die wenigen Manövertage im Jahre einer eingehenden Ergänzung durch die Tätigkeit der Truppen im Laufe des ganzen Übungsjahres bedürfen, so muß auch die schiedsrichterliche Wirksamkeit bei jeder Übung zur Anwendung gelangen, denn niemals ist bei der vorbereitenden Tätigkeit für den Krieg zu entbehren, daß die im Frieden fehlenden Einflüsse und Eindrücke des Krieges so ausgiebig wie irgend möglich ersetzt werden.

An erster Stelle wird dies zu verlangen sein bei den Übungen der größeren Truppenkörper der verschiedenen Waffengattungen, durch welche diese die Fähigkeit erlangen sollen, als Glieder der Truppeneinheit für größere Verhältnisse — der Division — zu wirken. Bei diesen Übungen fällt zwar die Schwierigkeit fort, welche bei den Manövern mit den Rücksichten auf den Gang der Übung in Verbindung stehen, aber der Leitende, dem die Ausübung der schiedsrichterlichen Tätigkeit zufällt, ist in der Regel hier auch Führer des betreffenden Truppenkörpers. Er bedarf bei dieser verschiedenartigen Inanspruchnahme umsomehr der Unterstützung in der schiedsrichterlichen Tätigkeit, auf deren Leitung er dann im Rahmen einer enger gestellten Gefechtsaufgabe in vielen Fällen ganz verzichten kann, um unbefangener zu sein in bezug auf die Wirkung, welche die Durchführung seiner Anordnungen auf kriegsmäßiger Grundlage zu erzielen imstande ist. In noch höherem Grade wird

eine schiedsrichterliche Tätigkeit zur Wirkung gelangen, wenn bei Besichtigungen der Führer des Truppenkörpers von der Leitung der Übung entbunden ist und einfach die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen hat. Der Besichtigende wird dann in erster Linie diese Tätigkeit ausüben und selbst oder durch die ihm zu Gebote stehenden Organe zum Ausdruck bringen. Es erscheint daher sehr vorteilhaft, wenn auch bei solchen Übungen Schiedsrichter in Tätigkeit treten, um im Verein mit dem Leitenden oder Besichtigenden und deren Organen auf den kriegsmäßigen Verlauf der Übung einzuwirken, in demselben Sinne, wie dies weiter oben bei den Manövern aufgeführt wurde. Mehr jedoch als bei den Manövern, deren vielseitige Anforderungen und größere Ausdehnung im Raume die Aufmerksamkeit nach verschiedenen Richtungen hin in Anspruch nehmen, kann die schiedsrichterliche Tätigkeit bei diesen Übungen ins einzelne gehen und das eigentliche Wesen des Kampfes der verschiedenen Waffengattungen in kriegsmäßiger Weise zur Geltung bringen; sie wird gerade hier schwer zu entbehren sein und nicht immer nur durch Einwirkung des Führers oder Leitenden zur Ausübung gelangen können. Denn es kommt bei den Übungen der einzelnen Waffengattungen in hohem Grade darauf an, daß Führer und Truppe zu jeder Zeit darüber in Klarheit erhalten werden, welchen Einfluß die Feuerwirkung und sonstige feindliche Maßnahmen in den einzelnen Stadien des Gefechts und an den verschiedenen Stellen der Gefechtslinie ausüben. Nur so kann das Wesen des Gefechts der verschiedenen Waffengattungen zum richtigen Ausdruck kommen, die kriegsmäßige Tätigkeit den Unterführern anerzogen und ihre Bedeutung erkannt werden; nur auf diese Weise wird eine schematische Anwendung der in den Reglements enthaltenen Formen vermieden werden, welche für die Erfüllung kriegerischer Zwecke nicht genügen und unter Umständen im Kriege verhängnisvolle Folgen tragen würde. Nach dem, was bei den Manövern in dieser Hinsicht hervorgehoben wurde, bedarf es für die Übungen der größeren Truppenkörper der verschiedenen Waffengattungen keiner Wiederholung der maßgebenden Gesichtspunkte. Die Manöver werden die Richtschnur geben für das, worauf es ankommt, die Übungen der einzelnen Waffengattungen auch in betreff der schiedsrichterlichen Tätigkeit weiter ausbauen und in gleicher Weise ergänzend wie vorbereitend wirken.

Die Übungen und Besichtigungen der Brigaden und Regimenter im Gefechtsverhältnis werden in der Mehrzahl der Fälle gegen einen markierten Feind stattfinden, durch welchen naturgemäß nur in unvollkommener Weise die Wirkungen der die Maßnahmen der übenden Truppe beeinflussenden Momente zum Ausdruck gelangen können. Umsomehr ist daher hier die Ergänzung durch die schiedsrichterliche Tätigkeit notwendig, um Unnatürlichkeiten größeren Umfangs vorzubeugen und einen lehrreichen kriegsmäßigen Verlauf der Übungen zu gewährleisten. Das in vieler Beziehung mangelhafte Aushilfsmittel der Markierung feindlicher Truppen kann auf diese Weise eine wirksame Ergänzung erfahren, welche sich bei allen Waffengattungen fühlbar

machen wird. Die Infanterie wird dann auch bei einem markierten Feinde besser die Rücksichten beobachten lernen, welche sie einem solchen gegenüber nur zu leicht außer acht läßt. Das Kavalleriegefecht gegen markierte Truppen wird wesentlich kriegsgemäßer verlaufen und besonders das Eingreifen der bei größeren Verbänden gerade hier schwer zu entbehrenden markierten Nebenglieder sich natürlicher gestalten, wenn eine intensive schiedsrichterliche Tätigkeit unterstützend eingreift. Ebenso werden die vielseitigen, den Artilleriekampf bestimmenden Momente nur auf diese Weise bei den vorbereitenden größeren Übungen dieser Waffe in ausreichendem Maße zur Geltung kommen.

In den Fällen aber, in denen es möglich ist, auch bei diesen Übungen der übenden Truppe wirkliche Truppen gegenüberzustellen, wird eine Unterstützung des Leitenden oder Besichtigenden in der schiedsrichterlichen Tätigkeit selbstverständlich um so notwendiger, damit die beabsichtigten Erfolge erzielt werden können, unbeschadet des Umstandes, daß auch in diesem Falle das Hauptinteresse der übenden oder zu besichtigenden Truppe zufällt. Ganz besonders können Schiedsrichter unterstützend eingreifen, wenn die Verluste zur Darstellung gebracht werden sollen, was von Zeit zu Zeit von außerordentlichem Werte ist, um richtige Anschauungen über den Verlauf der Gefechte im Kriege zu gewinnen.

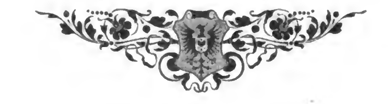
Bei den kleineren Übungen wird es in der Regel Sache des Führers oder Besichtigenden der Truppe sein, den Ersatz für die fehlenden Eindrücke und Einflüsse des Krieges herbeizuführen. Stets wird sich dieser aber der Notwendigkeit bewußt sein müssen, diese Eindrücke und Einflüsse im Sinne einer schiedsrichterlichen Tätigkeit zur Geltung zu bringen. Er wird öfter, als dies in der Regel geschieht, diese Tätigkeit entfalten müssen, um dem Schema und der Hintansetzung des im Kriege Erforderlichen vorzubeugen. Eine kurze Angabe, daß das feindliche Feuer einer Truppe eine anzugebende Zahl von Verlusten beigebracht hätte, wird sofort bestimmend und klärend auf das weitere Verhalten von Führer und Truppe einwirken. Kann der Führer oder Besichtigende sich für diesen Zweck eine Unterstützung verschaffen, so wird dies auch hier entschieden von Nutzen sein.

Dasselbe gilt für die Schießübungen, bei denen der Einfluß der feindlichen Feuerwirkung auf die eigene Wirksamkeit oft genug außer acht gelassen wird, so daß irrtümliche Anschauungen über die Möglichkeit und Art der Wirkung gezeitigt werden. Die Schießübungen werden in weit höherem Grade belehrend und nutzbringend verlaufen, wenn entsprechende Entscheidungen über die Wirkung des feindlichen Feuers auf die Maßnahmen der schießenden Truppe einwirken und die Tätigkeit der letzteren nicht so ungestört verläuft, wie dies meistens der Fall ist. Es wird auch hier von Vorteil sein, den Entscheidungen im Sinne einer schiedsrichterlichen Tätigkeit von Zeit zu Zeit greifbaren Ausdruck durch das Austreten von Verlusten zu geben, und

der Leitende wird in den meisten Fällen Gelegenheit haben, zu diesem Zweck unterstützende Organe heranzuziehen.

So wird es angebracht sein, die Festsetzungen und Anleitungen der F. O. über die schiedsrichterliche Tätigkeit auch über die engen Grenzen der Manöver hinaus auszudehnen, um den kriegsmäßigen Verlauf der vorbereitenden Übungen zu fördern und den an sich ebenso einfachen als selbstverständlichen Grundgedanken der Bestimmungen über die Schiedsrichter, daß die Einflüsse und Eindrücke des Krieges bei den Übungen nach Möglichkeit zu ersetzen sind, während der ganzen Dauer des Übungsjahres immer wieder vor Augen zu führen und zur Betätigung gelangen zu lassen.

Frhr. v. Falkenhausen,
General der Infanterie z. D.



Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68–71.



